Deutsche Dichtung

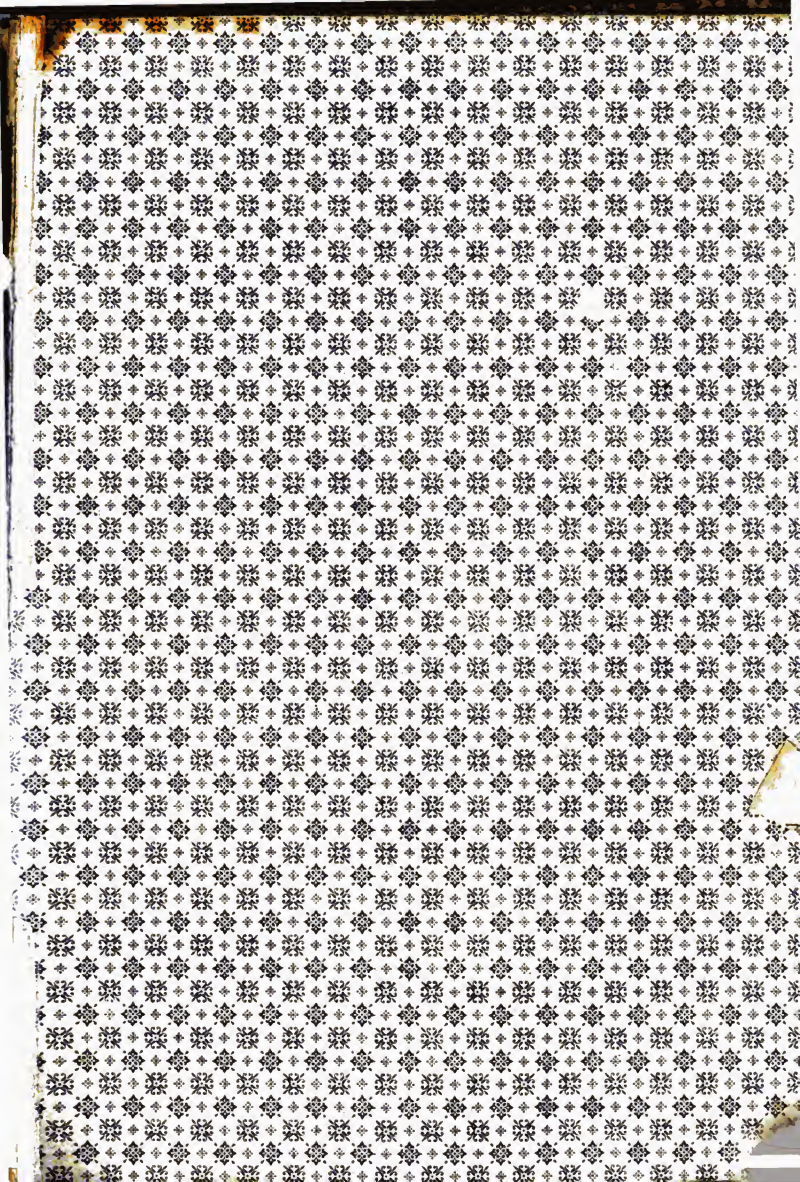
Digitized by Google

0902
2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Erster Band.

Heft 1—12.

Oktober 1886 bis März 1887.

Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1887.

Digitized by Google

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des I. Bandes.

Seite

Anzengruber, L., in Wien 210. 242
Avenarius, Ferdinand, in Dresden 87. 230

Bauernfeld, Eduard von, in Wien 51. 168. 251. 276. 305. 307. 308
Baumbach, Rudolf, in Meiningen 72. 218
Bayer, Josef, in Wien . . 26. 317
Bechstein, Reinhold, in Rostock 80. 288
Becker, Albert, in Berlin . . . 14
Berger, Julius, in Wien . . . 1
Bodenstedt, Friedrich, in Wiesbaden 41. 140. 199. 257
Brandl, A., in Prag 79
Brann-Wiesbaden, Karl, in Leipzig 127
Brugsch, H., in Charlottenburg . 68

Dahn, Felix, in Königsberg 87. 189
David, J. J., in Wien . 111. 239
Dingelstedt, Franz von. (Ungedruckter Nachlaß). 238

Ebert, K. (Unveröffentlichter Nachlaß) 244
Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien 39. 199. 216
Engerth, Eduard von, in Wien 75
Engl, Hugo, in München . . 12. 13

Fischer, J. G., in Stuttgart 68. 316
Fischer-Cörlin, C., in Berlin 268. 269
Fitger, A., in Bremen . 46. 140. 218
Fontane, Theodor, in Berlin . 11
Franzos, Karl Emil, in Wien 73. 177. 207. 266. 299
Frapan, Ilse, in Stuttgart . . 213
Freytag, Gustav, in Siebleben 16
Fulda, Ludwig, in München 55. 182. 230

Gause, W., in Wien 212
Gehrts, Karl, in Düsseldorf 108. 188
Gervinus, G. G. (Ungedruckter Nachlaß) 281
Gildemeister, Otto, in Bremen 254
Godin, A., in München . . . 87
Goldmark, Karl, in Wien 200. 205
Gottschall, Rudolf von, in Leipzig 165
Granichstaedten, Emil, in Wien 235
Greif, Martin, in München 87. 316

Seite

Halm, Friedrich. (Ungedruckter Nachlaß) 47
Hamerling, Robert, in Graz 10. 36. 40. 41
Hartung, Otto, in Wien 184. 245
Haushofer, Max, in München 258
Hebbel, Friedrich. (Ungedruckter Nachlaß) . . 9. 101. 122. 140. 281
Heine, Heinrich. (Ungedruckter Nachlaß) . . . 152. 153. 156. 157
Herz, Wilhelm, in München . . 11
Heuberger, Richard, in Wien 228
Heyse, Paul, in München 96. 117. 147. 170
Hoernes, Moriz, in Wien . . 262
Hofmann, Heinrich, in Berlin . 66
Honegger, J. J., in Zürich 160. 285

Jensen, Wilhelm, in Freiburg i. B. 65. 155. 165

Kalbeck, Max, in Wien 43. 152. 169. 204. 213
Knöchl, Hans, in München 202. 293
Koch, Max, in Marburg (Hessen) 183
Kruse, Heinrich, in Bückeburg . 193

Laistner, Ludwig, in München 162. 186
Lambel, Hans, in Prag . . 231
Laube, Heinrich. (Ungedruckter Nachlaß) 237
Lemmermayer, Fritz, in Wien 128. 281
Leuthold, Heinrich. (Ungedruckter Nachlaß) 41. 199
Liezen-Mayer, Alexander, in München 4. 5
Lingg, Hermann, in München 10. 268
Löher, Franz von, in München 263
Lorm, Hieronymus, in Dresden 111

Meyer, Konrad Ferdinand, in Zürich-Kilchberg 20
Milow, Stefan, in Görz . 41. 165
Minor, Jakob, in Wien . . 123
Muncker, Franz, in München 32. 319

Nordmann, Johannes, in Wien 250

Oertzen, Georg von, in Marseille 253
Oswald, J. G., in Bonn . . 165

Seite

Pachler, Faust, in Wien . . . 47
Paoli, Betty, in Wien 43
Paul, Hermann, in Freiburg i. B. 288
Pietsch, Ludwig, in Berlin . . 102
Port, Frieda, in München . . 280
Proelß, Johannes, in Frankfurt am Main 206

Reichel, Eugen, in Berlin 198. 263
Rittershaus, Emil, in Barmen 213
Roquette, Otto, in Darmstadt 17. 44. 69. 93. 112. 141. 275. 280

Samosch, Siegfried, in Berlin . 79
Sanders, Daniel, in Altstetten 31
Schack, Adolf Friedrich Graf von, in München 217. 218. 219
Scheffel, Josef Viktor von. (Ungedruckter Nachlaß) 11. 60. 61. 64. 65
Scherer, Wilhelm. (Ungedruckter Nachlaß) 125. 126
Scherr, Johannes. (Ungedruckter Nachlaß) 180. 181
Schmidt-Weißenfels, Eduard, in Stuttgart 239. 320
Schönbach, A. E., in Graz 55. 261
Scholl, Ferdinand, in Stuttgart 78
Steinhausen, Wilhelm, in Frankfurt a. M. 132
Stieler, Karl. (Ungedruckter Nachlaß) . 12. 13. 87. 245. 248. 249. 250
Storm, Theodor, in Hademarschen 2. 34. 58. 82. 106. 130. 133

Telmann, Konrad, in Mentone . 208
Thaler, Karl von, in Wien . . 52

Vischer, Friedrich Theodor, in Stuttgart 10

Wallnöfer, Adolf, in Bremen . 42
Wehle, J. A., in Wien 36. 37. 164
Weinhold, Karl, in Breslau . 29
Werner, Anton von, in Berlin 57. 76. 81. 84. 85. 88. 89. 102
Werner, Richard Maria, in Lemberg 126
Wilbrandt, Adolf, in Wien . 21
Wildenbruch, Ernst von, in Berlin 111
Wolff, Julius, in Berlin . . . 109

SEP 22 1921

(RECAP)

0962 2347 v.1

1966

Digitized by Google

Inhalt des I. Bandes.

Novellen und Erzählungen.

Seite

Ein Doppelgänger. Novelle von Theodor Storm 2, 34, 58, 82, 106, 130
Auf der Schwelle. Novelle von Ludwig Laistner 162, 186
Die Heimkehr. Erzählung von Ludwig Anzengruber 210, 242
Ein Irrtum. Novelle von Karl Emil Franzos 266, 290

Parabeln.

Prometheus. Von Marie von Ebner-Eschenbach 39
Der Gotteslegner. Von Derselben 39
Licht und Schatten. Von Friedrich Bodenstedt . 257

Aphorismen.

Aphorismen. Von Friedrich Hebbel. (Ungedruckter Nachlaß) 9
Aus „Erinnerungen aus meinem Leben". Von Gustav Freytag 16
Dramaturgische Aphorismen. Von Friedrich Hebbel. (Ungedruckter Nachlaß) 101
Tagebuchblätter. Von Demselben 122
Über Geschichtsschreibung. Von Wilhelm Scherer. (Ungedruckter Nachlaß) 125, 126
Aphorismen. Von Johannes Scherr. (Ungedruckter Nachlaß) 189
Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach 216

Lyrik.

Capri. Von Hermann Lingg 10
Im See. Von Friedrich Theodor Vischer . . . 10
An den Abendstern. Von Robert Hamerling . . 11
Vision. Von Wilhelm Hertz 11
Gulbranddal. Von Theodor Fontane 11
Radolfzell. Von Joseph Viktor von Scheffel. (Ungedruckter Nachlaß) 11
Da Führer. Von Karl Stieler. (Ungedruckter Nachlaß) 12
Und wann i koa Geld hab'. Von Demselben. (Ungedruckter Nachlaß) 13
Kaiser Sigmunds Ende. Von Konrad Ferdinand Meyer 20
Das kranke Kind. Von Robert Hamerling . . 36
Die lyrische Muse. Von Demselben 40
Wehrlos. Von Demselben 41
Rabe und Nachtigall. Von Friedrich Bodenstedt 41
Nach der Erfüllung. Von Stefan Milow 41
In den Alpen. Von Heinrich Lenthold. (Ungedruckter Nachlaß) 41
Der herbste Verlust. Von Betty Paoli 43
Angela. Von Max Kalbeck 43
Romanze. Von A. Fitger 46

Seite

Zahme Xenien: Modernes Theater. Von Eduard von Bauernfeld 61
Gedenkspruch. Von Joseph Viktor von Scheffel. (Ungedruckter Nachlaß) 64
Clara. Von Demselben 65
Seefahrt. Von Demselben 65
Dämmerung. Von Wilhelm Jensen 65
Bis an mein Ende. Von J. G. Fischer 68
Hirtenlied aus dem Ghilan. (Persisch.) Übersetzt von V. Brugsch 68
Die unsterblichen Schwestern. Von Rudolf Baumbach 72
Schloß Schwanstein. Von Felix Dahn 87
Wachen. Von A. Godin 87
An den Abendhimmel. Von Martin Greif . . . 87
Gebet. Von Ferdinand Avenarius 87
Der Besuch. Von Karl Stieler. (Ungedruckter Nachlaß) 87
Der Pilger. Von Julius Wolff 109
Besiegt. Von Ernst von Wildenbruch 111
Vergangenheit. Von Hieronymus Lorm 111
Wie es kam. Von J. J. David 111
Confluenze. Von Theodor Storm 133
Unverbesserlich. Von A. Fitger 140
Pflug und Schwert. Von Friedrich Bodenstedt . 140
Lieder und Epigramme. Von Friedrich Hebbel. (Ungedruckter Nachlaß) 140
Bootfahrt. Von Wilhelm Jensen 165
Nanette. Von Rudolf von Gottschall 165
Im Winter. Von J. G. Oswald 165
Abwehr. Von Stefan Milow 165
Zahme Xenien. Von Eduard von Bauernfeld. (Übergangszeit. Süße Natur.) 168
Der neue Prophet. Von Max Kalbeck 169
Der erste Spiegel. Von Felix Dahn 189
Deutsche Sprache. Von Eugen Reichel 198
Dichterlos. Von Heinrich Leuthold. (Ungedruckter Nachlaß) 199
Spruch. Von Friedrich Bodenstedt 199
Einschlafen. Von Marie von Ebner-Eschenbach . 199
Ständchen. Von Max Kalbeck 213
Ein Lebewohl. Von Emil Rittershaus 213
An ein schlafendes Kind. Von Ilse Frapan . . . 213
Sonett. Von Adolf Friedrich Graf von Schack . 217
Lied einer Mutter. Von Demselben 218
Zweikampf. Von A. Fitger 218
Ein Wunder. Von Rudolf Baumbach 218
Die Pest. Von Ferdinand Avenarius 230
Sprüche. Von Ludwig Fulda 230
Wintergang. Von Otto Hartung 245

Digitized by Google

Seite

Für Tyrol. Von Karl Stieler. (Ungedruckter Nachlaß) 245
Am Grabe Franz von Kobells. Von Demselben . 248
Ins Amerika. Von Demselben 249
Beim Törteln. Von Demselben 250
Der Handwerksbursch. Von Demselben 250
Zeit lassen. Von Demselben 250
Vergangen. Von Johannes Nordmann 250
Begegnung. Von Georg von Oertzen 253
Im Jannstempel. Von Hermann Lingg 268
„Was ich geschaffen, blieb so weit vom Ziel." Von Otto Roquette 275
Sprüche. Von Demselben 275
Das Alter. Elegie. Von Demselben 280
In der Nacht. Von Frieda Port 280
Zahme Xenien. Von Eduard von Bauernfeld 305. 307
Den Enterbten. Von Johannes Proelß 306
Frühling. Von Martin Greif 316
Verloren. Von J. G. Fischer 316

Epische Dichtungen.

Cesario. Novelle in Versen. Von Otto Roquette 17 41. 69. 93. 112. 141
Die gute Herrin. Nordisches Idyll. Von Heinrich Kruse 193
Epische Dichtungen. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. Rose und Nachtigall. 219. Medusa . 923
Ein Damenabenteuer. (Une bonne fortune.) Von Alfred de Musset. Übersetzt von Otto Gildemeister. 254

Dramatische Dichtungen.

Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel in einem Aufzug. Von Adolf Wilbrandt 21
Scenen aus: „Schwert, Hammer, Buch." Von Friedrich Halm. (Ungedruckter Nachlaß) 47
Die Weisheit Salomos. Schauspiel in fünf Akten. Von Paul Heyse. 96. 117. 147. 170
Mädchenrache, oder Die Studenten von Salamanca. Komödie in 2 Akten. Von Eduard von Bauernfeld 251. 276. 308

Essays.

Zur Technik der Dichtkunst. Von Josef Bayer . . 26
Gustav Freytag. Von Karl Weinhold 29
Robert Hamerling. Von Karl von Thaler . . . 52
Josef Viktor von Scheffel. Von Karl Emil Franzos 73
Erinnerungen aus Karlsruhe. Von Anton von Werner 89
Anton von Werner. Von Ludwig Pietsch 102
Wilhelm Scherer. Von Jakob Minor 123
Heine-Reliquien. Mitgeteilt von Max Kalbeck . . 152
Theodor Storm. Von Wilhelm Jensen 155
Johannes Scherr. Von Karl Emil Franzos . . . 177
Karl Goldmark. Von Max Kalbeck 204
Adolf Friedrich Graf von Schack. Von Hans Lambel 231
Ein deutscher Komiker. Von Emil Granichstaedten 235
Karl Stieler. Von Max Haushofer 258
Aus Friedrich Hebbels Briefwechsel. Ungedruckte Briefe von Friedrich Hebbel und G. G. Gervinus. Mitgeteilt von Fritz Lemmermayer 281

Seite

Otto Roquette. Von J. J. Honegger 285
Eduard von Bauernfeld. Von Josef Bayer . . . 317

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Über eine Akademie der deutschen Sprache. Von Daniel Sanders 31. Von Hermann Paul 288. Von Reinhold Bechstein 288
Wilhelm Herz' Spielmannsbuch. Besprochen von Franz Muncker 32
Paul Heyses „Himmlische und irdische Liebe". Besprochen von Ludwig Fulda 55
Borinskis „Poetik der Renaissance". Besprochen von A. F. Schönbach 55
J. G. Fischer. Von Ferdinand Scholl 78
Schönfelds Satiren und Epigramme. Besprochen von Siegfried Samosch 79
Pius' „Blätter, Blüten, Früchte". Besprochen von A. Brandt 79
Schmeckebiers deutsche Versiehre. Besprochen von Reinhold Bechstein 80
Aus Wilhelm Scherers Nachlaß 126
Madachs „Tragödie des Menschen". Besprochen von Richard Maria Werner 126
Schmegans „Ans fernen Landen". Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden 127
Neue Dichtungen. Besprochen von Fritz Lemmermayer 128
Neue Erzählungen. Besprochen von J. J. Honegger 160
Ossip Schubins „Gloria victis". Besprochen von Ludwig Fulda 182
Karl von Reinhardstoettners „Die klassischen Schriftsteller des Altertums in ihrem Einflusse auf die späteren Litteraturen." Besprochen von Max Koch 183
Neue Anthologien. Besprochen von Otto Hartung 184
Neues von und über Scheffel. Besprochen von Karl Emil Franzos 207
Georg Taylors „Elfriede". Besprochen von Konrad Telmann 208
Neue Romane und Novellen. Besprochen von Eduard Schmidt-Weißenfels 239
Neue Lyrik. Besprochen von J. J. David 239
Zur Goethe-Litteratur. Von A. F. Schönbach . . 261
Erzählende Dichtungen von Hans Hopfen. Besprochen von Moritz Hoernes 262
Grosse's „Der getreue Eckart". Besprochen von Franz von Löher 263
Neue Lyrik. Besprochen von Eugen Reichel . . . 263
Reichels Shakespeare-Litteratur. Besprochen von Franz Muncker 319
Neue Romane und Novellen. Besprochen von Eduard Schmidt-Weißenfels 320

Autographen.

Gustav Freytag, Aus „Erinnerungen aus meinem Leben" 16
Robert Hamerling, Die lyrische Muse 40
Josef Viktor v. Scheffel, Gedenkspruch 64
Anton v. Werner, Über die Kunst 88
Wilhelm Scherer, Über Geschichtsschreibung . . 125
Theodor Storm, Constanze 133
Heinrich Heine, Liedermanuskript 156. 157
Johannes Scherr, Aphorismen 181

Digitized by Google

Seite

Karl Goldmark, Motiv aus „Merlin“ 205
Adolf Friedrich Graf von Schack, Sonett 217
Heinrich Laube, Brief an Karl Meixner 237
Franz von Dingelstedt, Brief an Karl Meixner . 238
Karl Stieler, Am Grabe Franz von Kobells . . 248
Otto Roquette, „Was ich geschaffen, blieb so weit vom Ziel“ 275
Eduard von Bauernfeld, Zahme Xenien 307

Kompositionen.

Wie so verwandelt? Lied von Martin. Komposition von Albert Becker 14
Meine Lilie. Gedicht von Robert Hamerling. Komposition von Adolf Wallnöfer 42
Waldesruh'. Gedicht von Julius Wolff. Komposition von Heinrich Hofmann 66
Irrlichter. Gedicht von Friedrich Rückert. Komposition von Karl Goldmark 200
Motiv aus „Merlin“ von Karl Goldmark . . . 205
Herzensbeklemmung. Gedicht von Otto Roquette. Komposition von Richard Heuberger 228

Porträts.

Gustav Freytag. Nach einer Photographie . . . 1
Robert Hamerling. Nach einer Photographie . 33
Josef Viktor von Scheffel. Nach einer Federzeichnung von Anton von Werner in Berlin 57
Derselbe. Nach einer Handzeichnung vom Jahre 1842 73
Derselbe. Nach einer Handzeichnung von Eduard von Engerth aus dem Jahre 1852 75
Derselbe. Nach einer Handzeichnung von Anton von Werner aus dem Jahre 1867 76
Anton von Werner. Nach dem Selbstporträt des Künstlers von 1885 81
Wilhelm Scherer. Nach einer Photographie . . . 105
Theodor Storm. Nach einer Photographie . . . 129
Johannes Scherr. Nach einer Photographie . . . 161
Karl Goldmark. Nach einer Photographie . . . 185
Adolf Friedrich Graf von Schack. Nach einer Photographie 209

Seite

Karl Meixner. Nach einer Photographie 236
Karl Stieler. Nach einer Radierung 241
Otto Roquette. Nach einer Photographie . . . 265
Eduard von Bauernfeld. Nach einer Photographie 289

Zeichnungen.

Irmgard und Ingo. Zu Gustav Freytags Roman „Die Ahnen.“ I. Band. Zeichnung von Alexander Liezen-Mayer 4. 5
Da Führer. Und wann i koa Geld hab'. Zeichnungen von Hugo Engl 12. 13
Das kranke Kind. Zu Hamerlings Gedicht. Illustration und Schlußvignette von J. N. Wehle 36. 37
Auch ein „Trompeter von Säkkingen“. Faksimile-Reproduktion einer Bleistiftzeichnung von Scheffel aus dem Jahre 1855 60
Aus der römischen Campagna. Faksimile-Reproduktion einer Handzeichnung von Scheffel aus dem Jahre 1855 61
Ekkehard trägt Frau Hadwig über die Klosterschwelle. Zeichnung von Anton von Werner 84. 85
Gunzo. Aus dem Ekkehard-Skizzenbuche. Von Anton von Werner 89
Romeias und der Schaffner. Zeichnung von Anton von Werner 102
Der Pilger. Zeichnung zu Julius Wolffs Ballade. Von Karl Gehrts 108
Illustration zu Theodor Storms Gedicht „Constanze“. Von Wilhelm Steinhausen 132
Bootfahrt. Zeichnung zu Wilhelm Jensens Gedicht. Von J. N. Wehle 164
Illustration zu Felix Dahns „Der erste Spiegel“. Von Karl Gehrts 188
Illustration zu Max Kalbecks Gedicht „Ständchen“. Von W. Gause 212
Wintergang. Zeichnung von K. Ebert 244
Im Jannstempel. Illustration zu Hermann Linggs Gedicht. Von E. Fischer-Görlitz 268. 269
Frühling. Zeichnung von Hans Knöchl . . . 292. 293

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 1. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Oktober 1886.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Ein Doppelgänger.

Novelle von **Theodor Storm.**

Vor einigen Jahren im Hochſommer war es und alle Tage echtes Sonnenwetter; ich hatte mich in Jena, wie einſt Dr. Martinus, in der alten Gaſtwirtſchaft zum Bären einquartiert, hatte mit dem Wirt ſchon mehr als einmal über Land und Leute geredet und mich mit Namen, Stand und Wohnort, welcher derzeit zugleich mein Geburtsort war, in das Fremdenbuch eingeſchrieben.

Am Tage nach meiner Ankunft war ich nach Beſteigung des Fuchsturms und nach manchem andern Auf- und Abſteigen ſpät nachmittages in das geräumige, aber leere Gaſtzimmer zurückgekehrt und hatte mich ſommermüde vor einer Flaſche Ingelheimer hinter dem kühlen Ofen in einen tiefen Lehnſtuhl geſetzt; eine Uhr pickte, die Fliegen ſummten am Fenſterglas, und mir wurde die Gnade, davon in den Schlaf gewiegt zu werden, und zwar recht tief.

Das erſte, was vom Außenleben wieder an mich herankam, war eine ſonore milde Männerſtimme, welche, wie zum Abſchied gute Lehren gebend, zu einem andern zu reden ſchien. Ich öffnete ein wenig die Augen: am Tiſche, unfern von meinem Lehnſtuhl, ſaß ein ältlicher Herr, den ich nach ſeiner Kleidung für einen Oberförſter zu erkennen meinte; ihm gegenüber ein noch junger Mann, gleichfalls im grünen Rock, zu dem er redete; ein rötlicher Abendſchein lag ſchon auf den Wänden.

„Und deſſen gedenke auch noch", hörte ich den Alten ſagen, „Du biſt ein Stück von einem Träumer, Fritz; Du haſt ſogar ſchon einmal ein Gedicht gemacht; laß Dir ſo was bei dem Alten nimmer beikommen! Und nun geh und grüß Deinen neuen Herrn von mir; zur Herbſtjagd werd' ich mich nach Dir erkundigen!"

Als dann der Junge ſich entfernt hatte, rüttelte ich mich völlig auf; der Alte ſtand am Fenſter und drückte die Stirn gegen eine Scheibe, wie um dem Fortgehenden noch einmal nachzuſchauen. Ich trank den Reſt meines Ingelheimers, und als der Oberförſter ſich in das Zimmer zurückwandte, begrüßten wir uns wie nach abgethanen Werken, und bald, da niemand außer uns im Zimmer war, ſaßen wir plaudernd neben einander.

Es war ein ſtattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren mit kurz geſchorenem, ſchon ergrautem Haupthaar; über dem Vollbart ſchauten ein paar freundliche Augen, und ein leichter Humor, der bald in ſeinen Worten ſpielte, zeugte von der Behaglichkeit ſeines inneren Menſchen. Er hatte eine kurze Jagdpfeife angebrannt und erzählte mir von dem jungen Burſchen, welchen er einige Jahre in ſeinem Hauſe gehabt und nun zur weiteren Ausbildung an einen älteren Freund und Amtsbruder empfohlen habe. Als ich ihn, ſeiner Vorhaltung an den Jungen gedenkend, frug, was für Leides ihm die Poeten denn gethan hätten, ſchüttelte er lachend den Kopf.

„Gar keines, lieber Herr", ſagte er, „im Gegenteil! Ich bin ein Landpaſtorenſohn, und mein Vater war ſelber ſo ein Stück von einem Poeten; wenigſtens wird ein Kirchenlied von ihm, das er einmal als fliegendes Blatt hatte drucken laſſen, noch heutigen Tages nach ‚Befiehl du deine Wege' in meinem Heimatdorf geſungen; und ich ſelber — als junger Gelbſchnabel wußte ich ſogar den halben Uhland auswendig, zumal in jenem Sommer," — er ſtrich ſich plötzlich mit der Hand über ſein leicht errötend Antlitz und ſagte dann, wie im ſtillen ſeine vorgehabte Rede ändernd: „wo am Waldesrand das Geißblatt wie zuvor in keinem andern Jahre duftete! Aber ein Rehbock, ein andermal — und das war ſchwer verzeihlich — die ſeltene Jagdbeute, eine Trappe, ſind mir darüber aus dem Schuß gekommen! — Nun, mit dem Jungen iſt es nicht ſo

Digitized by Google

schlimm; nur der Alte drüben wird schon fuchswild, wenn wir gelegentlich einmal anstimmen: ‚Es lebe was auf Erden stolzierts in grüner Tracht'; Sie kennen wohl das schöne Lied?"

Ich kannte zwar das Lied — hatte nicht auch Freiligrath seinen patriotischen Zorn an dem harmlosen Dinge ausgelassen? — Aber mir lag die plötzliche Erregung des alten Herrn im Sinne. „Hat das Geißblatt auch in späteren Jahren wieder so geduftet?" frug ich leise.

Ich fühlte meine Hand ergriffen und einen Druck, daß ich einen Schrei ersticken mußte. „Das war ja nicht von dieser Welt", raunte der Mann mir zu, „der Duft ist unvergänglich, — — so lang sie lebt!" setzte er zögernd hinzu und schenkte sich sein Glas voll hellen Weines und trank es in einem Zuge leer.

Wir hatten noch eine Weile weiter geplaudert und manche anziehende Mitteilung aus seinem Forst- und Jagdleben hatte ich von ihm gehört, manches Wort, das auf einen ruhigen Lebensernst in diesem Manne schließen ließ. Es war fast völlig dunkel geworden; die Stube füllte sich mit andern Gästen und die Lichter wurden angezündet; da stand der Oberförster auf. „Ich säße noch gern ein Weilchen", sagte er, „aber meine Frau würde nach mir aussehen; wir beide bilden jetzt allein die Familie, denn unser Sohn ist auf dem Forstinstitut zu Ruhla." Er steckte seine Pfeife in die Tasche, rief einem braunen Hühnerhund, der, mir unbemerkt, in einem Winkel gelegen hatte, und reichte mir die Hand. „Wann denken Sie wieder fort von hier?" frug er.

„Ich dachte, morgen!"

Er sah ein paar Augenblicke vor sich hin. „Meinen Sie nicht," frug er dann, ohne mich anzublicken, „wir könnten unsere neue Bekanntschaft noch ein wenig älter werden lassen?"

Seine Worte trafen meine eigene Empfindung; denn auf meiner nun zweiwöchentlichen Reise hatte ich heute zum erstenmal ein herzlich Wort mit einem Begegnenden gewechselt; aber ich antwortete nicht gleich; ich sann nach, wohin er zielen möge.

Und schon fuhr er fort: „Lassen Sie mich es offen gestehen: zu dem Eindruck Ihrer Persönlichkeit kommt noch ein anderes dazu: es ist Ihre Stimme, oder richtiger, die Art Ihres Sprechens, was diesen Wunsch in mir erregt; mir ist, als gehe es mich ganz nahe an, und doch . . ." Statt des verständigenden Wortes aber ergriff er plötzlich meine beiden Hände. „Thun Sie es mir zu lieb'", sagte er dabei, „meine Försterei liegt nur so reichlich eine Stunde von hier, zwischen Eichen und Tannen — darf ich Sie bei meiner lieben Alten als unsern Gast auf ein paar Tage anmelden?"

Der alte Herr sah mich so treuherzig an, daß ich gern und schon auf morgen zusagte. Er schüttelte mir lachend die Hände: „Abgemacht! Prächtig! Prächtig!" pfiff seinem Hunde und, nachdem er noch einmal seine Kappe mit der Falkenfeder gegen mich geschwenkt hatte, bestieg er seinen Rappen und ritt in freudigem Galopp davon.

Als er fort war, trat der Wirt zu mir. „Ein braver Herr, der Herr Oberförster; dacht' schon, Sie würden Bekanntschaft machen!"

„Und warum dachten Sie das?" frug ich entgegen.

Der Wirt lachte. „Ei, da wissen's der Herr wohl selbst noch gar nicht?"

„So sagen Sie es mir! Was soll ich wissen?"

„Ei, Sie und die Frau Oberförster sind doch gar Stadtkinder mit einander!"

„Ich und die Frau Oberförster? Davon weiß ich nichts; Sie sagen es mir zuerst; ich hab' dem Herrn auch meine Heimat nicht genannt."

„Nun," sagte der Wirt, „da ging's freilich nicht; denn's Fremdenbuch hat er nicht gelesen; das ist grad' keine Zeitung!" Ich aber dachte: „Das war es also! Liegt der Heimatklang so tief und darum auch so unverwüstlich?" Aber ich kannte daheim alle jungen Mädchen unseres Schlages innerhalb der letzten dreißig Jahre: ich wußte keine, die so weit gen Süden geheiratet hätte.

„Sie irren sich vielleicht," sagte ich zu dem Wirt, „wie ist denn der Jungfernname der Frau Oberförster?"

„Kann nicht damit dienen, Herr," entgegnete er, „aber mir ist's noch just wie heute, als die seligen Eltern des Herrn Oberförsters, die alten Pfarrersleute, mit dem derzeit kaum achtjährigen Dirnlein hier vorgefahren kamen."

— — Ich wollte nicht weiter fragen und ließ es für itzt dabei bewenden; nur den Weg zur Oberförsterei ließ ich mir noch einmal, wie zuvor schon von dem Besitzer derselben, eingehend berichten.

Und schon in der Frühe des andern Morgens, als noch die Tautropfen auf den Blättern lagen und die ersten Vogelstimmen am Wege aus den Büschen riefen, befand ich mich auf der Wanderung. Nachdem ich etwa eine Stunde, zuletzt an einem Eichenwald entlang, gegangen war, bog ich gemäß der empfangenen Weisung in einen breiten Fahrweg ein, der zur Linken unter die schattigen Wipfel durchführte. Bald mußte ich den Weg sich öffnen und

Digitized by Google

Digitized by Google

Irmgard und Ingo. (Zu Gustav Freytags Roman „Die Ahnen“. I. Band.)
Zeichnung von Alexander Liezen-Mayer.

Digitized by Google

das Heimwesen meines neuen Freundes vor mir liegen sehn! Dann kaum eine Viertelstunde weiter kam aus der großen Waldesstille ein Geräusch wie von wirtschaftlichem Leben mir entgegen; die Schatten um mich hörten auf, und ein blinkender Teich und jenseit desselben ein altes stattliches Gebäu mit mächtigem Hirschgeweih über dem offenen, auf einer Treppenplatte befindlichen Thore lagen in der lichten Morgensonne vor mir; ein wütendes Gebell von wenigstens einem halben Dutzend großer und kleiner Jagdhunde erhob sich und verstummte plötzlich auf einen gellenden Pfiff.

„Grüß Gott und tausendmal willkommen!“ rief statt dessen die mir schon bekannte Männerstimme; und da kam er selbst aus dem Hause, die Stiege hinab und um den kleinen Teich herum; aber nicht allein: eine zarte Frau, fast mädchenhaft, ging an seinem Arm; doch sah ich im Näherkommen wohl, daß sie den Vierzig nahe sein müsse. Sie begrüßte mich, indem sie fast nur die Worte ihres Mannes wiederholte; aber ein Zug von Güte um den halb geöffneten Mund, der noch ein Weilchen in dem stillen Angesicht verblieb, ließ keinen Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen. Während wir dann dem Hause mit einander zugingen, fiel es mir auf, wie sie mitunter ihren Arm auf seinem ruhen ließ, als wollte sie ihm sagen: „Du trägst mein Leben, und Du trägst es gern; Dein Glück und meines sind dasſ´æ!“

Als wir dann drinnen in dem bürgerlich schlichten Zimmer beim Morgenkaffee saßen, den man für mich aufgeschoben hatte, legte der Oberförster sich behaglich in seinen Lehnsessel zurück. „Christinchen,“ sagte er, mich und seine Frau mit einem schelmischen Blicke streifend, „ich habe Dir einen lieben Gast gebracht, von dem ich gleichwohl weder Namen noch Stand weiß; er mag uns beides sagen, wenn er uns verläßt, damit wir ihn doch wieder finden können: es ist so tröstlich, auch einmal mit einem Menschen und nicht eben mit einem Herrn Geheimen Ober-Regierungsrat oder einem Leutnant zu verkehren!“

„Nun,“ sagte ich lachend, „Qualitäten habe ich nicht zu verhehlen“; als ich dann aber mit dem Hinzufügen, daß ich ein junger Advokat sei, meinen Namen nannte, wandte sich die Frau wie überrascht mir zu, und ich fühlte, wie ihre Augen flüchtig auf meinem Antlitz weilten.

„Was hast Du, Frau,“ rief der Oberförster; „der junge Advokat ist mir schon recht!“

„Mir auch,“ sagte sie und reichte mir eine Tasse Kaffee, dessen Duft mich mit Allem einverstanden sein ließ. Sie war noch einmal aufgestanden, kehrte aber, nachdem sie eine Handvoll Brosamen aus dem offenen Fenster geworfen hatte, auf ihren Platz zurück. Draußen stürzte sich, einem Platzregen gleich, eine Flucht von Tauben von dem Dache auf den Boden herab, aus den Linden vor dem Hause kamen die Sperlinge dazu und ein lustiger Tumult erhob sich.

„Die haben's gut!“ sagte lachend der Oberförster, mit dem Kopfe nach dem Fenster winkend; „seit unser Paul in Ruhla ist! Sie kann es nicht lassen, den allzeit Hungerigen Brosamen auszustreuen; sei es nun der Bub', oder seien es nur unseres Herrgotts Krippenfresser!“

Aber die Frau setzte ruhig ihre Tasse von dem Munde: „Der Bub' allein? Ich dächte, der Vater wär' auch wohl dabei!“

„Komm, Alte,“ rief der Oberförster; „ich merke doch, Du bist mir zu gescheit; wir wollen Frieden machen!“

Wir plauderten weiter; und wenn das liebe Frauenantlitz sich zu mir wandte, konnte ich es mir nicht versagen, nach bekannten Zügen darin zu suchen; allein obgleich ein paarmal, wie im Fluge, als wolle es mir helfen, das frühere Kinderangesicht mich daraus anzuschauen schien, ich mußte mir dennoch sagen: „Die kennst du nicht; du hast sie nie gesehen.“ Ich lauschte dann auch ihrer Sprache. Aber weder die uns heimische Verwechslung verwandter Vokale, noch die von solchen Konsonanten kam zum Vorschein; nur ein paarmal meinte ich das scharfe S vor einem andern Konsonanten zu vernehmen, dessen ich selbst aber mich längst entwöhnt glaubte.

Am Vormittage ging ich mit dem Oberförster in den umliegenden Wald; er wies mir seine Hauptschläge, die mit uralten und mit kaum fingerhohen Eichen, und entwickelte mir eindringlich sein System der Waldkultur; wir sahen einen Hirsch mit sechzehn Enden und ein paar Rehe; aus einem schlammigen Sumpfe schielte sogar der schwarzbraune Borstenkopf eines Keilers aus seinen eng geschlitzten Augen nach uns hinüber. Wir gingen ohne Hunde; „nur ruhig weiter!“ mahnte mein Geleitsmann; und wir kommen ungefährdet wieder nach Hause.

Nach dem Mittagessen führte mein Wirt mich eine Treppe hoch nach hinten zu in das mir angewiesene Zimmer. „Sie wollten noch Briefe schreiben;“ sagte er; „hier finden Sie alles, was dazu nötig ist! Unser Junge hat hier vordem gewohnt; aber es ist kühl und still!“ Er zog mich an eines der offen stehenden Fenster: „Hier unten

Digitized by Google

ſehen Sie ein Stück von unſrem Garten, dahinter zieht ſich der Teich herum; dann dort die grüne Wieſe und dann der hohe dunkle Wald — der ſchützt Sie vor allem Weltgeräuſch! — Nun ruhen Sie vorerſt ſanft nach Ihren Wanderſtrapazen!" ſagte er und drückte mir die Hand.

Er ging, und ich that nach ſeinen Worten, und die Stimmen der Grasmücken aus dem Garten und des Pirols und der Falken aus dem nahen Walde und über ſeinen Wipfeln aus der blauen Luft kamen wie aus immer größerer Ferne durch die offenen Fenſter; dann hörte alles auf.

Ich erwachte endlich; ich hatte lang geſchlafen; der Weiſer meiner Taſchenuhr zeigte ſchon nach Fünf; gleichwohl mußte der Brief geſchrieben werden, denn ein Knecht ſollte ihn um ſechs Uhr mit zur Stadt nehmen.

So kam ich erſt ſpät wieder in das Haus hinab. Die Frau fand ich vor demſelben im Lindenſchatten auf der Bank, mit einer Flickarbeit beſchäftigt. „Das iſt für unſern Paul," ſagte ſie wie entſchuldigend und ſchob die Sachen an die Seite; „er ſchleißt, er iſt noch jung und wild; aber noch mehr gut, als wild! — Und Sie haben feſt geſchlafen: die Sonne will ſchon zur Neige gehn!"

Ich frug nach ihrem Mann.

„Er hat auch eine Weile geſchäftshalber fort müſſen; aber er läßt Sie grüßen; wir ſollten nähere Bekanntſchaft machen — ſo hat er mir geſagt — und dort die Schneiße durch die Tannen hinaufſpazieren; nach der andern Seite, als wo Sie heute vormittag mit ihm hinaus waren; er würd' uns dort bald finden!"

Wir plauderten aber noch eine Weile, nachdem ſie auf meine Bitte ihre mütterliche Arbeit wieder aufgenommen hatte; dann, da er nicht kam, erhob ſie ſich. „Es wird wohl Zeit!" ſagte ſie, und ein flüchtig Rot ging über ihr Antlitz.

So wanderten wir denn neben einander auf dem Wege zwiſchen den hohen Tannen, deſſen eine Seite noch von der Sonne angeſchienen war. Unſer Geſpräch ſchien ganz erloſchen; nur hin und wieder prüfte ich mit einem Blicke ihr Profil; aber es machte mich nicht klüger.

„Geſtatten Sie, verehrte Frau," ſprach ich endlich, „daß ich die Waldſtille unterbreche; es drängt mich, Ihnen Eins zu ſagen und Ihnen eine Frage vorzulegen; Sie wiſſen wohl, daß man in der Fremde doch immer heimlich nach der Heimat ſucht!"

Sie nickte. „Sprechen Sie nur!" ſagte ſie.

„Ich glaube nicht zu irren," begann ich, „Sie ſchienen überraſcht, als ich heute morgen meinen Namen nannte. Hatten Sie ihn früher ſchon gehört? Mein Vater war, wenigſtens im Lande, ein bekannter Mann."

Sie nickte wieder ein paarmal: „Ja, ich erinnere mich Ihres Namens aus meiner Kinderzeit."

Als ich dann aber meine Vaterſtadt ihr nannte, wurden ihre Augen plötzlich ſtarr und blieben unbeweglich auf den meinen ruhen; nur ein paar vorquellende Thränen verdunkelten jetzt beide.

Ich erſchrak faſt. „Es war nicht mein Gedanke, Ihnen weh zu thun," ſagte ich; „aber der Wirt zum Bären, der meine Heimat aus dem Fremdenbuch erſahren hatte, behauptete, wir beide ſeien Stadtkinder miteinander!"

Sie that einen tiefen Atemzug. „Wenn Sie daher ſtammen," ſagte ſie, „ſo ſind wir es."

„Und doch", fuhr ich etwas zögernd fort; „ich glaubte alle Familien unſerer Stadt zu kennen und wüßte nicht, in welche ich Sie hineinbringen ſollte."

„Die meine werden Sie nicht gekannt haben;" erwiderte die Frau.

„Das wäre ſeltſam! Wann haben Sie denn die Stadt verlaſſen?"

„Das mag faſt dreißig Jahre her ſein."

„O, damals war ich noch in unſrer Heimat, bevor wir, ſo viele, in die Fremde mußten."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Die Urſache liegt wo anders: meine Wiege" — ſie zög... wenig und ſagte dann: „Ich hatte wohl nicht einmal eine; aber die Kathe, in der ich geboren wurde, war nur die Mietwohnung eines armen Arbeiters, und ich war ſeine Tochter."

Sie blickte mit ihren klaren Augen zu mir auf. „Mein Vater hieß John Hanſen", ſagte ſie.

Ich ſuchte mich zurecht zu finden; aber es gelang mir nicht; der Name Hanſen war bei uns wie Sand am Meer. „Ich kannte manchen Arbeiter", erwiderte ich; „unter dem Dache des einen war ich als Knabe ſogar ein wöchentlicher Gaſt, und für manches, was ich noch zu meinem Beſten rechne, fühle ich mich ihm und ſeiner braven Frau verpflichtet. Aber, Sie mögen recht haben, der Name Ihres Vaters iſt mir unbekannt."

Sie ſchien aufmerkſam zuzuhören, und mir war es, als würden ihre kindlichen Augen wieder feucht.

„Sie hätten ihn kennen müſſen," rief ſie, „Sie würden die, welche die kleinen Leute genannt werden, noch tiefer in Ihr Herz geſchloſſen haben! Als meine Mutter, da ich kaum drei Jahre alt war, ſtarb, da hatte ich nur ihn; aber ſchon in meinem achten Jahre iſt er plötzlich mir entriſſen worden."

Digitized by Google

Wir gingen eine Zeit lang, ohne ein Wort zu wechseln, und ließen die Spitzen der Tannenzweige, die in den Weg hingen, durch unsre Finger gleiten; dann hob sie den Kopf, als ob sie sprechen wolle, und sagte zögernd: „Ich möchte nun auch Ihnen, meinem Landsmann, etwas Weiteres vertrauen; es ist seltsam, aber es kommt mir immer wieder: mir ist oftmals, als hätte ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen anderen Vater gehabt —, den ich fürchtete, vor dem ich mich verkroch, der mich anschrie und mich und meine Mutter schlug ..... und das ist doch unmöglich! Ich habe später selbst das Kirchenbuch mir aufschlagen lassen; meine Mutter hat nur diesen einen Mann gehabt. Wir haben zusammen Not gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel. Eines Winterabends entsinne ich mich noch deutlich; es war an einem Sonntag, und ich mochte etwa sechs Jahr alt sein. Wir hatten leidlich zu Mittag gegessen; doch zum Abend wollte es nicht mehr reichen; mich hungerte noch recht, und der Ofen war fast kalt geworden. Da sah mein Vater mich mit seinen schönen dunkeln Augen an, und ich streckte meine Ärmchen ihm entgegen; und bald lag ich in ein altes Tuch gewickelt an der warmen Brust des mächtigen Mannes. Wir gingen durch die dunklen Straßen, immer in eine neue; aber über uns waren alle Sterne angezündet, und meine Augen gingen von dem einen zu dem andern. „Wer wohnt da oben?“ frug ich endlich, und mein Vater antwortete: „Der liebe Gott, der wird Dich nicht vergessen!“ Ich sah wieder in die Sterne, und alle blinkten so still und freundlich auf mich nieder. „Vater,“ sagte ich, „bitte ihn doch noch um ein kleines Stückchen Brot für heute abend!“ Ich fühlte einen warmen Tropfen auf mein Angesicht fallen; ich meinte, er käme von dem lieben Gott. — Ich weiß, mich hungerte nachher noch in meinem Bettchen; aber ich schlief doch ruhig ein.“

Sie schwieg einen Augenblick, während wir langsam auf dem Waldweg weiter schritten.

„Aus der Zeit aber, wo ich mit meiner Mutter lebte,“ sagte sie dann noch, „vermag ich keine feste Erinnerung an meinen Vater zu gewinnen; ich muß mich mit dem wüsten Schreckbild begnügen, das mein Verstand vergebens zu fassen sucht.“

Sie kniete plötzlich nieder, um eine Hand voll jener kleinen köstlichen Immortellen zu pflücken, die sich gern auf magerem Sandboden ansiedeln; da wir dann weiter gingen, begannen ihre Finger einen Kranz daraus zu flechten.

Ich war noch mit ihren letzten Worten beschäftigt; mir ging im Kopf ein wüster junger Kerl herum; er war bekannt genug gewesen; aber sein Name war ein anderer. „Auch Kinder“, sagte ich endlich, während meine Augen ihren geschickten Händen folgten, „mag wohl einmal der Gedanke an den unsichtbar umhergeistenden Tod wie ein Schauder überfallen, daß sie voll Angst die Arme um ihr Liebstes klammern; dazu — Sie kannten gewiß schon von den Vätern, mit denen die Kommunen die Kinder der Armen zu beschenken pflegen — was Wunder, daß Ihre Phantasie das Schreckbild in jene von Erinnerung leere Zeit hinabschob!“

Aber die edle Frau schüttelte lächelnd ihren Kopf. „Schön ausgerechnet,“ sagte sie; „aber ich habe niemals an solchen Gespensterphantasieen gelitten; und die Menschen, die mich dann nach meines lieben Vaters Tode zu sich nahmen — bessere konnte kein Kind sich wünschen: es waren die Eltern meines Mannes, die auf einer Badereise ein paar Tage in unserer Vaterstadt verweilen mußten.“

In diesem Augenblicke glaubte ich in dem Staubwege Schritte hinter uns zu hören, und als ich umblickte, sah ich den Oberförster schon in der Nähe.

„Sehen Sie wohl,“ rief er mir zu, „da habe ich Sie schon! Und Du, Christine“, — und er ergriff die Hand seiner Frau und neigte den Kopf, um ihr in die Augen zu blicken — „Du schaust ja so nachdenklich; was ist denn?“

Sie lehnte sich lächelnd an seine Schulter: „Ja, Hans Adolf, wir sprachen von unserer Vaterstadt — denn es hat sich herausgestellt, daß wir dieselbe haben — aber wir haben uns dort nicht finden können.“

„So ist es um so schöner,“ erwiderte er und reichte mir die Hand, „daß wir ihn heute bei uns haben; das damals wäre ja doch schon längst vorüber!“

Sie nickte nachdenklich und schob ihren Arm in seinen. So gingen wir ein paar hundert Schritte weiter bis an einen Waldteich, an dessen Ufern die gelben Iris in für mich nie gesehener Fülle blühten.

„Da ist Deine Lieblingsblume!“ rief der Förster; „aber Du würdest Dir die Schuhe überwaten; sollen wir Männer Dir einen braven Strauß holen?“

„Ich verzichte diesmal auf Ritterdienste“, erwiderte sie, sich anmutig gegen uns verneigend; „ich bin heute bei den Kleinen und weiß hier eine Stelle, wo ich mein Kränzlein vervollständigen kann!“

„So erwarten wir Dich hier,“ rief ihr der Oberförster nach, sie mit ernsten liebevollen Blicken verfolgend, bis sie in der naheliegenden Lichtung verschwand.

Digitized by Google

Dann wandte er sich plötzlich zu mir. „Sie werden mir nicht zürnen," sagte er, „wenn ich Sie bitte, mit meiner Frau nicht weiter über ihren Vater zu sprechen. Ich ging im weichen Wegestaub schon länger hinter Ihnen, und der leichte Sommerwind trug mir genügend Brocken Ihres Gespräches zu, um das übrige zu erraten. Hätte ich von Ihrer beider so genauen Landsmannschaft gewußt, — verzeihen Sie mir dies Geständnis — ich hätte mir die Freude Ihres Besuches versagt; die Freude sag' ich; doch es ist so besser, wir kennen uns nun schon."

„Aber," entgegnete ich etwas bestürzt, „ich kann Sie versichern, es ist von einem Arbeiter John Hansen keine Spur in meiner Erinnerung."

„Sie könnte Ihnen dennoch plötzlich kommen!"

„Ich denke nicht; jedenfalls, obgleich ich nicht die Ursache kenne, seien Sie meines Schweigens sicher!"

„Die Ursache," erwiderte er, „will ich Ihnen in einem Worte geben: der Vater meiner Frau hieß freilich John Hansen; von den Leuten aber wurde er John Glückstadt genannt, nach dem Orte, wo er als junger Mensch eine Zuchthausstrafe verbüßt hatte. Meine Frau weiß weder von diesem Übernamen, noch von der Strafe, auf welcher er beruht; und — ich denke, Sie stimmen mir bei — ich möchte nicht, daß sie das je erführe; ihr Vater, den sie kindlich verehrt, würde mit jenem Schreckbild zusammenfallen, das ihre Phantasie ihr immer wieder vorbringt, und das leider keine bloße Phantasie war."

Fast mechanisch reichte ich ihm die Hand, und bald waren wir wieder auf dem Heimwege; die Frau ging längst wieder, an ihrem Kranze flechtend, neben mir, als ich aus andrängenden und sich ineinander fügenden Erinnerungen wieder aufschaute. „Verzeihen Sie," sagte ich, „es kommt mir mitunter, von einem plötzlichen Gedanken bis zur Vergessenheit der Gegenwart hingenommen zu werden. Im Elternhause sagte dann mein Bruder, des alten Volksglaubens gedenkend: „Stört ihn nicht, seine Maus ist ihm aus dem Mund gesprungen." Aber ich verspreche, sie in Zukunft besser zu überwachen."

Aus den Augen des Oberförsters traf mich ein verständnisvoller Blick. „Auch wir haben hier den Glauben," sagte er, „aber Sie sind bei Freunden, wenn auch nur bei neuen!"

So kamen wir wieder in Gespräch, und während die Tannenriesen schon tiefe Schatten über den Weg warfen und die Luft mit schwülem Abenddust erfüllten, gelangten wir allmählich an die Oberförsterei zurück; die Hunde, ohne zu bellen, sprangen uns entgegen, und aus der dampfenden Wiese, die hinter dem Teiche lag, scholl hin und wieder der schnarrende Laut des Wachtelkönigs; ein heimatlicher Frieden war überall.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von **Friedrich Hebbel.***

Im Colisseum das Kreuz: es ist, als ob man es einem erschlagenen Titanen auf die Stirn gebrannt und ihn dadurch noch im Grabe zum Kreuzritter umgeschaffen zu haben geglaubt hätte.

*

Ach, wie läßt ein Menschenleben
Doch so wenig Frucht zurück!
Ob die Jahre, die entschweben,
Auch zum Hundert sich verweben,
Alles, was sie dir gegeben,
Zählst du auf im Augenblick!

*

Ein rechtes Drama ist einem jener großen Gebäude zu vergleichen, die fast eben so viele Gänge und Zimmer unter, als über der Erde haben. Gewöhnliche Menschen kennen nur diese, der Baumeister auch jene.

Ein genesender Greis: es wird dir vergönnt, dich auf dem Wege aus der Welt noch einmal umzusehen.

*

Schlechte Tragödien-Dichter bringen allerdings auch eine Tragödie zu stande, aber sie ist nicht im Stück, sondern außer dem Stück zu suchen. Der Dichter selbst ist der Held und der Stoff, den er behandelt, ist sein Schicksal, mit dem er ringt; eine Zeitlang schwebt der Kampf, dann aber entscheidet er sich, das Schicksal siegt, der Dichter fällt und wird leider nicht beweint, sondern ausgelacht.

*

Wan pflanzt das Große nicht durch Reiser,
Und lächelnd spricht der jüngste Ruhm:
Es fehlt auch jetzt noch einem Kaiser
Auf Erden nicht sein Kaisertum!

* Aus dem noch ungedruckten Teil der Hebbel'schen „Tagebücher", mitgeteilt von Felix Hamberg.

Digitized by Google

Capri.

Am Capreäs Felsenriffe
Schimmern in der Sonnenglut
Kleine weiße Segelschiffe,
Tief im Abgrund schäumt die Flut,
Wie im Glas schäumt Traubenblut.
Schlief ich ein? Es macht mich schwer
Wein und Sonne trunken,
Tief im Abgrund braust das Meer;
So in sich versunken
Saß hier einst Tiber.

Braune Schönheit, laß dich sehen,
Tanz, o tanz doch noch einmal!
Rascher soll die Zeit vergehen
In des Cäsars Marmorsaal. —
Einsam saß er hier beim Mahl,
Einsam und voll Überdruß.
Tanz auf seinem Staube,
Nymphe des Tiberius!
Gieb mir eine Traube,
Gieb mir einen Kuß!

Hermann Lingg.

Im See.

Welch grauser Kampf in den Wellen
An des stillen Bergsees Bord?
Wer sind die wilden Gesellen?
Kommt niemand zu Hilfe? Mord! Mord!

Ein König in Wahnsinns Krallen,
In spähender Hüter Bann,
Ein König, vom Throne gefallen,
Ein todbegieriger Mann —

Seinen Hüter hat er betrogen
Mit freundlichem Wort und Blick,
Er rutschprang ihm hinein in die Wogen,
Der folgt ihm und reißt ihn zurück.

Da rasen sie wie zwei Geister
In der aufgewühlten Flut,
Der Fürst und der Heilkunst Meister,
Verzweiflung und Ohnemut.

„Und willst du mir Luft nicht geben,
So spüre nun, was dir droht!
Ein andrer ringt um sein Leben,
Ich ringe um meinen Tod!"

Er wehrt sich, um sterben zu können,
Erwürgt ihn und stößt ihn zu Grund
Und wakel, den Tod sich zu gönnen,
Vorwärts zu dem tiefsten Schlund.

Da kommt die Nixe geschwommen,
Empfängt ihn mit süßer Luft
Und drückt ihn zu holdem Willkommen
An die schimmernde weiße Brust.

„Was suchtest du auch dort oben?
Du warst ja lange schon mein!
Da hast du es nun: zerstoben
Ist all der goldige Schein!

„Bleibe nun, Liebster! schlafe!
Verschlafe der Lichtwelt Qual,
Verträume die Schuld und die Strafe
Bei mir im kristallenen Saal!"

Friedrich Theodor Vischer.

An den Abendstern.

Juwel der Himmelskrone,
Hesperische Blüte der Nacht,
Wie schmückst du die dämmernde Zone
Des Westens in funkelnder Pracht!

Zwischen die Sonne, die grelle,
Und den fahlen, gespenstigen Mond
Trittst du in kristallner Helle,
Die zu schaun am erquickendsten lohnt.

In der Dämmerung heil'gen Bezirken
Aufschlägst du dein Strahlenzelt
Und ladest von irdischem Wirken
Zu himmlischer Ruhe die Welt.

Und ist sie verträumt, die Mühe
Des Tages, im stillen Gemach —
Wer küßt in purpurner Frühe
So hold aus dem Schlummer uns wach?

Digitized by Google

O Wunder, der Stern, der helle,
Der im Westen verkündet die Nacht,
Steht nun an östlicher Schwelle
Des Tags in geruhiger Pracht.

In östlicher, westlicher Ferne,
Im Morgen-, im Abendrot,
Bei gegrüßt mir, liebster der Sterne,
Treu leb' ich deinem Gebot!

Wie möchte den Tag ich scheiden
Vom himmlischen Zauber der Nacht;
Wie du, an der Grenze der beiden
Hält meine Seele Wacht:

Wie mit Strahlen du, möchl' ich in Tönen
Aus klagender, jauchzender Brust
Die Todeswonne versöhnen
Mit der ewigen Daseinslust.

Robert Hamerling.

Vision.

Ich sah ein Weib in Dämmerlüften;
Aus Sternenglanz wob sich ihr Gewand.
Sie stand auf grasverdeckten Grüften
Mit Saat und Sichel in der Hand.

Vor ihr im Staub rief um Erbarmen
Ein zahllos Volk mit Weh und Ach.
Sie flehten mit erhobnen Armen,
Und jammernd scholl es tausendfach:

O wehr dem Tod, dem nimmersatten!
Natur, was that dir unser Glück?
Gieb mir mein Kind! Gieb mir den Gatten!
Nur einen Tag gieb ihn zurück! —

Sie sah mit keinem Blicke nieder,
Hinstarrend in ihr ew'ges Reich:
Was ich vereint, das trenn' ich wieder,
Ihr wißt es. Warum liebt ihr euch?

Wilhelm Herz.

Gulbrandsdal.

Die Felsen sind steil, die Schlucht ist schmal,
Der Snöhatten blickt auf Gulbrandsdal.

Und weht es im Sommer heiß und schwül,
So halten die Felsen den Thalgrund kühl,
Und starrt es im Winter hoch oben von Eis,
So sprudeln unten die Quellen heiß;
Herbststürme ziehen drüber hin,
Nur Frühling und Friede wohnen darin,
Kein Fieber schleicht, keine Krankheit geht um,
„Thal des Lebens" heißt es drum.

Und die Menschen im Thale verlassen es nie,
In hohen Jahren kommen sie,
Keine Last, keine Sorge beugt ihre Gestalt,
Sie werden weiß, aber sie werden nicht alt.

Und drei Lebelang sehen dem Leben sie zu,
Dann sind sie müd' und verlangen nach Ruh',
Und sie rufen den Tod, der aber spricht:
„Ihr müßt kommen; ich komme nicht."

Und sie steigen hinauf.
Und zum erstenmal,
Um zu sterben, lassen sie Gulbrandsdal.

Theodor Fontane.

Radolfzell.*

O Radolfzell, du altes Nest
Mit deinen Wachtenmauern,
Wie lernt man hier aufs allerbest
Entsagen dem Brüten und Trauern!

Mit Reben umrankt vor dem Thor sich die Höh'
Bis hinab zum Weltnaugestade,
Und schimmernd ladet der Unterser
Zum kühlenden Wellenbade.

Wenn dort ich in wohligem Schwimmerspiel
Der Fluten Tiefe durchschneide,
Grüßt altbefreundet der Hohentwiel
Aus bergstolzer Hegauweite.

Schön ist er, im dämmernden Morgengrau
Vom Duft der Ferne umflossen,
Und schön, wenn zum Abend-Purpurblau
Sich der Sonne Glühgold ergossen.

Nur langsam verglastet der blendende Schein,
Doch kaum ist erloschen der Schimmer,
So hüpft auf den Wellen der Mondenschein
Mit silberweichem Geflimmer.

Vergnüglich sitzt man am Strande fest
Und vergißt den Koffer zu packen.
O Radolfzell, du altes Nest
Mit deinen Mauerwachen!

Joseph Viktor von Scheffel.

* Ungedruckter Nachlaß.

Digitized by Google

Da Führer.

Von **Karl Stieler.**[1] Illustriert von **Hugo Engl.**

„Gel',[2] Wirt, an Führer giebst uns mit
Und koa so damisch's Luder!"[3]
„Ah", sagt der Wirt, „dös seit s' nit,[4]
Wei Führer is a guter".

Und wie ma so am Berg nauf gehn
Am Raupen, pfeilgrad aufsa,
Jetzt sagt der Führer: „Da is schön,
Da muß ma aber schnausa!"

Und wie ma gengent wied'r a Weil,
So sagt der Führer wieder:
„Ah", sagt er, „aber da geht's steil",
Und hockt s' langsam nieder.

„Wo bist denn her?" sag' i. „Bist matt?
Wuaßt oft da auffirenna?"
„I" — sagt er, „bin von Ingolstadt[5]
Und bin erst gestern kemma."

[1] Ungedruckter Nachlaß. — [2] Gelt = nicht wahr? [3] Ungeschickter Tölpel. [4] Da fehlt nichts. [5] Aus Ingolstadt, also aus dem Flachland.

Digitized by Google

„Und wann i koa Geld hab'...“

Von Karl Stieler.* Illuſtriert von Hugo Engl.

Und wann i koa Geld hab',
Was kann mir dran liegen?
I denk mir, i wer' ſcho'
Bald wieder vans kriegen.

Und wann i koa Haus hab',
I lach' grad dazua —
Für an Kerl von ſechs Schuach
Is a Kammerl groß gnua.

Und wann i koan Schatz hab',
Was liegt mir na' dran?
Und na' denk' i mir halt:
Und na' führt mi' Beamd an.

Und wann i koa Bier hab',
Da' muaß's ſcho' ſo ſein:
Da' ſchenk ma dös nächſtmal
Um dös mehra ein.

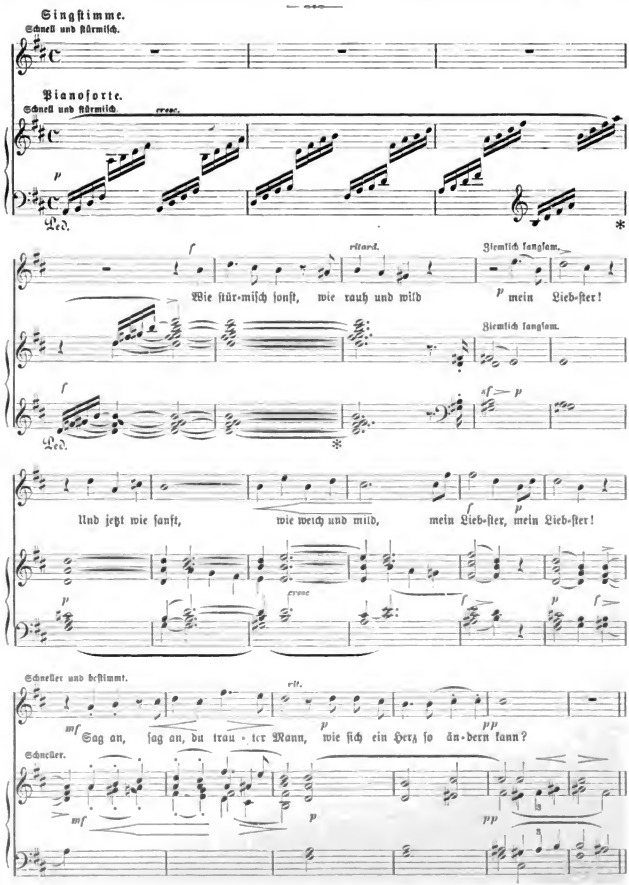
Aber wann i koa Schneid han,
Gar nimmer koa Schneid —
Nachher ſtirb i glei lieber,
Denn nachher is's g'ſeit!'

* Ungedruckter Nachlaß. — ' geſehlt.

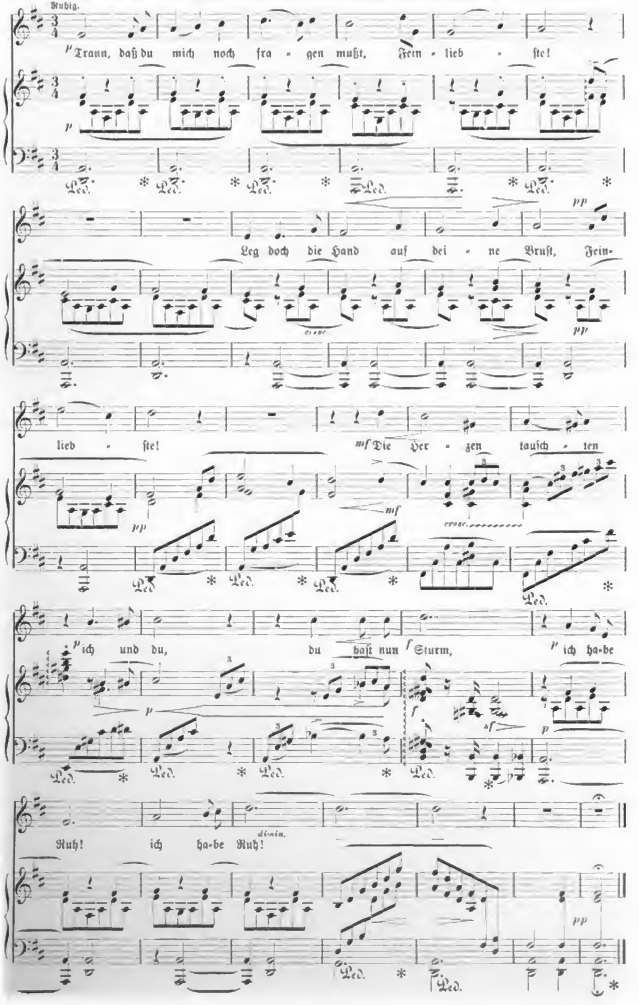
Digitized by Google

Wie so verwandelt?

Aus „Liebes-Lust und -Leid", ein Liederkreis von **Martin**, komponiert von **Albert Becker**.



Digitized by Google



Digitized by Google

Es ist gut, daß uns Menschen in der Regel verborgen bleibt, was Erbe aus ferner Vergangenheit, was freier Erwerb des eigenen Daseins ist, denn das eigene Leben würde angstvoll und kümmerlich werden, wenn wir als Fortsetzungen vergangener Menschen unablässig mit dem Segen und Fluch rechnen müßten, der aus der Vorzeit über unserer Lebensaufgabe hängt. Wohl aber ist es fröhliche Arbeit, sich zuweilen bei einem Rückblick auf frühere Jahre in das Bewußtsein zu leiten, daß viele Erfolge des eigenen Lebens nur möglich geworden sind durch die Gabe, welche aus dem Leben unserer Eltern auf uns übergegangen ist, und durch Anderes, was ältere Vergangenheit der Familie uns vorbereitet hat.

Daß es für mich leicht wurde, in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu stehen, welcher die größten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir selbst, sondern der Fügung, daß ich als Preuße, als Protestant und als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren bin. Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volksthum lieben, als Protestant gewann ich schneller und ohne leidvolles Ringen den Zugang zu freier Wissenschaft, als Preuße wuchs ich in einem Staat auf, in dem die Hingabe des Einzelnen an das Vaterland selbstverständlich war.

aus: Erinnerungen aus meinem Leben.

Gustav Freytag.

Cesario.

Novelle in Versen von Otto Roquette.

I.

Der Frühling bracht' entsetzlich schlechtes Wetter,
Zum großen Mißgefühl für Stadt und Landschaft,
Wie, wenn der Mai, als des Novembers Vetter,
Einmal beweisen wollte die Verwandtschaft.
Da war denn das Theater noch ein Retter
Für viele, die nicht gerne die Bekanntschaft
Zu früh besuchten und Gesang und Reigen
Vorzogen, um sich ruhend auszuschweigen.

Auch Ulrich nahm zur Oper eine Karte;
Verwünschend bald den alternden Tenor,
Der sein Gehör mit Fistelönen narrte,
Derweil die Sängerin, mehr als zuvor,
In allerlei Manieren quiekt' und quarrte,
Und manlaufsperrend orgelte der Chor.
Und während andre schrien und klatschten mächtig,
Fand Ulrich dies Vergnügen niederträchtig.

Es hielt's kaum aus. Allein was sonst beginnen?
Da draußen war's noch Tag. Zu seinem Bruche
Nach Hause gehn durch Wind und Regenrinnen?
Zur Schwester? Aber da war zum Besuche
Heut' Damenkranz — da gall's doch, sich besinnen!
Der Schwager pflegte dann mit stillem Fluche
Das Haus zu meiden, selbst der Schwester Lage
Litt unter solchem Fest für viele Tage.

So blieb er sitzen. Doch im Zwischenakte
Ging er hinab, wo in der Treppenhalle
Sich, was das Haus bisher zusammenpackte,
Begegnet, drängend, in gemischtem Schwalle;
Der Galerieverstiegne, der Befrackte
Des ersten Rangs, hier fanden sie sich Alle,
Sich zu begrüßen, sich vorbei zu ducken,
Die meisten nur, einander zu begucken.

Da durchs Gedränge kommt ein Bürschlein eben
Mit braunem Krauskopf, hellem Augenpaar,
Schlank, wohlgebaut, das in dem bunten Leben,
So schien's, noch keineswegs recht sicher war.
Bescheiden ging es, fast mit Widerstreben,
Vorüber an der selbstbewußten Schar.
Doch Ulrich kannt' es, rief es an mit Gruße:
„Ei, Freund Ascan! Wir kosten gleiche Buße?"

„Wie lang' hab' ich von Ihnen nichts vernommen,
Doch Sie gesehn!" — Es stiegt ein rosiger Schein
Durch seine Züg', und überrascht, beklommen
Versetzt der Knab': „Herr Ulrich, Sie verzeihn,
Daß, von der Galerie herab gekommen,
Ich meinen Schritt gewagt in diese Reih'n —"
Doch plötzlich schweigt er, läßt vorbei sich drängen,
Um zu verschwinden in den Logengängen.

Und neben Ulrich stand, mit Späherblicken
Dem Knaben folgend (Eifrer auf der Bas')
Ein Herr und sprach mit Lächeldrohn und Nicken:
„Freund Ulrich, Sie verstehen, in den Spaß
Auch ohne Karneval sich noch zu schicken!
Ein Stelldichein? So gut das Köchchen saß —
Ich hab' ein Aug', die Dinge recht zu sehen!"
Ulrich erstaunt: „Wie soll ich das verstehen?"

Herr Guido zählte nicht zu den Erkornen
Von Ulrichs Freunden, aber that doch so.
Er war Baron, doch nicht von den geborenen;
Sein Vater ward des Freiherrntitels froh
Als Hofbankier. Der Sohn gab die verlornen
Geldwechslerlage hin als leeres Stroh,
Und fand er sonst das Leben schon genießlich,
Lebt' als Baron er dem Genuß ausschließlich.

„Worauf beliebten Sie denn hinzudeuten?"
Fuhr Ulrich fort. „Ein Stelldichein? Wie das?"
Und jener: „Das Gespräch, daß Sie sich freuten,
Bemerkt' ich. Sprach der Knabe schon im Baß?
Die Männerkleidung giebt ihm unter Leuten
Doch nur notdürftig einen freien Paß!
Und kurz — ich zähle nicht zu Ihren Beidern —
Es steckt ein Mädchen in den Männerkleidern!"

Digitized by Google

Er sprach's im Flüsterton. Doch Ulrich lachte
Getrost ihm ins Gesicht: „Herr Guido gilt
Für einen Kenner sonst, doch diesmal machte,
Wenn's ernst gemeint, er sich ein falsches Bild!
Und denkt er sich — was ich noch niemals dachte,
Weil's abgeschmackt — hier ein verkapptes Wild,
Kann ich versichern, daß sein Kennerauge
Nur wenig ihm zum Unterscheiden tauge!"

„Nun, nun! Wir werden sehn! Zwar ich erstaune,"
Versetzt Herr Guido, „über Ihren Wahn!
Wenn's nicht Verstellung oder eine Laune!
Warum entlief man denn bei meinem Nahn?
Und kurz, ein Mädchen ist der hübsche braune
Krauskopf! Ich bin schon lang' auf seiner Bahn.
Hals, Schultern, Büste, Haltung und Betragen —
Ich kenne das, will jede Wette wagen!"

„Sie könnten mich erschrecken, wenn Sie richtig
Gesehn, Baron!" rief Ulrich, „denn ich sprach
Stets mit dem Knaben, zwar nicht unvorsichtig,
Doch frei und rückhalklos, und nie beflach
Sein Wesen mich, nur eines Zweifels wichtig,
Obgleich Gelegenheit mir nicht gebrach.
Drum ist Ihr Schreckschuß mir kein Terror Paniens!
Ich weiß, der Jung' ist Lebling beim Mechanikus."

„So, so! Mechanikus!" Die schmalen Lippen
Leckt der Baron mit seiner Zungenspitze
Und prüft zugleich mit leisem Ziehn und Cippen,
Ob ihm die Schleif' am Halse richtig sitze.
Darauf mit Lächeln und bequemem Wippen
Beginnt er neu, vertraunend seinem Witze:
„Wo wohnt er denn?" — „Baron, ich kann's nicht sagen.
Am besten thun Sie, selber ihn zu fragen."

„Ich thu's vielleicht, — wenn sich's so machen sollte.
Wie kamen Sie denn an ihn?" — „Umgekehrt!
Er kam an mich! Weil er ein Sümmchen wollte
Von unsrer Bank, geschäftlich unbekehrt,
Was man denn monatlich seither ihm rollte,
Sein Taschengeld, am Ersten stets begehrt.
Das kleine Kapital ward eingesendet
Von — weiß nicht wo, noch wer es ihm gespendet!"

„Oh, allerliebst!" spricht der Baron. „Da findet
Sich auswärts ein Beschützer schon! Natürlich!"
Doch Ulrich, dem Geduld und Laune schwindet,
Lacht ins Gesicht ihm nochmals unwillkürlich.
Und da ihn an den Taffen gar nichts bindet,
Dreht er sich nun und hält es für gebührlich,
Ihn stehn zu lassen, da zugleich die Glocke
Zu seinem Sperrsitz ruft im untern Stocke.

Da sieht er denn, und, nicht ist's zu verschweigen,
Durch das Gespräch recht grüblerisch bewegt.
Mocht' ihm auch niemals ein Verdacht entsteigen,
Wie ihn Herr Guido plötzlich angeregt,
So schien ihm jetzt, daß heut' im Gehn, Verneigen,
Ascan sich anders gab, als er gepflegt,
Auch schien, bis zu verlegener Bedrücktheit —
Doch solch ein Argwohn — nein, es wär' Verrücktheit!

Er kannt' ihn eigentlich nur oberflächlich.
Des Knaben hübsches Ausseyn zog ihn an,
Doch der Verkehr mit ihm bestand hauptsächlich
Nur im Begegnen draußen, wo sie dann
Ein wenig plauderten, wohl auch gemächlich
Hinschlenderend, bis gemessen Zeit verrann.
Ihm schien Ascan aus gutem Haus geboren,
Obgleich er sich ein Handwerk auserkoren.

Daß er zur Kunst sich fühlte hingezogen,
Gestand er, ob er gleich verschwiegen war,
Was etwa ihn um solch ein Ziel betrogen.
Fremd war er in der Stadt, kein halbes Jahr
Doch fühlt er sich umrauscht von ihren Wogen
Und leble still und jedes Umgangs bar.
Was sucht' er hier? Was mochte her ihn führen?
Doch Ulrich dachte nicht ihm nachzuspüren.

Nun aber gilt es Antwort auf die Frage:
Wer ist denn Ulrich? — Leider in gesamter
Poeterei erfährt man alle Tage,
Kein altes Vorurteil ist festgerammter,
Als daß der Held „romantisch" sich betrage!
Erfährt man jetzt, daß Ulrich Bankbeamter,
So fürcht' ich gleich, wie alles ja beschwätzt wird,
Daß seine Heldenstellung unterschätzt wird!

Ja, Bankbeamter! Nicht mehr ist's zu wenden.
Jurist von Haus aus, mit dem Doktorgrad
(Vielleicht wird diesem doch man Anteil spenden)
Verließ er früh den langen Dienst im Staat,
Und die Gelegenheit mit beiden Händen
Ergriff er, die sich bot auf andrem Pfad.
Die Lage bringt Gewinn ihm und Genügen.
Ich wollt' auch Euch in seine Stellung fügen!

Gebildet ist er sehr. Spielt gut die Geige,
Und für Gelegenheiten reimt er auch
Nicht übel, ohne die Poetensteige
Aufwärts zu klimmen bis zum Lorbeerstrauch.
Kein Vorwurf trifft ihn, daß sein Herz sich neige
Zu andrem, als zu edler Menschen Brauch.
Er liest auch viel. Doch alledies Bedürfnis
Bringt ihn mit seinem Stand in kein Zerwürfnis.

Doch ist als Held er gar nicht zu betonen,
Nicht mal als Hauptperson. Er teilt den Rang
Für diesesmal mit vier bis fünf Personen,
Von welchen jede sich ihr Recht bedang.
Zwar dem Poeten wird man's übel lohnen,
Daß er gewagt so regellosen Gang!
Kurz, er erklärt, ob auch darum verdächtigt,
Die vier bis fünf Personen gleichberechtigt.

Digitized by Google

Da ist nun Ulrichs Schwester Rosamunde,
Vermählt mit einem Künstler großen Stils,
Bildhauer — weit ist seines Ruhmes Kunde —
Gefährtin seines Glücks und Lebensziels.
Auch mit dem Bruder in dem schönsten Bunde,
Den Männern nie Verderberin der Spiels.
Sie ist noch wunderhübsch mit fünfunddreißig,
Weist frohen Mutes und im Hause fleißig.

Zur Sache wieder! Ulrich saß noch immer
Im Sperrsitz, sehr gelangweilt und zerstreut.
Entsetzlich findet er das Frauenzimmer,
Das im Ballet dem Blick die Schenkel beut.
Bis über des Finale Schlußgewimmer
Die Menge sich noch einmal heftig freut,
Mit klatschendem Hervorruf: Alle! Alle!
Doch Ulrich war schon draußen in der Halle.

Er stellt sich auf, er will Ascan erwarten.
Die Sache geht ihm doch im Kopf herum.
So stand er denn, wo auch noch andre harrten,
Denn wissen will er — hält er's gleich für dumm,
Ob ihn bisher denn seine Blicke narrten?
Die Menge drängt vorüber mit Gesumm,
Und heimwärts stiebt der aufgelöste Knäuel,
Kaloschenfroh, durch Nacht und Pfützengräuel.

Doch kein Ascan erschien, und unersprießlich
Schien alles Warten. Konnte doch der Knab'
Schon draußen sein! So machte sich verdrießlich
Auch Ulrich aus dem Haus' und auf den Trab.
Was lag denn viel an der Geschichte schließlich,
Da sonst er nichts auf Guidos Worte gab!
Zur Schwester ging er, wo es noch erhellt war,
Zu sehn, wie's nach dem „Kranz" mit ihr bestellt war.

Nach wenig Tagen, da vom Bankgebäude
Herr Ulrich einen kleinen Umweg nahm,
Es grünten Bäume, Rasen und Gestäude
Nach langem Regen heut' so wundersam,
Da sah er, wie mit unverhehlter Freude
Ascan des Weges ihm entgegen kam.
Und wie er ihn erreicht mit einem Sprunge,
Wer zweifelt noch — das war denn doch ein Junge!

Sogar ein prächt'ger Bursch! Die Hand ihm reichend
Spricht Ulrich: „In der Oper neulich sahn
Wir uns nur flüchtig, da Sie, mir entweichend,
So schien's, den Weg verfolgten!" Drauf Ascan,
Die heiße Stirn mit seinem Tuche streichend:
„So war's! Zu Ihnen kral ein Herr heran,
Dem ich, jedoch an passenderem Orte,
Ihrseigen aufbewahre statt der Worte!"

Ulrich, belustigt, hemmt nicht sein Gelächter.
„O Guido!" denkt er, „weh dir! Hier ist Kraft,
Sich selbst zu schützen ohne fremden Wächter!
Froh bin ich, daß mein Auge mangelhaft,
Und mir, auf den du blickest als Verächter,
Gefahr nicht droht, wie deiner Kennerschaft!"
Dann mit Ascan, in stillem Triumphieren,
Geht Arm in Arm er noch ein Stück spazieren.

Und so, im Wandeln, glaubt' er zu verstehen,
Obgleich er jeden Zweifel niederschlug,
Was Guidos Blick in eigner Art gesehen.
Wenn sich Ascan nicht mädchenhaft betrug,
So konnt' ihm doch ein Rückhalt nicht entgehen,
Vielleicht des lautersten Gemütes Zug,
Kurz, eine Eigenart, nicht leicht zu fassen.
Nun gut, er wollt's dabei bewenden lassen.

Die Tage wurden jetzt, nachdem abschenlich
Der Mai zu Anfang war, ganz frühlingsklar.
Kein blieb die Luft, die Sonne hol gekrenlich
Jedweden Morgen ihre Strahlen dar,
Die Gärten blühten um die Stadt erfreulich.
Zur Elblerrasse wandert Schar um Schar,
Denn schöner, als man irgendwo gefunden,
Sind hier Natur und Kunst in Eins verbunden.

Schon drängte, hergewälzt auf allen Gleisen,
Des Sommers Völkerwanderung herzu.
Man wähnt Vergnügen durch das Weltall kreisen,
Und keinen Eing'gen drückt' ein Sorgenschuh.
Und unversehens mußt' auch Ulrich reisen
In eiligstem Geschäft. Denn X für U
Wollt' eine Bank in Warschau sich erlauben,
Und schnell zu prüfen galt es Viel' und Schrauben.

Nicht lieblich war die Aussicht. Denn auf Wochen
Erstrecken konnte sich der Aufenthalt,
Da 's, wie die Dinge lagen, anzupochen
Vielleicht sogar bei den Gerichten galt.
Schnell bei der Schwester hat er vorgesprochen
Zum Abschied, sein Gepäck ist schon geschnallt,
Und mit dem Nachtzug will er fort in Eile,
Gefaßt auf unerhörte Langeweile.

Schnell schrillt er durch die Dämmerung, denn vergessen
War ein Geschäft und Auftrag noch. Da prallt
Ascan mit ihm zusammen, den indessen
Er lange nicht gesehn. Der Knabe lallt
Entschuld'gung, um beiseit den Schritt zu messen,
Erschreckt, doch Ulrich ruft ihm lachend Halt!
Da schon Ascan von seinem Arm umspannt war,
In den er blindlings in der Hast gerannt war.

Doch kaum gefangen, weiß sich aus den Schlingen,
Die Ulrichs Arm ihm nicht zu kräftig zog,
Ascan mit rascher Wendung loszuringen.
Und Ulrich sah, wie er von dannen flog,
Und hastig ihm um eine Ecke springen.
Er blickt ihm nach. Das Staunen überwog
Die Überraschung. Denn was er umschlungen
Kam heut ihm gar nicht vor nach einem Jungen.

Digitized by Google

Das war nicht männliche Gestalt, und sicher
Bicht eines Achtzehnjährigen! „Was soll
Ich denken," fragt er, „von so wunderlicher
Bestürzung? Guidos Blick — Es wär' doch toll!"
Und langsam jetzt entlang die Straße schlich er,
Von neuem aufgeregt und zweifelvoll.
Doch plötzlich fällt ihm ein, er muß sich spuken,
Denn schon zur Abfahrt drängen die Minuten.

Für seine Unterhaltung in Gedanken
Auf einer Nachtfahrt ist nun wohl gesorgt,
Will er mit Guido, mit Ascan sich zanken.
Und sicher, daß vom Schlaf die Zeit er borgt,
Da, zu dem Ärger über Warschaus Banken,
Im Busen ihm der neue Zweifel morgt.
Wir aber geben unsern Reisesegen
Ihm mit, der schönen Polakei entgegen. —

„O Himmel, wie prosaisch, wie alltäglich!"
So hör' ich's rufen. In der That, man reist
Heut' nicht poetisch, und es kränkt unsäglich
Auch mir das Herz! Mit schöner Schilderung weist
Ein Eisenbahngehäus sich unverträglich.
Und alles Äußre meint ihr doch zumeist,
Das Schildern, Malen glänzender Umgebung
Verlangt ihr zur poetischen Erhebung.

Wer Alpenhäupter braucht, ins Blau geschwungen,
Italiens Landschaft für den Hintergrund;
Und für die Handlung Götterdämmerungen,
Geschichten aus des Mittelalters Mund;
Und, künstlerischer Schneiderhand entsprungen,
Kostüm von Sammt und Seide, knapp und rund:
Der muß, verwöhnt von so viel Freudenrümpfen
Bei diesem Lied enttäuscht die Nase rümpfen.

Doch wer des Menschen Fühlen und Empfinden
Inmitten einer wüsten Alltagswelt,
Den Kampf mit ihr, sein ringend Überwinden,
Selbst wenn das Lachen sich dem Ernst gesellt,
Versteht und wert hält, mit ihm anzubinden,
Zu sehn, wie's innerlich mit ihm bestellt,
Und Glück und Chorheit menschlich sich erneuen,
Wird vor Alltäglichem zurück nicht scheuen.

Denn gleich prosaisch war zu allen Tagen
Die Welt, ob noch so schön herausgeputzt.
Nur wo der Mensch mit seinen innern Fragen —
Doch halt! Ich fühle wirklich mich verdutzt,
So Selbstverständliches noch vorzutragen,
Was doch als Weisheit ziemlich abgenutzt!
Und somit sei für solcherlei Gemeinplatz
Abschweifungssüchtiger Art hier fürder kein Platz!

(Der zweite und die weiteren Gesänge folgen.)

Kaiser Sigmunds Ende.

Ballade von **Conrad Ferdinand Meyer.**

„Licht und lauter Bläue! Recht ein Wanderlag!
Weit hinaus ins Freie! Weg aus diesem Prag!
Holt mir eine Sänfte, macht es mir zu Dank:
Vorn ein Rößlein, hinten eins, und beide blank!

Fröhlich will ich fahren tief ins Abendrot,
Bei mein schlanker Läufer, spring, Gevatter Tod!
Trabe, Läufer, trabe! Flugs bestelle mir
Ein geruhig Bettlein und das Nachtquartier!"

Durch die Gassen ging es, wo die Menge stand,
Statt des Purpurs trug er schlichtes Reisgewand,
Von dem Lorbeerzweige das Gelock' umlaubt,
Blickt ins Volk er freundlich zitternd mit dem Haupt.

Als er nach dem Thore blaches Feld gewann,
Lacht' er voll Vergnügen: „O ich sel'ger Mann!
Herden seh' ich gerne, auch den Pflüger gern:
Bei gesegnet, Bähe! Bei gesegnet, Fern'!"

Er genoß der Erde. Wie die Sonne sank,
Öffnet' er die Lippen als zum Schlummertrank,
Sanft ist er entschlafen mit der stillen Flur,
Drauf im Abenddunkel seine Sänfte fuhr.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Von Angesicht zu Angesicht.

Lustspiel in einem Aufzug von Adolf Wilbrandt.

Personen: Graf Albrecht. Gräfin Sophie.
Ort der Handlung: Wien.
Salon in der Wohnung der Gräfin Sophie. Thüre im Hintergrunde rechts und links. Vorne links ein Fenster.

Erster Auftritt.

Die Gräfin.

Gräfin (kommt von hinten links, als Kammerjungfer gekleidet; geht leise an die andere Thür, horcht). Jetzt geht sie fort. Meine gute Kammerjungfer geht fort und hat nichts gemerkt. Sie trällert sich die Treppe hinunter. (Trällert ihr nach. Tritt vorn ans Fenster.) Jetzt kommt sie auf die Straße, wandelt ehrbar dahin und ahnt nicht, daß ich in ihrem Anzug — (Trällert sich zum Spiegel hin.) Steht er mir gut? Kommen Sie doch, Graf Albrecht, unbekannter Vetter, und sagen Sie: steht er mir gut? — So übermütig war ich lange nicht, wie heute. Und wir haben erst Dienstag ... Mein guter Vater pflegte sonst zu sagen: heut' ist Mittwoch, das ist der tolle Tag meiner kleinen Sophie, da will der Bajazzo heraus. Guter Vater! Heut' hab' ich deinen unternehmenden, unaufhaltsamen Humor. Heute schläft das mütterliche Erbteil, die Vernunft. Laß mich heut' unvernünftig sein; (lächelnd) es ist so gesund, denn mir wird so wohl! (Geht, wieder trällernd, nach hinten an die Thür rechts; öffnet, spricht hinaus.) Martin! Wie der Alte die Augen aufreißt, mich so zu sehn. Martin! Noch einmal: Sie verraten mich nicht! (Horcht, wie wenn er spräche. Dann) Gut! Und wenn der Graf kommt, lassen Sie ihn hier ein! (Schließt die Thür.) „Der Graf." Plötzlich wird mir schwül. Die Nerven hier — wie sagt man doch: die Präkordial-Nerven — diese Feiglinge, fangen an zu zittern. Diesen Mann zum erstenmal zu sehn, und in ihm mein Schicksal! (Nimmt eine Photographie vom Tisch; sie betrachtend) Guter Graf Albrecht! Sie wollen also wirklich um mich werben? Und ich denke wirklich daran, zum zweitenmal — ? Wie leichtsinnig man ist. Weil wir einander schöne Briefe geschrieben haben, weil wir gute Gefühle ausgetauscht haben in wohlgebildeten Worten, weil wir uns durch die Post für einander erwärmt haben, darum Mann und Frau? Meine Briefe seien Perlen, schreibt er. Nun, (lächelnd) vielleicht meine Briefe; aber ich — ? (Legt einen Brief hervor. Was schrieb er in seinem letzten: „Wenn Sie mir auch Ihr Bild noch verweigert haben, ich sehe Sie vor mir; ich seh' in den Kern ihrer Seele; diesen lieb' ich, diesen kenn' ich, die Hülle des Kerns kann mich nun nicht mehr enttäuschen." Lieber, guter Graf, sind Sie dessen gewiß? Wenn ich schreibe, bin ich die Tochter meiner Mutter; ich schreibe gern Vernunft. Aber ich bin gerne toll. Wollen Sie das erleben? (einen Knix machend) Sehen Sie mich an; hier steht meines Vaters Kind. Sie hat sich geschworen, lieber Graf, (einen Stuhl anredend, als wäre er der Graf) Sie ein wenig zu studieren und sich Ihnen vorzustellen; und wenn sie Ihnen nicht gefällt, nun, dann nicht Mann und Frau!

Zweiter Auftritt.

Die Gräfin. Der Graf.

Graf (draußen). Diese Thür? — Gut.

Gräfin (hat sich gesetzt, vor einem kleinen Spiegel ihr Häubchen rückend; springt erschreckend auf). Das ist Er. — Die Präkordial-Nerven — (läuft, nimmt einen Wedel, mit dem sie gekommen ist und den sie niedergelegt hat; beginnt hastig eine Statuette abzustäuben, singt dazu:)

Ei, Mädle, bei Jugend,
Bei schöne Manier,
Bei kreuzbrave Tugend
Hat mi' herg'führt zu dir!

Graf (ist hinten rechts eingetreten; hört verwundert zu. Für sich). Wie artig die Kleine singt. — Und wie ungeniert, (laut) Guten Tag. (Sie wendet sich, erblickt ihn.)

Gräfin (sichelnder verwirrt; mit etwas dämmlichem Ausdruck). Um Vergebung. Ihre Dienerin. Die Frau Gräfin läßt bitten — ob Sie hier ein wenig warten wollten —

Graf. Bei der Toilette?

Gräfin. O nein. Ausgefahren. Mit der jungen Contesse ausgefahren —

Graf. Mit der Schwester; ah. (für sich) An diese Schwester hatt' ich doch ganz und gar nicht gedacht! — Es war mir so ermutigend, so herzstärkend, zu denken, daß Gräfin Sophie keine Eltern mehr hat; auch keine Schwiegereltern; auch keinen Bruder. (vornehmvoll) Aber eine Schwester hat sie doch!

Gräfin (die ihn unterdessen beobachtet). Die Frau Gräfin werden gewiß in ein paar Minuten zurück sein —

Graf. Ich kann warten, mein Kind. (für sich) Das heißt: ich kann nicht warten. Dieses Fieber der Erwartung ist abscheulich! (bietet wieder) Und süß! — — Die Kleine da geht nicht fort.

Gräfin. Wenn ich Ihnen derweil eine Erfrischung — da Sie von der Reise kommen —

Graf. Wissen Sie das auch?

Gräfin (dummschlau lächelnd). O Herr Graf, ich weiß auch mein Teil. Wenn man die Herrschaft frisiert —

Graf (für sich). Ein mangenehmes Geschöpf. (laut) So fangen die blonden Haare an, zu plaudern, nicht wahr —

Gräfin. Das können sie nicht; denn sie sind braun.

Graf (überrascht) Braun?

Gräfin. Braun.

Graf (für sich). Wie unerfrenlich keck dieses kleine Ding ist! (laut) Mir scheint, mein Kind, die Frau Gräfin

Digitized by Google

ist sehr — tolerant. Ihre blauen Augen scheinen etwas zu sanft zu sein —

Gräfin. Das können sie nicht; denn sie sind braun.

Graf. Braun?

Gräfin. Braun.

Graf (für sich). Und auf blau und blond hätte ich geschworen! (laut) Aber hoch; schlank.

Gräfin. Wer?

Graf. Ihre Frau Gräfin.

Gräfin. Nein.

Graf (auffahrend). Nein?

Gräfin. Oder sie müßte heute unterwegs gewachsen sein!

Graf (für sich). Dumm und dreist. Die muß aus dem Hause fort. — Und ich hätte geschworen, sie sei hoch und schlank!

Gräfin. Wenn ich Ihnen derweil eine Erfrischung —

Graf. Das haben Sie schon einmal gefragt.

Gräfin. Aber der Herr Graf haben nicht geantwortet; weder Ja noch Nein.

Graf (legt sich). Hör' einmal, mein Kind. Wie lange dienst Du schon hier?

Gräfin (einen Augenblick verdutzt; faßt sich). Seit Lichtmeß; (zählt an ihren Fingern, dabei murmelnd; dann) also drei Wochen.

Graf. Also kennst Du offenbar die Frau Gräfin noch nicht. Ich will Dir nur sagen, mein Kind: die Gräfin ist eine stille, sanfte Dame; sie lebt ihren Büchern, ihrem Schreibtisch, ihrer geistigen Sammlung —

Gräfin (für sich). O Gott! Wie er mich kennt!

Graf. Und so bemerkt sie wohl eine Weile nicht, wie ihre Umgebung sich geberdet. Aber sobald sie einmal ihr harmonisches Dasein durch eine — unpassende Dissonanz gestört sieht, — so sagt sie die Dissonanz fort.

Gräfin. Hm!

Graf. Versteht Du das?

Gräfin (den rechten Fuß auf dem Absatz wiegend). Die Dissonanz bin wohl ich.

Graf. Sie hat doch Verstand!

Gräfin (scheinbar getröstet). Wenn der Herr Graf so verständlich sind! Es scheint, Sie sind nicht wie Ihr Herr Cousin, der verstorbene Gemahl meiner Frau Gräfin!

Graf. Mein Cousin? Weißt Du das auch?

Gräfin. Wenn man die Herrschaft frisiert —

Graf. Ja; die braunen Haare. Nun, und der Verstorbene —

Gräfin. Der war freundlich gegen Unsereins, wie man mir erzählt. (kokett tächelnd) Zu freundlich —

Graf. Ah! (für sich) Wie man das nachträglich erfährt! (laut, trocken) Mach' Dir keine Hoffnung. In diesem Punkt sind wir nicht verwandt.

Gräfin (für sich). Gott sei Dank! (laut) Die Kammermädchen in Asien mögen wohl auch interessanter sein —

Graf. Sie weiß auch, wo ich diese fünf Jahre gewesen bin! (für sich) Die stille Gräfin hat doch rothseliges Haar!

Gräfin. Wenn ich Ihnen derweil eine Erfrischung —

Graf (sieht nach seiner Uhr). Der Tag ist noch lang; das kann sie noch viele Male fragen. — Gut; eine Erfrischung. Auf der Fahrt nichts genossen — (sieht nochmals nach der Uhr; seufzt) und in diesem Hause sind die Minuten lang. Wenn Sie mir also derweil eine Erfrischung —

Gräfin. Auf der Stelle, (geht; nach den Vorhang bei Seite legend, für sich) Einen schwärmerischen, innigen, seelenvollen Mann hatt' ich mir gedacht. Und Der? — (enttäuscht) Ich nehme in meinem Leben keine Briefe mehr an!

Graf. Nun? Die versprochene Erfrischung?

Gräfin. Die Erfrischung! Ja, ja! (hinten links ab).

Dritter Auftritt.

Der Graf.

Graf. Geht sie endlich fort? Kurioses Ding. Übrigens pikant! — Wie seltsam, daß so ein Aff' um meine sinnige, in sich gekehrte, harmonische Gräfin herum geht und sieht und ihr das blonde — (sich verbessernd) das braune Haar strählt, während sie — während sie, hoff' ich, an mich denkt. — Nicht groß und nicht blond! Aber ich kenn' sie doch. (an seine Brusttasche tastend) Diese edlen, klaren, schöngestimmten Briefe! Ich hab' sie auf der Fahrt wieder alle gelesen. Wie sehr hat man recht, die Briefe merkwürdiger Menschen zu sammeln, zu drucken, und nach ihnen zu urteilen; denn der Brief ist der Mensch (wieder an seiner Brusttasche) Dieser Mensch heißt: liebenswerte Vernunft! Klarste Ordnung, reinster Frieden der Seele! Sonst reizte mich immer das Absonderliche, das Anäsante, das — (sucht nach dem Wort; mit Geberde) das „Wie ist Dir? und wie wird Dir?" Aber das ist nichts. Das giebt keine Ruhe. Gräfin Sophie ist meine Ergänzung; und so ist's gut! (horcht. Erregt). Sie kommt. — Nein; nur der Aff'!

Vierter Auftritt.

Der Graf. Die Gräfin.

Gräfin (kommt zurück, eine Platte mit Wein und einigen Delikatessen tragend). Daß ich Ihnen also derweil eine Erfrischung —

Graf. Ich danke. (für sich. Mir scheint fast, sie treibt ihren Spott mit mir! (betrachtet sie.) Dann schaut sie aber wieder drein wie ein vierzehntägiges Lamm; oder wie Eva am letzten Sonntag vor dem Sündenfall. (laut) Vor allem ein Glas Wein; (vor sich hin) der arme Toms friert.

Gräfin. Hier, Herr Graf.

Graf (nimmt das Glas, das sie ihm eingeschenkt; dankt. Mit Ironie). Du bedienst mich selbst; welche Ehre.

Gräfin. Die Frau Gräfin hat es so gewünscht.

Graf (trinkt aus). Also nicht der Zug Deines Herzens?

Gräfin (sieht ihn bestemdet an. Dann kokett). Noch nicht. (füllt ihm wieder das Glas.)

Graf. Ich habe nie die Menschen begreifen können, welche langsam trinken. (trinkt wieder aus. Scherzend) Also „noch nicht".

Gräfin. Nein.

Graf. Hm! (etwas kleinlaut.) Mein Kind, Ihr heizt hier schlecht. Höchstens dreizehn Grad!

Gräfin (tächelnd). Pardon. Mehr als dreizehn Grad habe ich hier nie.

Graf (verwundert). Du? — Ah freilich, wenn Du es so gewohnt bist — das ist eine andere Sache.

Gräfin. Ich wollte sagen — (für sich) Verschnappt!

Graf. Was wolltest Du sagen?

Gräfin. Daß ich hier dafür zu sorgen habe, nie mehr als dreizehn —

Graf. Ah so. — Was für eine sonderbare Mischung von Schriftdeutsch und Gebirgsdeutsch Du sprichst. Wohl so etwas wie ein Kind der Alpen? Resi, oder Nanni?

Gräfin. Nein. Wenn Sie erlauben: Sophie.

Graf. Wie Deine Herrin.

Gräfin. Ja. (für sich.) Wie — gemütlich er diese Herrin erwartet!

Graf (seufzt). Fährt die Frau Gräfin immer so lange spazieren?

Digitized by Google

Gräfin. Ich bedaure sehr —! (für sich.) Er denkt also doch auch noch an mich. — — Ob er ein Trinker ist? (Schenkt wieder ein; bietet ihm an.)

Graf (lehnt ab). Ich danke Dir. Wozu noch ein Glas? (sich behaglich in einem Lehnstuhl ausstreckend) Nur der gemeine Mensch braucht eine Flasche Wein, um sich aufzubessern. Ein Glas, und mir wird schon wohl. (mehr für sich) Und die Poesie des Humors beginnt. Jedes Ding hat seine Sonnenseite; ich komme dann auf die Sonnenseite — —

Gräfin (für sich). So, so! (laut) Und da Sie zwei Gläser getrunken haben, Herr Graf, so stehn Sie schon mitten in der Sonnen.

Graf (sieht sie erstaunt an, erwidert nichts. Für sich). Diese unangenehme Kleine hat Mutterwitz. — Diese unangenehme Kleine ist eigentlich amüsant! (laut) Verstehst auch Du etwas von der Poesie des Weins?

Gräfin. Ich brauch' ihn noch nicht. Jugend ist Trunkenheit, sagen ja die Leut'. Ich hab' am Wein nur gerochen, und ich bin auch schon „auf der Sonnenseiten". Bei Ihnen heißt's: „Humor der Poesie", — oder anders herum; bei uns heißt's:

Juchheirassasa,
Weil ma's Leben no hamm,
So seids lustí, mer kimmá
So jung nimmer z'sámm!

Graf (springt unwillkürlich auf, jodelt). Dulliä! (Sie jodeln zusammen; der Graf macht dann Bewegungen, wie um zu tanzen; besinnt sich plötzlich, steht erschrocken still. Endlich kühl, förmlich) Sie haben eine ganz angenehme Stimme.

Gräfin. Der Herr Graf sind zu gütig.

Graf. Sie sangen auch vorhin, als ich kam.

Gräfin. Bitte um Verzeihung.

Graf. Ihr im Gebirg singt ja alle.

Gräfin. Ach Gott!

Graf. Warum seufzen Sie?

Gräfin. Weil Sie sagten: „ihr im Gebirg".

Graf. Haben Sie Heimweh? Was?

Gräfin. Soll man nicht, Herr Graf? Wenn man in der Fremd' so allein ist; — wie's im Liedel heißt — — (scheinbar erschrocken) Da hätt' ich fast schon wieder gesungen; bitt' um Verzeihung, Herr Graf.

Graf. Singen Sie's. (Sie bleibt stumm. — Sanft, gemütlich) Singen Sie, Sophie.

Gräfin. Wenn die Frau Gräfin käme —

Graf. Aber sie kommt ja noch nicht. „Wie's im Liedel heißt" — wenn man in der Fremd' ist — Nun?

Gräfin. 's ist so dummes Zeug. (singt)

Daheim is mei Schatzerl,
In der Fremd' bin i hier,
Und es fragt halt kei Katzerl
Kei Hunderl nach mir.

Graf (laß gerührt). Hm! (für sich) Was will man! Auch das ist Poesie. (laut) Also der Schatz ist daheim.

Gräfin. Man sagt nur so. Wie's im Liedel heißt.

Graf. Also wir haben kein Herz?

Gräfin (seufzt). O Jesses!

Graf (für sich). Das heiß' ich noch geseufzt. — Diese allerliebste Kleine hat ein großes Herz. (laut) Sophie —

Gräfin (weich). Herr Graf?

Graf. Du singst — Du — — Wer hat Dich so singen gelehrt. Du singst so recht aus der Brust heraus, — und in die Brust hinein.

Gräfin (seufzt). Ach! — — Wer mich's gelehrt hat? Niemand. Der Vogel auf dem Baum — und das Herz. Wie's im Liedel heißt — (bricht ab.)

Graf. Wie's im Liedel heißt! Laßt Ihr Euch auch so lange bitten, wie die Damen von der Oper? (Sie schüttelt den Kopf.) Der Vogel auf dem Baum, und das Herz —

Gräfin (nicht verlegen; singt).

Wenn 's Gamsböckel springt,
Wenn die Nachtigall singt,
Und der Auvogel schreit,
Is mei Hansel nit weit!

Graf. Hm. — Also der Hansel!

Gräfin. Man sagt nur so. Wie's im Liedel heißt.

Graf (für sich). Ich wollt', ich wär' im Gebirg! „Wenn der Auvogel schreit" — — (laut) Sophie.

Gräfin (weich). Herr Graf?

Graf. Sing mir noch eins. So etwas Tannenhaftes, Harziges, Herziges; (nach dem Wort suchend) so etwas — „wie ist dir, und wie wird dir?" Etwas für's Gemüt.

Gräfin. Doch nix Trauriges; nein. Dann (singt:)

Schnadahüpfei
Is a Vogel im Wald,
Bal' er trauri will wern
Nacha stirbt er a bald!

Graf (tritt vor sie hin, sieht ihr in die Augen, streichelt ihre Hand. Plötzlich erschrocken tritt er wieder zurück; für sich). 's ist ihr Kammermädchen.

Gräfin (für sich, kläglich). 's ist doch der richtige Vetter meines Mannes!

Graf (setzt sich wieder). Die Frau Gräfin kommt offenbar erst morgen zurück.

Gräfin. Wenn ich Ihnen vielleicht die Zeit am Klavier vertreiben soll —

Graf (starrt sie an). Was? Sie spielen auch Klavier?

Gräfin. Man hat mich's gelehrt, und da hab' ich's gelernt.

Graf. Sie — Sie sind — — Sophie!

Gräfin. Herr Graf.

Graf. Sie sind nicht, was Sie sind.

Gräfin (sich schnell fassend). Ich wollt' selber, so wär's. Zum Beispiel, ich wär' der Herr Graf und Sie die Sophie, und ich nennte Sie Sie und Du, wie es mir gefällt.

Graf (getroffen, will erwidern, bleibt stumm. Für sich). Die wird mir zu stark. Erst war sie dumm; dann ein Aff'; dann bekam sie Witz; dann ein großes Herz; jetzt wird sie fein, und zuletzt zum Verlieben. Aber das ist ja ein Märchen! (zu der Gräfin, die sich langsam entfernt) Wohin wollen Sie?

Gräfin. Ich denke, Sie wünschen allein —

Graf. Nein. (für sich) So soll sie nicht fort! (laut) Sie waren so freundlich, mir anzubieten —

Gräfin. Am Klavier.

Graf. Ja. Ich bitte Sie.

Gräfin. Wie Sie befehlen, Herr Graf. (Setzt sich ans Klavier; beginnt etwas träumerisch Zärtliches zu spielen.)

Graf (horcht immer verwunderter). Aber Sie spielen ja — wie ein junger Gott.

Gräfin (sanft). Ich weiß nicht, wie die spielen, Herr Graf; man hat es mich so gelehrt.

Graf (tauscht mit wachsendem Behagen, für sich). Das ist Wein. Das ist Jugend. Giebt es denn ein größeres Vergnügen, als auf diese Weise jemand zu erwarten! (Drückt die Augen ein.) Das ist wie ein Traum. Das ist wie — „wie ist dir, und wie wird dir?" (halblaut, wie aus dem Traum) Kleiner Aff'! — Junger Gott! Sophie!

Digitized by Google

Gräfin (bricht ab). Sagten Sie etwas?

Graf (fährt ein wenig auf). O nein!

Gräfin (spielt wieder, einfach begleitend; singt).

Und es ist auf der Welt
Schon amol so der Brauch:
Die Buabn san dalket
Und die Diandl san schlaug!

Graf (für sich). „Die Buabn san dalket!" — Als sänge sie es für mich.

Gräfin (singt).

Drei Berg und drei Thal,
Und drei Diandl auf a Mal!
Oanö lieb' i, oanö sopp i,
Oanö heurat i amal!

Graf (wie oben). Und mein Gewissen sagt mir: es geht auf mich.

Gräfin (singt).

Dort ob'n bin i her,
Wo mer d'Erdäpfel baut,
Drum bin i schö g'wachsen
Wie's Erdäpfelkraut.

Graf (richtet sich auf; für sich, weich). Schön gewachsen! Das ist sie. — Verwünschte Phantasie: nur einmal einen Arm um diese — (Sie spielt einen Walzer.) Ah! Wem das nicht in die Beine fährt, der hat keine. Und dabei einen Arm um diese — — (Sieht hinter ihr.) Sophie!

Gräfin (bricht ab). Wie Sie mich erschrecken.

Graf. Es ist kalt hier.

Gräfin. Ich heize.

Graf. Dann wird es erst warm, wenn wir erfroren sind. Bewegung ist Wärme! Spielen Sie diesen Walzer noch einmal, und tanzen wir eine Minute mit einander!

Gräfin (für sich). Er ist toll! (Laut) Ich werde schwerlich zugleich spielen und tanzen können —

Graf. Also lassen Sie das Spielen. (Er trällert den Walzer, glaubt sie mit fort und tanzt mit ihr durch das Zimmer.) Das ist Jugend, Sophie — (Drückt sie fester an sich; steht plötzlich erschreckend still. Horcht.) Still! Die Gräfin kommt!

Gräfin. O nein.

Graf (verwirrt). O doch! — Eine weibliche Stimme. (Entfernt sich von Sophie.) In diesem Augenblick — (für sich, ganz verstört) Was für ein Wiedersehn! — Wiedersehn — Unsinn. Zum erstenmal — jetzt — vor den Augen dieses Mädchens — — (Sieht hinten an der Thür zur Rechten, horcht.)

Gräfin. Sie glauben wirklich, die Frau Gräfin —?

Graf (öffnet leise die Thür, blickt vorsichtig hinaus). Oho! (halblaut). Hat Ihre Gräfin zwei Kammerjungfern? Draußen steht noch eine —

Gräfin (für sich). O weh! (sucht zu lächeln) Unmöglich!

Graf (immer halblaut). Sie spricht mit dem alten Diener; sie fragt nach der Gräfin — —

Gräfin (rasch). Ah! meine Freundin. Die Fanny —

Graf (schüttelt den Kopf). Er nennt sie Sophie. Sie heißt auch Sophie. (horcht gespannter) Was hat sie — ? Sie hat im Auftrag der Gräfin Blumen gekauft — Was ist das? (Blickt herein, sieht das heimliche Lächeln der Gräfin. Plötzlich begreifend) Eine Gaukelei! Das da ist die Kammerjungfer Sophie. Und Sie — Sie sind —

Gräfin (rasch, mutwillig lächelnd). Comtesse Gabriele. Können Sie mir verzeihn?! Die Schwester der Gräfin Sophie!

Graf (kurz). Die Comtesse!

Gräfin (immer heftig). Ja. Ich bin's. Können Sie mir verzeihn? Ein schlechter Scherz. Was werden Sie von mir denken — (mit plötzlichem Einfall) Eine dumme Wette. Mein Gott, was machen Sie für ein ernstes Gesicht. Sophie — die wirkliche Sophie meinte — und ich bezweifelte es — und wir wetteten — Können Sie mir verzeihn?!

Graf (mit künstlichem Lächeln). Bitte — einer Dame! (ernst) Ihre Schwester hätte das freilich nicht gethan, Comtesse (wieder lächelnd) Eine sonderbare Wette — (für sich) In dieser Verlegenheit — wie entzückend sie ist! (laut) Mit so viel Geist zu betrügen! Ich bewundre Sie —

Gräfin. Ich habe Sie gekränkt —

Graf. Nein. O nein. Ich bin beschämt — (verlegen lächelnd) sehr beschämt; aber ganz Bewunderung; bezaubert; berauscht. Das ist ja Genie! Mich so zu äffen — durch das ganze Register der Kammerjungfer hindurch — und mit dieser Anmut — — Comtesse!

Gräfin. Beschämen Sie mich nicht —

Graf. Ich Sie? Comtesse! (heiter) Kammerjungfer Comtesse! — „Und die Buabn san dalket, und die Diandl san schlaug!" (in immer wachsendem Feuer) Aber das ist ja der märchenhafteste Tag meines Lebens! Die Gräfin Sophie hat eine solche Schwester, und ich ahne es nicht! Ein Jahr lang wechseln wir Briefe über Himmel und Erde, über Gott und die Welt, und ich erfahre es nicht! Ah, das ist Betrug! Das ist Perfidie! Ein Wesen wie Sie lebt auf dieser Welt, und man sagt es mir nicht!

Gräfin (tritt etwas zurück). Herr Graf —

Graf. Aber nun sind Sie ja da. Ich habe Sie gefunden. Ich danke Ihnen —

Gräfin. Wofür danken Sie mir —

Graf. Daß Sie sind. Comtesse! Wie lange hätten Sie noch dieses Spiel gespielt? — Aber ich danke Ihnen; durch diese eine Stunde kenn' ich Sie nun ganz! Ihre Heiterkeit, Ihre göttliche Laune, Ihre Originalität —

Gräfin. Still! (Scheint zu horchen.) Hören Sie denn nicht — Der Wagen — meine Schwester — —

Graf (auf einmal außer Fassung). Ihre Schwester.

Gräfin. Sie kommt heim. Und ich muß sogleich zu ihr — Entschuldigen Sie mich! — Sogleich wird meine Schwester — hier —

Graf. Hier —

Gräfin. Ja, hier. Sogleich! (Verneigt sich. An der Thür für sich) Sie kennen mich nun ganz! (mit herzlichem Lächeln) Warten Sie, Verräter! (Hinten links ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf.

Graf (sieht ihr nach, in stummer Verstörung. Horcht. Erblickt seinen Hut, geht rasch auf ihn zu, nimmt ihn, will gehn; schüttelt dann verzweifelt den Kopf, stellt den Hut wieder hin. Horcht wieder). Um die Gräfin Sophie zu werben, kam ich her. Dann ist ihre Kammerjungfer gekommen; in die hab' ich mich verliebt. Dann ist aus dieser Kammerjungfer eine Comtesse geworden; in die hab' ich mich verliebt. Wenn jetzt eine Fürstin käme, auch in die würd' ich mich verlieben. Ohne Zweifel. Ich bin ja ein Ungeheuer! Ein moralisch unmöglicher Mensch! (Schlägt an seine Brust; fährt dabei seine Briefstasche. Blickt auf sie hinunter; zerknirscht) Ihre Briefe. Hier. Alle diese edlen, seelenvollen Briefe. Auch in die hatt' ich mich verliebt. — Wer sind diese Briefe? Sind sie ein Mensch? Ich weiß nicht. Ich habe keine Ahnung mehr von diesem Menschen; er ist fort wie Luft; sie sehe nichts — als die lebendige, stehende, gehende, siegende, — himmlische Comtesse. — Wenn die Gräfin Sophie nun kommt, was werd' ich ihr sagen? — Daß ich ihre Schwester

Digitized by Google

— Das ist ja der unglücklichste Tag meines Lebens. Ihr vor die Augen? jetzt? (Sieht Schreibzeug auf einem Tisch; tritt hin; setzt sich.) Wenn ich ihr schriebe, daß ich — irgendwas — und dann ginge — (Fängt an zu schreiben.) Aber was? „Verehrteste Cousine" — (plötzlich heiter lächelnd) Auch die andre ist meine Cousine. „Wenn's Gamsböckel springt, und die Nachtigall singt" — (Gedenkt.) Warum fährt mir das durch den Sinn? Kann ich ihr das schreiben? „Verehrteste Cousine" — (Schreibt weiter. Summt dann in stillem Glück vor sich hin) „Drum bin i schön g'wachsen wie's Erdäpfelkraut". (Springt auf.) Ich kann nicht schreiben. (In verzweifelter Lustigkeit im Zimmer umher) Ich bin verliebt, ich bin verliebt, ich bin verliebt!

Sechster Auftritt.

Der Graf. Die Gräfin.

Gräfin (kommt von hinten links, mit Beille, in andrer Kleidung: grau, ernsthafter, gouvernantenhafter Schnitt, einen schwarzen Schleier um den Kopf gebunden; gemessenstes Benehmen, verdunkelter Ton). Ich begrüße Sie.

Graf. Ah! Endlich! Guten Tag! (Geht unsicher auf sie zu; führt ihr die Hand. Betrachtet sie mit heimlichem Belremden.)

Gräfin. Seien Sie mir willkommen, Graf Albrecht. Ich habe sehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie warten ließ. Wir verzeihen oft denen, die uns verdrießlich fallen; können aber denen nicht vergeben, die uns Verdruß machen. Hab' ich Ihnen Verdruß gemacht? Und vergeben Sie mir doch?

Graf. So viele Worte, Gräfin, über ein Nichts —

Gräfin (immer sanft, kalt und trocken). Ich danke Ihnen. Bitte, nehmen Sie Platz. (während er einen Sessel näher rückt, für sich) Als ich hundert von Larochefoucaulds „Maximen" auswendig lernte, dacht' ich nicht, daß ich sie heute —

Graf (unklug). Wie ich mich freue —

Gräfin. Und ich. Dies ist eine gute Stunde, Graf Albrecht. Das Glück erscheint nur denen so blind, denen es nichts gewährt. Erinnern Sie sich noch jenes ersten, schönen Briefs, den Sie mir nach meinem Unglück schrieben: der mich sogleich für Sie einnahm? Damals gab es noch keinen Trost für mich. Doch es ist wahr: man ist nie so glücklich, noch so unglücklich, wie man sich einbildet. (Galt noch den Worten suchend, bald gelassig) Nichts ist unmöglich. Die Fehler der Seele sind wie die Wunden des Körpers. Meinen Sie nicht auch? Warum sehen Sie mich so wehmütig an?

Graf. Ich? O nein, nein. Freude, reine Freude... (für sich) Sie spricht so — so geschrieben. O Gott!

Gräfin. In Ihren freundlichen Briefen haben Sie die Harmonie meiner Seele gepriesen; sehen Sie mich nun an: entdäuschte ich Sie auch nicht? — Ach, die Eigenliebe ist der größte aller Schmeichler! Die Leidenschaften sind die einzigen Redner, die immer überzeugen. Glauben Sie das nicht? Ich leie Widerspruch auf Ihrem Gesicht. Widerlegen Sie mich, lieber Graf; (sanft lächelnd) lassen Sie uns streiten, um uns zu verständigen!

Graf. Ich mit Ihnen streiten — (für sich) unmöglich! — O Comtesse!

Gräfin. Was ich Ihnen entgegenbringe, lieber Graf, ist Freundschaft und Vertrauen. Unser Mißtrauen rechtfertigt den Betrug der andern. Wir vergessen unsre Fehler leicht, wenn sie nur uns allein bewußt sind. Werden Sie nachsichtig sein? (im Gedächtnis suchend) Es giebt — — Es giebt Leute, denen ihre Fehler gut stehn, und es giebt andre, die durch ihre guten Eigenschaften widerwärtig werden —

Graf (seufzend, für sich). O Gott!

Gräfin. Was haben Sie, Graf? (unmittelbarlich lächelnd und den Ton verlleerend) Was haben Sie —

Graf (betroffen; fängt dieses Lächeln auf; sich erhebend, für sich). Was ist das?

Gräfin (wieder ernsthaft). Glauben Sie mir — (für sich) Mir fällt nichts mehr ein!

Graf (für sich). Das Lächeln der Comtesse! — Das ist die Gaullerin! Ja, so wahr ich lebe!

Gräfin. Ich rede noch immer allein. Sagen Sie mir nichts?

Graf (für sich, verwirrt). Comtesse und Gräfin zugleich — (für sich, in glücklichster Heiterkeit) Gaullerin! Heuchlerin! — Warte! (laut) Ja, ich bin wohl zerstreut. Sie so vor mir zu sehn; Sie so ganz zu finden, wie ich dachte, hoffte —

Gräfin (überrascht). Wie?

Graf. Teure Gräfin! Sophie! Wie soll ich Ihnen sagen, wie Sie mich beglücken! Sie so ganz als Verkörperung Ihrer Briefe zu sehn — (für sich) O Du —! Warte, warte! (laut, während die Gräfin stumm verwundert dasteht) Wie diese Harmonie mich an Ihnen entzückt: die Kleidung — die Brille — die Gedanken — der Ton — das Getragene — Alles. Gräfin Sophie! (niederkniend) Ich werde nicht von diesem Platze gehn, eh Sie mir nicht sagen, daß Sie meine Liebe erhören!

Gräfin. Aber mein Gott —

Graf. Die Leidenschaften sind die einzigen Redner, die immer überzeugen! (die Worte herausstoßend, wie sie ihm kommen) Mißtrauen — — Unser Mißtrauen rechtfertigt den Betrug der andern! Die Wunden der Seele sind wie die Fehler des Körpers!

Gräfin. Graf! Sie sind toll!

Graf. Nein, ich bin nicht toll. Aber ich bin verliebt. Gräfin Sophie! Kammerjungfer! Comtesse Gabriele! Was für Thorheiten haben Sie gemacht. Ich bin sehr verliebt!

Gräfin (nimmt die Beille ab. Mit glücklichem Lächeln). Sie haben mich erkannt —

Graf. Wie viele Gestalten haben Sie denn noch? Und welche von ihnen soll ich fragen, ob —

Gräfin. Ob was? (Schlägt ihm sanft den Mund. Lächelnd) Alle Drei! — Stehn Sie auf! Sie sind ein unsittlicher Mensch — Ihre Briefe haben viel verschwiegen —

Graf. Wie die der Gräfin Sophie. O mein Gott! Ich bildete mir ein, „der Brief sei der Mensch". Was für ein Wahn das ist! Unsre Briefe sind, im besten Fall, gute Komödianten; erst von Angesicht zu Angesicht sehen wir das ungeschminkte Farbenspiel der alten Mutter Natur!

Gräfin. Nun? Und so von Angesicht zu Angesicht gefalle ich Ihnen doch?

Graf. O Sophie! (Küßt ihre Hand)

Gräfin. Geh'n Sie. Sie, der Sie auch meine Kammerjungfer und meine Schwester lieben —

Graf. Und ich werde sie lieben. Und ich werde Ihnen bald mit der einen untreu werden, bald mit der andern; und dann der andern mit Ihnen (tnier nieder) und so fort, und so fort!

Gräfin (lacht). Still! Meine Kammerjungfer kommt. Diesmal kommt sie wirklich. Seien Sie brav!

Graf (resigniert). Ich bin's! (Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

Zur Technik der Dichtkunſt.

Von Joſeph Bayer.

Wie oft gebraucht man das Wort: „Aus einem Guß!“ — um damit die rein abgeſchloſſene Wirkung eines Kunſtwerkes zu bezeichnen. Aber der Guß iſt nicht bloß ein Reſultat, er iſt vor allem ein Prozeß, und daher nicht ſo einfach; denn kein Prozeß iſt einfach. Eine geläufige Redensart erleichtert den Ausdruck des Enthuſiasmus, und darum gebraucht man ſie in ſolchem Fall immer wieder.

„Aus einem Guß!“ Das Wort bedeutet ein Erzeugnis höchſter Art, das ſeiner Entſtehung und Durcharbeitung nach ſehr kompliziert iſt, aber im Reſultat bei völligem Gelingen ebenſo einheitlich wirkt. Dann ruft man: Triumph! aus; es iſt der wohlverdiente Triumph der Kunſt, die ſich auch techniſch bemüht hat. Das ſtete Zuſammengehen von künſtleriſcher Erfindung und techniſcher Findigkeit, von geiſtreichem Vorbilden und gewiſſenhaftem Durchbilden, von Genialität im Schaffen und ernſtem Fleiß im Machen — dies zuſammen giebt den „Guß“: das iſt im edelſten Sinn das wahre Handwerksgeheimnis der Kunſt.

Man leſe einmal wieder jene Seiten in der Selbſtbiographie Benvenuto Cellinis nach, wo er — ruhmredig wie immer, aber in der Hauptſache doch wahr — die Sorgen und Aufregungen während des Guſſes ſeiner Perſeusfigur beſchreibt (IV. Buch, 6. Kap.). Es iſt dies mehr als bloße Beſchreibung, es iſt geradezu ein Drama in der Werkſtatt. Man mag nun dieſe Darſtellung bezeichnen wie man will: jedenfalls kann ſie als Sinnbild und Gleichnis für die techniſchen Mühen der Ausführung eines Kunſtwerkes, für die Gefahren des Mißlingens auf halbem Wege, für die raſchen Entſchließungen und Nachhilfen zur Sicherung des Gelingens auch auf jedem andern Kunſtgebiete gelten. Wird dies oder jenes „gut kommen!“ — das iſt eine Frage, die nicht bloß den Former und Gießer in wirklichem Erz, die überhaupt den Künſtler während der Arbeit ſpannt und aufregt. Denn erzeugt die Arbeit als ſolche in ihrem Fortgang nicht neue Probleme? Und müſſen dieſe nicht ſofort gelöſt werden, wenn nicht das Ganze hinfällig werden ſoll?

Geiſt und Hand wirken in jeder Kunſt zuſammen, die ſchöpferiſche Kraft, die blitzartig hervortritt, und die handfertige Gewandtheit, welche ſich durch Übung ſchmeidigt und befeſtigt. Für alle Kunſtthätigkeit iſt „die Schule der Geläufigkeit“ obligatoriſch, wie die Muſiklehrer das Ding nennen — und daher ganz ebenſo für die Poeſie. Auch dieſe hat ihre Skalen, ihre metriſchen Fingerübungen und dergleichen — und wie viel muß da nicht geübt und wiedergeübt werden, damit endlich die Form „wie gegoſſen“ erſcheine und auch glockenrein erklinge!

Zum Techniſchen der Dichtung gehört ſelbſtverſtändlich die Behandlung des Sprachſtoffes und des Verſes; aber auch in der Kompoſition des Dichterwerkes, in der Anordnung der Teile zum Ganzen fällt ins Bereich der Technik all dasjenige, deſſen wohlgeſtellte Wirkung vornehmlich durch die ſtofflichen Eigenſchaften des Sujets bedingt erſcheint. Da eröffnet ſich ein weites Feld der Empirie, deren Ergebniſſe auch mitgeteilt und überliefert werden können. Der künſtleriſche Genius duldet keinen Regelzwang; für die Kunſt giebt es nur Prinzipien und Geſetze, wie für alles Geiſtige und Urſprüngliche; für die Technik dagegen giebt es wieder nur Regeln, praktiſche Maximen, wie für alles, was auf Erfahrung, Übung, Überlieferung beruht. Die höheren Stufen der Kunſt muß jeder für ſich allein erſteigen, das iſt eine führerloſe Bergtour. In der Technik findet man Führer wie Genoſſen, da kann man ſich bei anderen Kunſterfahrenen beraten, von ihnen lernen, ihnen wohl auch etwas abſehen. Aber dieſes Erlernte muß doch wieder ein eigenes werden, die Technik muß ſich auch individualiſieren, wenn ſie zu der individuellen Kunſtrichtung völlig ſtimmen ſoll.

Im Laufe der Entwicklung der menſchlichen Dinge — die man Geſchichte, in unſerm Fall alſo Litteraturgeſchichte nennt — kommt dasjenige, was zum Begriff eines Ganzen gehört, immer nur teilweiſe und periodiſch, je nach beſtimmten temporären Impulſen, zum Bewußtſein. Da gab es denn Zeiten, in welchen vornehmlich die techniſche Seite der Dichtung gepflegt, und andere, in denen jene um ſo gründlicher mißachtet wurde. Die erſteren ſind die konſervativen Perioden eines gewohnheitsmäßigen Litteraturbetriebs, langdauernd aber anregungslos, die ſich immer mehr in den berühigten Selbſtgefühl der Korrektheit bornieren; die letzteren ſind die litterariſch revolutionären und eruptiven Epochen, die wie alles Gewaltſame nicht lange anhalten, aber eine bedeutende und unvergängliche Nachwirkung für die Folgezeit zurücklaſſen.

Jeder kennt aus ſeinem Kompendium, wenn auch kaum aus eigener Lektüre — wer möchte ſich ſo leicht dieſer Buße unterziehen! — den ödeſten Zeitraum der deutſchen Litteratur, der von Opitz, dem ſogenannten „Vater der Dichtkunſt“, bis auf Johann Chriſtoph Gottſched ſich erſtreckt. Damals war die Pflege und die Zucht der deutſchen Dichtung in die Hände der Schulmeiſter gelangt:

Digitized by Google

auch die schöngeistigen Bestrebungen kleideten sich in das allgemeine geistige Kostüm des Zeitalters, das der steiften Pedanterie. Bekanntlich traten diese gelehrten Herren zu Sprachgesellschaften zusammen und exerzierten das dichterische Geschäft nach selbstverfaßten Lehrbüchern über die „Prosodia Germanica“ oder die „teutsche Poeterei“, nebst der dazu gehörigen „Schatzkammer poetischer Redensarten“: mit solchen Lehr- und Hilfsmitteln brachten sie ihre geistlichen und weltlichen Poemata nicht ohne saure Mühe zuwege. Genau besehen, waren diese Poeten nach der Schnur nur doktrinäre Dilettanten, die nach einem falschen Begriff der Dichtung und einer ebenso falschen Technik vorgingen und in ausgeklügelten Handwerksregeln den litterarischen Barockstil des 17. Jahrhunderts in ein förmliches System zu bringen wußten. Nun trat aber mit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Herrschaft einer anderen Regel und Technik auf, nämlich derjenigen, welche vom französischen Klassizismus herüber genommen war. Bei aller knappen, nüchternen Einschränkung der Kunstform empfahl sie sich durch eine einfache Klarheit der artifisichen Logik, sowie durch ihre vornehme, auf Eleganz und Geschmack der Darstellung gestellte Tendenz. Aber der Schimmer all dieser Vorzüge, die auch daheim nur einen bedingten Wert hatten, ging auf fremdem Boden, unter der derberen Handhabung der Nachahmung völlig verloren: was sich dort vornehm gab, erschien hier steif und pfiffterhaft; was von Haus schon als unwahr gelten mußte, war in der Kopie nur plumper nachgelogen. Der Geschmack der Form war übrigens ein Ergebnis des feinsten Kontakts der Gesellschaft mit der Litteratur, der Salons mit der Dichtung: wie hätten sich nun diese unberechenbaren Wechselbeziehungen anderswo, unter wesentlich verschiedenen Bedingungen des gefelligen Lebens mit gleicher Wirkung einstellen sollen? So blieb die fremde Form ohne lebendigen Inhalt, die nachgebildete Technik ohne künstlerische Beseelung. Dies hat Lessing Punkt für Punkt in der Hamburgischen Dramaturgie auf das eindringlichste dargethan. Ganz ergötzlich ist es nebenher, wie der ganz junge Goethe — nämlich der noch unter französischen Einflüssen stehende Leipziger Student — in seinem frühen Lustspiel „Die Mitschuldigen“ den Lumpen Söller in eben jenen Alexandrinern stehlen läßt, unter deren Geklapper Gottscheds „sterbender Cato“ tragisch endet: nie hat ein fragwürdigeres Gesindel den feierlichen Vers des klassisch-französischen Dramas so lustig kompromittiert, als das Personal jenes Lustspiels, das sich selbst wie ein kecker litterarischer Studentenstreich anläßt. — In den Jahren des Sturmes und Dranges, in der Epoche der Originalgenies sprengte endlich der neu aufquellende Inhalt den Zwang der fremden Form. Die Rede über Shakespeare, welche Goethe im Kreise der Straßburger Studienfreunde hielt, ebenso die „Anmerkungen übers Theater“ von Reinhold Lenz (1774) sind beide eine wahre Kriegserklärung gegen die französische Kunstregel, ja gegen die technischen Verpflichtungen des Dramas, wie der Poesie überhaupt: die Dichtung wollte sich eben zunächst als uneingeschränkte elementare Macht kundgeben. Weiterhin, als sich „der Most nicht mehr so absurd geberdete“, fand der neue Inhalt auch die ihm gemäße, organisch angewachsene Form. Und in der Zeit, da sich dies vollzog und die regenerierte deutsche Originaldichtung auch ihre eigene originale Technik sich errungen hatte, da erreichte dieselbe ihre herrliche klassische Höhe. Es ist die Höhe von Weimar, auf die wir immer mit Bewunderung zurück und hinan blicken.

Dies ist beiläufig das historische Verhältnis der deutschen Dichtung zu ihrer Technik. Durch diese Darstellung hätte ich mich auch vor dem Vorwurf gesichert, als ob ich der inhaltsleeren Mache, der äußerlichen Routine irgendwie das Wort reden wollte. Geistlos ist allerdings das poetisierende Handwerk, das sich an der Stelle der ausbleibenden, lebendigen Dichtung vorschiebt, um sie zum Schein zu vertreten; aber andererseits bleibt auch echte Poesie unwirksam, „nirgends haften dann die unsicheren Sohlen“, wenn sie sich nicht mit der Technik aufs innigste verbündet. Die künstlerische, die dichterische Befähigung ist angeboren, die technische Fertigkeit kann und muß man erwerben: Keines von beiden genügt für sich allein — aber aus der Vereinigung beider geht das Große und Dauernde in der Litteratur, wie in der Kunst hervor. Klarheit und Sicherheit in allen technischen Fragen — natürlich immer im Dienste der höchsten künstlerischen Aufgaben — ist ein Merkmal der Meisterschaft.

Goethe selbst nahm alles Technische in der Poesie sehr ernst; so z. B. auch die Technik des Versifizierens, ohne sich lediglich auf die angeborne Eigenschaft seines poetischen Gehörs, die ihm so eigene, feinste Empfindung für die Melodie des Verses und Reimes zu verlassen. „Die Iphigenie in Jamben zu übersetzen“, schreibt er aus Rom im Januar 1787, „hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Prosodie nicht ein Leitstern erschienen. Es ist auffallend, daß wir in unserer Sprache nur wenige Silben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den andern verfährt man nach Geschmack und Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe einer anderen gerät, welche mehr Geistesgewicht hat. . . Ich habe diese Maxime öfters zu Rate gezogen und sie mit meiner Empfindung übereinstimmend getroffen.“ Schiller vertraute in der metrischen Technik schon eher auf den rhetorischen Zug seines Verses, der ihn von selbst in prächtig rauschendem Erguß, wie einen immer breiteren Strom aufschwellen ließ. Dagegen wandte er allen Ernst seines praktischen Studiums an die Architektonik des Dramas und alle jene technischen Bedingungen, welche seine volle Theaterlebendigkeit irgendwie zu fördern geeignet sind. Er spricht sich darüber selten aus, ja er stellt mit einer gewissen Absicht in seinen Briefen und Abhandlungen immer den ästhetischen, nie den technischen Standpunkt in den Vordergrund; aber seine Dramen geben selbst über ihre Technik Rechenschaft, wenn man sie daraufhin betrachtet und untersuchend prüft.

In der nachklassischen Zeit unserer Litteratur wurde es wieder vornehme Mode, von der Technik gering zu denken und sie mit Ostentation zu vernachlässigen. Namentlich wurde die Formlosigkeit des Litteraturdramas zu einem antiklassisch-ästhetischen Grundsatz erhoben. Die phantastischen Stücke Ludwig Tiecks gingen diesen Holzweg, obgleich er doch als Kenner und Kritiker ein Verhältnis zur wirklichen Bühne hatte. Freilich erhob sich neben jenen litterarischen Schattenspielen das deutsche Drama noch einmal zur intensivsten Lebensfülle bei

Digitized by Google

Heinrich v. Kleist, und es verstachte sich außerdem für den praktischen Bühnengebrauch, zwischen verdünnter Poesie und eingestandenem Handwerk klug abrechnend, bei Ernst Raupach durch alle Gattungen — vom historischen Cyklus bis zum rührenden Volksstück und zur Posse — mit erstaunlich zäher Lebensdauer. Je mehr aber die romantische Schule die höhere Technik der Komposition vernachlässigte, desto eifriger pflegten diese Dichterkreise mit einem gewissen leckeren Liebhabergeschmack die Technik der Versifikation. Die Lyrik schlug ein ganzes Pfauenrad buntschillernder, fremder Formen auf: von den romanischen Sonetten und Kanzonen bis zu den orientalischen Ghaselen und Makamen. Die Zeit der Peguitzschäfer schien wiedergekommen zu sein, mit all ihrem Behagen an Assonanzen, Kettenreimen und sonstigen Reimglöckchenspielen; allerdings auf einer ungleich veredelteren Stufe poetischer Empfindung und Kultur. Auch waren diese Formen nicht inhaltlos: aber die künstliche Form wirkte doch verkünstelnd auf den Inhalt, den Gedanken zurück. Die metrischen Finessen waren zegt gleichsam der vornehme Sport in der Poesie, mit gewissen sehr obligaten Sportregeln: sie repräsentierten das ritterliche Plaisir für die Auserwählten zum Unterschied von den vulgären litterarischen Volksvergnügungen des großen Publikums. Es ist bezeichnend, daß gerade bei Platen, dem dichtenden Grafen, diese Fachbegeisterung für die Form so spezifisch hervortritt. Pegasus muß noch einmal als cheval de manège in die Reitschule, und vor den Kennern die verschiedenen metrischen Gangarten produzieren. Man glaubt auch sofort den gewiegten poetischen Sportsmann zu vernehmen, wenn Platen sein Verdikt in Fragen der Metrik ausspricht.

Von der größten Aktualität ist die Frage der Technik für das Drama, das wirklich leben, auf der Bühne existieren will. Es ist dies eine Frage, so brennend, wie die Flammenspitzen der Rampe, welche das Stück und seine Aufführung beleuchten. Jeden technischen Bankfehler in demselben sieht man sofort; und nicht allein der Fachmann sieht ihn, sondern auch der gewöhnliche Zuschauer von seinem Sperrsitz, und dieser erst recht unnachsichtig, weil er nicht weiter die technischen Irrungen gegen etwaige poetische Schönheiten abwägt und kompensiert.

Die Komposition des Dramas hat eine wesentlich künstlerische, oder wollen wir sagen: rein poetische Seite; es ist dies die innere organische Entwicklung der Charaktere und der Fabel. Die für den Erfolg so entscheidende, technische Seite bezieht sich auf das Tempo und die Einschnitte der Handlung, auf die äußere Anordnung der Szenerie, auf die kundige Verwendung jener Details, welche die sinnliche Wirkung fördern, entsprechend verteilen und steigern. Was Handgriff in der Komposition ist, gehört zur Technik: es sind gewisse mechanische Hebelkräfte, die da zur Anwendung kommen.

Heutzutage sieht sich der dramatische Dichter erst nachträglich nach der Technik um, nachdem er mit den reinen poetischen Intentionen bei dem ersten, wohl auch bei dem zweiten und dritten Versuch Schiffbruch gelitten. In den großen, naturwüchsigen Epochen der Theater-Entwicklung war es anders. Nicht die Litteratur kam zur Bühne, sondern die Bühne erzeugte sich selbst ihre Litteratur. Diese dramatische Dichtung war ein echtes Theaterkind, auf der Bühne und für sie allein geboren. Die technische Überlieferung, die theatralische Praxis war der Mutterboden dieser Produkte; die Technik in aller Kombinationsfähigkeit der ihr bereit stehenden Wirkungen verstand sich von selbst; der höhere litterarische Wert kam erst in zweiter Stufe zu dem Bühnenwert hinzu, über den es von Anfang an keine Frage geben durfte. Erst der bewährte Erfolg machte das Bühnenstück auch litteraturfähig, während heutigen Tags so viele als genial gerühmte Schreibedramen nimmermehr theaterfähig werden. Jener Zustand, welcher der normale ist, fand sich auf dem Dionysostheater in der Blütezeit Athens ebenso vor, wie auf den Blackfriars- oder Globustheater zur Zeit Shakespeares, oder auf der spanischen Bühne unter Lope de Vega und Calderon. Die Produktion für die Bühne war nicht bloß eine Branche der Litteratur, sondern ein bestimmter, praktisch artistischer Beruf. Die tragischen Dichter waren wie die komischen, von Haus aus Chormeister; sie hatten eine Profession; das abstrakte Litteratentum war der antiken Welt fremd.

Dies alles hat Gustav Freytag in dem nicht genug zu schätzenden Buch: „Die Technik des Dramas“ klar und überzeugend dargelegt — mit stetem Bezug auf die einzelnen praktischen Fragen. Wie treffend stellt er die sichere Handwerkstüchtigkeit früherer Zeiten der Lage der Modernen gegenüber! Freytag strebt in seinem Buche einen praktischen Nutzen an: er will als Fachmann „jüngern Kunstgenossen einige Handwerks- und Arbeitsregeln in anspruchsloser Form überliefern.“ So vergegenwärtigt er uns denn den ganzen Erzeugungsprozeß des dramatischen Werks. Er versetzt uns mitten in jenen Zustand des Dichtergemüts, da der erste Keim einer dramatischen Konzeption in ihm zu quillen beginnt. Es fixiert sich ein Mittelpunkt der Erfindung: die Idee des Stücks. Jetzt geht es aber an die weitere Arbeit, die immer mehr nach außen tritt, immer körperlichere Formen annimmt, von Schritt zu Schritt deutlichere Beziehungen zur wirklichen Bühne erhält. Unser Autor legt nun das Arbeitszeug aus und erklärt uns all die subtilen Instrumente, die der Dramatiker zu handhaben verstehen muß, damit er technisch erreiche, was er künstlerisch beabsichtigt.

Gustav Freytag ist ein liebevoller Lehrer und ich glaube für meinen Teil nicht besser zu thun, als zum Schluß dieser Betrachtung auf so gute Meisterlehre hinzuweisen. Ich selbst konnte als Ästhetiker das Verhältnis der Dichtkunst zu ihrer Technik nur im allgemeinen besprechen; im besonderen und einzelnen kann ich hier nichts lehren, weil mir die Erfahrung der Produktion hiefür abgeht. Dieses Organ nun will der deutschen Dichtung der Gegenwart in ihren edleren Kundgebungen gastlich die Pforte öffnen und auch Gastfreunde um sie sammeln. Da bringt denn ein solcher Name, wie der von Gustav Freytag, den kein Deutscher heute ohne herzliche Bewegung ausspricht, Segen und Gedeihen ins Haus, wenn man ihn in guter Meinung beim Eintritt anfruft. Er hat ein Herz für das tüchtig und gesund Anstrebende; wollte er doch in dem Buch, dessen ich gedacht, durch seine Ratschläge und Weisungen beiher auch „dem anstrebenden Geschlecht die Pfade von einigen Dornen säubern“! Nun, die Jungen thun wohl daran, wenn sie bei aller Selbständigkeit auf seinen Pfaden weiterwandeln — sowohl nach seiner Kunsterfahrung, als nach seiner Gesinnung: denn letztere bleibt doch unter allen Umständen das wahre Mark, der innere Halt der Dichtung.

Digitized by Google

Gustav Freytag.

Von Karl Weinhold.

Am 13. Juli 1886 hat Gustav Freytag sein siebzigstes Lebensjahr vollendet. Im stillen haben unzählige Landsleute ihm die aufrichtigsten Wünsche für eine lange Reihe guter Jahre gewidmet, die ihm ein milder Gott noch bescheiden möge. Den Wünschen aber verbanden wir freudigen Dank für viele gute Stunden, die er uns geschenkt hat. Die laute Feier des Tages lehnte der davon Bedrohte in einem Briefe an die „Kölnische Zeitung“ ab, der so ganz und gar seiner Natur entquoll, daß man dieselbe daran studieren könnte. Es ist eines der reizendsten kleinen Erzeugnisse seiner Feder.

Es giebt Menschen, die unsrer Vorstellung immer mit Jugend geschmückt erscheinen; zu ihnen stelle ich Freytag. Habe ich ihn doch als einen jungen Mann gesehen, wie er auf dem oberen Korridor der Breslauer Universität nach dem Hörsaal XI schritt, wo er über die neuesten Erscheinungen der deutschen Lyrik sprach. Blauen Frack mit gelben Knöpfen, gelbe Glacées, hohen Cylinder trug der schlanke blonde, damals sechsundzwanzigjährige Privatdozent; neben ihm gingen ein Paar junge adelige Herren, die für Schöngeister galten. Bald darauf leitete er eine Versammlung studentischer Versmacher in dem schönen Musiksaal der Leopoldo-Wadrina, wo er über die eingelaufenen Beiträge zu einem Musenalmanach der Universität Breslau für 1843 sein Urteil gab; die frische, kritische und doch gutmütige Art des Herrn Doktor konnte wohl gefallen. Man weiß, Freytag fühlte sich in dem akademischen Leben bald nicht recht heimisch; in dem Jahre, da die Valentine entstund, gab er seine Dozentenlaufbahn auf und über ein kleines ging er unter die Journalisten und fand den Boden, auf dem er zur Freude seines Volkes sich über Verhoffen stattlich entwickeln sollte. Aber die gelehrten Neigungen, die während der Privatdozentenschaft hinter die dichterischen sich zurückgezogen hatten, hefteten sich an seine Fersen und führten ihn zu einer Thätigkeit, in der sich Dichter und Gelehrter vortrefflich verschmolzen. Wer Freytags Gang aus der Ferne teilnehmend verfolgte, konnte sich von Jahr zu Jahr mehr der Läuterung und des Wachstums dieses Schriftstellers freuen, der nicht wie hundert andre seine Bücher und Aufsätze als Ware auf den Markt warf, sondern dem es heiliger Ernst geworden, durch seine besten Gaben ein Weiser und ammutiger Lehrer seines geliebten deutschen Volkes zu werden.

Ich wüßte nicht, wen man unter den gegenwärtigen deutschen Schriftstellern als Verwandten Freytags bezeichnen sollte? Die Professoren doch nicht, die Romane schreiben? Auch Scheffel nicht, der Lyriker und Epiker und ein Kundiger deutscher Vorzeit war. Freytag ist ein trefflicher Dramatiker, einer unsrer besten Geschichtsdichter, ein Biograph der Einzelnen wie des Volkes, ein wackerer Publizist und ein feiner Ästhetiker. Das schließt sich nicht so leicht zu einem harmonischen Ganzen in einem einzigen Menschen wieder so voll und natürlich zusammen.

Die erste Periode Freytags war die dramatische; mit der Lyrik hat er nicht viel Zeit vertan. Schon früh hatte er sich in historischen Schauspielen versucht; das erste, mit dem er öffentlich auftrat, war „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“ (1841). Dieses fünfaktige Lustspiel, das einzige romantische Freytags, enthält allerlei Motive, die in den folgenden Dramen des Dichters an- und durchklingen; es war vorbedeutend für seine Zukunft. Da ist der ritterliche Max und der humoristische ehrliche Kunz, zwei Figuren, die Freytag später gern zu einer einzigen verschmolz. Da ist abenteuerndes Gesindel, da waltet edle Frauenliebe und wackere Männerfreundschaft, alles etwas keck und studentisch aufgebaut, aber frisch und liebenswürdig. Es war ein öffentlicher Versuch, der auch erfreuende Anerkennung fand, an dem aber der Dichter vorzüglich lernen konnte, wie er es anders machen müsse. Er wandte auch der historischen Romantik als Dramatiker den Rücken und ging in das moderne Leben.

Freytag schrieb 1844 den „Gelehrten“, das unbekannteste seiner Stücke. Ein Geschichtsforscher wird von Freunden aufgefordert, sein Talent und Wissen einer Oppositionszeitung zu widmen. Er lehnt es entschieden ab, unbekümmert, daß man ihn gesinnungslos schelte. Aber auch dem Minister weigert er sich, dessen Politik zu dienen, und verliert deshalb seine Archivarstelle. Noch einmal kommen die alten Freunde mit ihrer Einladung. Auch diesmal weist er sie ab trotz der Entlassung und trotzdem er durch den Verlust einer geliebten edlen Frau, welche die Beute eines schlau und kalt berechnenden Aristokraten geworden, um tiefsten getränkt ward. Er geht „in das Volk“, um dort die gesunde Kraft zu finden, die er bisher vermißte. Die fünffüßigen Jamben des einaktigen Trauerspiel-Fragments und die getragene Sprache stimmen zu dem vornehmen Helden, der einer damaligen Stimmung des Dichters entsprochen haben mag, in der er nicht im Widerstreit der Parteien, sondern in der Hingabe an die Interessen des eigentlichen Volkes das Ziel des Lebens fand. In dem „Gelehrten“ spiegeln sich die schwülen Strömungen der Vierziger Jahre wieder, und auch über den nächsten Dramen geht der Wolkenzug jener Zeit.

Im Jahre 1846 entstund „Die Valentine“. Das Schauspiel bewegt sich in der Hofgesellschaft. Ein abenteuernder Held sucht dem Fürsten die schöne kokette Valentine zu entreißen; die Lösung aber geschieht durch eine Opferthat der Hofdame, in der die Katharsis des Dramas liegt. In der Valentine sind typische Männerfiguren Freytags fest gestaltet. Mit Vorliebe ist auch das Gesindel behandelt; der Gauner und ehrliche Bediente Benjamin hat einiges von dem Mohren in Schillers Fiesko.

Mit diesem Schauspiel hatte Freytag seine Stellung in der Litteratur und auf der Bühne gegründet. Der Dichter schuf darum freudig weiter und 1847 bereits war „Graf Waldemar“ vollendet, ebenfalls ein fünfaktiges Schauspiel. Der Held ist ein verruferner aristokratischer Wüstling, dessen Umgebung verschiedene Typen der internationalen vornehmen Gesellschaft bilden, die mit der Halbwelt in schlimmer Berührung ist. Aber er wandelt sich in

Digitized by Google

wahrer Liebe zu Gertrud, dem reinen Mädchen aus dem Volke, und die Dame der vornehmen Scheinwelt, die russische Fürstin mit bedenklicher Vergangenheit, verzichtet schließlich in stark theatralischer Scene auf ihr Opfer Waldemar. Auf der hochgeboren-überlichen wie auf der kleinbürgerlich-sittlichen Seite hat der Dichter sehr starke Lichter und Schatten aufgesetzt; künstlerisch fmnd „Die Valentine" über dem „Waldemar". In diesem ist aber bedeutend, daß der Dichter scharf ausdrückt, wie faul ihm die vornehmen Kreise erscheinen, und wie er die Gesundheit allein außer ihnen finde.

Sechs Jahre schwieg der Dramatiker Freytag trotz seiner Erfolge. Er hatte mit der Politik reichlich zu thun, denn er war Journalist geworden. Als er wieder an das Schauspiel dachte, griff er den Stoff aus seinen jüngsten Erfahrungen und schrieb (1853) das beliebteste und liebenswürdigste seiner Stücke: „Die Journalisten", Lustspiel in vier Akten. Es ist aus den preußischen Parteikämpfen jener Jahre, aus dem Wahltreiben und der politischen Thätigkeit der Zeitungsschreiber frisch hervorgegangen und hat typische Figuren jener Periode meisterlich auf die Bühne gebracht. Auch die Teilnahme kluger Frauen an dem Männerstreit ist liebenswürdiger, als sie im Leben oft ist, vertreten, und es war vom Dichter galant, daß er das glückliche Ende von Frauenhand knüpfen läßt, als die Männerlist scheitern will. Der vollste Freytagsche Humor sprudelt hier und wirkt noch heute packend.

Unsre Dramatiker haben immer noch den Zug zur Tragödie alten Stils, wo die Vornehmen der Erde, vom Schicksal getrieben, den blutigen Weg zum Tartarus wandeln, in rhythmischem Takt mit sentenzenreicher Rede, in antiker Toga auf klassischem Boden. Auch Freytag hat nicht anders gekonnt. Er schrieb 1859 „Die Fabier", das Trauerspiel vom Untergange des stolzen römischen Patriziergeschlechts durch frevelnden Übermut und starren Trotz gegen die Forderungen der Plebejer. Ein guter Dichter hat auch hier gedichtet, der Bau ist kunstgerecht, die einzelnen Gestalten sind gut von einander abgehoben, es fehlt auch nicht an packenden Scenen. Allein die Wirkung des Ganzen versagt etwas. Wir fühlen uns diesen junkerlichen Frevlern sowie denen, die durch sie untergehen, nicht unmittelbar nahe gebracht. Es bleibt eine geschichtliche Luftschicht zwischen ihnen und uns.

Seitdem hat Freytag leider dem Schauspiel den Rücken gekehrt. Nur ein theoretisches feines Buch bezeugte noch sein Interesse für jene Gattung: die „Technik des Dramas" (1863), worin er die Gesetze der schwierigen Kunst aus seinen eignen Erfahrungen beleuchtete.

In den sechs Jahren, die zwischen „Graf Waldemar" und den „Journalisten" lagen, hatte Freytag einen guten Teil seiner Kraft den „Grenzboten" gewidmet, die er seit dem 1. Juli 1848 mit seinem Freunde Julian Schmidt besaß und leitete. Die Herausgeber stellten sich und ihr Organ von Anfang mit kräftigster Entschiedenheit auf den deutschnationalen Boden, die Augen fest gerichtet auf die gehoffte thatkräftige preußische Führung. In einer trüben Zeit, als viele Patrioten an dem Aufleben Preußens verzagten, verloren die „Grenzboten" nie ihren Mut. Selten hat ein Blatt das Glück gehabt, zwei solche Leiter, die zugleich fleißige Mitarbeiter waren, zu haben, als die grünen Blätter an dem scharfen Denker und feinen Kenner der Zeit und der Litteratur Julian Schmidt, und an dem frischen, herzlich politischen und geschichtlich sich mehr und mehr vertiefenden Gustav Freytag. Hier brachte dieser nach und nach seine kulturgeschichtlichen Skizzen und seine historischen und biographischen Bilder aus dem deutschen Leben, die er gesammelt und vermehrt als „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" in vier Bänden von 1859 bis 1862 erscheinen ließ. Wenn man heute in den gebildeten deutschen Kreisen über die Zustände und Personen unsrer Geschichte von der taciteischen Zeit bis in unser Jahrhundert gute und richtige Vorstellungen trifft, wenn der beste Teil unsrer heranwachsenden Jugend sich gern über die innere Entwicklung unsers Volkes unterrichtet, so ist das vor allen Freytag zu danken, der mit glücklicher Hand und findigem Auge die rechten Quellen traf und mit eben so glücklichem Bildungsvermögen aus Andeutungen und kurzen Berichten der Annalisten und Geschichtschreiber seine Schilderungen und Erzählungen gestaltete. Nur ein Dichter und Gelehrter in einem Gewande

in einer wät, swie doch die namen zwêne sint,

konnte diese Bücher schreiben, die Gottlob ein Hausschatz bei uns geworden sind. Aus den biographischen Kapiteln der Bilder wuchsen zwei vortreffliche Bücher selbständig heraus: „Karl Mathy" und „Luther".

Freytags Kamerad Julian Schmidt hatte auf das reiche, das Herz erfreuende und den Geist erfrischende Material hingewiesen, welches ein Dichter gewinnen könne, wenn er das Volk bei seiner Arbeit aufsuche. Schon im „Gelehrten" hatte Freytag seinen Helden sich dorthin retten lassen. Nun ging er daran, das Bürgertum als dichterischen Stoff fest zu fassen, und was ihm zunächst an Selbsterfahrenem und Selbstgeschautem die Seele umdrängte, in einem Roman zu verarbeiten. Das war eine ganz neue Form für ihn, und sein buchhändlerischer Freund Salomon Hirzel war voll Bedenken über den Erfolg. Aber der Kluge täuschte sich. „Soll und Haben" (1855) schlug in unerhörter Kraft durch und ist fast ein Weltbuch geworden.

Es wäre überflüssig, über diesen köstlichen Bürgerroman viel zu reden. Freytag hatte aus Breslau sehr reiche Erinnerungen, die er hier nur aufzuschließen brauchte. Die Fabel ward glücklich erfunden. Dem wohlgegründeten thätigen Kaufmannshause ist die untergehende Adelsfamilie gegenübergestellt, an deren Verderben der schlaue Jude Veitel Itzig, der Schüler des Winkeladvokaten, sicher arbeitet. Die Brücke zwischen Bürger und Adel baut der Freytagsche Held, von Fink. Die Gestalten quollen dem Dichter unter Hand und Fuß hervor, und wie er als Dramatiker das Plastische im Griff hatte, so auch die Aufstellung und lebendige Bewegung. Die Wirkung der Krakauer Ereignisse von 1846 auf den schlesischen Handel, dann der Posener Aufstand von 1848 sind auf das glücklichste benutzt. Auch hier ist teils Selbstgeschautes, teils aus erster Hand Empfangenes. Und doch herrscht nicht der Realismus, der sich damit brüstet, daß er allein das Echte und Wahre sei, weil er das Leben nüchtern wiedergibt. Ein feiner Duft liegt über dem Ganzen, wie über den fein ausgearbeiteten Einzelheiten. Man empfindet überall die Wahrheit, weiß aber jeden Augenblick, daß man sie einem Dichter verdankt.

Erst nach neun Jahren folgte trotz des lockenden Erfolges ein neuer Roman: „Die verlorene Handschrift" (1864). Man sieht, nur der Geist, nicht der moderne

Digitized by Google

Dämon, das Geld, regierte den Dichter. Der Verkehr in Leipziger Professorenkreisen und an fürstlichen Höfen hatte ihm neue Beobachtungen und neue Figuren in Fülle gebracht. Die an Originalen noch immer nicht arme Universitätskörperschaft, mit allem, was sich an sie anhängt, wird mit den scharf abstechenden Figuren eines Hofes gekreuzt, an dem neben weiblicher Anmut starke fürstliche Leidenschaften regieren. Zum vollen Genuß gehört, daß der Leser etwas mit akademischem Wasser getauft sei. Dadurch ist „Die verlorene Handschrift“ nicht so allgemein genießbar, als „Soll und Haben“. Aber trotzdem hatte sie den gerechten schönen Erfolg. Beide Romane werden noch fernen Zeiten eine wichtige Quelle für die Sittenkunde unsers Jahrhunderts sein.

Das letzte große Werk, zu dem sich Freytag entschloß, waren „die Ahnen“, Roman in sechs Abteilungen (1872 bis 1880). Als der große Krieg geschlagen war, dessen größte Thaten der Dichter im Hauptquartier unsers Kronprinzen erlebte, als er dann eine neue Zeitschrift „Im neuen Reich“ gegründet, deren Leitung er in gute Hand gelegt hatte, führte er den Plan aus, was er in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ für das ganze Volk gethan, für seine eignen Vorfahren, wie er sie poetisch sich dachte, in romanhafter Fassung zu thun. Er, der deutsche Schlesier, setzte sich als Abkömmling eines vandalischen Fürsten, und er verfolgte nun die Geschicke seines geträumten Geschlechtes von der ältesten historischen Zeit durch die wichtigsten Epochen der deutschen Geschichte in charakteristischen Ergebnissen einzelner Glieder. Am Main und an der Itz, in Thüringen, in Thorn, in Schlesien, in der Mark und in Obersachsen, endlich wieder in Ingos und des Dichters Heimat spielen die einzelnen Akte der langen Geschichte, der jeder in Sprache und Kostüm dem Geschichtlichen möglichst angepaßt wird. Der jüngste Sproß des Geschlechts, der Sohn des Paares aus napoleonischer Zeit, dem Freytag Züge der eigenen Eltern verlieh, wird, was er selbst war, Journalist.

Befriedigt und heiter konnte Gustav Freytag am 13. Juli d. J. auf die vollendeten siebenzig Jahre zurückschauen. Besseres und Größeres, als der junge Mann für sich erhoffen konnte, der mit Hoffmann von Fallersleben durch Breslaus Straßen schritt, überschaut der rüstige Siebziger als Ernte seines thätigen Lebens. Der Dichterlorbeer krönt sein Haupt und die Gelehrten der Zunft gönnen ihm liebende Achtung. Was aber höher gilt als das: von unserm ehrwürdigen Kaiser bis zu dem heranstrebenden Jüngling nennen die Deutschen, wenn sie ihrer Treuften gedenken, die mit der Rede Kraft das gemeine Wesen in unsern Tagen gefördert haben, auch Gustav Freytag, und wir Schlesier sind stolz darauf, diesen Landsmann in des Reiches Mitte zu schauen, denn wir wissen, daß er, was er ist, zum nicht kleinsten Teil als Erbe aus der vandalischen Heimat anerkennt. Er wandle fröhlich und ungebeugt seine Straße noch lange im sonnigen Lichte!

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Über eine Akademie der deutschen Sprache.

Der Titel dieses Aufsatzes ist zugleich der einer meisterhaften Rede, welche der vortreffliche Du Bois-Reymond vor zwölf Jahren, am 26. März 1874, in Berlin in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften gehalten. Die Gründe, welche damals den Festredner bewogen, die Stiftung einer Akademie der deutschen Sprache anzuregen, walten noch heute, und zwar in erhöhtem Maße ob.

Du Bois-Reymond hatte in einer Anmerkung zu einer Rede — unter Hinweis auf meine 1873 erschienenen „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Altdeutschland“ — ausgesprochen, daß der von ihm entwickelte nahe liegende Gedanke, an die Wiederherstellung des deutschen Reiches eine neue und durchgreifende Anstrengung zur Feststellung der deutschen Rechtschreibung zu knüpfen, auch schon von andern gefaßt worden sei. Man weiß, wie dann weiter dieses Gedanken ihrerseits auch die deutschen Regierungen auszuführen beschlossen, wie aber trotzdem die allseitig ersehnte und erhoffte Einheit der deutschen Rechtschreibung nicht nur nicht zu stande gekommen, sondern wie vielmehr schließlich durch einseitige, aufgezwungene Maßnahmen an die Stelle des allerdings verbesserungsbedürftigen Zustandes ein weit schlimmerer und des neu geeinten deutschen Reiches durchaus unwürdiger Zustand getreten, der nur dazu dienen konnte und dient, und in den Augen anderer Völker herabzusetzen. Früher waren es Schwankungen der deutschen Rechtschreibung in Einzelheiten, worüber man sich beklagte und deren Beseitigung man wünschte: — heute herrscht ein entschieden ausgesprochener Zwiespalt, wir haben überhaupt nicht mehr eine deutsche Rechtschreibung, sondern zwei einander schroff gegenüberstehende Schreibweisen, eine sogenannte deutsche Schulorthographie und eine deutsche Reichsorthographie.

Es bedarf keiner weitern Ausführung, in wie hohem Grade beklagenswert im allgemeinen dieser Zwiespalt ist; und wie beklagenswert er im besondern auch für die armen Schüler ist. Jedenfalls wird man nicht verkennen, daß der jetzige Zustand in unsrer Rechtschreibung ein auf die Dauer unerträglicher und unhaltbarer ist, den zu einem allseitig ersehnten befriedigenden Austrage zu bringen eine der dringendsten Aufgaben für eine Akademie der deutschen Sprache wäre, und dessen Beseitigung als ein vielleicht zunächst den Ausschlag gebendes Hauptgewicht mit zu den von Du Bois-Reymond in seiner Rede so überzeugend aufgeführten Gründen in die Wagschale geworfen werden kann.

Man hat gegen die Gründung einer Akademie der deutschen Sprache Einwendungen erhoben und sich dabei namentlich auf die schädlichen Einwirkungen berufen, welche die Académie Française auf die Entwickelung der französischen Sprache geübt hat oder haben soll. Aber die Antwort darauf entgibt schon Du Bois-Reymonds Rede. „Unstreitig ist zu beklagen“, heißt es dort, „daß die Franzosen, in zu engen ästhetischen Begriffen befangen, ihre Volkssprache und Volkspoesie verstießen. Aber war es die Akademie, die den Franzosen diese litterarische Gesichtsweise einflößte? War es nicht vielmehr die Gesichtsweise der gebildeten Franzosen, die in der Akademie ihren Ausdruck fand?“ Und an einer andern Stelle heißt es: „Die Sprache war lange beinahe das einzige Band, welches die jetzt das Reich ausmachenden deutschen Stämme zusammenhielt. Ihr verdankt das Reich seine Neuerstehung. Danach erscheint solche Schöpfung fast als Pflicht der Dankbarkeit. Die Hindernisse, auf welche trotz der Gunst des Augenblicks eine Akademie der deutschen Sprache bei Lösung ihrer Aufgabe noch immer stoßen würde, sind nicht zu gering, aber auch nicht zu hoch anzuschlagen. Ihre Mitglieder wären eben so viel Verbünder ihrer Entscheidungen. Sie geböte schon über mächtige Mittel, wenn, wie zu hoffen, wissenschaftliche, politische und städtische Körperschaften, gelehrte und litterarische Vereine, Buchdrucker und Verleger, die höhere Tagespresse und vor allem die Schulbehörden ihr mit gutem Wollen entgegenkämen. Der Beistand der Reichs- und der preußischen Behörden

Digitized by Google

wäre ihr gewiß, die Behörden der anderen Einzelstaaten würden den übrigen kaum versagen. Ein sehr großer Teil des litterarischen Deutschlands wäre auf diese Weise umfaßt, in welchem die Akademie den formalen Teil ihrer Aufgabe, Kodifikation der Sprache, sicher durchführen könnte. Die äußere Anerkennung litterarischen Verdienstes durch Aufnahme in die Akademie und durch Preise würde aber auch unfehlbar nützlichen Wetteifer in richtiger und schöner Behandlung der Sprache erwecken und allmählich dahin führen, daß die barbarische Geringschätzung stilistischer Bemühungen einem Streben nach Vollkommenheit und einem Gefühl für nationale Würde auch in diesen Dingen weiche. Warum also nicht hier das Beispiel der Franzosen nachahmen, ohne ihnen in ihre Abwege zu folgen? Eine Akademie der deutschen Sprache, wenn sie nicht zum guten ausschläge, würde sicher nicht schaden. Unsere Litteratur ist kein Kind mehr. Sie läßt sich nicht mehr mit willkürlichen Regeln gängeln, durch falschen Geschmack mißleiten, durch geipreizkes Wesen einschüchtern."

Ich verhehle nicht, daß für die Gegner einer deutschen Akademie eine so gewichtige Stimme, wie die Jakob Grimms mitspricht. Freilich weiß ich nicht, ob er diese Ansicht bis an sein Lebensende fest gehalten; aber ausgesprochen hat er sie in seiner 1818 geschriebenen Vorrede zur ersten Ausgabe der deutschen Grammatik neben einigen andern Behauptungen, die heute schwerlich auf allgemeine Zustimmung werden rechnen können. Ich zähle dahin vor allem die Behauptung, daß es „eine unsägliche Pedanterie" sei, „die eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen." — „Den geheimen Schaden," so lauten Grimms Worte, „den dieser Unterricht, wie alles Überflüssige, nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr." Und wenn er im weiteren Verlaufe sorfährt: „Frage man einen wahren Dichter, der über Stoff, Geist und Regel der Sprache gewiß ganz anders zu gebieten weiß, als Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammen genommen, was er aus Adelung gelernt habe und ob er ihn nachgeschlagen?" —, so kann durch einen neckischen Zufall der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe" (1. Aufl., Bd. 6, S. 257) die von Grimm nicht erwartete Antwort geben, indem hier unser größter Dichter seinem ebenbürtigen Dichtergenossen schreibt: „Den Adelung erbitte mir, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen. Ich habe allerlei Fragen an dieses Orakel zu thun."

Mit der bei Grimm erklärlichen, aber doch jedenfalls höchst ungerechten Mißachtung Adelungs, die er späterhin auch zurückgenommen, geht in Grimms oben erwähnter Vorrede das Hand in Hand, was er eben da gegen eine Akademie der deutschen Sprache gesagt. Seine hergehörigen Worte lauten: „Von dieser philosophischen Richtung des grammatischen Studiums unterscheidet sich die kritische, deren Wesen auf das Praktische hingeht. Sie will die sinkende oder doch sich ändernde Sprache fest halten und setzt, weniger aus einer innern Ergründung dieser selbst, als aus den für vollkommen gegebenen besten Schriftstellern gewisser Zeiten ein System zusammen, von welchem abzuweichen ihr für fehlerhaft oder bedenklich gilt. Diese Idee hat sich in Frankreich und Italien entwickelt, aber in den übrigen Ländern Nachahmung gefunden. Wir Deutsche sollten uns dankbar erinnern, daß zu Regensburg kein Gedanke an ein deutsches Reichswörterbuch aufgestiegen ist, vielmehr die späte Wiederherstellung unserer Poesie und Prosa, nachdem jene französische Ansicht schon ihr Ansteckendes verloren hatte, als ein Glück ansehen" u. s. w.

Freilich, wenn man diese Worte recht erwägt, so stehen sie nicht eigentlich im Widerspruch mit den Worten Du Bois Reymonds, da auch dieser vor Einseitigkeiten und Beschränkungen warnt.

Und so sei denn dieser Aufsatz geschlossen mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß recht bald eine Akademie der deutschen Sprache in der möglichst vollkommenen Gestalt ins Leben gerufen werden und zum Wohle des deutschen Volkes und der deutschen Sprache eine tief und weit reichende, wohlthätige Wirksamkeit entwickeln möge!

Altstreliz. **Daniel Sanders.**

Spielmannsbuch. Novelle in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Kröner, 1886.

Es ist noch nicht lange her, daß unsere mittelalterliche Litteratur aus ihrem mehrhundertjährigen Schlafe geweckt worden ist. Die alten germanischen und keltischen Mythen leben, genial umgedichtet, wieder unter uns, in neuer Gestalt, mit neuem Geist erfüllt. Weniger aber ist es uns bisher geglückt, sie in ihrer alten Form und Art durch unmittelbare dichterische Übersetzungen für die Gegenwart wiederzugewinnen. Unter den ganz wenigen Dichtern, die gelehrte Kenntnis des Mittelalters und poetische Begabung vereinigen, steht Wilhelm Hertz unzweifelhaft oben an. Sein Verdienst ist desto größer, weil er sich nicht bloß auf den bekannten, von allen Übersetzern fleißig durchwanderten Gebieten aufhält, sondern namentlich auch ferner liegende Sagen und poetische Geschichten des Mittelalters in unsere neuere Litteratur einführt. Er sucht dieselben vornehmlich in der altfranzösischen Epik; so verdeutschte er schon vor Jahren die Dichtungen der Marie de France, so stellt er jetzt aus altenglischen und altfranzösischen Werken ein „Spielmannsbuch" zusammen, wie es etwa ein normannischer Sänger in der Blütezeit mittelalterlicher Novellistik mit sich führen mochte.

Sie sind freilich von unsern heutigen Novellen wesentlich verschieden, diese erzählenden Gedichte, mit denen vor sechshundert Jahren die kunstgeübten, aber auch weltkundigen und lebenslustigen Spielleute, von Burg zu Burg und von Fest zu Fest ziehend, jung und alt unterhielten. Es fehlt ihnen so ziemlich alles, was wir jetzt gewöhnlich an äußerer und innerer Naturwahrheit von der Novelle verlangen. Es ist viel weniger die wirkliche Welt mit ihren Zufällen und Verhängnissen, mit ihren sittlichen und seelischen Rätseln, die sie uns erschließen, als eine phantastische Zauberwelt der Wunder und Abenteuer, der Feen und Geister. Die Minne waltet auch hier als oberste Göttin, und so berichten uns jene Novellen in Versen von der Liebe der Feen und Geisterfürsten zu außerweiblichen Menschenkindern, denen die Herrlichkeiten des Feenreiches geoffenbart wurden, oder auch von der erlösenden Liebe der Himmelskönigin zu reumütigen Sündern: das Feenmärchen wechselt mit der Legende ab. Ganz verlieren wir aber auch den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen: wir erfahren die abenteuerlichen Schicksale getrennter Liebenden, bevor schließliche Wiedervereinigung allerdings nicht durch die Überwindung eines psychologischen Konflikts, sondern durch einen glücklichen Zufall ermöglicht wird. Und, wie ernst auch öfters Ton und Sinn dieser Dichtungen ist, so findet doch auch der scherzhafte Humor darin genügenden Platz. Alles aber trägt der Sänger mit vollendeter Anmut vor, nie eintönig, nie ermüdend, nie durch eine Roheit oder Zweideutigkeit verletzend, immer anregend, fesselnd und durch den Wohllaut der Sprache wie des Verses erfreuend.

Das ist nun freilich das ganz besondere Verdienst des Übersetzers, der durch rechtzeitige Kürzung und erforderlichen Falls durch leise Überarbeitung seiner Übertragung das schöne Maß und die künstlerische Form giebt, die dem mittelalterlichen Original nur zu oft fehlt. Nur so konnte er es dahin bringen, daß wir jene alten Mären und Geschichten mit ungetrübtem Genuß lesen, als ob es Erzählungen wären, die heut' oder gestern von einem Dichter mit geläutertem, modern gebildetem Geschmack in deutscher Sprache erfunden und aufgezeichnet worden wären. Dazu giebt und Hertz in wissenschaftlich gediegener und erschöpfender, aber nichts weniger als pedantisch mit gelehrtem Kleinkram belasteter Einleitung ein anschauliches, lebensvolles Bild von dem Wesen und Wirken der Spielleute des Mittelalters, von den ältesten französischen Novellen, und von der Natur der bretonischen Feen, die in mancher Hinsicht von den Wesen, denen spätere Zeiten diesen Namen beilegten, sich unterscheiden. So verbindet sich wissenschaftliche Belehrung und künstlerischer Genuß, wie ihn nur das Werk eines wahren Dichters gewährt, in dem „Spielmannsbuch" von Hertz auf die innigste, schönste Weise.

München. **Franz Muncker.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 2. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Oktober 1886.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Ein Doppelgänger.

Novelle von Theodor Storm.

(Fortſetzung.)

Die Frau war uns voran ins Haus gegangen, mein Wirt und ich ſetzten uns auf die Seitenbänke der Haustreppe; aber ſeine Leute kamen einer nach dem andern, um zu berichten oder ſich Anweiſung für den folgenden Tag zu holen; dazwiſchen drängten ſich die Hunde, Teckel und Hühnerhunde, voran das Prachtexemplar eines lohbraunen Schweißhundes; zu Erörterungen zwiſchen uns blieb keine Zeit. Dann erſchien meine Landsmännin in der offenen Hausthür und lud zum Abendeſſen; und als wir im behaglichen Zimmer bei einer guten Flaſche alten Haardtweins ſaßen, erzählte der Oberförſter die Geſchichte ſeines Lieblings, des Lohbraunen, den er als junges Tier von einem ruinierten Spieler gekauft hatte, und von den Heldenthaten, welche er ſchon jetzt gegen die hier inſonders kühnen Wilderer verübt habe. So gerieten wir in die Jagdgeſchichten, von denen eine immer die andere nach ſich zog; nur einmal, in einer Pauſe des Geſpräches ſagte Frau Chriſtine wie aus langem Sinnen: „Ob wohl noch die Kathe da iſt, am Ende der Straße, und das Aſtloch in der Hausthüre, durch das ich abends hinausſah, ob nicht mein Vater von der Arbeit komme? — Ich möcht' doch einmal wieder hin!“

Sie ſah mich an, und ich erwiderte nur: „Sie würden viel verändert finden!“ Der Oberförſter aber faßte ihre beiden Hände und ſchüttelte ſie ein wenig.

„Wach auf, Chriſtel!“ rief er. „Was wollteſt Du dort? Selbſt unſer Gaſtfreund hat ſich ausgebaut! Bleib bei mir, wo Du zu Haus biſt — und um acht Tage kommt Dein Junge in die Sommerferien!“

Sie ſah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Es war ja nicht ſo ernſt gemeint, Hans Adolf!“ ſagte ſie leiſe.

Als es auf der Hausuhr vom Flur aus Zehn ſchlug, brachen wir auf; der Oberförſter zündete eine Kerze an und begleitete mich wie am Nachmittage die Treppe hinauf nach meinem Gaſtzimmer.

„Nun,“ ſagte er, nachdem er das Licht auf den Tiſch geſetzt hatte, „nicht wahr, wir ſind jetzt einig? Sie verſtehen mich?“

Ich nickte. „Gewiß; ich weiß nun freilich, wer John Hanſen iſt.“

„Ja, ja“, rief er, „aus dem Staube des Weges haben meine lieben Eltern dies Kind für mich aufgeſammelt; ich dank' es ihnen jeden Morgen, wenn ich beim Aufſtehen dies friedliche Antlitz noch neben mir im Schlummer ſehe, oder wenn ſie mir vom Kiſſen ihren Morgengruß zunickt. Doch — gute Nacht! Auch die Vergangenheit ſoll ſchlafen!“

Wir reichten uns die Hände, und ich hörte ihn den Korridor entlang und die Treppe hinabgehen. Aber bei mir wollte die Vergangenheit nicht ſchlafen; ich trat an das offene Fenſter und ſah auf den Teich und auf die Waſſerlilien, die wie Mondſchimmer auf ſeinem dunklen Spiegel lagen; die Linden am Ufer hatten zu blühen begonnen, und ihr Duft wehte im Nachthauch zu mir herüber; eine mir unbekannte Vogelſtimme kam in Pauſen von dem Wald herüber. Aber die reiche Sommernacht nahm mich nicht gefangen; vor mein inneres Auge drängten abwechſelnd ſich zwei öde Orte: ein verlaſſener Brunnen mit vermorſchtem Plankwerk, der in der Nähe meiner Vaterſtadt auf einem weiten Felde lag, wo vor Zeiten ein Haus, eine Schinderkathe ſollte geſtanden haben; als Knabe, auf einer einſamen Schmetterlingsjagd, hatte ich einſt erſchrocken vor ihm Halt gemacht; — was damit wechſelte, war das äußerſte der kleinen Stadthäuſer am Ende der Norderſtraße, mit einem Strohdach, auf dem allezeit ein großer Hauslauch wuchs, ſo niedrig, daß man's mit der Hand erreichen konnte; das Ganze zum Einſtürzen verfallen und

Digitized by Google

so winzig, daß kaum mehr als eine Kammer und der engste Küchenherd darin Platz haben konnten. Als Junge hatte ich manchmal, von Feldstreifereien heimkehrend, davor still gestanden und mir vorphantasiert, wie hübsch es sich in diesem Liliputer-Hause ohne Eltern und Lehrer würde wohnen lassen. Später, als ich schon Sekundaner war, kam noch ein anderes hinzu: es gab oft einen Lärm in diesen engen Räumen, der die Vorbeigehenden davor Halt machen ließ, und zu diesen gehörte auch ich ein paarmal. Eine kräftige Männerstimme fluchte und schalt in sich überstürzenden Worten; dröhnende Schläge, das Zerschellen von Gefäßen wurde hörbar; dazwischen, kaum vernehmbar, das Wimmern einer Frauenstimme, doch nie ein Hülferuf. Eines Abends trat danach ein junger wilder Kerl aus dem Innern in die offene Hausthür, mit erhitztem Antlitz, über das ein paar dunkle Haarlocken ihm in die Stirn hingen. Er warf den Kopf mit der starken Adlernase zurück und musterte schweigend die Umstehenden; mich blitzte er mit ein paar Augen an, mir war, als hörte ich ihn schreien: „Mach, daß Du fortkommst, Du mit dem feinen Rock! Was geht's Dich an, wenn ich mein Weib zerhaue!"

Das war John Glückstadt, der Vater meiner edlen Wirtin, von dem ich heute erfahren hatte, daß er eigentlich John Hansen geheißen habe.

— — John Hansen war von einem Nachbarsdorfe und hatte seine Militärzeit als tüchtiger Soldat bestanden, wenn auch zu Anfang nur der kräftigere Arm eines Kameraden schuld gewesen war, daß er den dänischen Kapitain, der ihn „tyske Hund" geheißen hatte, nicht mit dem kurzen Seitengewehre niederstach. Als aber die Dienstzeit aus und er entlassen war, da wollte die müßige, aber wilde Kraft in ihm etwas zu schaffen haben; ein Dienst als Knecht war nicht sogleich zur Hand; so ging er in die Stadt und gab sich vorerst bei einem Kellerwirte in die Kost. Aber dort verkehrte allerlei fremdes und hergelaufenes Volk; eine Menge Arbeiter, die bei einem Schleusenbau beschäftigt waren, hatten dort ihre Schlafstelle. Einer davon, der wegen Trunkfälligkeit aus der Arbeit gejagt war, blieb trotzdem und verzehrte und vertrank seine letzten Schillinge. Er und John hatten beide nichts zu thun; so waren sie stets zusammen, lagen draußen am Deich oder saßen allein in der dämmerigen Kellerstube, und der Fremde erzählte lustige Spitzbuben- und Gewaltsgeschichten; er wußte genug davon, und bei den meisten war er selber mit dabei gewesen; aber alles war immer lustig ausgegangen.

Bei solcher Gelegenheit, da sie wieder einmal weit draußen am Hafdeich mit einander im Grase lagen, wo nur der Westwind pfiff und die Möven schrien, überfiel den jungen Burschen die Lust, auch seinerseits einmal den Hals zu wagen; er streckte seine straffen Arme aus und schüttelte die Fäuste, ein wüstes Feuer brach aus seinen Augen. „Zum Satan!" rief er; „hätt' man so was auch nur zu schaffen, da ehrliche Arbeit nicht zu haben ist!"

Der alte Halunke, der neben ihm lag und beim Erzählen nur über sich die Wolken hatte ziehen sehn, blickte ihn von der Seite an. „Meinst Du?" sagte er heimlich — „nun, Spaß würd' schon dabei sein!"

John antwortete nicht; ein Trupp Arbeiter kam von draußen auf dem Deich daher. Der Fremde stand auf und sagte: „Komm John! die kennen uns; wir wollen mit ihnen heimgehn!"

— — Am andern Nachmittage, da sich für John abermals die Aussicht auf einen Dienst zerschlagen hatte, lagen die beiden wieder an derselben Stelle. Der Fremde sprach nicht, John riß Grasbüschel aus dem Boden und warf damit nach vorbeistreichenden Schwalben.

„Du ruinierst doch den Deich, da Du sonst nichts zu thun hast!" sagte der andre lachend.

John stieß einen Fluch aus. „Du wolltest mir gestern was erzählen, Wenzel!" sagte er.

Wenzel sah wie abwesend auf die See, wo draußen eben ein Segel vorbeizog. „Ich?" sagte er. „Was sollte das gewesen sein?"

— „Das mußt Du selber wissen; aber Spaß sollte dabei sein. So sagtest Du."

„Ja so! Ich weiß schon; aber es ist noch mehr Gefahr als Spaß dabei."

John lachte.

„Was lachst Du!" sagte Wenzel; „es kann um Kopf und Kragen gehn!"

„Ich meinte nur, es sei das just der Spaß!"

Der andere richtete sich auf: „Ist Dir Dein Kopf so wohlfeil?"

„Nein, Wenzel; aber ich denk, er sitzt mir ziemlich fest. Erzähl nur; das ist profitabler!"

Sie rückten näher zusammen; ihr Reden wurden ein Flüstern; mitunter lief der eine auf den Deich und blickte scheu umher; aber keine Menschenseele ließ sich sehen. Die Dämmerung fiel herab; in tiefem Dunkel kamen die beiden zurück und stiegen in den Keller hinab, wo noch halbtrunkenes Volk an den Tischen lärmte.

— — Drei Tage nachher wurde unsere Stadt durch das Gerücht eines unerhört frechen Einbruchdiebstahls aufgeschreckt, und was an Polizei vor-

Digitized by Google

Das kranke Kind.

„Herzenskind, o sage,
Willst Du Zuckerplätzchen,
Oder hier von diesen
Würzig süßen Beeren?“

Stumm auf weißem Kissen,
Blaß die zarten Wangen,
Lag das blondgelockte
Haupt des kranken Kindes.

Digitized by Google

„Willſt Du von der weichen
Goldorange koſten,
Dir die trockne Lippe
Mit dem Safte netzen?“

Schweigend, ohne Regung
Lag das Kind und wehrte
Mit dem Wink der matten,
Halbgeſchloſſnen Augen
Ab die Goldorange.

„Willſt Du von dem milden
Labetrunk hier nippen?
Trink, mein Kind, erquicken
Wird es Dich, erfriſchen!“

Teilnahmslos und ſchweigend
Lag das Kind, das kranke,
Wehrte mit dem Händchen
Ab den Labebecher.

„Herzenskind, o ſage,
Sage doch, was willſt Du?“

Stumm und ſtill und traurig
Auf dem weißen Kiſſen
Lag das blondumlockte
Blaſſe Kindesantlitz.

Plötzlich weit die großen
Sehnſuchtsvollen Augen
In dem ſtillen, bleichen,
Abgezehrten Antlitz.

Auf die Mutter richtend,
Sprach das Kind mit matter
Stimme wie im Traume:

„Blumen, liebe Mutter,
Schöne Blumen möcht' ich,
Um damit zu ſpielen!
Solche Blumen, weißt Du,
Mutter, wie wir pflückten
Drunten in dem Garten,
Eh' ich krank geworden!
Solche ſchöne Blumen,
Mutter, hätt' ich gerne,
Um damit zu ſpielen!“

Eine Thräne ſtahl ſich
Aus dem Aug' der Mutter.
Wandelte zum Garten,
Pflückte weinend Blumen,
Brachte ſie dem Kinde.

In die kleinen Händchen
Faßt das Kind die Blumen,
Jetzt mit müden Küſſern
Ihren Wohlduft ſchlürfend,
Jetzo damit ſpielend,
Heiter, ſtill-zufrieden.
Seine Augen glänzen —
Doch ſie werden trüber:
Still noch einmal lächelnd,
Schließt das Kind die Lider —
In der Hand die Blumen,
Iſt es eingeſchlummert.

Robert Hamerling.

Digitized by Google

handen war, hatte mit Arm und Beinen zu thun. Das Erkerhaus am großen Markte, das der Exsenator Quanzberger allein mit seinem alten Diener bewohnte, war der Schauplatz gewesen. Der alte hagere Herr, den man gebunden, mit einem Knebel in seinem zahnlosen Munde neben seinem Bett gefunden hatte, konnte viele Wochen nachher nicht seinen pünktlichen Spaziergang durch die Gassen machen, und viele Jungen wußten deshalb nicht mehr, was die Uhr sei, und kamen viel zu spät oder zu früh in die Schule, und als er ihn wieder antrat, fehlte unter seinem Arm der rotseidene Regenschirm, und sein hoher Filzhut zitterte auf der fuchsfarbenen Perücke. Am schlimmsten aber war es, daß bei seinem alten Nikolaus, der durch einen Schlag über den Schädel betäubt war, nur mit genauer Not noch Leib und Seele bei einander blieben.

Das war es gewesen, was dem braven Soldaten John Hansen eine sechsjährige Zuchthausstrafe und den Namen John Glückstadt eingetragen hatte. Seltsam war es, daß nach Publizierung des Urteils, auch unter den städtischen Honoratioren, von mancher Seite für den Verurteilten Partei ergriffen wurde; man hob hervor, daß er die goldene Uhr des Exsenators, die ihm als Beuteanteil zugefallen war, schon am Tage nach der That einem jungen Vetter auf dem Lande als Konfirmationsgeschenk gegeben habe, was freilich dann zuerst der Anlaß zu seiner Verhaftung geworden war. „Schad' um den Burschen," sagten die einen, „daß er ein Spitzbube geworden! Sieht er nicht aus, als hätte er General werden müssen!" und die andern erwiderten: „Freilich, doch mehr noch wie jene vornehmen Räuber, denen es weniger um den Gewinn, als um den Sport dabei zu thun war."

Aber John mußte desungeachtet in das Zuchthaus und war vorläufig dann vergessen.

Auch sechs Jahre im Zuchthaus vergehen endlich; aber voll hatte er sie absitzen müssen, denn es war in währender Zeit im Lande weder ein König gekrönt, noch einer geboren worden. Als er, wie beim Soldatendienst, mit guten Zeugnissen entlassen war, kam er abermals in unsere Stadt, um sich nach Arbeit umzuthun; aber man wollte den Zuchthäusler nicht; mehr noch war es um den Grimm und Trotz, der jetzt aus seinen dunklen Augen brach. „Der Mensch sieht gefährlich aus!" hieß es, „ich möchte in der Nacht ihm nicht allein begegnen!"

Endlich war es ihm gelungen. Zur Seite der erwähnten Norderstraße strecken sich nordwärts, wo vor ein paar hundert Jahren der dreibeinige Galgen neben Bürgermeister Luthens Fischteich stand, große uneingezäunte Felder weit von der Stadt hinauf. Sie dienten damals einem vielgeschäftigten Bürger zum Eichorienbau, und die dazu gedungenen fünfzig oder sechzig Weiber und junge Dirnen begannen eben auf der ungeheuren Fläche das Unkraut zwischen den Pflanzen auszujäten; vom Wege aus, der an der Stadt entlang lief, hörte man schon von weitem das Schwatzen der Weiber wie einen Mühlbach rauschen; mitunter stieg daraus ein silberhelles Lachen in die Luft empor; dann wieder ward es plötzlich still: der Aufseher, der sich bei einem Trupp von Arbeiterinnen irgendwo am andern Ende des Feldes aufgehalten hatte, war wieder zwischen sie getreten; er sprach nicht, er übersah nur einmal mit seinen finstern Augen die ganze Schar.

Der Aufsichtsmann war John Glückstadt; man hatte ihn zu diesem Posten besonders tauglich gehalten, und da draußen auf dem Felde konnt's auch nicht gefährlich sein; überdies zeigte die Rechnung sich als richtig, denn noch niemals war das Unkraut so gründlich und so rasch verschwunden.

— Unter den Dirnen hatte ich eine, dieselbe, deren Lachen aus der Schar so hell hervorschlug, oft genug auf dem Hausflur meiner Eltern als Bettelmädchen an der Kellertreppe stehen sehn; sie schaute mich, wenn ich zufällig aus dem Zimmer trat, nur stumm mit ihren verlangenden braunen Augen an, und hatte ich einen Schilling in der Tasche, so zog ich ihn gewiß heraus und legte ihn in ihre Hand. Ich entsinne mich noch wohl, wie süß mir die Berührung dieser schmalen Hand that, auch daß ich nachher noch eine Weile stehen blieb und wie gebannt auf die Stelle der Treppe hinabsah, von der das Mädchen sich ebenso schweigend wieder entfernt hatte.

Dem finstern Aufsichtsmann, unter dem sie jetzt in ehrlicher Arbeit stand, mochte etwas Ähnliches mitspielen; er ertappte sich darauf, daß er mitunter, statt den faulen Weibern auf die Finger zu passen, das jetzt siebzehnjährige Mädchen mit seinen Blicken zu verschlingen schien. Sie mochte ihn dann wohl still mit ihren heißen Augen anschauen, denn sie war die einzigste, welche die seinen nicht fürchtete, und der Mann, in dessen Antlitz ein Zug von Seelenleiden spielte, war vielleicht für solche Weiber der gefährlichste.

Aber eines mußte noch hinzukommen. An der weiter von der Stadt liegenden Ostseite des Ackers, wo die Arbeit schon vollendet war, befand sich jener verlassene Brunnen, neben dem schon seit undenkbaren Jahren das Schinderhaus verschwunden war; um drei Pfähle hingen noch ein paar vermorschte

Digitized by Google

Bretter, die keinen Widerstand zu leisten vermochten. John Glückstadt kannte ihn wohl: der Brunnen war eng und an den Seiten mit Moos und einzelnen Pflanzenbüscheln bewachsen, durch die er vergebens mit seinen Blicken den Boden zu erreichen gesucht hatte; aber tief mußte er sein, denn als John eines Abends über das leere Feld ging und im Vorbeigehen einen Stein hinabwarf, dauerte es eine ganze Weile, bevor ein Ton wie ein harter Aufschlag sein Ohr erreichte. „Gott mag wissen, was da unten liegt," murmelte der Mann; „Wasser nicht, vielleicht nur Kröten und Unzeug!" Und er rührte seine Beine, um rascher nach Hause zu gelangen.

Als er jetzt eines Morgens auf das Feld kam, wo gegenüber schon die Mehrzahl der Arbeiterinnen versammelt war, störte ihn eine Krähe aus seinem Brüten auf, das er heute vom Bette mit ins Freie genommen hatte; der Vogel war bei seiner Annäherung mit Gekrächz von der verfallenen Brunnenplanke aufgeflogen, als John aber auf- und dann weiter hinausblickte, sah er die braune schmächtige Dirne wie in blinder Angst mit erhobenen Armen auf den Brunnen zustürzen; ein andres breitschultriges Weib, das sich schon drei Jungfernkinder aufgeladen hatte, lief hinter ihr darein. Es hatte das Mädchen geneckt, daß sie dem schmucken Aufsichtsmann ihre Augen hinhalte, er solle wohl hineinfallen; die andern Frauenzimmer hatten gelacht: „Frisch, Wiek, vertreib dem Fratz seine Katzenkünste!" Da war die Dirne zornig geworden und hatte dem Weibe so gründliche Wahrheiten zugeworfen, daß es mit der Unkrautshacke in der Faust wie toll hinter der Leichtfüßigen herlief.

(Fortsetzung folgt.)

Parabeln.

Von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Prometheus.

Als Prometheus nach langer Qual entfesselt vor den Beherrscher der Welten und der Himmel trat, nahm dieser ihn gnädig auf und hieß ihn fortan mit den Göttern hausen. Weil aber der Eid, den Zeus einst geschworen: ewig solle der Titane an den Kaukasus geschmiedet bleiben, nicht gebrochen werden durfte, mußte Prometheus einen Fingerreif tragen, in welchen ein Steinchen aus dem Felsen gefaßt war, an dem er sein Märtyrertum erduldet hatte.

Lächelnd nahm er die leichte Bürde hin, — kein Leiden mehr, nur noch des Leidens Symbol. Aber schwerer von Tag zu Tag wurde die, anfangs kaum spürbare Last und drückte endlich so schwer, wie Vulkans eherne Spangen gethan.

Prometheus saß im Rate der Götter, und sie lauschten den Sprüchen der Weisheit, die von seinen Lippen kamen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn, mit den Unsterblichen wohnte er im Reiche der Freiheit, des Lichtes, der Schönheit. Aber ein Blick auf den Ring an seiner Hand, und wieder lag er an den Felsen geschmiedet, und über seinem Haupte rauschte ein grauser Flügelschlag, und er fühlte den Griff der Geierklauen und das grausame Hacken des Geierschnabels in seinem Fleische.

Und aufschrie der Titane zum Welten- und Himmelbeherrscher:

„Ohnmächtiger Gott, der nur begnadigen und nicht entsühnen kann! Die Erinnerung an meine Schmach und Buße spoltet deiner Huld!"

Der Gottesleugner.

Ein Gottesleugner starb. Drüben im Jenseits traf er zu seiner entsetzensvollen Überraschung den, dessen Spur ihm auf Erden unfindbar gewesen, den Schöpfer, den Erhalter, den Urquell alles Lebens.

Da warf er sich auf sein Angesicht nieder und rief: „O Herr, Du bist, und ich blinder Wurm habe Dein Dasein verneint. Nun richte und verdamme mich!"

Aber unendlich mild und gnädig neigte sich ihm der Herr.

„Sei getrost," sprach er. „Du hast Deinen Nächsten geliebt und ihn gelten lassen. Du hast Deine Überzeugung nicht für die allein richtige gehalten und keinen gehaßt, verachtet, verleumdet, der sie nicht teilte. Ob ein armes Menschlein, wie Du, an mich glaubt oder nicht, trübt das meines Namens Glanz? — erfülle ich darum weniger das All? Die aber, die das Gegenteil von dem thun und unterlassen, was Du gethan und unterlassen hast, und sich noch berühmen, in meinem Dienst und zu meiner Ehre zu handeln, die freveln und versündigen sich an meiner Majestät, die werde ich zur Rechenschaft ziehen. Dich, Du harmloser Thor, nehme ich auf in mein Himmelreich!"

Digitized by Google

Die lyrische Muse.

Ein Bild der Welt entrollt der Märnide,
Entrollt der Tragiker vor Euren Blicken.
Sich selbst, sein Loos, sein Leben gibt im Liede
Der Lyriker — und dies auch nur in Stücken.
Gebricht ihm Lebensglück und Lebensfriede,
Wie mag ihm munt're Zeisigweise glücken?
Die Muse hat die Parze zum Geleite,
Der Lebensfaden wird zur Lyrasaite.

Was aber beut dem Lied des Sängers Leben?
Der Tage Segen und der Tage Fluch.
Ist, den wir aus Erinnerungen weben,
Der Blumenteppich nicht ein Leichentuch
Für todtes Glück, für eingesargtes Streben?
Gleicht nicht der Friedhofsau das Liederbuch,
Wo über Moder, welken Lebenskränzen,
Auf blankem Marmor gold'ne Worte glänzen?

Gleichviel! Ob sich umschattet, ob in Glanze
Das Einzeldasein zeigt in edlem Sange,
Folgt er, auch in gedämpftem Rhythmentanze,
Der Schönheit Spur und echtem Wahrheitsdrange.
Und klingt er liebvoll ein ins heil'ge Ganze,
So wird, was dürftig schien, mit reinem Klange
Die Lauschenden in Höhen, Tiefen, Weiten
Des Schauens, Fühlens, Denkens, Lebens leiten.

Robert Hamerling

Digitized by Google

Wehrlos.

Du meinst, daß wenn im Grab, ein Mißgehetzter,
Du liegst, daß alles sei vorbei für immer
Und abgethan? Du irrst! im Grabe liegend,
Bist du nicht tot, bist du nur stumm geworden
Und wehrlos!
Was dich ins Grab gehetzt: Neid, Bosheit, Haß,
Das triumphiert auch übers Grab hinaus
Hoch über dich und ringelt jüngelnd sich
Als gift'ge Natter unter stillen Blumen,
Die scheinbar friedlich überm Grab dir blühn.

Den Makel, den ein falsches Weib, ein Feind,
Vielleicht auch nur ein leichtgesinnter Schwätzer
Dem Namen, den du trugest, angehängt,
Den schleppst du durch die Ewigkeit mit dir,
Und wenn du dir Unsterblichkeit errangen,
So wird zum Fluch dir die Unsterblichkeit.
Unglücklicher, du hast nur einen Kerker,
Kein Grab gefunden unterm Rasenhügel!
Du bist nicht tot, du bist nur stumm geworden.

Robert Hamerling.

Rabe und Nachtigall.

Ein Rabe sprach zur Nachtigall:
Dein Singen wird nachts zur Plage;
Wir haben der Frühlingslieder Schall
Zuviel schon gehört bei Tage;
Halt deinen albernen Schnabel zu,
Sonst bring' ich dich mit Gewalt zur Ruh!

Die Nachtigall schwieg, doch fernher scholl
Eines Nachtigallweibchens Stimme,
Den Lockruf erwidert sie sehnsuchtsvoll;
Der Rabe vernahm es mit Grimme
Und flog schweren Flugs von einem Hort
Des holden Gesanges zum andern fort.

Kam er zum Weibchen, so ward es stumm,
Doch das Männchen hub an zu singen, —
Bei diesem hört' er wiederum
Des Weibchens Lieder erklingen;
Dem neidischen Raben war beides ein Graus
Und er krächzt' seine Meinung offen heraus:

Hört auf mit eurem Liebesstand,
Die Zeit braucht kräftige Töne;
Wir führen die leitende Stimme im Land
Als seine bewährtesten Söhne;
So lange Deutschlands Wälder stehn,
Wird man sie beherrscht von Raben sehn!

Ihr aber treibt ein loses Spiel,
Die Menschen zu bethören,
Laßt bald am Rhein und bald am Nil
Eure lockenden Weisen hören . . .
Da plötzlich sah sich spähend um
Der Rabe und verschwand ganz stumm.

Ein Pärchen kam bei Mondenschein
Noch spät des Wegs gegangen
Und saß bald traulich nieder im Hain,
Wo die Nachtigallen sangen.
Die Sänger und das junge Paar
Verstanden einander ganz wunderbar!

Friedrich Bodenstedt.

Nach der Erfüllung.

Das Schönste bleibt doch stets das Sehnen,
Der Liebe erste Werdezeit,
Das bange Zagen, süße Wähnen,
Die stille Traumesseligkeit.

Denn was du damals vorempfunden,
Die Brust von Himmelsglanz erhellt,
Das bringt, wie viel du auch gefunden,
Dir später kein Besitz der Welt.

Stephan Milow.

In den Alpen.*

Ich bin allein . . . Die Alpen gähnen
Mich an aus trübem Nebelgrau . . .
Könnt' ich mein Haupt noch einmal lehnen
An deinen Busen, schöne Frau!

Es braust der Wind, es rauscht die Welle . . . .
Ich aber hab' nicht Rast noch Ruh,
Es sprudelt meines Lebens Quelle
Dem Meere deiner Liebe zu.

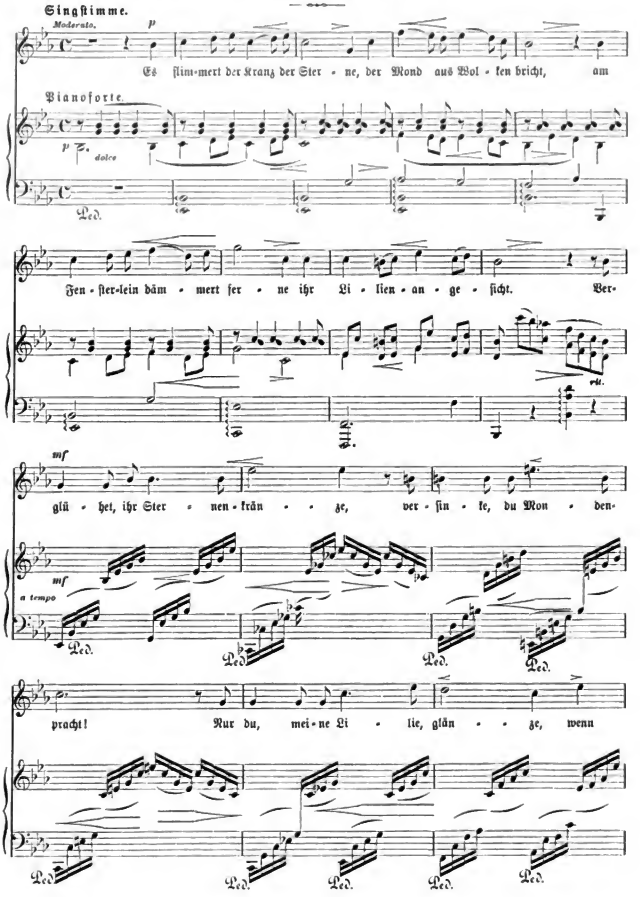
Heinrich Leuthold.

* Ungedruckter Nachlaß.

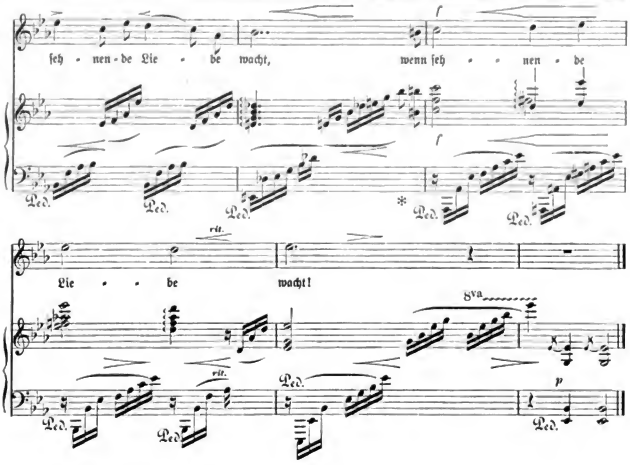
Digitized by Google

Meine Lilie.

Gedicht von **Robert Hamerling**, Kompoſition von **Adolf Wallnöfer**, Op. 39, Nr. 1, 1886.



Digitized by Google



Sonette.

Der herbste Verlust.

Den duft'gen Kränzen wollt' ich gern entsagen,
Die Lieb' und Jugend, inniglich verbunden,
Mir einst gereicht in wonnevollen Stunden,
Und klag' ich jetzt, nicht ihnen gilt mein Klagen.

Doch daß, bedrängt von unlösbaren Fragen,
Vom Schwerte des Gedankens überwunden,
Der fromme Glaube meinem Geist entschwunden,
Wo sind' ich Kraft, dies tiefste Weh zu tragen?

Mit welchem Trost soll sich mein Herz umfrieden,
Wenn dumpf die Donnerworte es durchhallen:
Die Himmel leer! der Zufall Herr hienieden!

Nur der ist elend, dem das Los gefallen,
Von allem Glück der Erde längst geschieden,
Zuletzt auch ohne Gott des Wegs zu wallen.

Betty Paoli.

Angela.

Vor meinen Augen sollst du immer stehen,
Rein wie aus Bildnerhand hervorgegangen,
Mich labt die Blüte noch von deinen Wangen,
Doch atm' ich deiner Nähe duftig Wehen.

Wußt war mir dein Kommen und dein Gehen,
Und Gottesdienst, an deinem Blick zu hangen,
Ich lernte lieben, ohne zu verlangen,
Und nichts begehrt' ich sonst als dich zu sehen.

Es brach das Herz dir, der es nie besessen,
Und ob er reuevoll dein Los beweint,
Er wird sich trösten und dich bald vergessen.

Mir aber, dem dein Tod so furchtbar scheint,
Soll keine Thräne mehr das Auge nässen,
Denn nun auf ewig bist du mir vereint.

Max Kalbeck.

Digitized by Google

Ceſario.

Novelle in Verſen von Otto Roquette.

II.

Des Meiſters Werkſtatt lag im Erdgeſchoſſe
Des großen Hauſes, in der Stadt „das alte
Palais“ genannt. Ein einſt'ger Fürſtenſproſſe
Erbaut' es ſich zum Sommeraufenthalte.
Jetzt, da verſchollen die Rokoko-Poſſe,
Lag's in der Vorſtadt, eine mißgeſtalte
Vergraute Maſſe, drin die Lüfte wehten.
Der untre Stock war Künſtlern abgetreten.

Doch rückwärts fand ſich noch ein großer Garten,
Darinnen einſt, wie's oft genug geſchildert,
Geſchorner Hecken grüne Wände ſtarrten,
Von Canzſgürchen ſchäferhaft durchbildert.
Sie fehlten längſt ſchon. Zehn Jahrzehnte harrten
Die Trümmer weg. War alles gleich verwildert,
So war es der Natur zurückgegeben,
Und ein Jahrhundert ſchuf ihm neues Leben.

Aus einſt'gen Hecken wuchſen Stämm' und Kronen
Hochauf, einander engend und bedrängend,
Drin wie im Walde Fink und Amſel wohnen.
Die Wege, ſchnurgerad ſich einſt verlängend,
Bedeckt das Erdreich, drauf Salat und Bohnen
Der Pförtner zieht; indeſſen überhängend
Die Linden ſtehn, durchſummt von Bienentönen
Im Blütenmeer, wie leiſes Regeldröhnen.

Inweilen ſummt ein Bienchen ſelbſt im Saale,
In dem es ſich verlor durch offne Thüren,
Ein Falter läßt ſich prüfend in die kahle
Bildhauerwerkſtatt zum Beſuch verführen,
Und an die Fenſter, rieſig wie Portale,
Schlägt das Gefangnen ängſtlich Flügelrühren.
Groß iſt der Raum, doch ſeine Pracht gewichen,
Auch der Olymp der Decke längſt verblichen.

Und drinnen iſt es nicht, wie Malerweiſe
Sich ſchmückt den Arbeitsraum, bunt und behaglich;
Glanz, Farbe, ſchöner Stoff, der hoch im Preiſe,
Iſt hier im weißen Staubgewölk nicht waglich.
Holzwerk und Thongebild nur ſteht im Kreiſe,
In naſſen Tüchern, rätſelhaft und fraglich.
Geſell und Meiſter, gleich, in Leinwandkitteln,
Übt hier die Kunſt mit unſcheinbaren Mitteln.

Und Meiſter Guntram zählte zu den Größten,
In dem der Jünger viele hoffend ſahn.
Doch mußte mancher lange ſich vertrösten,
Bis ſeine Werkſtatt endlich ihn empfahn,
Und wenn ſie nicht Vertrauen ins Herz ihm flößten,
Trieb er ſie auch wohl hart aus ſeiner Bahn.
Doch heut: „Mit allem“, rief er, „macht ein Ende!
Ich bring was Beſſres Euch für Aug' und Hände!

Um den Modelltiſch nehmt im Kreis die Plätze!
Bewaffnet Euch mit Griffel oder Thon,
Indes ich mitten unter Euch mich ſetze.
Nach viel Entbehrung giebt uns heut zum Lohn
Natur einmal ein Pröbchen ihrer Schätze,
Um das ich mich bemüht ſeit lange ſchon,
Den prächt'gen Fund als Muſter uns zu wahren.
Ein Jüngling iſt's von ſiebzehn, achtzehn Jahren.“

Beim Bad, im Waſſer, hab' ich ihn gefunden
(Wo ſieht man ſonſt natürliche Geſtalt?)
Und bat ihn um den Dienſt auf einige Stunden
Für meine Kunſt. Allein ſehr ſtolz und kalt
Schlug er mir's ab. Bis endlich überwunden
Sein Widerſtand, da es der Kunſt doch galt!
Er möchte lieber ſelbſt als Bildner ſchaffen,
Als ſich beſchämt hinſtellen zum Begaffen.

So ſagt er. Nun, wer weiß? Ihr aber werdet
Ihn gut empfangen! Lehnt es auch nicht wahr,
Wenn er etwas verlegen ſich geberdet:
Kein hingeworfnes Wort, kein Lächeln gar,
Und nichts, was die Gefälligkeit gefährdet!
Was er verſprach, ſchon reut's ihn offenbar.
Doch bring' ich gleich ihn her, drum ſetzt Euch immer,
Ich hab' ihn ſchon bereit im Nebenzimmer.“

Digitized by Google

Licht lange harrten sie. Der Meister führte
Herein den Apollin und gab genau
Ihm Stellung. Alle sahn, wie sich's gebührte,
Mit Künstlerblick des Körpers reinen Bau.
Der Jüngling aber, hoch errötend, spürte
Beschämung vor so ungewohnter Schau
Und senkt den Blick; indessen, wie gekräftigt
Vom Anschaun, jeder sich am Werk beschäftigt.

Doch Apollin auch fasste sich und schickte
Lenzierig bald die Augen durch den Saal,
Und was an Formen er ringsumm erblickte,
Trat nah und näher ihm mit einemmal.
Ihm war's, der Musenkopf da drüben nickte
Ihm zu, belebend wie mit Hoffnungsstrahl.
Wohin vergeblich jeder Wunsch gestanden,
Hier war das Ziel und hier die Bahn vorhanden!

Und aufmerksam erkennt er in der Runde,
Wie jedes Auge glänzend und erhellt war,
Wie in des Meisters Schul' in dieser Stunde
Das eigne Bilden jedem seine Welt war.
Er fühlte fast sich mit im schönen Bunde,
Und rein den Dienst, zu dem er aufgestellt war.
Im weiten Raum ein feierlich Verstummen,
Die Biene nur hört man vorüber summen.

Da plötzlich hebt im Gang sich ein Gekräller
Im lieblichsten Sopran. Es stört der Klang
Die Jünger nicht. Doch keinem Vogelsteller
Entflog die Drossel je so schreckensbang,
Als Apollin erschrak, daß er mit schneller
Bewegung vom Modelltisch niedersprang.
Ihm ist's, als müßt' er in den Boden sinken —
Man kommt! Schon hört er's an der Thüre klinken.

„Verriegelt! Keine Sorge!" spricht der Meister.
Doch Apollin, von jähem Schreck gejagt,
Als stürmten hinter ihm der Hölle Geister,
Nach Zuruf nicht noch nach Versicherung fragt.
Fortstürzend fast aus ihren Angeln reißt er
Die Glasthür und — wie Angst das Tollste wagt —
Rennt, wie er ist, durch Sonnenschein und Linden,
Im Freien größre Sicherheit zu finden.

Sie springen auf, sie sehn ihn schon im Weiten.
Doch, statt des Pürschgangs auf das edle Wild,
Gesell und Meister fallen sich die Seiten
Vor Lachen über des Entsetzens Bild.
Doch dann, erwägend die Verlegenheiten
Für den Entflohnen draußen im Gefild,
Faßt sich der Meister: „Bleibt zurück! Ich hole
Ihn selbst, und hätt' er Hermes' Flügelsohle!"

Der Flüchtling aber schoß dahin im Bogen
Durch Park und Buschwerk, wie im Schwalbenflug,
Bald hier, bald dort um ein Versteck betrogen,
In das zu hell des Lichtes Welle schlug,
Bis ihm des Busens überhextes Wogen,
Des Kleids Stocken sagt, es ist genug!
Zugleich auch inne wird er, schambefangen,
Der Thorheit, die er in der Hast begangen.

Wie soll er nun zurück ins Haus sich wenden,
Aus so viel kreuz und quer durchlaufnem Raum?
Kein Weg! Und wenn sich offne Wege finden —
Gewandlos, wie er ist, er wagt' es kaum!
Wie soll für ihn das Abenteuer enden?
Er fühlt sich wie in angsterfülltem Traum.
Bis endlich, zu erspähen nur die Richtung,
Er sich behutsam wagt zu einer Lichtung.

Da hört er singen — diesmal ungefährlich,
Mit Männerstimme. Da ist auch ein Weg,
Etwas verwachsen und betreten spärlich,
Und lauschend schleicht und blickt er durchs Gehäg,
Und was er sieht — erscheint's auch unerklärlich,
Macht neues Zutrau'n dem Verzagten reg',
Und hoffend, daß er Hilfe finden werde,
Springt er hervor mit flehender Geberde.

Doch Ulrich fährt zurück, durch die Verneinung
Jedweder Tracht zum Lachen angeregt.
„Woher in so fragwürdiger Erscheinung,
Mein junger Freund? Sie haben abgelegt —
Der Tag ist heiß, ich bin derselben Meinung,
Doch machten Sie sich's leichter, als man pflegt!
Zwar steht es Ihnen gut — doch so im Grünen
Zu wandeln, ist ein seltsamlich Erkühnen!"

Er hemmt das leichte Wort, denn fast in Thränen,
Vom Zorn gepreßt, sieht er Ascan und hört,
Wie er in abgerissnen Redespänen
Ihm hastig meldet, was ihn ganz verstört,
Und, ohne lustig den Moment zu wähnen,
Um rasche Hilf' und Kleider ihn beschwört.
Zu kennen scheine Ulrich Haus und Garten,
Er selber wolle sein im Dickicht warten.

Bekannt genug war Ulrich hier am Orte
Als Meister Guntrams Schwager. So besaß
Er auch den Schlüssel zu der Mauerpforte,
Durch die er langen Weg sich kürzer maß
Und heut auch kam. Doch ein paar Trostesworte,
Durch die Ascan schon halb der Angst genas,
Dann eilt er sich, daß er den Wunsch erfülle,
Zu holen ihm die heiß ersehnte Hülle.

Da tönt ein Rufen. Das ist Guntrams Weise!
„Wer her!" antwortet Ulrich. „Er ist da!"
Doch jener müßt im Weiten noch die Kreise,
Und manchen Ruf noch gilt es, bis er nah.
Doch kommt er schon. „Verwünschte Zirkelreise
Und Hetzjagd! Gott sei Dank, da ist er ja,
Der Leichtfuß!" Doch Ascan verstummt, und leider
Kommt Guntram ohne die erwünschten Kleider!

Digitized by Google

„Was trieb Sie, junger Freund, Reißaus zu nehmen?
Wenn meine Frau mich ſucht? dann mit Geſang
Verkündet ſie's und weiß ſich zu bequemen,
Erkennt verriegelt ſie die Thür zum Gang.
Sie weiß dann, daß den Eintritt wir verſehmen,
Und rechnet's uns nicht an als Miſſempfang.
Ulrich, zu Tiſch erhofft Dich Deine Schweſter!
Sie aber folgen mir zurück, mein Beſter!"

Ascan bekennt, nicht den Mut zu haben,
Sich ſo zu wagen durch das Sonnenlicht.
Der Meiſter ſpricht zum Troſt dem guten Knaben:
Es dring' in dieſen Garten kein Geſicht,
Man ſäße wie vor aller Welt vergraben,
Und auf ein Spähn ſei niemand hier erpicht.
So endlich ließ Ascan mit ſich verhandeln,
Zur Werkſtatt wohl geführt zurück zu wandeln.

Licht in die Werkſtatt einzutreten dachte
Jetzt Ulrich, weiß er doch, die Zeit gehört
Der Arbeit, die ja ſchon vom Unbedachte
Des jungen Freunds genugſam ward geſtört.
Er dankt ihm, daß er dieſes Opfer brachte
Dem Meiſter und der Kunſt. „Sei nicht bethört,"
So flüſtert er, „verbannt Sorg' und Zagen!
Du dankſt der Stunde noch in künft'gen Tagen!"

Und ſo empfahl er ſich. Mit beſtem Mute
War heute morgen er zurückgekehrt,
Da, was auf ſeiner Gegenwart beruhte,
War abgethan, und der Erfolg ihn ehrt.
Die Schweſter freute ſich auf die Minute
Des Wiederſehns, da ſie ihn lang' entbehrt,
Drum eilt er aus des Schwagers Paradieſe
In ihrer Wohnung an der „Bürgerwieſe."

Und lachen mußt' er unterwegs des tollen,
Verrückten Zweifels, dacht' er an Ascan.
Und lachen wollt' er, lachen aus dem Vollen,
Käm' Guido wieder ihm mit ſeinem Wahn!
Doch das beiſeit! Dem Jüngling, der verſcholten
Im Handwerk lebte, hofft' er jetzt die Bahn
Zur Kunſt, die Wunſch und Sehnſucht ihm verhießen,
Durch Meiſter Guntrams Führung zu erſchließen.

(Der dritte und die weiteren Geſänge folgen.)

Romanze.

Von **Arthur Fitger.**

Im Forſt der Klauſner grub
Sein letztes Ruhebette,
Ein dürres Kreuz erhub
Er auf der kühlen Stätte;
Und wie er ſchwer die Schaufel ſchwang,
Sein eigen Requiem er ſang:
„Fahr wohl, o Meer, im Hafen
Wie wonnig will ich ſchlafen!"

Frau Holda zog vorbei,
Ihr Zelter licht wie Sonne,
Ihr Lächeln Melodei,
Ihr Blick des Himmels Wonne;
Ein Schwarm von Liebesgöttern hoch
Zu Häupten ſeiner Herrin flog —
„O Chor, zu Grabe gehen,
Bevor dir Heil geſchehen!"

Ich warf den Spaten fort,
Mir bebt' es im Gemüte,
Das Kreuz, das längſt verdorrt,
Trieb wieder Laub und Blüte.
„Wohlan, nochmal die tolle Jagd!
Nochmal die Qual, die ſelig macht,
Der Sturm von tauſend Bränden! —
Gott weiß, wie es mag enden!"

Digitized by Google

Scenen aus: „Schwert, Hammer, Buch“.

Dramatisches Gedicht von Friedrich Halm.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Zur Orientierung. Herr Dr. Faust Pachler, der verdienstvolle Herausgeber von Halms Nachlaß, sendet uns die folgenden Scenen mit einem Schreiben, dem wir nachstehende Stellen entnehmen:

„Halms dramatisches Gedicht „Schwert, Hammer, Buch“ wurde von ihm in seinem 23. Jahre (1829) entworfen, vier Jahre später vollendet. Es ist von enormem Umfang — der letzte Akt allein schon würde einen Abend ausfüllen. Die Sprache (teils Vers, teils Prosa) ist oft bombastisch, oft trivial; trotzdem und trotz der Sünden gegen Geschichte und Kostüm zeigt das Werk so unwidersprechlich den echten Dichterberuf des jungen Mannes, daß sich dadurch Professor Enk, sein früherer Lehrer, bewogen fand, das vielversprechende Talent ernstlich in die Zucht zu nehmen. Daß es dessen bedurfte, beweist das ganze Stück; daß es dessen würdig war, beweisen einige Scenen, die ich herausgreife und hier mitteile. Die Überfülle des Stoffes schon nötigte, eben nur das Beste und Schönste zu wählen. Aber es thut mir leid, nicht mehr geben zu dürfen; denn nirgends wieder spricht sich all das menschlich Edle und politisch Freisinnige, all das Lyrische und Humoristische, das in Halms Natur lag, so warm, so voll, so offen aus, wie in dieser Jugendarbeit.

Die drei Gaben, nach denen das Stück betitelt ist, fallen drei Brüdern zu, die bei der Großjährigkeit des ältesten erfahren, sie seien die Söhne des vertriebenen Kaisers von Trapezunt. Basil, die eigentliche Hauptperson, ergreift das Schwert und erobert sich das Reich seines Vaters wieder, um es durch die Falschheit der von ihm besiegten Prinzessin Claudia wieder zu verlieren. Timon, der minder liebenswürdige aber interessante Poet, die eigentliche dramatische Figur, wählt das Buch, das sich später als die Bibel answeist und ihn nach seinen tragischen Erlebnissen — er war einer der vielen Vorgänger Basils in Claudias Liebe — aus dem Laster, wohin er versank, wieder der Tugend und der Entsagung zuführt. Alexis, der dritte Bruder, ergreift den Hammer und das Gewerbe seines Ziehvaters, eines Waffenschmiedes, heiratet dessen Tochter und führt ein spießbürgerlich ruhiges Leben, wobei seine Frau mit ihrer geheimen Liebe zu Basil und dem höheren Fluge ihrer Gedanken bald verkommt. In diesem Paare flüchten sich der verwundete Basil, um zu sterben, der sich selbst wieder findende Timon, ein neues Leben fortzusetzen.

Die vielen Charaktere dieses Stückes sind vortrefflich auseinandergesetzt, was bei der großen Anzahl von Personen und bei der Jugend des Dichters höchlichst zu bewundern ist. Hingebung, Abfall, Treue und Verrat, Menschheit und Unkiesei, Ehrlichkeit und ränkevolle Falschheit heben sich scharf von einander ab, und in den vielen Scenen der drei deutschen Dichter Parze, Sempermann und Raupe, unter welchen Namen Halm die drei Dichter Grillparzer, Immermann und Raupach einführt, zeigt sich deutlich schon die humoristisch-sattrische Ader, der später Halm in seinem „Theater in der Unterwelt“, das gegen Landes Direktion gerichtet war, freien Lauf lassen wollte.“

Akropolis zu Athen mit der Aussicht auf den Piraeus. Parze und Sempermann am Eingangsthor miteinander komplimentierend.

Parze. Den Vortritt hat Norddeutschland!

Sempermann. Nur, was den Geschmack des Publikums betrifft, aber was schön ist, bleibt überall schön, und Verdienst, wenn es auch verkannt wird, bleibt doch überall Verdienst. Drum geht Ihr voran, Ihr seid der Meister!

Parze. Ihr macht mich erröten! Zum mindesten will ich die Schwelle nicht ohne Euch überschreiten! — Dies also ist die Akropolis! Ein herrlicher Anblick! Aber dort seh' ich Trümmer und einsam emporragende Säulen — die Kaiser Griechenlands scheinen wenig für die Kunst zu thun?!

Sempermann. Ihr vergeßt, daß zu Athen eine hohe Schule und eine Akademie der sieben freien Künste bestehen.

Parze. Wirklich? So hat sich auch hier die Kunst aus der freien Natur in dumpfe Hörsäle, aus den verwahrlosten Gemütern des Volks in die Folianten der Gelehrten flüchten müssen! So hat man auch hier die Kunst versorgt und eingegraben!

Sempermann. Ihr verfallt schon wieder in Eure alten Grillen, Parze! Habe ich Euch darum hierher begleitet, um Euch von neuem in Trübsinn versinken zu sehen?

Parze. O mein Freund, wie sehr habe ich mich getäuscht! Wenn ich Deutschland verließ, um unter einem ewig heiteren Himmel, auf klassischem Boden, im Mutter-

Digitized by Google

land der Künste die Ruhe, die Zwietracht, die heilige Begeisterung wieder zu gewinnen, welche die Tücke, die Geschmacklosigkeit der Zeitgenossen, der unerträgliche Druck mir entrissen, wenn ich Deutschland verließ, um diesen Harpyen durch die Flucht zu entrinnen, mit welchem Gefühl kann ich diese Schreckensgestalten mit hier von neuem entgegentreten sehen?! Ach! es ist überall, wie hier und daheim! Wo die Völker nus einst als ihre Zierde ansahen, betrachten sie uns jetzt als ihre Possenreißer, als ihre Narren! Jede Posse, jedes wässerige Lied, wenn es nur klippt und klappt, ist ihnen niedlich, hübsch, allerliebst, und über dem Niedlichen, Hübschen, Allerliebsten ist ihnen der Sinn für das Große, Schöne, Erhabene verloren gegangen. Und welchen Damm können wir diesen Fluten entgegensetzen?

Sempermann. Was nützt das Klagen?! Das goldene Zeitalter der Kunst ist nun einmal vorüber! Und wenn wir es wohl erwägen, wie wenige Künstler unserer Zeit wären auch würdig, es gekannt zu haben?! Nein, blicket nicht hin auf diesen Trotz, und wenn Ihr es doch nicht besser könnt, so richtet Euch um so stolzer empor!

Parze. Soll mich das beruhigen? Dies ist ja, was mich kränkt! Denn wenn ihre Jünger die Kunst verunehren, wird das Volk sie wert halten? Muß es nicht als Handwerk betrachten, was sie als Handwerk betreiben?

Sempermann. Ihr nehmt das doch ein wenig zu tragisch!

Parze. Was tadelt Ihr mich? Laßt mich wenigstens beklagen, was ich nicht ändern kann! O hätte ich zur Zeit des Perikles hier gelebt, wo die Kunst noch heilig war wie der Glaube an die Götter, wo in dem Lande der Freiheit auch das Schöne sich frei gestaltete! Warum mußte sie enden, jene schöne Zeit? O Kunst, Erzieherin der Völker, Amme von Helden, warum bist du zur Mindmagd geworden, die ihren gähnenden Kindern die Mäuler mit Wafferbrei stopft?

Sempermann. Und wie, wenn die Menschheit nun keiner Amme, keiner Erzieherin mehr bedürfte; wenn sie sprächte: „Kunst, du hast mir redlich gedient, ich entlasse dich deiner Dienste!“ Und wenn es wirklich so wäre?

Parze. Und was wären dann wir Unglücklichen, denen Gott diesen Stachel ins Herz legte? Narren — gräßliche Beispiele des Mißbrauchs göttlicher Gewalt!

Sempermann. Nein! denn es wäre möglich, daß wir Künstler nur darum auf Erden sind, um wie die Rosen zu duften oder wie die Kolibris dann und wann im Sonnenstrahle gleich Diamanten zu funkeln! In der That, der Gedanke ist mir oft genug gekommen. Es wäre möglich, daß all' unsere Klagen nur in thörichter Überschätzung unserer selbst ihren Grund hätten . . . .

Parze. Halt! wer kommt da? . . Er ist's — sein Anblick zieht mir das Herz zusammen.

Sempermann. Fürwahr, es ist Herr Raupe! Hätten wir ihn doch früher gesehen, daß wir ihm aus dem Wege gehen können. Solch ein Mann braucht Platz!

Raupe (tritt auf). Ist es möglich! Parze! Sempermann! Seid Ihr's wirklich?

Sempermann. Wir sind's wirklich, oder wir müßten unsere eigenen Doppelgänger sein!

Raupe. Doppelgänger! Ich bitte Euch, laßt das ruhen! Mir wird auf der Stelle ganz flau zu Mute, wenn ich das Wort höre! Gott sei Dank! die Zeit der Doppelgänger, Hellseher, Magnetiseurs u. s. w. ist vorüber! Aber, um auf Euch zurückzukommen, wie steht's, wie befindet Ihr Euch? Und was führt Euch denn eigentlich nach Hellas? Oh! ich sehe Freund Parze sein Anliz abwenden — verstehe, verstehe — man munkelt in Deutschland — Ihr habt Euch wahrscheinlich den Hellespont etwas näher ins Auge gefaßt — Abydos und Sestos, Ihr Schalk, Ihr! — Ich muß gestehen, mich hat auch so halb und halb der Pegasus hergetragen . . . Aber mich dünkt, ich habe die Herren in einem höchst sinnigen Gespräch unterbrochen!

Parze. Nicht sowohl in einem sinnigen als vielmehr in einem höchst trübsinnigen! Wir sprachen über Kunst —

Raupe. Ach! ein Kunstgespräch! Wahrscheinlich über Dramatisches? Nun was das Dramatische betrifft, da kann ich auch aufwarten, da bin ich ganz zu Hause! Da sind vor allem klassische Stücke, und zwar erstens griechische mit Chören, die werden aber, Gott sei Dank, nirgendwo gegeben, dann die klassischen à la française, die werden zwar leider Gottes noch gegeben, aber es geht kein Mensch mehr hinein. Nun das Romantische, und zwar erstens brittischer Humor, tüchtig mit Pathos abgemengt, auch mit erklecklichen Rüpeln, Narren, Kupplern u. s. w. besetzt; das will aber den Leuten dermalen etwas zu grob bedünken; ferner südliche Glut, mit Blumen', Sternen, Schärpen, Lautenklängen zugerichtet, eine olla potrida von Ehre, Duell, Religion, Eifersucht u. s. w.; das kommt den Leuten aber etwas langweilig vor. Nun aber die Original-Erzeugnisse Deutschlands, und da sind wieder erstens sogenannte Künstlerstücke, verhungernde Poeten, hinschmachtende Maler, kunstliebende Schuster, jedes dritte Wort Kunst und allemal das Genialе mit dem Gemeinen im Streit und allemal das Genialе vom Gemeinen zur Thüre hinausgeworfen; will aber nicht mehr recht anschlagen. Nun rücken die Intriguenstücke an mit ihren Milliarden betrogener Eltern, Vormünder, Ehemänner, mit ihren tausend und tausend schmachtenden Liebhabern, mit ihren heerden schalkhafter Zofen, verschmitzter Bedienten, nun, das geht noch immer an; das ist unser tägliches Brot, die hochmoralischen Theaterstücke . . .

Sempermann. Sagt uns doch lieber, auf welche von allen diesen Gattungen gedenkt Ihr Euch jetzt zu verlegen?

Raupe. Nun, seht, Trauerspiele sieht man heutigen Tags nicht mehr gerne, ich mache davon auch nur so nebenbei, wenn es leicht sein kann und frisch von der Hand geht. Hauptsächlich aber verlege ich mich aufs Lustspiel in Shakespearscher Manier, mit moderner Ironie versetzt, und dann aufs Schauspiel; die Zeit ist günstig. Es zieht mehr, als ich gedacht hätte, wenn es nur ein wenig pikant gearbeitet ist!

Parze (zu Sempermann). Ich ertrage es nicht länger! Ich muß fort. Er ersäuft mich mit dem Schwall seiner Worte.

Raupe. Ei was munkelt Ihr miteinander? Ich will nicht hoffen, daß ich lästig bin?

Sempermann. Wie könnt Ihr das auch nur von ferne vermuten! Ich würde Euch mitteilen, was Parze mir soeben über Euch bemerkte, wenn ich nicht Eure Bescheidenheit zu kränken fürchtete! Aber könntet Ihr uns, Euren Kunstgenossen, nicht Euer Arcanum mitteilen: wie Ihr es anfangt, so unerhört schnell zu arbeiten?

Digitized by Google

Raupe. Nun seht, da sind verschiedene Hausmittel! Das hauptsächlichste ist, sich nicht lange mit der Erfindung von Stoffen zu quälen, das nimmt den Kopf ein und führt zu keinem Ende! Nimm alte, bereits zu Stücken verarbeitete Stoffe, stürze und wende sie, wie man alten Röcken thut, gieb etliche gute Verse, ein Dutzend Gleichnisse dazu, flicke einige erotische Scenen ein, pappe vorn einen verzwickten Titel dran, richte das Ganze sauber in fünf Akten an und setze dem Publikum die neue Speise vor. Oder: nimm ein Heldengedicht, oder eine Novelle aus dem 16. Jahrhundert, oder einen vergessenen Roman, zerstücke das Ganze in fünf gleiche Teile, thue überall am Abschluß einen Knalleffekt dazu, und das Ding ist fertig und wird gefallen. Ich pflege nach dem Muster des großen Britten mich vorzüglich an die letzte Art zu halten, aber es ist nicht so leicht, und, mein Wort zum Pfande, es geht oft schief!

Sempermann. Hört Ihr, Parze, er giebt uns sein Ritterwort dafür zum Pfande.

Parze. Erlaubt mir, Raupe, Euch ein ernsteres Wort zu sagen, als mir vielleicht gegen Euch zusteht. Ist es nicht jammerschade, daß Ihr Euer Genie auf ein Heer von geringfügigen Arbeiten zersplittert, statt es in einen Brennpunkt zusammenzudrängen? Wie viel gewänne die Kunst, wenn die Anzahl Eurer Stücke sich verminderte!

Raupe. Mein werter Parze, aufrichtig gesagt, Ihr scheint mir nach dieser Richtung besonders verblendet zu sein! Möglich, daß der Fiasko Eures treuen Bedeuten — schade, daß Ihr ihn nicht Phylax oder Kastor genannt, er hat etwas so Hündisches an sich! — Euch so benebelt, daß Ihr nicht mehr einseht, was alle Welt einsieht, was die ganze Spreestadt zu den Wolken jubelt: daß alle meine Arbeiten, *alle*, sag' ich, ohne Ausnahme, vortrefflich sind, daß die Kunst durch ihre Anzahl gar nichts verliert. Wenn es aber, woran ich allerdings zweifle, möglich wäre, daß die Kunst gewänne, wenn ich langsamer arbeitete, so erlaubt mir zu bemerken, daß ich dabei verlöre . . .

Sempermann. Ach ja! jedes Handwerk hat seinen goldenen Boden.

Raupe. Richtig, werter Sempermann! Kunst aber ist kein Handwerk; sie hat gar keinen Boden, geschweige denn einen goldenen; Kunst ist ein wahres Danaidenfaß. Kunst als Kunst betreiben heißt Verhungern, aber Kunst als Handwerk zu betreiben, das ernährt seinen Mann. Wo wäre der höchstselige Kotze hingekommen, wenn er immer die Kunst im Auge gehabt hätte; er hatte aber das Geld im Auge und so hat er Geld erworben . . .

Parze. Lebt wohl, Herr Raupe, wir wollen nicht stören. Unsere Anwesenheit könnte Euch leicht um ein paar Thaler bringen.

(Parze und Sempermann ab.)

Raupe. Geht hin, ich kenne Euch! Euch treibt der Haß Und Eure Blicke deckt der Scheelsucht Schleier! — Ja, wüßt' ich nicht, welch' ein Gefäß der Gnade, Welch' ein Genie ich bin! — Doch so verzehrt Euch Euer Gift! Ihr lästert mich vergebens, Denn ich bin ich und über mir ist keiner! (Ab.)

(Wald in der Nähe von Athen. Jagd. Nachdem die Jäger abgegangen, tritt **Timon**, (Thrasybulos) in tiefen Gedanken auf.)

Timon. Ein Abgrund zwischen Ahnung und Gewißheit, Ein Weltmeer zwischen Streben und Gelingen, Ein Menschenleben zwischen Wunsch und Sein! Wenn Selbstgefühl dem Kraftbewußten ziemt, Wird eitler Dünkel zum Gespött der Welt! Ein Kind der Wahrheit und vom Neid vergiftet, Läßt sich die Meinung gängeln vom Erfolg Und tritt das wahrhaft Würdige mit Füßen, Weil es nicht neu und bunt, weil's würdig war. Talent! — Was ist Talent! — Almosen nur! Ein Gnadenwort, ein Sporn der edlern Seele, Sie drüber zu erheben zum Genie, Das Zoll, Tribut heischt der Bewunderung, Das sich den Kranz aus ew'gen Sternen flicht! — Und wer ihn nicht erringt trotz allen Mühen? — O wer ihn nicht erringt und soll da leben Von: Ei, recht hübsch, recht artig! o charmant! Für seine ganze Seele halbes Lob, Tagblätterruhm für Ätherglut empfangen, Nach Anerkennung hungern, dürsten, schmachten Nach einem Tropfen von Unsterblichkeit, Und sich versinken sehn in Lethes Fluten! — Und wenn der Kunst geweihte Naphthaflamme, Die sich vom Mark, vom Kern des Lebens nährt, Das Leben aufgezehrt, hinliegen sieh Und matt und einsam und verlassen sterbend, Zurücke blicken auf die Hoffnungen Der Jugend und erkennen! Ach zu spät Erkennen! — Fort! Nachtvögel von Gedanken, Ich will — will mich nicht ducken! — fort, Harpyen! (Dörnerklang außer der Bühne.)

O armes Wild, dem diese Töne drohen, Was bricht du bang und scheu aus deinen Büschen — Der Hörner Schar folgt jedem deiner Schritte, Dort droht das Netz, hier blinket das Geschoß; Was du auch wählst, du eilst dem Tod entgegen, Es ist dein Schicksal, du entgehst ihm nicht. Und ich, den Zweifel jetzt, den Sorgen jagen, Wozu ward mir Beruf, wenn er mich quälet, Wozu der Drang, dies glühende Begehren, Das volle Herz in Liedern zu entleeren? Ist's eitel Trug, wenn ich begabt mich wähne, Wenn ich zum Flug des Geistes Schwingen dehne, Wenn ich hinan, nach Sternenkronen strebe Und, tot der Welt, im Reich der Träume lebe?

(Ein Schuß außer der Bühne.)

Stimmen (außerhalb der Bühne). Gefehlt! Gefehlt!

Andone. Halloh! — die Hunde los!

Timon. Sprach das zu mir? Belebt der stumme Wald Mit Donnerstimme sich, mich zu zerschmettern? Verhöhnt das Echo grausam meine Sorgen? Bin ich der Hirsch, den jene Jäger jagen?

(**Alkesippus** (der Schüler Timons) tritt auf mit **Graf Alkander** von Nicopolis und dessen Diener.)

Alkesippus (auf Timon zueilend) Heil Dir! und drei- und viermal Heil, mein Meister! Dir naht das Glück, es naht mit offnen Armen, Sein ganzes Füllhorn gießt's in einem Schwalle Dir übers Haupt!

Timon. Bist Du von Sinnen?

Alkesippus. Nicht so! Vielmehr die Welt kommt zur Besinnung, Erkennt blödsichtig jetzt erst Euren Wert! Seht hier den Grafen von Nicopolis, Der Euch mit sich zu führen denkt, mein Meister! Nach seiner Heimat, Eures Ruhmes voll.

Digitized by Google

Alkander. Verehrter Herr Thrasybulos! Ich muß gestehen, es ist mein schlichtester Wunsch, Euch mit mir zu nehmen. -- Tripolis ist ein schönes Land, in dem ich große Herrschaften besitze, und ich versichere Euch, Ihr sollt dort mehr Verehrer finden, als ich Rebhühner auf meinen Feldern und Hirsche in meinen Wäldern.

Timon. Spielt das Geschick mit mir? Hier ruft's: Gescholt!
Dort Heil! Hier schilt es: Schlecht hast du gewählt!
Dort stellt mein Lob in Strömen von den Lippen!
Ist es denn wahr, daß man in fremden Landen
Erkennt, was hier verschmäht wird und gehaßt?
Nach Tripolis? — Ihr sagt nach Tripolis!
Herrscht dort nicht, wenn mir recht ist, Tiridat,
Der dem Lysippus Trapezunt entriß?

Alkander. Ihr irrt Euch! Seine Durchlaucht sind schon lange höchstselig im Schoße des Himmelreichs, und jetzt beherrscht die Prinzessin Claudia das Fürstentum Tripolis und das Kaisertum Trapezunt, obwohl das letztere sich noch immer hartmäulig wehrt. Es soll auch einer der Comnenen entsprungen und das ganze Land in Aufruhr sein.

Timon. Geschick, du führst uns wunderbare Wege! — Ich bin der Eure, schaltet über mich!

Alkander. Macht, daß wir fortkommen! — Ich bitt' Euch, laßt uns gehen, Herr Thrasybulos!

Timon. So leb denn wohl, Athen! Wohl besser Theben,
Abdera hießest du! Versunke tiefer
Und tiefer stets im Pfuhl des Aberwitzes!
Weih schalem Klingklang Tempel und Altar,
Bet Unsinn an, verketzere Poesie!
Leg einen Zollstab an Erhabenheit,
Miß mit dem Senkblei Tiefe und Empfindung!
Und wenn du einst, der Brennpunkt alles Wissens,
Die Lehrerin der Welt, nach allen Winden
Gelehrte, Redner, Sänger ausgesandt,
Brüt nun im Schlangenzwinger deiner Mauern
Die Natternzucht schamloser Krittler aus,
Nenn Frechheit Mut, und Neid Aufrichtigkeit,
Laß Mißgunst schweigendes Verdienst begrüßen,
Und so, dich selbst und deinen Ruhm begrabend,
Verdirb, geh unter in Erbärmlichkeit!

Alkander. Ein höflicher Abschied und ein freundlicher Wunsch! Nun laßt uns gehen, Herr Thrasybulos! Zu Schiffe! Zu Schiffe. (Alle ab.)

(Tripolis. Burggarten. Prinzessin **Claudia**, Fürstin von Tripolis, tritt auf mit ihrer Hofdame **Athenais**.)

Claudia. Folgt er uns immer noch?

Athenais. Wie unsre Schatten!
Jetzt steht er still. Doch bleibt er selbst zurück,
Nur schneller eilen vorwärts seine Blicke.

Claudia. O er ist schön! mit solchen holden Wangen
Läßt Morgenrot die Frühlingserde prangen.

Athenais. Doch er verschwindet.

Claudia. Nein, er wendet sich
Und birgt sich unter Myrtenstrauch und Flieder.
So taucht der Schwan in Teichesfluten nieder,
Um strahlender dem Lichte sich zu zeigen.
Und horch nun, horch, es rauschet in den Zweigen
Und sieh, da taucht er wieder an das Licht.
O blick ihn an. Des Auges Lichtgefunkel,
Das flammend aufblitzt aus der Büsche Dunkel,
Und dieser Arm, der in den Lüften bebt,
Der kühn, der zitternd mir entgegenstrebt,
Spricht nicht das Aug', der Arm und diese Mienen:
Gebiete mir, ich will dir ewig dienen?

Athenais. Und spricht sein Wesen dies, was spricht das Deine?

Claudia. Es spricht: Entfliehe nicht, du scheues Wild,
Verlaß den Busch, der neidisch dich verhüllt.
Verstehst du nicht, was meine Blicke sagen,
Nur zu gewinnen hast du, nichts zu wagen!

Athenais. Wenn er gewinnt, was wird Timanth verlieren!

Doch seht, er regt sich, schreitet auf uns zu.

Claudia. Er schreitet? Nein, ihn trägt der Liebe Flügel.
(Timon erscheint im Gebüsche des Hintergrundes.)

Athenais. Nun ist er da.

Claudia. Blüht nicht auf jenem Hügel
In keuscher Pracht ein schlankes Lilienpaar?
Ich liebe sehr der Lilien süßen Duft.

Athenais. Ich pflücke sie und leg' sie Dir zu Füßen. (ab)

Claudia. Er zögert noch und kann sich nicht entschließen.
Ich aber will mit Netzen dich umspinnen,
Daß kein Durchbrechen ist und kein Entrinnen.
(Singt, indem sie Blumen pflückt und einen Kranz zu winden beginnt)

Der schlaue Vogelfänger
Hat einst sein Netz gestellt,
Es glüht die rote Beere
Und seine Pfeife gellt.
Das Vöglein spielt im Laube
Und hüpft von Ast zu Ast.
Es wetzt das rote Schnäblein
Und hat nicht Ruh noch Rast.
Da locken es die Töne,
Der Beeren Purpurschein,
Da flattert's nah und näher,
Da fällt's — — (will abgehen.)

Timon (hervorstürzend). Ich sah' Dich nicht, Du mußt mir Rede stehen.

Claudia. Was wehrst Du, Fremdling, mir den freien Weg?

Timon. Bin ich Dir fremd?

Claudia. Hab' Dich doch nie gesehen.

Timon. Du hast mich nie gesehen? Nein, Du irrst.
Du sahst mich, ja, mußt mich gesehen haben.
Du sahst mich ganz gewiß; vielleicht nicht so
Wie jetzt, vielleicht mit diesen Augen nicht,
Die wundervoll das Licht mit Dunkel einen,
Vielleicht am Tag nicht, in der Wirklichkeit;
Doch sahst Du mich, sahst mich in stiller Nacht,
Wenn über Deinem Haupt in leisem Klingen
Die Sterne funkelnd ihren Reigen gingen,
Wenn, Dich in Schlummer wiegend, Abendhauch
Durch Palmen rauschte und durch Balsamstrauch,
Wenn über dieser Erde kahle Hügel
Der Schlaf Dich forttrug auf des Traumes Flügel;
In diesem Zwielicht, diesem Dämmerleben
Entrückt und fern gemeinem Erdenstaube,
Da sahst Du mich mit Deinem geist'gen Auge
Und kanntest mich gleich mit dem ersten Blicke

Digitized by Google

Und stießest nicht wie jetzt mich kalt zurücke.
O thu' es nicht! O stoß mich nicht zurück!

Claudia. Und sahst Du mich so, wie ich Dich gesehen?

Timon. Ob ich Dich sah? In Abendwolkensäumen,
Im Morgentau, im Wachen und im Träumen;
In Not und Glück, im Hoffen und im Sehnen,
In Lust und Schmerz, im Lächeln und in Thränen
Trat strahlend mir Dein holdes Bild entgegen
Und ging mit mir auf allen meinen Wegen.
Wenn sinnend ich das müde Auge schloß,
Da sah ich Dich in Deiner Reize Fülle,
Und wenn die Lilie ihren Kelch erschloß,
Da sah ich Dich in ihrer Silberhülle.
Der erste Morgenstrahl war mir Dein Blick,
Dein Atem war's, wenn Nachthauch mich umwehte,
Du warst mein Wunsch, mein Streben, mein Geschick,
Du warst die Heilige, zu der ich flehte.
O zweifle nicht, o glaube meinen Worten;
Wir sahen uns in einem bessern Land;
Wir waren eins und sind's an allen Orten.
Hab' ich nicht Dich, hast Du nicht mich erkannt?
Drum weg mit nüchternem, mit ird'schem Bangen,
Ich darf Dich kühn mit diesem Arm umfangen.
Ich hab' Dein Bild seit meinen Kindertagen
Mit treuer Lieb' in dieser Brust getragen.
Mein bist Du, mein; vor Allen darf ich's sagen.

Claudia. Besitz entzaubert, was der Wunsch verklärt.

Timon. Besitz ist Öl, das lautre Flammen nährt.

Claudia. Leicht giebt man auf, was man zu leicht erhält.

Timon. Kein schöner Glück, als das vom Himmel fällt.

Claudia. Und hast Du mich denn lieb?

Timon. Kannst Du noch fragen?

Claudia. Und ich —

Timon. Und Du?

Claudia. Ich kann es Dir nicht sagen!

Timon. Nein, sag es nicht! Zu arm sind alle Worte,
Sagt's doch das Zittern dieser weichen Hand:
Mein bist Du, mein; uns eint ein ew'ges Band.

Claudia. Liebst Du mich heiß?

Timon. Der Kuß soll Antwort geben.

Claudia. Und bin ich Dir denn wert?

Timon. Mehr als mein Leben.

Claudia. Lieb' ist ein Kind, Geheimnis seine Amme.
Lieb' ist die Ampel, Luftzug löscht die Flamme.
Lieb' ist ein Stern, darf nicht bei Tag sich zeigen,
Lieb' ist ein Schatz, sein Wächter ist das Schweigen.
Nur wenn Du schweigest, wirst Du glücklich sein.

Timon. Eh' spricht der stumme Fels, der Quell, der Hain,
Eh' spricht das Grab, als meine Lippen sprechen.

Claudia. Es bricht mein Herz, wenn diese Schwüre brechen.
Nimm diesen Kuß, er sei Dir Schloß und Riegel,
Und diesen noch, er sei Dir Band und Siegel.
Lieb mich und schweig, mein süßer, süßer Freund,
Bald kommt der Tag, der wieder uns vereint. (Ab.)

Zahme Xenien.

Von **Eduard von Bauernfeld.**

Modernes Theater.

Die Bühne bringt den Schein des Lebens,
Sein Wesen sucht ihr da vergebens.

*

Ihr Dramaturgen, nicht so stolz!
Zwar Stücke fabriziert ein jeder,
Der eine zimmert sie von Holz,
Der andre schnitzelt sie aus Leder.

*

Was wollt ihr die Franzosen schelten?
Sie haben Geist und Witz, das packt!
Sei's übertrieben, laßt es gelten, —
Sind alles, nur nicht abgeschmackt.

*

Kulschieren magst du mit Kakerwähren,
Kunstpferde halte du mit Recht in Ehren,
Paßgänger sind sie nicht wie so die Rossenenge,
Mit Künstlerlaunen springen sie über die Stränge.

*

Was Plautus und Terenz gebracht,
Sie nahmen's von Menander,
Molière hat's ihnen nachgemacht —
Kurz, wir bestehlen einander;
Dem Lustspieldichter sagt's nur unverholen:
„Hättst du doch mehr von Molière gestohlen!“

*

Ein ernstes Wort wirkt häufig widerwärtig,
Auch mit Sentenzen wird man endlich fertig,
Nur Witz, Satire und Ironie
Verfehlen ihre Wirkung nie.

„Satire, mein Bester, und Ironie
Erbittern nur und bessern nie —“
Wenn ich den Leuten nur Ärger mache,
Sich bessern ist dann ihre Sache.

Digitized by Google

Robert Hamerling.

Von Karl von Thaler.

Das Geſamtbild einer vollen und bedeutenden Dichternatur zu entwerfen, iſt ſchwerer, als man glaubt. Man hat ein Gefühl, als ob man einen mächtigen Dom beſchreiben ſollte. Nun fällt es zwar leicht, den Stil zu beſtimmen, die Maße und Verhältniſſe des ſtolzen Bauwerks anzugeben, ſeine Ausſchmückung und ſeine Geſchichte zu berichten; aber welche Feder vermag den Eindruck widerzuſpiegeln, den der Anblick des Doms ſelbſt auf den Beſchauer hervorbringt? Welche Darſtellung iſt lebendig genug, das Gebäude ſo ſcharfumriſſen vor die Augen des Leſers zu bringen, daß er es deutlich zu ſehen glaubt und ein genaues Verſtändnis ſeiner architektoniſchen Wirkung erhält? Einer ähnlichen Schwierigkeit begegnet der Verſuch, das Schaffen eines hervorragenden Dichters in einem kurzen Überblick zu charakteriſieren, die verſchiedenen Ausſtrahlungen ſeines Weſens gleichſam in einem Brennſpiegel einzufangen und die Summe zu ziehen, die man ihm im Hauptbuch der Litteratur gutſchreiben darf.

Das fällt namentlich dann nicht leicht, wenn der Dichter Robert Hamerling heißt. Mit der bequemen und beliebten Manier, jeden Schriftſteller auf das Prokruſtesbett einer beſtimmten Richtung zu legen, richtet man bei ihm nichts aus. Wenn man ihn zum Beiſpiel, wie es ja geſchehen iſt, als den Vertreter des ſinnlichen Idealismus bezeichnet, ſo hat man mit dieſem Schlagwort nur eine Eigenſchaft ſeiner Dichtungen geſtreift, nicht ſeine reiche und vielſeitige Natur erſchöpft. Wenn wir auf den Vergleich zurückkommen dürfen, den wir vorhin gebraucht haben, ſo möchten wir ſagen, Hamerling ſei ſo eigentümlich wie etwa der Dom von Genua. Das iſt ein merkwürdiges Denkmal der Stilmiſchung und des Widerſpruchs gegen alle ſtrengen Regeln der Baukunſt. Ein gutes Teil der ehrwürdigen Kathedrale zeigt romaniſchen Stil, dann hängt plötzlich in einer gewiſſen Höhe der Spitzbogen über den Rundbogen, die Gotik entfaltet alle ihre Zacken und Türmchen, ihre ſteinernen Blumen und Ranken, und zuletzt hat die Renaiſſance noch ihre vollendende und ergänzende Hand an den Bau gelegt. Nach akademiſchen Begriffen müßte er ein bedenkliches Beiſpiel ſein, und es giebt in der That gelehrte Fachleute, die ihn als ſolches betrachten. Auf den unbefangenen kunſtſinnigen Beſchauer aber übt dieſer unregelmäßige Dom einen unwiderſtehlichen Zauber aus, denn die verſchiedenen Stilarten verſchmelzen zu einem harmoniſchen Ganzen, das nicht nur ſchön, ſondern auch ſehr intereſſant iſt.

In Hamerling vereinigen ſich in ähnlicher Weiſe Elemente, die ſonſt weit auseinander liegen und ſich zu widerſtreiten ſcheinen. Er iſt durch und durch Idealiſt — „wo iſt dein göttlich Siegel, o Kunſt, das Ideal!“ ruft er einmal aus, und immer wieder kommt er auf den Grundſatz zurück, daß in der Kunſt nur die Schönheit Geltung und Berechtigung habe. Und wie eine Stelle in dem geiſtvollen „Epilog an die Kritiker“ beweiſt, welchen er der zweiten Auflage des „Ahasver in Rom“ angefügt, vermag er die heutigen Naturaliſten kaum zu begreifen, wenigſtens nicht zu glauben, „daß ein Dichter ſich ſo weit erniedrigen könnte, verführeriſche Schilderungen zum Behufe einer niedrigen Spekulation in ein Werk einzuflechten.“ Alles, was an Schmutz und Niedrigkeit auch nur ſtreift, iſt ihm verhaßt. Dabei lodert jedoch eine gewaltige Sinnlichkeit in ihm, die zu üppigen Blüten aufſchießt und gute Seelen zu dem frommen Wunſche veranlaßte, er möchte an ſeinen Werken mit der Feder das vollziehen, was Daniele da Volterra, genannt der Hoſenmacher, mit dem Pinſel an Michel Angelos „Jüngſtem Gerichte“ verübte. Auch eine unverkennbare Vorliebe für das Grauenhafte und Gräßliche, welche mit ſeinem Idealismus noch mehr in Widerſpruch ſteht, wohnt in Hamerlings Bruſt. Er zeigt ferner entſchiedene Anlage zum Satiriker und liebt die genaueſten Beſchreibungen, ſowohl von Perſonen als von toten Dingen, die er mit der Sorgfalt und Treue eines ausgemachten Realiſten durchführt, manchmal ſogar zu ſehr in die Breite ſpinnt. Die Hälfte ſeines Herzens, wohl die größere, gehört der Romantik; die andere hat der klaſſiziſmus in Beſitz genommen. Er ſchwelgt gern in reicher, manchmal allzu prunkvoller und faſt erdrückender Bilderpracht und kann ausnahmsweiſe von antiker Einfachheit und Plaſtik ſein. Dieſe und andere Widerſprüche ſind in Hamerlings Dichtungen vorhanden, aber ſie löſen ſich in reinen Wohlklang auf, weil er ein echter Künſtler, ein gedankentiefer und formſchöner Poet iſt.

Sein erſtes Buch erſchien im Jahre 1857. Es waren die „Sangesgrüße von der Adria“, die wenig Beachtung fanden. Im Jahre darauf kam ein kleines Epos mit dem Titel: „Venus im Exil“. In prächtigen Stanzen ſingt es ein hohes Lied der Liebe, und Hamerling hatte nicht unrecht, wenn er es bei einer ſpäteren Auflage mit den Worten begleitete: „Auf den letzten Blättern dieſes Erſtlingswerkes iſt ein Reſultat ausgeſprochen, in welchem ich das Höchſte und das Letzte erkenne, zu welchem auf dem Wege zur Löſung des großen Rätſels das ſpekulative Ringen des Menſchengeiſtes gelangen mag. Es iſt dem Autor im reifen Alter erfreulich, zu ſehen, wie er in

Digitized by Google

jugendlichem Schwunge über das Lieblingsgedankensystem der Gegenwart, das Schopenhauerische, lange bevor er es kannte, hinausgedrungen war." In der That, „Venus im Exil" ist ein flammender Protest gegen die pessimistische Weltanschauung, das schwärmerische Glaubensbekenntnis eines jungen Idealisten, der den Menschen der höchsten Veredlung fähig hält. Vier Jahre später sang Hamerling das „Schwanenlied der Romantik". Fünfundfünfzig Gedichte in der Nibelungenstrophe, die er mit Meisterschaft handhabt. Er lebte damals in Venedig und die äußere Scenerie dieser Lieder ist darum der Lagunenstadt entlehnt. Der Dichter fährt im Mondenschein in der Gondel und nun fliegen ihm tiefsinnige Betrachtungen über die erfindungsreiche, wissensklare, aber kalte und nüchterne Gegenwart zu. Er blickt mit Schmerz auf die romantische Vergangenheit und preist die entschwundenen Tage der Schönheit und Anmut als „Sangespigone". Seine Lieder sollen Zeugnis geben „von einer weichen Seele, die viel geirrt, gehofft, geliebt".

Die beiden kleinen Bücher erregten Aufmerksamkeit, doch sie ließen nicht im entfernesten die Kraft ahnen, die in Hamerling schlummerte. Auch aus dem Liederbuche „Sinnen und Minnen" sprach allerdings eine ungewöhnliche Begabung, — aber Hamerlings Lyrik konnte überhaupt so wenig populär werden wie Lieder von Schumann. Sie arbeitet mit Gedanken, sie ist beschaulich und grübelnd, meist schwermütig oder doch tief ernst. Welches Gestaltungsvermögen der junge Poet besaß, das zeigten einzelne Gedichte, die einen scheinbar unbedeutenden alltäglichen Stoff behandelten und ihm die merkwürdigste Wirkung abgewannen. Da wird z. B. in freien Rhythmen Leben und Tod des Eichhörnchens geschildert, welches der Dichter als Stuben- und Bettgenossen besaß. Trotz der Länge des Gedichts, das über viele Seiten reicht, und obwohl es nur von einem Tier handelt, fühlt man sich gefesselt, hingerissen, erschüttert. Wer diesen Band Lyrik, in dem sich das ganze Geistes- und Herzensleben des Autors fächerförmig vor uns ausbreitet, genau und aufmerksam würdigte, der ward nicht überrascht, als Hamerling im Jahre 1866 mit seinem „Ahasver in Rom" hervortrat.

In diesem Epos vereinigt sich die Tiefe der Ideen, welche der Dichter hineingelegt, mit der Pracht der Durchführung. Alle Reize der Sprache sind über die farbenglühenden Schilderungen des kaiserlichen Rom ausgegossen; der Philologe reicht dem Philosophen und dem Dichter die Hand, um die ganze Cäsarenzeit recht wahrhaftig und treu vor unser Auge zu bringen. Hamerling stellt die ewige Todessehnsucht Ahasvers der himmelstürmenden Lebenslust Neros entgegen, und er identifiziert Ahasver — ein ebenso großartiger wie eigentümlicher Gedanke — mit dem ersten geborenen Menschen, mit Kain. Die einzelnen Gestalten der Dichtung treten plastisch vor uns hin; Nero selbst, Agrippina, Seneca, Tigellin sind mit der feinsten Kenntnis des gesamten überlieferten historischen Materials und mit der festen Hand des alle Tiefen und Abgründe des menschlichen Herzens durchschauenden, schöpferischen Poeten gezeichnet. Hamerling wagt es, das Entsetzliche in seiner ganzen schaurigen Wahrheit vorzuführen; er bebt vor nichts zurück und flößt manchmal mit der Bewunderung fast Grauen ein, — aber nirgends, so oft er sich auch an den äußersten Grenzen des Kunstschönen bewegt, überschreitet er dieselbe; er weiß in der Darstellung des Schrecklichen wie der wahnwitzigsten Sinnenlust noch Maß zu halten. Den Vorwurf der Unsittlichkeit, den man hie und da gegen den „Ahasver in Rom" erhoben hat, dünkt uns lächerlich. Wer die Zeit Neros heraufbeschwört, kann nicht auf junge Mädchen oder prüde alte Jungfern Rücksicht nehmen; ein echter Dichter schreibt für die Nation, nicht für die Töchterschule.

Den Ruhm, den Hamerling mit dem „Ahasver in Rom" erworben, wußte er mit dem „König von Sion" festzuhalten, der 1869 herauskam. Der blutigen Orgie des sinkenden Römertums stellte er die wollüstige Tragikomödie der Wiedertäufer gegenüber, jenes rätselhaften Zerrbilds der Reformation, das für immer einen der seltsamsten Kapitel der Religionsgeschichte bleiben wird. Das war so recht ein Stoff nach seinem Herzen und er weitete ihn nach allen Seiten aus. Johann van Leyden wird unter seiner bildenden Hand ein wirklicher epischer Held, dessen Schicksal sich in der braunen Divera verkörpert. Die beiden Sekten des Wiedertäufertums, das ebensogut wie die Pariser Kommune 1871 unter fratzenhaften, mitunter geradezu verrückten Auswüchsen einen gesunden und berechtigten Kern barg, den leider nur die wenigsten Anhänger des einen wie der andern begriffen, — der trotzige Sinn für Volksfreiheit und der blöde, selbstsüchtige Fanatismus sind in Knipperdolling und Krechting vortrefflich wiedergegeben. Hamerling hat sich mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie in die sittlichen und sozialen Verhältnisse der Cäsarenzeit, in die Anschauungen und Begriffe der wunderlichen Sekte vertieft, die das Drama von Münster aufführte. Freilich mußte er ihr Geist von seinem Geiste leihen, zumal ihren Propheten und König weit über den Bildungsstandpunkt hinausheben, den der historische Jan Boleslon aus Leyden ohne Zweifel eingenommen. So wie sie wirklich waren, konnte er die Wiedertäufer nur für die dunkeln, nicht für die Lichtpartien seiner Dichtung brauchen. Daß am Schlusse die ganze Herrlichkeit, just wie in Meyerbeers „Prophet", in die Luft fliegt, hat wegen dieser Ähnlichkeit mit der Oper Anstoß erregt. Aber auch in diesen Knalleffekt wußte der Dichter tiefen Sinn zu legen: es ist der Schalksnarr Lips, der den Königspalast mit Freund und Feind gegen Himmel sprengt. Der König selbst bleibt unversehrt, Divera führt ihn auf geheimem Wege aus der Stadt und bietet ihm Schätze, Freude, Liebesgenuß. Jan weist das dämonische Weib zurück und stößt es in den Abgrund, dann ersticht er sich selbst, — im Tode alles Böse überwindend. So klingt das Epos versöhnend aus und der Dichter giebt uns den Schlüssel zu seinem Verständnis mit den Worten des sterbenden Helden: „. . . die Kämpfe der Geister, sie nur sind es zuletzt, die entscheiden die Lose der Menschen."

Nach den beiden großen Epen trat in Hamerlings Produktion eine gewisse Ebbe ein. Nicht als ob er weniger fruchtbar geworden wäre, — im Gegenteil, von 1870 bis 1872 erschienen nach einander „Danton und Robespierre", das Scherzspiel „Teut" und die Kantate „Die sieben Todsünden". Aber die dramatische Muse, der er sich plötzlich zugewendet, gab sich ihm nicht so voll und ganz zu eigen, wie die epische. Die Tragödie leidet darunter, daß sie zwei Helden hat. Demungeachtet wäre sie, zumal der ausgezeichneten Volksscenen wegen, von den Theatern wohl zur Aufführung angenommen worden, wenn nicht ihre Länge ein unüberwindliches Hindernis geboten hätte; die not-

Digitized by Google

wendigen Kürzungen aber unterfagte der Verfasser ausdrücklich. Mit dem „Text“ und den „Sieben Todsünden“ hat man sich nie recht befreundet. In dem politischen Scherzspiel begegnen wir einer oft übermütigen Satire, die nach rechts und links haut und sticht, in dem andern dramatischen Gedicht leuchtenden Gedanken und schönen Versen, aber beide Arbeiten haben einen etwas abstrakten Charakter. So achtungswert sie sind — man kann sich doch nicht für sie erwärmen; sie stehen nicht auf der Höhe der epischen Dichtungen. Auch das Lustspiel „Lord Luzifer“, das Hamerling 1880 mit dem Verbot, es aufzuführen, veröffentlichte, fällt im Vergleiche zu jenen stark ab. Geistreich und ziemlich barock ist seine Anlage, voll grimmigen Humors, aber gar nicht lustig, und die ausgesprochene Menschenverachtung des Helden, der sich zum Schlusse bekehrt, wird durch die sämtlichen auftretenden Personen in solchem Maße bestätigt, daß man die Wandlung des Lords für sehr überflüssig hält.

Nach den „Sieben Todsünden“, welche der Komponist Goldschmidt in Musik gesetzt hatte, schwieg Hamerling eine geraume Zeit. Man hörte, daß er an einem großen Romane aus dem griechischen Altertum arbeite, und man war nicht wenig darauf gespannt, was er auf diesem für ihn neuen Gebiete leisten würde. Als nun „Aspasia“ im Jahre 1876 erschien, empfanden viele eine leichte Enttäuschung, und kein Werk Hamerlings hat so verschiedene Urteile erfahren wie dieser dreibändige Roman aus Alt-Hellas. Edel und vornehm gehalten, auf Grund sorgfältiger Kulturstudien ausgearbeitet, reich an klugen und geistvollen Sentenzen, vermochte das Werk dennoch auf dasjenige Publikum, an das sich ein Roman zunächst wendet, nicht zu wirken. Man fand es trotz der vielen stark erotisch gefärbten Scenen nicht unterhaltend genug; — die griechische Nacktheit schreckte ängstliche Gemüter ab. Es ist auch wenig Handlung in der „Aspasia“, und für den ausgezeichneten Dialog voll Philosophie und attischen Salzes brachte die Mehrzahl der Leser nicht genug Geduld mit. Daß der Dichter, der den Vers so wohl beherrscht, auch eine vortreffliche Prosa schrieb, nahm man als selbstverständlich hin.

Klarer Stil, in dem sich Worte und Gedanken überall decken, zeichnet auch die beiden Bände seiner gesammelten Aufsätze aus, die unter dem Titel „Prosa“ herauskamen. Sie behandeln litterarische, sprachliche und soziale Fragen, wie sie der Tag aufwirft. Hamerling zeigt sich in der Behandlung derselben als ein logisch denkender, selbständiger Kopf, welcher der Phantasie nicht in Fragen mitzusprechen erlaubt, über die Verstand und Erfahrung allein urteilen können. Man würde gar nicht glauben, daß diese Artikel von einem Dichter herrühren; hier spricht fast ausschließlich der ehemalige Gymnasialprofessor. Aber er spricht sehr gescheid, und die kleinen Arbeiten vervollständigen das geistige Gesamtbild Hamerlings. Auch seine Übersetzungen aus dem Italienischen, die im vorigen Jahre in einem Bändchen unter dem Titel „Hesperische Früchte“ vereinigt wurden, sind nennenswert. Sie geben Proben von einer Anzahl hervorragender lebender italienischer Dichter und Novellisten, deren Eigenart Hamerling in der Übertragung sorgfältig gewahrt hat.

Da alle Welt weiß, wie leidend Hamerling ist, so hoffte man kaum mehr auf eine große Leistung. Da überraschte er vor einigen Jahren die Welt mit „Amor und Psyche“. Das Märchen des Apulejus verwandelte sich unter seinen Fingern in ein reizendes Epos. Das war wieder der alte Hamerling, den man im „Ahasver in Rom“ und im „König von Sion“ bewundert hatte, das war dieselbe Kraft der Gestaltung wie vor zwanzig Jahren, ungeschwächt, ungebeugt und jugendfrisch. Aber der Dichter entwickelte gleichzeitig eine ganz neue Eigenschaft, er schrieb mit einer schlichten Einfachheit, die dem antiken Stoff prächtig entsprach, deren man ihn aber gar nicht fähig gehalten hätte. Auf ihr beruht der Hauptreiz seines jüngsten Epos, das sich würdig neben sein erstes stellt und am Schlusse eine Apotheose der Liebe giebt, die zu dem Schönsten und Tiefsten gehört, was seit lange gedichtet ward. Daß Hamerling auch künftig noch Herrliches schaffen wird, dafür bürgt das vor einiger Zeit in Franzos' „Deutschem Dichterbuch aus Österreich“ veröffentlichte Bruchstück des „Hommenulus“, der langsam seiner Vollendung entgegenreift.

„Amor und Psyche“ ist gleich bei dem ersten Erscheinen mit reizenden Zeichnungen von Paul Thumann geschmückt worden; einem Künstler, der wie wenige andere ideale Frauenschönheit wiederzugeben versteht. Auch sonst hat die bildende Kunst von Hamerlings Dichtungen manche Anregung empfangen. Fischer-Cörlin hat sehr charakteristische, stilvolle Illustrationen zum „Ahasver in Rom“ geliefert, Hermann Dietrichs die „Aspasia“ mit hübschen Bildchen versehen. Der „Ahasver in Rom“ hat seinerzeit Makart zu begeistert, das er ihn illustrieren wollte. Leider mußte das Prachtwerk, von dem man sich Außerordentliches versprochen hatte, aus technischen Gründen unterbleiben. Hamerling konnte es gleichgültig sein; denn abgesehen davon, daß er später begabte Illustratoren gefunden, bedarf er der modernen Bilderzier nicht, um in weite Kreise zu dringen. Trotz der Gedankenschwere seiner Dichtungen hat er die Nation erobert; aber in seinem Herzen wohnt auch eine echte und starke Liebe für diese Nation, und obwohl er nur wenige politische Lieder gedichtet, so sind sie doch ein vollgültiges Zeugnis für sein deutsches Gefühl, das ihm schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert, da die Einheit Deutschlands nur noch ein Traum, eine Hoffnung, ein scheinbar vergebliches Sehnen war, die prophetischen Verse eingab:

„Vaterland, du heil'ges — wohlauf im Morgenrot!
Für dein Banner gehn wir freudig in den Tod,
Wenn es allgemeinsam recht am Nordseestrand
Und an den Alpen flattert; — Gott segne dich, du
heil'ges Land!“

Digitized by Google

Kleinere Aufsätze und Recensionen.

Paul Heyse, Himmlische und irdische Liebe. F. V. R. I. A. — Auf Tod und Leben. Achtzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz, 1886.

Heyse hat uns mehr und mehr daran gewöhnt, in der Zusammenstellung seiner Novellenbücher nicht nur ein zufälliges, durch die Entstehungszeit der einzelnen Dichtungen bedingtes Stellbichein, sondern eine Art von organischem Zusammenhang zu erblicken. Eine künstlerische Idee wird als klar formuliertes Problem zum Mittelpunkt einer Reihe von Erzählungen, welche dadurch die gemeinsame Aufgabe erhalten, das Grundthema von den verschiedensten Seiten aufzugreifen und in den verschiedensten Beleuchtungen zu variieren. In einigen der späteren Sammlungen ist dieses früher mehr versteckte cyklische Bestreben schon durch den Titel offen eingestanden. Die „Moralischen Novellen" zeigen die freie Sittlichkeit im Kampfe mit der Gesellschaftsmoral; das „Buch der Freundschaft" schildert sehr entgegengesetzte Spielarten von Freundesbündnissen, deren jedes, auf seinen Kern zurückgeführt, eine typische Bedeutung gewinnt.

Auch die neueste Sammlung durfte den Titel der ersten und umfangreichsten Novelle ohne weiteres als Gesamttitel an der Stirn tragen. Himmlische und irdische Liebe, der Gegensatz zwischen der Leidenschaft, die sich ganz und für immer hingiebt, und der kühlen Liebe, welche sorglich zwischen Mein und Dein, zwischen Rechten und Pflichten abzuwägen weiß, dies ist die leitende Idee des ganzen Buches. Die erste Novelle enthält jedoch nicht allein die Exposition dieses Themas, sondern zugleich die anschauliche Gegenüberstellung der himmlischen und der irdischen Liebe in zwei typischen Frauengestalten.

Als der Geschichtsprofessor Chlodwig seine schöne und geistvolle Frau Gina heimführt, ist er der beneidetste Mann der kleinen Universitätsstadt. Denn schon als Mädchen war Gina die gefeierte Muse des Städtchens, der man wie einem unerreichbaren Gestirn zu huldigen gewohnt war. Deshalb glaubt sie auch in der Ehe von ihrem Gatten ein gut Teil Bewunderung verlangen zu dürfen, und was sie ihm dafür entgegenbringt, ist jene laue und herablassende Liebe, welche, um den Freund zu umarmen, erst vom hohen Postamente niedersteigen muß. Zu bald erkennt Chlodwig, daß er in all seinem Reichtum bettelarm geblieben, und wie er in der Näherin Traud ein Mädchen findet, das jene himmlische Liebe, jenes volle, freudige Hingeben besitzt, da bricht sein lange zurückgedämmtes Gefühl mit zerstörender Glut hervor. Ein neuer Frühling kommt über ihn, doch erkauft durch die Sünde. Gina entdeckt den an ihr begangenen Verrat; sie glaubt, ihrem Mann verzeihen zu können, wenn er sich demütigt. Aber er vermag ohne Traud nicht weiterzuleben. Freiwillig macht er seinem Dasein ein Ende.

Die interessanteste Gestalt dieser mit aller bewußten und sicheren Kunst des Meisters abgetönten Novelle ist ohne Zweifel Gina, schon deshalb, weil sie der reichen Galerie Heyselscher Frauencharaktere eine neue Gattung zufügt. Traud hat in den älteren Novellen zahlreiche nahe Verwandte; aber eine Figur wie diejenige Ginas, welche bei all ihrer thatsächlichen geistigen und sittlichen Erhabenheit uns zuletzt geradezu verächtlich wird, hat Heyse bisher kaum geschaffen. Die leise Ironie, deren er sich gerade hier bedient hat, kam der Feinheit der Zeichnung trefflich zu statten. Nur gegen den Schluß wollen uns einige Linien als ein störendes Zuviel erscheinen. Vor allem ist es schwer zu glauben, daß Gina, wenn sie ihren Mann in ihrer kühlen Weise auch nur einen Augenblick geliebt hat, unmittelbar nach dessen Selbstmord die Ursachen desselben mit so schlauer Berechnung maskieren kann. Denn dies ist mehr als Kälte; es ist Roheit. Andererseits muß es jedoch als ein fein beobachteter Zug anerkannt werden, daß sie mit so kleinlicher Angst auf das Urteil der Welt Rücksicht nimmt.

Mit klugem Geschick ist das theoretische Gespräch, in welchem der unüberbrückbare Gegensatz zwischen den beiden Gatten und zugleich zwischen zwei Weltanschauungen sich herausstellt, an das bekannte Bild Tizians angeknüpft. In dem Streit, welche von beiden Frauengestalten die himmlische und welche die irdische Liebe sei, steigt von selbst der tiefere Konflikt vor uns herauf. Richtiger wäre es vielleicht gewesen, die Gatten diesen Streit allein und nicht vor den versammelten Freundinnen Ginas führen zu lassen.

In der zweiten Novelle, deren Titel ein wenig den Eindruck einer rätselhaften Inschrift macht, ist es ein ganz ähnlicher Gegensatz, welcher eine Ehe und das Leben eines Mannes vernichtet. Der Bildhauer Lucas wird von den bestrickenden Reizen der ganz ungebildeten Niederländerin Mietje verführt, sie zu heiraten. Das gedankenlos sinnliche Wesen ahnt weder, was sie an ihm besitzt, noch ist sie fähig, seine leidenschaftliche Liebe zu erwidern oder auch nur zu verstehen. Sie langweilt sich und geht deshalb mit dem ersten Besten durch. In dem Verlassenen aber bricht ein furchtbarer Wahnsinn aus, der ihn, den berühmten Verfertiger von Christusbildern, dazu treibt, ein lästerndes Gegentruzbild zu schaffen. Denn nicht mehr für himmlisch und nicht mehr für irdisch hält er die Liebe, sondern für höllisch, und das Weib erscheint ihm als der allmächtige Sendbote des Teufels. Das unbekleidete Bild der Treulosen ist es, mit welchem er sein Kruzifix schmückt, und auf das Täfelchen darüber malt er die Buchstaben: F. V. R. I. A. (Femina Universi Regina In Aeternum.) Nicht lange darnach erliegt er seinem unheilbaren Wahnsinn.

Wenn in dieser Geschichte das Tragische des Grundproblems bis zur Unheimlichkeit gesteigert ist, so bietet die dritte Erzählung, in welcher allerdings das Thema mehr gestreift als erschöpft wird, einen heiteren Schlußaccord. Es ist eine ziemlich harmlose Sommerfrischengeschichte von einem Hauptmann und einer jungen Dame, die sich im Engadin lieben lernen und verloben. Kein Mißklang würde diese sanft hinfließende Erzählung unterbrechen, wenn nicht die Vergangenheit des Hauptmanns ein düsteres Geheimnis in sich schlösse. Er hat seine erste Frau, die an einer unheilbaren, äußerst schmerzhaften Krankheit litt, auf ihr flehentliches Bitten durch Morphium getötet, um ihr längere Leiden zu ersparen. Da den Augen der jungen Dame diese That nicht als ein Makel, sondern als etwas Großes und Edles erscheint, so reicht sie dem Hauptmann vertrauend ihre Hand. Das Problem hätte wohl eine eingehendere Lösung verdient, und wir hätten es gerne als ein gegenwärtiges und deshalb eindrücklicheres Gleichnis miterlebt, daß die himmlische Liebe auch vor dem Tode des geliebten Wesens nicht zurückschreckt, sobald er wie ein Befreier erscheint, während die irdische Liebe ebensowenig geneigt hat zu verlieren wie zu besitzen.

Wir wollen hoffen, daß Heyse das ergiebige Thema nicht fallen läßt, bevor er ihm noch neue Seiten abgewonnen. Wir alle aber kennen auch ohne ein neues Buch die stolze Antwort auf eine Frage, welches dieses Problem berührt, auf die Frage, ob es himmlische oder irdische Liebe ist, welche diesen Dichter seit mehr als einem Menschenalter mit seiner Kunst und mit seinem Volke verbindet.

München. Ludwig Fulda.

Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland. Von Dr. Karl Borinski. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1886.

So gut die Worte dieses Titels klingen, doch bezeichnen sie die Theorie der Dichtung einer trüben und armen Zeit deutscher Litteratur: von der zweiten Hälfte

Digitized by Google

des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Zwar lehrt die Forschung erkennen, daß nicht jedes Zeitalter, welches als sprödе und unergiebig gemeinhin in unserer Litteraturgeschichten verurteilt worden ist, auch wirklich diese strafenden Beiwörter verdient; manchmal scheint dem oberflächlichen Blick dort Ode und Versumpfung zu sein, wo das geschulte Auge richtige Verteilung des neuerworbenen Bildungsgutes oder Sammlung der Kräfte wahrnimmt. Es genügt eben nicht, daß man die Leistungen einer Epoche für sich abschätzt, es muß erwogen werden, welche ihre Voraussetzungen waren, was ihnen folgte. In diesem Sinne ist dem merkwürdigen, wenn auch wenig erfreulichen Abschnitte deutscher Litteratur, in welchen Borinskis Werk einführt, manches Unrecht geschehen. Kein Wunder, hat doch selbst die ganze Poesie des Mittelalters allgemach so ziemlich alle Arten der Beurteilung erfahren, von kenntnisloser Verlästerung bis zur ebenso unberechtigten Überschätzung; Urteile, in denen sich Zeit und Bildung lehrreich abspiegeln. Der Blüte unserer altdeutschen Dichtung war von vornherein nur eine kurze Lebensdauer zugemessen, die soziale Umwälzung, welche am Oberrhein im 13. Jahrhundert begann, im 14. sich fortsetzte, schob das Bürgertum der Städte an die Stelle des ritterlichen Adels, übernahm die höfische Poesie und rückte den Minnesang zum Meistergesang herab. Mit der politischen Erhebung und dem Aufblühen der städtischen Bürgerschaft, ihrer zum Reichtume sich steigernden Wohlhabenheit erwuchs aus ihrer lehrhaften Dichtung der Roman und das Drama. Wenn dieses zuvörderst nur in lateinischer Sprache lebendig wurde, so wirkte daran die klassische Bildung der deutschen Humanisten mit, eine erste Renaissance. Über sie berichtet Borinski nur im Eingange etliches, insoferne greift die Überschrift seines Buches zu weit. Abermals schieden sich weltliche und geistliche Bildung, wie im Mittelalter, der religiöse Kampf forderte die besten Kräfte für sich, und als das deutsche Reich endgiltig zusammenbrach und in einen Haufen widerspenstiger Splitter zerfiel, war es auch um die Poesie geschehen, um die profane ebenso wie um die der Kirchen. Sie verlor die selbstschöpferische Energie und wurde zur gelehrten Arbeit. Damit kehrte sie sich völlig ab vom Volke.

An diesem Punkte eigentlich beginnt die Darstellung Borinskis. Sie schildert, wie die verschiedenen Versuche, eine Wissenschaft von deutscher Dichtung zu schaffen, durch Martin Opitz in ein stegreiches Unternehmen zusammengefaßt wurden, das nicht bloß die Poetik der französischen Renaissance in ihrem Leiter Ronsard nachbildete, sondern aus den bekannten Theorieen überhaupt eklektisch die neue gestaltete. Opitz bemühte sich, die Grundsätze antiken Versbaues mit der Eigenart der deutschen Sprache zu versöhnen, und das gelang ihm für geraume Zeit; er wünschte die mannigfachen Forderungen an den Dichter in einem Ideal zu vermitteln, damit hatte er geringen Erfolg. Auch für ihn war der Dichter ein Gelehrter. So versteht es sich, wenn nun auch in der fruchtbringenden Gesellschaft, unter ihrem ehrenwerten Oberhaupte, dem Fürsten Ludwig von Anhalt, die Poetik hauptsächlich von Schulmännern betrieben wurde und in einer kleinkrämerischen Tüftelei über unwesentliche Einzelnheiten der Prosodie und Sprache ihre Hauptthätigkeit ausübte. Bald wurde in das unfruchtbare Gezänk mit dem Einflusse der französischen Spiel- und Schäferdichtung, des Hôtels Rambouillet und der Scudéry, um nur ein paar Namen zu nennen, ein neues Moment getragen, das durch die übermächtigen Einwirkungen Martinis gekreuzt wurde, in dessen Dichtung sich ein dürftiger Inhalt unter Wort- und Bilderprunk verbarg. Die galante und schwulstige Poesie modelte auch die Technik um, wie Harsdörffers und Zesens Lehrbücher zeigen. Aber in Frankreich waren die Scudéry und Chapelain durch Boileaus reinere Auffassung der antiken Dichtung verdrängt worden, auch in Deutschland folgte die Wasserpoesie Christian Weises; die kahle Nüchternheit des politischen Schulmeisters wurde dem leeren Wortgetöse vorgezogen und richtete ebenfalls ihren besonderen Lehrstuhl auf. Welch ein Wohlthäter Gottsched für die deutsche Litteratur war, der heute in unserer Vorstellung meist eine komische Figur spielt, läßt sich nur ermessen, wenn man seine Übertragung des geläuterten französischen Geschmacks mit dem gespreizten Elend seiner Vorgänger vergleicht.

So weit führt Borinski. Eine ungeheure Masse schwer zugänglichen und grossenteils unerquicklichen Materiales ist zum erstenmale darin verarbeitet. Wir gewinnen neben einer Menge von einzelnen Thatsachen auch eine wahrhafte Bereicherung unserer Kenntnis der litterarischen Entwicklung während jener Zeit. Immer halten Ausblicke in die Litteratur der Nachbarvölker unser Auge auf den großen Zusammenhang gerichtet. Dagegen wiegt es nicht allzu schwer, wenn bisweilen hinter der Fülle der Details die Gliederung des Stoffes undeutlich wird und die Übersicht stellenweise verloren geht. Es ist gewiß ungemein schwierig, einem solchen Stoffe schon auf den ersten Anhieb eine klare, verdichtete Darstellung abzuringen. Und es hieße zu viel verlangt, wenn der Forscher eine mühsam erworbene Einzelheit um des Ganzen willen aus seinem Berichte scheiden sollte oder auf eine Nebenbeobachtung verzichten, die sich aufdrängt, mag sie auch den Blick etwas beschränken. In der Natur der Aufgabe liegt nicht minder eine gewisse Einseitigkeit, da wir nur die Geschichte der poetischen Technik kennen lernen. Eine rechte Würdigung der Dinge entgeht uns hie und da, weil wir von der dichterischen Praxis zu wenig erfahren. Andererseits freilich hätte dann der Zudrang des Stoffes das Gefäß gar gesprengt, welches schon jetzt gerüttelt und geschüttelt voll ist.

Wie sehr Borinski sich durch sein überaus fleißiges und ergebnisreiches Werk die Forschung verpflichtet hat, zeigt schon die Verlockung, der man schwer widersteht, daran allerlei Gedanken zu hängen. Die ganzen Haufen langweiliger Bücher, um die es sich da handelt, sind doch nicht umsonst geschrieben worden. War auch die Theorie nur darum so wichtig, weil die Praxis so unbedeutend war, so hat doch auch die Theorie ihr Gutes gehabt. Sie hat die Bildung für die Poesie bewahrt und das Gefühl für die Form rein erhalten, welches zeitweilig — wie z. B. heute — immer wieder verloren zu gehen droht. Das war eine nicht unedene Vorbereitung für die kommenden Talente des 18. Jahrhunderts. Rettete sich die deutsche Poesie als Beschäftigung der Gelehrten durch die trübsten Zeiten hinüber, so mochte sie dann wieder die belebende Berührung mit dem Volke suchen. Zuerst durch Lessing, unsern obersten Kunstrichter, in den Stoffen seiner Dramen, dann durch Herder in der bewußten Arbeit des bahnbrechenden Ästhetikers. Und gewissermaßen stellen doch auch unsere Heroen, Goethe und Schiller, die alten Gegensätze noch dar. Nichts ist bezeichnender für den Ausgleich derselben und für die geringe Umwälzung seit dem Anfange unseres Jahrhunderts, denn daß gerade Schiller, dessen Idealismus durch Philosophie und Antike genährt wurde, heute populärer ist als Goethe.

Borinski erzählt von einer Zeit, wo die Poesie nur in der Technik bestand. Im höheren Sinne kommen wir heute darauf zurück. Denn was will unsere historische Ästhetik sonst, als durch die genaueste vergleichende Beobachtung das Werden der Dichtung erkennen und dasselbe in eine Folge von Vorgängen auflösen, in eine Entwickelung, welche allgemeinen Gesetzen unterworfen ist?

Irre ich nicht, so mag das Buch Borinskis auch außerhalb der litterarhistorischen Kreise zum Nachdenken anregen. Die Zeit, welche er schildert, hatte eine Technik ohne Poesie. Das wäre übervunden. Wie denn, wenn uns heute eine Gefahr nahte, die ich, wohlüberlegt, nicht viel geringer anschlage, wenn wir eine Poesie bekämen ohne Technik?

Graz. A. E. Schönbach.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 3. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. November 1886.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Ein Doppelgänger.

Novelle von **Theodor Storm.**

(Fortſetzung.)

Der düſtere John ſah die wilde Flucht gerade auf das Brunnenloch zufahren und ſprang raſch vor die verfallene Umzäunung. „Sie will mich totſchlagen!“ ſchrie die junge Dirne und ſtürzte mit ſolcher Gewalt in ſeine Arme, daß ihm ſelbſt die Füße auf dem Boden wankten. „Nun, Dirne,“ rief er, „ſollten wir hier beide in den Brunnen? Es wär' vielleicht das Beſte!“ und er hielt ſie feſt an ſeiner Bruſt.

Sie wollte ſich von ihm losringen. „Laßt mich!“ rief ſie. „Was wollt Ihr von mir?“

Er ſah ſich um; ſie waren ganz allein: die große Dirne hatte vor dem Aufſeher ſogleich die Flucht ergriffen; die andern Weiber arbeiteten fern am Weſtrande des Ackers; er wandte ſeine Augen wieder auf das Kind in ſeinen Armen.

Sie hatte mit ihren kleinen Fäuſten ihm ins Geſicht geſchlagen. „Laß mich,“ rief ſie, „ich ſchreie; glaub nicht, daß Du mir Leides anthun kannſt!“

Er ſchwieg eine Weile, und die dunkeln Augen beider ſahen regungslos ineinander. „Was ich Dir will?“ ſagte er dann, „Leids will ich Dir nicht thun, aber — ich will Dich heiraten, wenn Du es willſt!“

Sie antwortete nicht, ein paar Augenblicke lag ſie wie tot an ſeiner Bruſt; er fühlte nur, das Widerſtreben ihrer Glieder hatte nachgelaſſen.

„Willſt Du nicht ſprechen?“ frug er ſanft.

Da griff ſie jäh mit beiden Händen um ſeinen Hals, daß ſie den ſtarken Mann faſt würgte. „Ja, ich will!“ rief ſie. „Du biſt der ſchönſte! Komm weg vom Brunnen! Du ſollſt nicht drunten liegen, in meinem Arm iſt's beſſer!“ Und ſie küßte ihn, bis ſie den Atem verloren hatte.

„Weißt Du,“ ſagte ſie dann, „Du ziehſt zu uns, zu mir und meiner Mutter in das kleine Haus; Du zahlſt die halbe Miete!“ Sie ſah ihn wieder an, ſie küßte ihn nochmals; dann warf ſie den Kopf mit dem dunklen Haar in den Nacken; und ihr helles Lachen ſtieg jetzt faſt zu übermütig aus den roten Lippen. „So!“ rief ſie, „nun lauf ich voraus, komm aber bald mir nach und ſieh zu, ob ich nicht auch die ſchönſte von all den Weibern bin!“

Sie ſtürmte dem Arbeitsplatze zu, und er folgte ihr, taumelnd vor Entzücken. Wer ihn jetzt geſehen und einen Freund bedurft hätte, der würde ohn' Bedenken in ſeine Arme geſtürzt ſein; der gefährliche Menſch war wie ein Kind geworden; er öffnete die Arme und ſchloß ſie langſam wieder über ſeiner Bruſt, als müſſe er das Glück umfaſſen, das ihm die junge Dirne zugebracht hatte, die wie ein fliegend Vöglein dort vor ihm das Feld hinanlief. „Und Arbeit!“ rief er und ſtreckte die ſtarken Fäuſte in die Luft, „die ſoll für uns nicht fehlen!“

Als er den Arbeitsplatz erreicht hatte, ſuchte die große Dirne ſich vor ihm zu verbergen; aber, was ſonſt niemand noch geſehen hatte, ſeine Augen lachten nur, wenn ſie auf ihr grobes Angeſicht trafen. „Lauf nur, was ſchierſt du mich!“ ſprach er zu ſich ſelber, „du warſt der Hund, der unverſehens mir das Glück in meine Arme jagte!“

Die junge Braune aber wußte ihrem ſtillen Liebſten ſtets aufs neue zu begegnen. „Lach doch! Warum lachſt Du nicht?“ raunte ſie ihm zu und hielt ihm, ſelber lächelnd, ihre dunklen Augen hin.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er, — „der Brunnen!“

„Was ſoll der?“ frug ſie.

„Ich wollt, er wäre aus der Welt!“ und nach einer Weile: „Du könntſt mir einmal da hinein fallen, Du biſt ſo wild, Hanna — er darf nicht offen bleiben.“

„Du biſt ein Narr, John,“ raunte ihm die Dirne zu, „wie ſollt' ich von heut' an noch in den Brunnen fallen! Wenn nur die dummen Weiber nicht ſo nahe wären, ich fiel' Dir lieber an den Hals!“

Digitized by Google

Aber er ging ſinnend von ihr; und als er ſpäter bei Ende der Tagesarbeit über den einſamen Acker ging, konnte er an dem Brunnen nicht vorbei; er blieb ſtehen und warf wieder kleine Steine in die Tiefe; er kniete dabei nieder und bog ſich über den Rand und lauſchte, als ob die Tiefe ein furchtbares Geheimnis berge, von dem er einen Laut erhorchen müſſe.

Als auch das Abendrot am fernen Horizont verſchwunden war, ging er langſam in die Stadt zurück und nach der Großſtraße in das Haus ſeines Arbeitgebers. — Am andern Morgen erſchien zur Verwunderung der Arbeiterinnen ein Zimmermann auf dem Acker und ſchlug ein rohes, aber derbes Brettergerüſt um den alten Brunnen.

Im September wurde auf dem erſten Packboden des ungeheueren Speichers das „Cichorienbier“ gefeiert, das ſchon am Nachmittag begonnen hatte; was in der Fabrik in Arbeit ſtand, der Fuhrmann, der Heizer, der Brenner und wie ſie alle genannt wurden, alle waren da, es war wimmelnd voll; Gewinde von Aſtern und Buxbaum und von ſonſtigen Herbſtblumen und Blättern hingen überall an den Balken. An großen Tiſchen, an über Tonnen gelegten Brettern hatten ſie geſeſſen; nun aber war der Kaffee ausgetrunken; die Lampen und Laternen, die zwiſchen den Kränzen hingen, wurden angezündet, und in dem dämmerigen Gemunkel wurden eine Klarinette und ein paar Geigen laut, wonach die jungen Dirnen ſchon längſt die Hälſe geſtreckt hatten.

John tanzte ſchon mit ſeiner jungen Frau, die heiß in ſeinen Armen lag; er ſah voll Luſt über die dunkle Menſchenmenge hin; aber was ging ſie ihn an? — Da wurde er mit ſeiner Tänzerin gegen das Ende eines ſchweren Eichentiſches geſtoßen, der unter die Tanzenden hineinragte; und ſie that einen jähen Aufſchrei. Es hatte nichts auf ſich; aber John rief den jungen kräftigen Heizer an: „Hilf mir den Tiſch fortſetzen, Franz!“

Er ſchien es nicht zu hören; da faßte John ihn an dem Ärmel. „Was ſoll's?“ rief der Heizer und wandte halb den Kopf.

„Nicht viel,“ entgegnete John, „der Tiſch muß fort, dort in die Ecke!“

„Ja, trag ihn nur dahin!“ ſagte der junge Menſch und drängte ſich zu den andern Arbeitern, von denen ein Teil zuſammenſtand. „Was wollte er von Dir?“ frug einer von ihnen.

„Ich weiß nicht; ich ſollt' ihm helfen! Mag er ſich ſelber helfen! Man hat nur keine andre Arbeit; ſonſt müßt' man von hier fort!“

Die andern lachten und gingen auseinander, um ſich Tänzerinnen zu ſuchen. John aber, der aus halbgehörten Worten ſich genug heraushörte, klemmte die Lippen zuſammen und tanzte weiter mit ſeinem jungen Weibe, und immer nur mit ihr.

Inmitten der Fröhlichkeit kam auch die Herrſchaft mit einigen Freunden auf den Boden; auch der Bürgermeiſter war dabei, einer von denen, deren Teilnahme damals den Verurteilten in das Zuchthaus begleitet hatte. Jetzt folgte ſein Blick dem hübſchen jungen Paare.

Eine ältliche unverheiratete Schweſter der Hausfrau ſtand neben ihm. „Nun ſehen Sie,“ flüſterte die Dame und zeigte mit dem Finger nach dem Paare, „vor zehn Monaten noch am Wollſpinnen im Zuchthaus, und nun tanzt er mit dem Glück im Arm!“

Der Bürgermeiſter nickte: „Ja, ja — Sie haben recht . . . aber er ſelbſt iſt doch nicht glücklich und wird es nimmer werden.“

Die alte Jungfer ſah ihn an. „Das verſteh' ich doch nicht ganz,“ ſagte ſie, „ſolche Leute fühlen anders, als unſereiner. Aber freilich, Sie ſind ein unverbeſſerlicher Junggeſell!“

„Ich ſcherze nicht, liebes Fräulein,“ erwiderte der Bürgermeiſter; „es thut mir leid um dieſen Menſchen: das Glück in ſeinem Arm mag echt genug ſein, ihm wird es nichts nützen; denn in ſeinem tiefſten Innern brütet er über ein Rätſel, zu deſſen Löſung ihm weder ſein Glück, wie Sie das junge Kind in ſeinen Armen zu nennen belieben, noch irgend ein andrer Menſch auf Erden verhelfen kann.“

Das alte Fräulein ſah recht dumm zu dem Redenden auf. „So möge er das Brüten laſſen!“ ſagte ſie endlich.

„Das kann er nicht.“

„Weshalb nicht? Er ſieht doch herriſch genug aus.“

„Das thut er,“ entgegnete der Bürgermeiſter nachdenklich, „er könnte ſogar wohl toll darüber werden, vielleicht noch einmal ein Verbrecher; denn das Rätſel heißt: wie find' ich meine verſpielte Ehre wieder? — — Er wird es niemals löſen.“

„Hmm,“ meinte die Dame, „Herr Bürgermeiſter, Sie haben allzeit ſo beſondere Gedanken; aber ich denke, wir haben jetzt genug davon; die Laubkränze verbreiten ſo ſtrengen Duft und die Lampen qualmen auch, man trägt's noch tagelang in Haar und Kleidern.“

Sie gingen alle und überließen die Armen ihrer Luſtbarkeit; nur der Bürgermeiſter zögerte noch ein paar Minuten, da wieder das junge Paar vor-

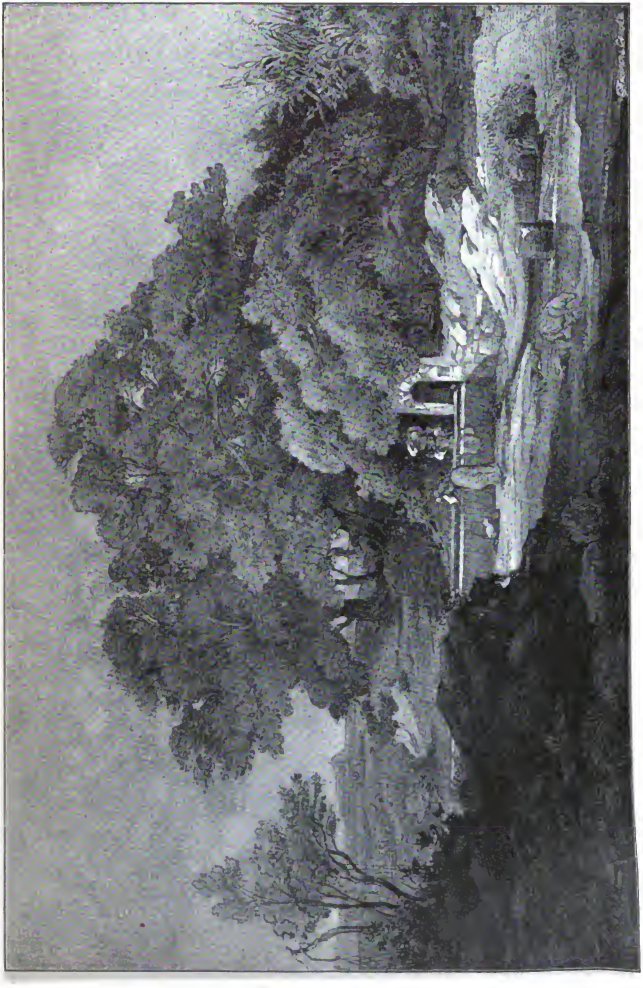
Digitized by Google

Auch ein „Trompeter von Säkkingen".

Fakſimile-Reproduktion einer Bleiſtiftzeichnung Scheffels aus dem Jahre 1855.

(Im Beſitze des Schriftſtellers Otto Müller in Stuttgart.)

Digitized by Google



Aus der römischen Campagna.

Faksimile-Reproduktion einer Handzeichnung Scheffels aus dem Jahre 1852.

(Im Besitze des Direktors des Belvedere, Eduard Ritter von Engerth in Wien.)

Digitized by Google

übertanzte. Das siebzehnjährige Weib hing mit lachenden Augen an denen ihres Mannes, die sich, wie um alles zu vergessen, in die ihren zu bohren schienen.

„Wie lange noch wird's dauern?“ murmelte der Bürgermeister, dann folgte er den andern.

Es dauerte doch noch ziemlich lange; denn das Weib war, obgleich in Lumpen aufgewachsen, jung und unschuldig. Sie wohnten in der Kathe am Ende der ins Feld hinauslaufenden Norderstraße; das Kämmerlein vorn war das ihre, die Mutter hatte sich ein Lager in der engen Küche einzurichten verstanden. Sein alter Arbeitgeber wußte nun schon, daß John ein halbmal mehr als andere arbeite, und deshalb, und da auch der Bürgermeister ihm zusprach, hielt er den Mann fest, so oft ihm auch geraten wurde, den Zuchthäusler vor die Thür zu setzen. So war allzeit Arbeit da, für ihn und oftmals auch für die Frau, und die Nahrungssorge klopfte nicht an die kleine Thür. Ein Gärtlein war auch am Hause und darin, hinten nach dem Weg hinaus, eine dichte Ligusterlaube. Hier saß die Frau meist an den Sommerabenden und harrte seiner, bis er von der Arbeit kam; dann flog sie auf ihn zu und zwang ihn, sich auf die Bank zu setzen; er aber litt sie nicht neben sich, er setzte sie auf seinen Schoß und hielt sie wie ein Kind an seiner Brust. „Komm nur,“ sagte er, „so müde bin ich nicht; ich hab' nicht viel, ich muß es alles in meinen Armen haben.“ So sprach er eines Abends; da sah sie ihn an und strich ihm, als wolle sie etwas fortwischen, mit ihren Fingern über die Stirn. „Das da wird immer tiefer!“ sagte sie.

„Was denn, Hanna?“

„Die Falte — nein, sprich nicht, John; ich kann's schon denken, die Brückenarbeiter haben heut' ihr Fest; die andern sind da, sie haben Dich nicht eingeladen.“

Die Falte wurde noch tiefer. „Laß das!“ sagte er. „Sprich nicht davon; ich wär' ja doch nicht hingegangen.“ Und er klammerte die Arme fester um sein Weib. „Am besten,“ sagte er, „nur wir zwei allein.“

— — Nach einigen Monaten sollte ein Kind geboren werden. Die gutmütige Alte lief mit wirrem Kopf umher; bald stellte sie ein Töpfchen für die Wöchnerin ans Feuer, bald wieder wickelte sie die dürftigen Hemdchen auseinander, die sie für ihr erwartetes Enkelkind aus alter Leinwand in vielen Wochen genäht hatte. Das junge Weib war im Bette liegen geblieben; der Mann saß bei ihr, er hatte Arbeit Arbeit sein lassen und hörte nur auf das Stöhnen seines Weibes, die fest ihre Hand um seine preßte. „John!“ rief sie; „John! geschwind, Du mußt zur Mutter Grieten laufen, aber komm gleich wieder, bleib nicht fort!“

John hatte in dumpfem Sinnen gesessen. Nur wenige Augenblicke noch, dann sollte er Vater werden; ihn schauderte, er sah sich plötzlich wieder in der Züchtlingsjacke. „Ja, ja,“ rief er, „ich bin gleich wieder da!“

Es war am Morgen und die Hebamme wohnte in derselben Straße; er lief und riß die Hausthür auf, und als er in die kleine Stube trat, saß die dicke Alte an ihrem Morgenkaffee. „Na, Er ist's!“ rief sie unwirsch, „ich dacht', zum mindesten, es sei der Amtmann!“

„Ich hab' nicht weniger ein Weib als der!“

„Was ist mit Seinem Weibe?“ frug die Alte.

„Frag Sie nicht! Komm Sie mit mir; mein Weib liegt in Kindesnöten; wir bedürfen Ihrer Hülfe.“

Die Alte musterte den erregten Mann, als zähle sie im Geist die wenigen Schillinge, die dieser Dienst ihr abwerfen werde, wenn sie nicht gar verloren gingen. „Geh Er nur vorab!“ sagte sie. „Ich muß erst meinen Kaffee trinken.“

John stand wie unentschlossen an der Stubenthür.

„Geh Er nur!“ wiederholte sie, „sein Kind kommt früh genug!“

Er hätte das Weib erdrosseln mögen; aber er biß nur die Zähne aufeinander; sein Weib bedurfte ihrer. „So bitt' ich nur, Frau Grieten, trinket nicht zu langsam!“

„Ja, ja,“ sagte die Alte, „ich trinke, wie ich Lust hab'.“

Er ging; er sah, daß jedes seiner Worte sie nur noch widerwilliger machte.

Sein Weib fand er wimmernd auf dem heißen Bett. „Bist Du es, John? Hast Du sie bei Dir?“

„Noch nicht; sie kommt wohl gleich.“

Das „gleich“ wurde zu einer halben Stunde, während John reglos neben der jammernden Wöchnerin saß und die Alte draußen noch einmal Kaffee für Mutter Grieten kochte. „Die können allzeit Kaffee trinken,“ sprach sie zu sich selber, „man muß sie sich zu Freunden halten!“

„John!“ rief in der Kammer das junge Weib, „sie kommt noch immer nicht!“

„Nein,“ sagte er, „sie muß erst Kaffee trinken.“ Er knirschte mit den Zähnen, und seine düsteren Brauen zogen sich zusammen, „Du hättest nur des Amtmanns Weib sein sollen!“

Digitized by Google

„John, ach John! ich sterbe!“ schrie sie plötzlich.

Da sprang er auf und rannte aus dem Hause. Auf der Straße begegnete er der dicken Hebamme. „Nun“, rief sie, „ist das Kind schon da? Wohin will Er denn?“

„Zu Ihr, Frau Grieten, damit mir meine Frau nicht sterbe!“

Die Alte lachte. „Tröst Er sich, an so etwas stirbt Euresgleichen nicht!“

Sie zog ihn mit nach seiner kleinen Wohnung. Als sie in die Kammer trat, sah sie auf die Wöchnerin. „Wo ist die Alte?“ frug sie. „Habt Ihr denn nichts bedacht?“ und sie zählte auf, was man bei solcher Gelegenheit für sie bereit zu halten pflegte; und sie brachten ihr, was sie hatten.

John stand zitternd am Ende des Bettes, und endlich wurde das Kind geboren. Die Hebamme wandte den Kopf nach ihm. „Da hat Er eine Dirne; die braucht nicht Soldat zu werden!“

„Eine Züchtlingstochter!“ murmelte er; dann fiel er vor dem Bette auf die Kniee: „Möcht' Gott sie wieder zu sich nehmen!“

Immer feindlicher stand ihm die Welt entgegen; wo er ihrer bedurfte, wo er sie ansprach, immer hörte er den Vorwurf seiner jungen Schande als die Antwort; und bald hörte er es auch, wo kein anderer es hätte hören können. Man hätte fragen mögen: „Du mit den starken Armen, mit deiner mächtigen Faust, warum duldest du das, warum bringst du sie nicht zum Schweigen?“ Hatte er doch einmal, da von einem maulfrechen Matrosen sein Weib eine Betteldirne war gescholten worden, den Menschen hingeworfen und ihm fast den Schädel eingeschlagen; und nur mit Not hatte im Sühnetermin der ihm günstige Bürgermeister die Sache unter beiden ausgeglichen!

Doch das war ein anderes; wo aber eine Hand erbarmungslos an jene offene Wunde seines Lebens rührte, wo er's nur glaubte, da fielen die starken Arme ihm an seinem Leib herunter, da war nichts mehr zu schützen oder gar zu rächen.

Und dennoch, mit ihm in seinem armen Hause wohnte noch immer das Glück. Zwar, wenn seine Stirn zu finster, sein Wort zu knapp und trocken wurde, dann flog es wohl erschreckt davon, aber es kehrte doch allezeit zurück und saß mit den jungen Eltern an dem Bettchen ihres Kindes und lächelte sie an und fügte ihre Hände unvermerkt zusammen.

Das Glück war noch nicht ganz gewichen; die Alte nahm sich mehr und mehr der Wartung des Kindes an, je weiter es heranwuchs, und Hanna ging wieder dann und wann auf Arbeit und half erwerben. Wer trug denn die Schuld, daß immer öfter das Glück davon flog, und sie immer länger ohne die holde Genossin zwischen ihren kahlen Wänden saßen? War es der Eigenwille der Weiber oder der so lang in Schlaf versenkte Jähzorn in ihnen beiden, der nach der großen Liebesfreude allmählich aus der Tiefe immer ungebändigter hervorbrach? Oder war es in dem Manne die unsühnbare Schuld, die den bitteren Unmut in ihm aufjagte? Hatte es doch, da vor geraumer Zeit sein alter Arbeitgeber durch jähen Tod gestorben war, nur kaum unter Not und Kummer gelingen wollen, daß er jetzt endlich am Wege saß und Steine klopfte.

Da war's, an einem Herbstabend; das Kind mochte ein Jahr alt sein; es lag in seinem Bettchen, das bald nach der Geburt der Vater ihm gezimmert hatte, und schlief, daß die heißen Tropfen auf der kleinen Stirne perlten. Aber Hanna saß verdrossen dabei, die kleinen Füße ausgestreckt, den einen Arm über die Stuhllehne herabhängend: das Kind hatte immer noch nicht schlafen wollen und die alte Mutter, die ihr sonst die Last abnahm, war von einem Gichtanfall ins Bett getrieben worden. „Du hättest auch eine Wiege zimmern können!“ rief sie ihrem Manne zu, der eben müde von der Arbeit kam und sein Werkzeug in eine Ecke stellte.

„Was ist denn?“ frug er, „das Kind schläft nun ein Jahr schon in dem Bettchen; Du freutest Dich doch selbst, als ich's gemacht hatte!“

„Nun will es aber nicht mehr,“ gab sie zur Antwort.

„Es schläft ja doch!“

„Ja, — über eine Stund' hab' ich damit herum gearbeitet!“

„Da haben wir beid' gearbeitet,“ sagte er kurz.

Aber sie schwieg nicht, Red' um Rede ward wechselsweise schärfer und unbedachter.

„Es wird schon morgen besser schlafen oder übermorgen,“ sprach noch der Mann. „Wenn's gar nicht geht — wir kriegen dann wohl eine Wiege!“

„Woher?“ frug sie. „Damals, als Du das gute Holz hattest, hätt'st Du die Wiege machen sollen!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gedenkspruch
von einer Schweizer Reise heimkehrend

Blauer Himmel, lichte Wölklein
Spielend um zerzackte Hoch;
Gletscherbäuche, Wasserfälle,
Sonnbeglänzter ew'ger Schnee ...

Schau ich's auch, entzückten Blikkes,
Nicht mehr taeglich auf der Fahrt —
Die Erinnrung reinen Glükkes
Bleibt so schoen wie Gegenwart!

Radolfzell Sunfalde
Septemb. 1884

J. Victor v. Scheffel.

Digitized by Google

Klara.*

Stets freu' ich mich, o Klärchen,
Und alles freut sich mit,
An Deinen siebzehn Jährchen,
An Deinem leichten Schritt.

Das sind die Backfischzeiten,
Wo kein Ding schwer man nimmt
Und huschig plätschernd und schnalzend
Im Strom des Lebens schwimmt.

Das sind die Frühlingszeiten,
Wo hell man jauchzt und singt,
Wo lerchenfroh die Seele
Sich hoch gen Himmel schwingt.

Drum preis' Du heut wie morgen
Die goldne Jugendzeit,
Schlepp nie ein Bündel Sorgen,
Schlepp nur die Schlepp' am Kleid.

Sei wie die guten Eltern
Stets einfach, treu und wahr,
Sprich wenig falsche Worte,
Trag wenig falsches Haar.

Lach über Thoren und Weise
Als fröhlich Schwabenkind,
Kaum merkend und bemerkend,
Wie viele gut Dir sind.

Einsmals kommt auch der Rechte,
Der Dich als Backfisch fischt.
Der Herrgott fügt's schon richtig,
Wenn man von Stuttgart ist.

Und ruht Dein braver Onkel,
Der diese Worte spricht,
Dereinst in kühler Erde
Von Rheuma, Groll und Gicht,

So denke sein, erschaust Du
Den Untersee im Glanz,
Und wind aus Weinlaubblumen
Ihm den Gedächtniskranz!

Joseph Viktor von Scheffel.

* Ungedruckter Nachlaß. 1879.

Seefahrt.*

Will des Lebens Sorge ihr düster Grau
Dir zeigen in spätern Jahren,
So denk an die Insel Reichenau
Und wie wir zum Festland gefahren!

Grün wogte die Welle, leicht tanzte das Boot,
Harmonisch erklangen die Lieder —
Ein Hauch von jenem Seeabendrot
Erlischt in der Seele nicht wieder.

Josef Viktor von Scheffel.

* Ungedruckter Nachlaß.

Dämmerung.

Die Dämmerung fällt in Wogen
Vom grauen Wolkenzelt,
Ein Vogel kommt dunkel geflogen
Über die dunkelnde Welt.

Wie unter das Flattergedränge
Von Tauben der Sperber schießt,
So krallen sich aus seine Fänge
Nach dem, was dein Herz umschließt.

Nicht zaudern darfst du, nicht säumen,
Einen Raub ihm zu lassen — du mußt!
Gieb hin ein sonniges Träumen,
Gieb hin eine selige Lust!

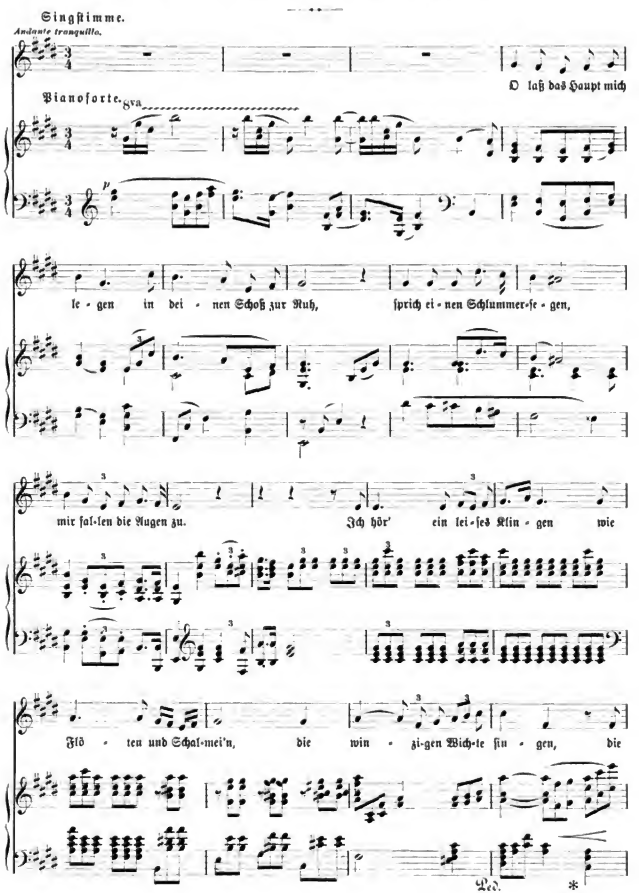
Wirf schnelle mein Herz, wirf schnelle
Das Opfer ihm zu, das er heischt,
Eh' krächzend der schwarze Geselle
Dir tötlich dein Liebstes zerfleischt.

Wilhelm Jensen.

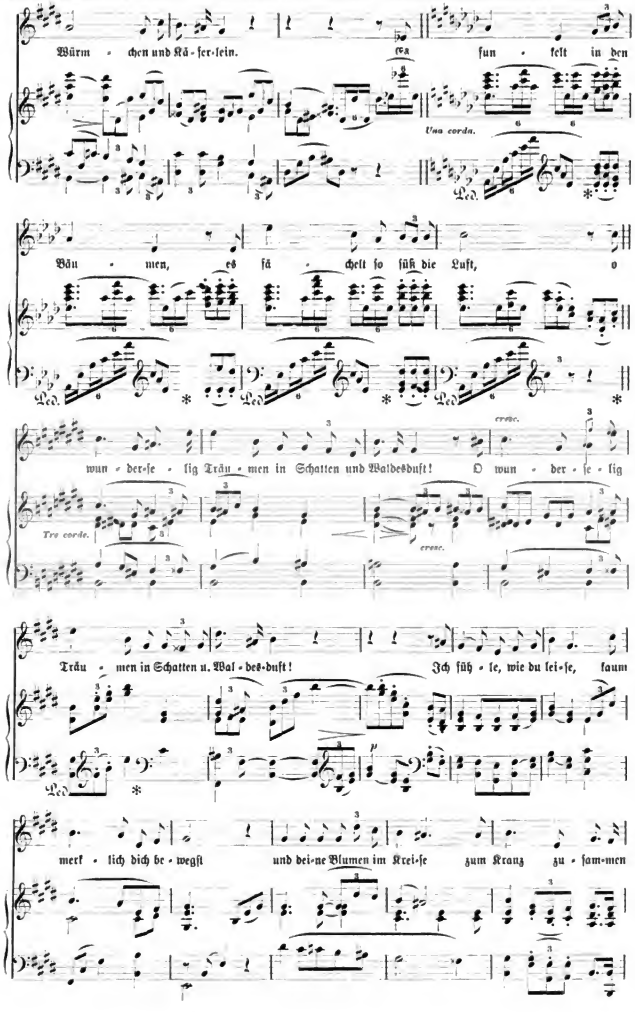
Digitized by Google

Waldesruh.

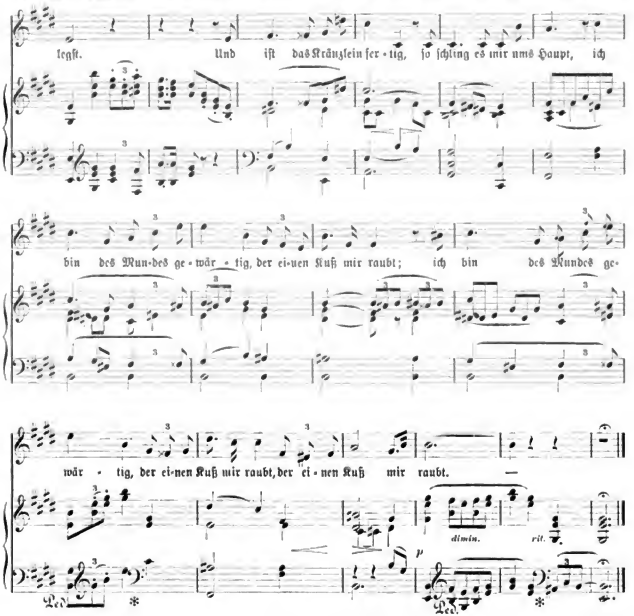
Gedicht von **Jul. Wolff.** Kompoſition von **Heinrich Hofmann,** Op. 82. I.



Digitized by Google



Digitized by Google



Bis an mein Ende.

Du weicher Druck der warmen Hände,
Verlaß mich nicht bis an mein Ende,
In dir ist Liebe, Seel' und Leben,
Und alles ist an dich gegeben.

Wenn deine Pulse ausgeschlagen,
Wer weiß den Tag von allen Tagen,
Wo eine Schöpfung wieder fände
So warmen Druck so weicher Hände?

In dir ist Liebe, Seel' und Leben,
Und alles ist an dich gegeben,
Verlaß mich nicht bis an mein Ende,
Du weicher Druck der warmen Hände.

J. G. Fischer.

Hirtenlied aus dem Ghilan.

(Persisch.)

Wenn der Wölfe Schar
Die Herde umstellt
Und es dunkelt die Welt,
So löse dein Haar,

Laß die schwarzen Locken wehen
Und eile zu mir!
Spricht Mutter zu dir:
„Was ist meinem Mägdlein geschehn?"

Antworte ihr:
„Aus Erbarmen
Schenk' ich Gottes Eigentum einem Armen."

Übersetzt von H. Brugsch.

Digitized by Google

Cesario.

Novelle in Versen von **Otto Roquette.**

III.

Es war ein Sonntagsmorgen, wenig Tage
Darauf, als Ulrich, wie er sich gewöhnt,
Tritt ins Museum mit dem Glockenschlage,
Um sich, von fremdem Laut noch nicht umtönt,
Ersatz zu holen für die Wochenplage.
Hier fühlt er jeden Widerspruch versöhnt
Und, von der Schönheit Glanz und Licht umflutet,
In weihevoller Stimmung angemutet.

Er ist, wie unter Freunden und Bekannten,
Hier schon zu Haus, bekannt mit jedem Bild.
Nicht immer sucht er sich die vielgenannten,
Er weiß auch manches, das so hoch nicht gilt,
An das ihn dennoch manche Züge bannten.
Und halt' er so durchmustert sein Gefild,
Beschloß er wohl mit Rafael die Reihe,
Um aufzuschaun zu der Madonna Weihe.

So weit noch war er nicht gekommen heute,
Da er in einer Seitengalerie
Vor manchem Bild erst den Besuch erneute,
Da hört er plötzlich nahen Tritt, und sieh,
Ascan steht vor ihm. Doch der Jüngling scheute
Vor ihm zurück, und helle Glut verlieh
Der Schreck dem Antlitz, ja er schien verlegen,
Gleichwie ertappt hier auf nicht rechten Wegen.

„Was hast Du nur, Ascan? Ganz unverständlich",
Ruft Ulrich, „ist Dein Wesen, Deine Augst!
Bedrückt Dich so, daß neulich — etwas ländlich
Du mir im Gartenraum entgegen sprangst?
Sei wohlgemut! Wir sind allein, drum endlich
Vertrau mir, Kind! Und wenn Du Rat verlangst —"
Doch Ulrich stockt, wie auf den Mund geschlagen,
Und weiß verdutzt kein fernres Wort zu sagen.

Zwei Augen sieht er groß auf sich gerichtet —
Ascans? Nun ja! Doch wieder — nein! So fragend,
Wie wenn auf ein Verständnis man verzichtet
Von dunklen Worten. Plötzlich, nicht mehr zagend,
Als ob sich innen ein Entschluß gelichtet,
Das Widerstrebende nun endlich wagend,
Verneigt Ascan sich, nun — ist's nicht zum lachen? —
Mit hast'gem Kehrt sich aus dem Staub zu machen!

Und Ulrich ruft, als die Gestalt verschwunden:
„War ich verrückt bis heut? Gott steh' mir bei!
Zum Gaukelspiel hat man sich mir verbunden!
Jetzt liegt's am Tag mir, es sind ihrer Zwei!
Ja, zwei sind's! Das wär nun ausgefunden!
Ein Jung' ist einer! Was der andre sei —
Hoch steht's dahin! Doch gleich will ich's erspüren,
Am Barrenseil soll man mich nicht mehr führen!"

Er schreitet aus dem Seitengang. Entgegen
Tritt wieder ihm Ascan. Ist's zweifellos
Der richtige? Doch diesmal unverlegen
Beginnt er: „Wüßten Sie, o Herr, wie groß
Ist unser innrer Kampf um Ihretwegen,
O Sie verzeihen sicher den Verstoß!
Zwillingsgeschwister sind wir — sei's gestanden!
Ich und die Schwester, welche hier Sie fanden!

Warum sie gleiche Tracht mit mir erwählte,
Sie sollen alles wissen mit der Zeit!
Sie wird gestehn, daß oft ich bat und schmälte,
Denn Sie allein, Herr, wünscht' ich eingeweiht,
Doch drang sie in mich, daß ich nichts erzählte.
Heut aber ist zur Lösung sie bereit
Und schickt mich her — komm, Fides, laß Dich schauen!
Ich hoffe noch, wir dürfen ihm vertrauen!"

Doch Ulrich lächelt, staunend und vergleichend.
Vor seinen Augen zweimal steht Ascan;
Allein, des andern Wuchs nicht ganz erreichend,
Ist einer doch von Anmut mehr umfahn,
Indes befangen und dem Anblick weichend
Die Augen unstet jetzt zu Boden sahn.
Der jüngre Bruder schien er, wenn nicht näher
Die Unterscheidung prüft ein kund'ger Späher.

Ulrich darauf, der Lage schnell sich fügend:
„Verpflichtet ist, wem solch Vertraun sich beut!
Doch staunen muß ich, seh' ich augentrügend
Sebastian und Viola hier erneut
Aus „Was ihr wollt!" Und drum, dem Kleid genügend,
Denn' ich das Brüderchen Ascans von heut
Cesario, wie sich Viola nannte,
Da sie zum Schutz in fremde Tracht sich bannte."

Digitized by Google

„Der Bam' iſt mir bekannt und längſt mein eigen!“
Spricht Fides, ſchon ermutigter. „Denn ſo
Nennt mich Ascan, ſeitdem wir hier uns zeigen,
Vielmehr verbergen!“ — „Nun, ſo bin ich froh,“
Fällt Ulrich ein mit höflichem Verneigen,
„Als Freund zu grüßen auch Cesario!
Er muß verzeihn, da ich verkannt ſein Weſen,
Wenn oft mein Wort nicht ziemend war erleſen!“

„Sie haben zweimal nur mit mir geſprochen,
Herr Ulrich! Im Theater einſt — ich ſchallt
Mich ſelbſt, daß ich Ascan verlor! Nach Wochen
Darauf war's gegen Abend, wo Sie Halt
Mir riefen, und in Angſt und Herzenspochen
Ich feig die Flucht nahm in Ascans Geſtalt.
Sie ſehn, da heut' Sie wieder mir begegnet,
Cesario iſt mit Mut nicht ſehr geſegnet!“

„O, er hat Mut genug! Ich weiß auch Tage,“
Verſetzt Ascan — „wie damals in Paris,
In Rom dann, wo er ſich in ſchlimmer Lage
Besonnen zwar, doch auch beherzt erwies!“
Cesario winkt, daß er zu viel ſchon ſage,
Mit Vorwurfsblicken. Ulrich aber ließ
Den Augen Freiheit, jeden Zug erhaſchend.
„Wie? Rom? Paris? Sieh, das iſt überraſchend!“

Drauf ſpricht er: „Wenn's Cesario geſtiele,
So hät' ich, daß fortan in unſrem Bund
Ein wenig ich den ältren Bruder ſpiele!
Schon nicht mehr günſtig iſt im Saal die Stund',
Es drängt ſchon mächtig, und darunter viele,
Die, wenn ſie ſchon die Augen in die Rund'
Und auf und nieder zu den Bildern ſchicken,
Doch lieber forſchend auf die Tenke blicken.

Drum rat' ich, heut' der Kunſt ſich zu entſchlagen,
Zu folgen mir in ſicherſtem Geleit.
Gar ſchattig draußen ſind die Parkanlagen,
Und hat in Freundſchaft und in Offenheit
Ascan, Cesario etwas mir zu ſagen,
Zu hören ſteh ich herzlich gern bereit!“
Cesario wendet ſich, ſieht das Gedränge
Und lenkt voraus ſchon durch die Seitengänge.

Doch unterwegs, an Ulrichs Ohr, im Gehen
Beginnt geheim Ascan im Flüſterton:
„Was ich gewünſcht ſo lang', iſt heut' geſchehen,
Und ſorgenloſer iſt der Tag mir ſchon!
Eins bitt' ich nur: Wie Sie mich jüngſt geſehen
Bei Gunram — reden Sie kein Wort davon!
Cesario weiß noch nichts von meinen Streichen,
Ich ſagt' ihm nichts. Er kennt noch nicht dergleichen.“

Zum ſchattenkühlen Platz hinabgeſtiegen
War Ulrich mit dem jugendlichen Paar.
Am Herzen ſehr ſchien es Ascan zu liegen,
Dem Freund zu künden, wie ihr Leben war.

Was ſie erzählten — oder auch verſchwiegen,
Denn manche Rückſicht galt es offenbar,
Und häufig rötet ſich Cesarios Wange —
Erzählt das Lied nun im Zuſammenhange:

Ascan und Fides lebten als Geſchwiſter
Bei ihrem Vater, früh ſchon mutterlos.
Es iſt kein Grund da, ihr Geſchlechtsregiſter
Zu melden bis zur letzten Ahne Schoß.
Der Vater war ein Doktor und Magiſter,
In Sprachen Aſiens berühmt und groß.
Sein ganzes Leben bibliothekariſch,
Und Alles, was er trieb, war antiquariſch.

Doch Unruh trieb ihn ſtets von Ort zu Orte,
Denn ein Magnet war jeder Bücherſaal.
Bald waren's im Sanskrit drei goldne Worte,
Für deren Stand ſich nur Paris empfahl;
In Rom, in London bald, ſah er die Pforte
Zum Himalayaſprachenarſenal.
Und da ein klein Beſitztum bot Genügen,
War er jahraus, jahrein auf Reiſezügen.

Doch zu bewegen wär' er nicht geweſen,
Der Kinder ſich auf Reiſen abzuthun.
Ein Sonderling, von wenig Federleſen,
Ließ er daheim das Pärchen auch nicht ruhn.
Und ging ein Ziel auch bis zu den Chineſen,
Er packt ſie auf mit ſeinen Bücherkruhn
Und hielt ſie ſo in beſter Art geborgen,
Denn die Erziehung wollt' er ſelbſt beſorgen.

Und ſo für all das Hin- und Wiederfahren
Steckt er auch Fides in die Knabenrachl.
Cesario hieß ſie ſchon in Kinderjahren.
Sie hatte niemals anders ſich gedacht
Und ſchien, mit kurzen krausgelockten Haaren,
Ein Bübchen, dem der Schalk im Auge lacht,
Ganz gleich Ascan; und wer der Knab' von beiden,
Der Vater konnt' es oft nicht unterſcheiden.

Und ſo in gleicher Art auch unterrichtet
Er ſelber ſie nach auserleſnem Plan.
Zwei Stunden täglich fühlt er ſich verpflichtet,
Im Gaſthof oder auf der Eiſenbahn,
Und lenkt durch alles, was er aufgeſchichtet,
Die jungen Köpf' in die gelehrte Bahn.
Sie wiſſen, eh ſie's zehnte Jahr erreichten,
Beſcheid ſchon im Sanskrit und Sprachvergleichen.

Von ſelbſt verſtand ſich ja das Leſen, Schreiben,
Das Rechnen nebenbei. Geographie
Lernt unterwegs man gut. Geſchichte treiben
Kann man an jedem Ort, der irgendwie
Hiſtoriſch iſt. Auch ließ man das nicht bleiben
Und lernte, was Bedeutung ihm verlieh.
Die Herrlein wußten viel in jungen Jahren,
Nur nicht, was andre Kinder ſonſt erfahren.

Digitized by Google

Sie blieben doch sich selber überlassen
Die meiste Zeit, denn ganze Tage saß
In Studiensälen unter Büchermassen
Der Alte forschend. Da er sie vergaß,
So suchten sie die Welt für sich zu fassen
Und liefen ihren Weg, wie Neugier, Spaß,
Wie früh geweckter Wissenstrieb sie lockte,
Selbstbildnerisch, wo die Erziehung stockte.

In Rom, durch Kirchen, Galerien, Museen,
Ging oft ihr Weg. Sie liefen eben mit,
Bahn sie die Leute kommen, drängen, gehen,
Sie huschten auch hindurch mit leichtem Schritt.
Sie sahn begierig, ohne zu verstehen.
Man kennt auch sie, und da man gern sie litt,
Die zum Verwechseln Gleichen, scheu wie Schwalben,
Zutraulich selten, grüßt man allenthalben.

Hier war's, in Rom, in den Antikensälen,
Wo in Ascan, der eben fünfzehn Jahr',
Der Trieb zur Kunst erwacht, und sie zu wählen
Als Lebenswerk ward plötzlich in ihm klar.
Cesario freut sich mit ihm. Sie erzählen
Dem Vater dieses Glück. Der aber war
Nicht solcher Ansicht, kann sie nicht verstehen,
Zumal die Reise soll nach England gehen.

Und zwar schon morgen früh. Denn auf der Fährte
Nach einem Werk (in London mußt' es sein)
Zu neuer Forschung weiß sich der Gelehrte.
Die Kinder dringen bittend auf ihn ein,
Doch Thorheit scheint ihm, daß Ascan begehrte
In Rom zu bleiben, sich der Kunst zu weihn.
Schnell aufgepackt! Die Bücher mögt ihr tragen!
Sanskrit getrieben wird im Reisewagen!

So ging es fort. Und so in noch zwei Jahren
Faßt es den Alten an mit Reisewut.
Man lebt wie auf der Flucht; man kommt gefahren,
Packt gar nicht aus, besucht ein Institut
Gelehrter Art, fährt ab. Da offenbaren
Sich Spuren, daß ein Schriftenkonvolut
Im Staatsarchiv der Dogenstadt noch ledig
Genauer Prüfung. Auf! und nach Venedig!

Der Forscher sitzt in Pergament versunken,
Die Kinder nehmen, was sich bietet, hin,
Und da geweckt schon des Erkennens Funken,
Gereift zur Größ' und Schönheit jetzt ihr Sinn,
Durchschwelgen sie die Tage trunken;
Ein jeder ist Erhebung, ist Gewinn.
Und wonnig war's, wenn sie die Wasserstraßen
In offner Barke früh und spät durchmaßen.

Da kehren sie zurück einst durch viel krause
Kanälchen, als man ihren Vater tot,
Vom Schlaganfall getroffen, bringt nach Hause.
Gewandelt war das Glück in bittre Not,
Und ratlos weinten sie in ihrer Klause.
Sie nahmen gern die Hülfe, die man bot,
Den Fremden, die nicht Haus noch Freunde hatten,
Um ihn nach Landessitte zu bestatten.

Ob unerfahren, galt es sich zu fassen,
Jetzt fester nur einander zugestellt.
Doch was beginnen, um sich anzupassen
Den tausendfachen Forderungen der Welt?
Sie waren fremd in allen Lebensklassen
Daheim und draußen, auf sich selbst gestellt.
Gewandtheit freilich hatten sie auf Reisen,
Und Mut, sich rasch den eignen Weg zu weisen.

Paß frei Ascan jetzt, um der Kunst zu leben,
Stand beiden fest. Doch in Italien nicht,
In Deutschland sollt' es bessre Meister geben,
So hörten sie, und Namen von Gewicht.
Denn längst im stillen war es ihr Bestreben,
Sich zu erlauschen kundigen Bericht.
Schnell galt es nun, zur Elbstadt zu gelangen
Und dort ein neues Leben anzufangen.

Die Mittel aber flossen nur noch spärlich.
Denn was gereicht wohl für bemessnen Plan,
Derfach erfordert, zehnfach, war es jährlich
Und sinnlos bis auf kleinen Rest verthan.
Das Handelshaus in Frankfurt legt es klärlich
In Zahlen dar: Cesario und Ascan
Vermochten, nur mit mancherlei Entbehren,
Ein Jahr noch etwa von dem Rest zu zehren.

Sie nahmen's leicht. Wie sollt' es denn nicht glücken?
Zwar einen Wunsch, gehärt seit langer Zeit,
Im stillen mußte Fides unterdrücken:
Zu zeigen endlich sich im Frauenkleid.
Allein zu teuer war's in allen Stücken,
Und so bezwang sie noch den innern Streit.
Sie hoffte, war Ascan nur erst geborgen
Für seine Kunst, schon für sich selbst zu sorgen.

Erzogen war sie nicht, um auf Verschönung
In denken, oder Schmuck nach Frauenart,
Viel eher zu des Modetands Verhöhnung.
So mocht es gehn auch noch auf dieser Fahrt.
Vorhanden war einmal, wie die Gewöhnung,
Ihr Anzug, mit dem Bruder gleichgepaart,
Zwiefach sogar, für Wochentage einer,
Und für den Sonntag ein besonders feiner.

Und so nach Dresden waren sie gekommen
Vor kurzer Zeit. Allein Ascan sah bald
Der schönen Hoffnung Funken schon vergommen.
Bei all dem Reisen ohne Aufenthalt
War jede Zeit zur Übung ihm genommen,
Ja dem Versuchen selbst geschah Gewalt.
Man lacht den Armen aus für sein Erdreisten,
Erst mög' er Proben des Talentes leisten!

Digitized by Google

So gab er ſich verzweifelnd in die Lehre
Des Handwerks. Beſſer war's, als Müßiggang.
Cesario trug mit ihm die ganze Schwere
Des Druckes, doch nicht um die Zukunft bang.
Und daß er nicht der Ausſicht ganz entbehre,
Sagt ihm ſein Meiſter, da ihm bald gelang,
Durch mancherlei Gebild aus Mußeſtunden
Sein künſtleriſches Ringen zu bekunden.

So war's bis heut'. Es lauſcht dem Lebensgange
Des jungen Paares Ulrich tief bewegt.
Wahrheit und Unſchuld hat aus jedem Klange
Des Worts, der Wechſelreden er geſpürt.
Er dankt dem Tag in ſeinem Herzensdrange,
Der Glück und ſchöne Sorg' ihm zugeführt,
Er dankt auch ihnen, heißt ſie mit Vertrauen
Zu Schutz und Freundespflichten auf ihn bauen.

„Und ſo laßt uns den Tag, der uns verbindet,"
So ſpricht er, „feiern, einfach aber froh!
Ich weiß ein Mühlenthal, wo man verſchwindet
Vor allem Sonntagslärmen und Halloh.
Gehn wir zum Fluß, wo ſich ein Bachen findet,
Der hin uns trägt! Was ſagt Cesario?"
Ascan ſpringt auf, von Freud und Luſt getragen,
Cesario, lächelnd, will es nicht verſagen.

(Der vierte und die weiteren Geſänge folgen.)

Die unſterblichen Schweſtern.

Von **Rudolf Baumbach.**

Kommt, lagert euch in Gras und Kraut,
Ihr Gretchen, Elſen, Klärchen.
Dieweil der Maitrank wird gebraut,
Erzähl' ich euch ein Märchen.
Ihr Burſchen, ſucht euch einen Sitz
Und hütet euren Schnabel
Und ſtört durch keinen ſchnöden Witz
Die wohldurchdachte Fabel:

Die Liebe ſtand im Feld allein,
Entrückt dem Weltgewimmel
Und hob die Arme lilienrein
Empor zum blauen Himmel.
„Ach," rief ſie, „neige mir dein Ohr,
Du Herr im Weltgebäude,
Und ziehe wieder mich empor
In deinen Saal der Freude.

Du haſt mich gnädig ausgeſchmückt
Mit ew'ger Jugendſchöne,
Und wo ich wandle, ſind beglückt
Die Töchter und die Söhne.
Doch alles, was die Erde hegt,
Iſt unterthan dem Wechſel;
Was heute Blatt und Blüte trägt,
Iſt morgen Stroh und Häckſel.

Wer heute ſlink den Reigen führt,
Sitzt morgen bei den Alten.
Die Stirn, die heut mein Kuß berührt,
Trägt morgen tiefe Falten.
Was Labung bot, wird matt und ſchal,
Und Aſche wird, was flammte. —
Herr, nimm aus dieſem Jammerthal
Die Paradiesentflammte!"

Der gute Schöpfer neigte ſich
Und ſprach zur Freudeloſen:
„Was iſt der Erdball ohne dich?
Ein Dornbuſch ohne Roſen.
Doch, daß du fürder nicht allein
Durchwallſt das Erdenleben,
Will ein unſterblich Schweſterlein
Ich zum Geſpiel dir geben."

Gott ſprach's, und vor der Liebe ſtand
Ein Kind im Flitterröckchen;
Ein Blütenreis trug's in der Hand
Und an der Kappe Glöckchen.
Da herzten ſich und küßten ſich
Die Thorheit und die Liebe
Und wanderten dann ſchweſterlich
Hinaus ins Weltgetriebe.

So iſt's geſchehn, ſo ward mir's kund. —
Vereint durch Gottes Güte
Durchzieht das Paar der Erde Rund
In ew'ger Jugendblüte.
Es ſoll auch mich im Freudentanz
Begleiten bis zur Bahre. — — —
Kommt, Kinder, ſetzt mir einen Kranz
Auf meine grauen Haare.

Digitized by Google

Joseph Viktor von Scheffel.

Von Karl Emil Franzos.

In hellem Fanfarenton, wie aus Jung Werners Trompete — und am lautesten durch dies kräftige Instrument selbst — klingt heute Scheffels Ruhm durch alles deutsche Land; die Nation der Dichter und Denker und kargsten Bücherkäufer, welche jährlich an ihre litterarischen Bedürfnisse, auf die Kopfzahl berechnet, ein Viertel jener Summe wendet, wie andere, z. B. die Dänen, hat seine Werke bisher in einer halben Million Bänden gekauft; es war unzweifelhaft unser meistgelesener und seit den Klassikern populärster Dichter, der am 9. April dieses Jahres zu Karlsruhe die Augen geschlossen hat, und wäre dem einsam alternden, von mancher schweren Last bedrückten Manne zu all seinen Gaben und Gnaden auch nur ein wenig das Talent zum Glücklichsein beschieden gewesen, so hätte ihm das Bewußtsein, „geliebt zu sein von seinem Volke“ wie kein anderer neben ihm, viel des irdischen Leids scheuchen können. Nicht ohne Grund beginne ich diese Betrachtung seines dichterischen Wesens mit jenem Moment, welches bei jeder solchen Erörterung zu mißachten thöricht, aber blind zu verehren sündhaft wäre: der Betonung des äußeren Erfolgs, denn wo dieser so unvergleichlich angewachsen, wie hier, will er nicht geringer respektiert sein, als jedes andere gewaltige Schicksal. Freilich auch nicht höher; wie wir nie aufhören dürfen, jede Menschenthat mit unserem ethischen Gewissen zu messen, so jedes Dichters Schaffen mit dem ästhetischen; aber wenn wir beide einzig durch ihre eigene Wucht fortrollen und in ihren Folgen und Erfolgen ins Riesenhafte anschwellen sehen, dann überkommt uns die Erkenntnis, daß — vielleicht! — in den kleinen Dingen dieser Welt der Zufall waltet, aber nimmer in den großen, daß nicht die launische Glücksgöttin diesen Auserwählten eine solche Ernte ihrer Saat hat reifen lassen, sondern die eherne Notwendigkeit. Tagesruhm ist ein gleißender, dünner Faden, der in der Luft schwimmt, Ruhm von Jahren mag vielleicht nur ein geschicktes Gewebe solcher Fäden sein, aber die unvergleichliche Popularität eines Dichters ist einzig die Folge wichtiger Ursachen und notwendiger Wirkungen, welche sich zusammenschließen wie die Glieder einer Kette. Da fordert die bloße Thatsache eines solchen litterarischen Schicksals ihr Recht von uns; nicht über, aber neben das ästhetische Moment tritt das historische; der Erfolg will erklärt und begründet sein.

Scheffels Porträt aus dem Jahre 1842.
Nach einer Handzeichnung. Autogramm aus demselben Jahre.

Bei Scheffel aber noch mehr als bei anderen; nicht allein der halben Million Bände wegen, was sich nach unseren Verhältnissen auf ein Heer von mindestens fünf Millionen Lesern unter den Lebenden* umrechnen läßt, sondern weil hier das Äußerliche, was einen Erfolg mehren kann, gänzlich fehlt, wohl aber jegliches Hindernis dafür in seltener Vollständigkeit beisammen ist. In der knappen Frist von drei Jahren hat dieser Dichter alles Wahrhaftige und Liebenswerte, das wir von ihm besitzen, geschaffen und mit einer einzigen Ausnahme auch veröffentlicht; was er uns seither spärlich geschenkt, wird uns, aber nicht die Denkmäler überleben, die wir ihm errichten. Nun ist aber in Deutschland sonst kein Poet vor dem Jubiläumstag glücklich zu preisen; selbst großes Können wird hier leichter als anderwärts vergessen, wenn es nicht durch neue Werke an sich erinnert, und vollends ist's deutscher Brauch, den uns niemand nachthut, den verdienten Dichter für eine schwächere Leistung zu züchtigen wie einen Verbrecher. Scheffels Stimme war seit einem Menschenalter fast verstummt, und wenn er sie zuweilen erhob, klang sie nicht ebenso hell und voll, wie

Digitized by Google

früher, und dennoch hallte und hallt ihr Echo im Volksgemüt von Jahr zu Jahr stärker. Und aus welchen Anfängen ist dieser Erfolg emporgediehen! Als der „Trompeter“ 1853 erschein, bleibt ihm nicht allein „im Zunftbereich der Kalten und Verständigen“, sondern überall „jegliches Furore erspart“; die kleine Auflage verstaubt im Lagerraum der betreffenden Handlung, und als der junge Autor zwei Jahre später mit einem stattlichen Romanmanuskript unter dem Arm seine Aufwartung macht, wird ihm mit sanfter Entschiedenheit bedeutet, daß es auch andere Verleger gebe. Diese Mitteilung, an sich unbestreitbar, bleibt jedoch für den „Ekkehard“ lange unrichtig; erst warmes Freundeswort schafft dem Werk einen Verleger, der es trefflich ausstattet, billig abgiebt und dabei — den Rest seines Kapitals einbüßt! Solches Mißgeschick hat keineswegs, wie zahllose gute Leute und schlechte Musikanten zu ihrem Trost wähnen, schon viele bedeutende, später erfolgreiche Dichter getroffen; es ist im Gegenteil eine seltene Fügung, und gar in unserer modernen Litteratur wird man ein ähnlich bitteres Los kaum wiederfinden. Auerbach, Freytag, Heyse sind schon durch ihre ersten Werke in kurzer Frist zu Ruf gelangt; Keller, an dessen Kraft sich die Nation langsamer gewöhnte, wurde mindestens im Kreise der Kenner schon seit dem „Grünen Heinrich“ als das verehrt, was er ist. Bei Scheffel aber — wie langsam ist die Wendung zum Besseren gekommen, und vollends wie zögernd das Lob der Schriftgelehrten! Und als es endlich kam, da klang es kurios genug; noch heute weiß ihm unsere gelesenste Litteraturgeschichte nichts nachzurühmen, als daß er „eine keineswegs mißliebige Spezialität unseres modernen Parnasses“ sei; es steht dort wirklich so gedruckt. Aber an seinen Erfolgen unsinnbiger und durch dieselben überrascht, als seine geringschätzigsten Beurteiler, war er selbst; wenigen anderen Dichtern waren die Bräuche und Wege des günstigen Litterateutums gleich unbekannt, wie ihm, der zugleich auch keine sieghafte, glänzende Persönlichkeit war. Es ist alles gegen ihn gewesen, der Zufall und er selbst, der so früh verstummte, aber für ihn war jene ernste Göttin, die Notwendigkeit, und herrlich hat sie den Dichter siegen lassen, wie sie es war, welche den Menschen unglücklich werden ließ. Scheffels Werke sind so überaus populär geworden, weil ihre Eigenart dem Wesen des deutschen Volkes, seinem Gemüt und seiner geistigen Anschauung auf das genaueste entspricht.

Dieses Verhältnis des Dichterwerks zur Volksseele läßt sich anscheinend ohne Heranziehung des Biographischen betrachten, ja man wäre versucht, dasselbe als schädlich zu vermeiden, um nicht zwischen zwei klare Faktoren einen dritten zu stellen, dessen Aufhellung selbst dem heißen Wahrheitsdrange unter den günstigsten Verhältnissen nicht ganz gelingen kann: wir Menschen sind ja allesamt so einsam und wissen nicht viel von einander. Aber wenn ein solcher vorsichtiger Verzicht jemals heilsam oder auch nur möglich wäre, so doch gewiß nicht bei Scheffel; hier ist das Persönliche etwa gleich wichtig wie bei Heine. Darum beflage ich es doppelt, aus eigener Kenntnis nicht viel von dem Menschen zu wissen; ich habe ihn ein einziges mal gesprochen, allerdings stundenlang und in seiner mitteilsamen Stimmung; es war im Frühling 1872 und in der Laube seines Starkruher Gartens. Daher ist mir sein gutes, ehrliches Gesicht in der Erinnerung, trotz der Brille, hinter welcher die Augen ein wenig verschleiert hervorguckten, seines Dichters Gesicht, eher etwa das eines alten Studenten, der dann Landwirt geworden; die fast linkische Haltung, die breite Sprechweise, die alle Zischlaute des Alemannen ungsägig hören ließ; auch ist mir noch manches Wort in der Erinnerung, zum Beispiel, daß er „auf der Universität so wenig daran gedacht, ein Dichter zu werden, als Kaiser von China“, obwohl er schon damals Lyrisches, unter anderem das später weltbekannt gewordene „Es hat nicht sollen sein“ gedichtet, oder die hübsche Äußerung, Kinder und Deutsch-Österreicher seien ihm besonders lieb, „weil sich die erwachsenen Deutschen um beide zu wenig kümmern“. Später, als sich mein Lebensgang dem seinen insoweit ähnlich gestaltete, als auch ich die Zuriterei an den Nagel hing und mich in die Litteratur wagte, wechselten wir einige Briefe; er schrieb mir in seiner großen, prächtigen Schrift — eine „monumentale“ nennt sie Anton von Werner sehr bezeichnend — aufmunternde Worte, wie sie gütiger Sinn einem jungen Menschen auf einen dornigen Weg mitgiebt. Nur eine Stelle handelt von ihm; es sei, meint er, ein hohes Glücksgefühl, in dem Beruf zu sein, für den man sich bestimmt halte, er aber habe dieses Gefühl eigentlich nie ungetrübt empfunden, — Worte, die mir im Munde des ruhmgekrönten Mannes unverständlich waren und die ich erst dann begriff, als ich aus den Mitteilungen einiger seiner Freunde und durch die Einsichtnahme in zahlreiche Briefe näheres über sein späteres Leben und insbesondere die Entstehungsgeschichte des „Trompeter“ erkundete. Es ist eine nachdenkliche, in ihrer Art einzige Geschichte, wie sich dieses wirksamste Gedicht unserer neueren Litteratur nach bitteren Stämpfen dem Gemüte seines Schöpfers entrang, und sie könnte verlocken, über Wesen und Werden der Poesie überhaupt zu grübeln. Wir aber wollen bei dem Nächsten bleiben.

Ein siebenundzwanzigjähriger Mann war's, der vom Februar bis zum April 1853 auf Don Paganos Dache die Trochäen des „Trompeter“ schmiedete; das Widmungsgedicht an die Eltern ist durchaus wahr, nur daß ihn freilich im Winter zuvor nicht bloß die Gestalten seines Gedichts genaßt, sondern das bitterste Weh, welches ein hochbegabter, gewissenhafter Mensch dieses Alters empfinden kann: die Erkenntnis, daß der bisherige Zweck und Inhalt seines Lebens nichts tauge und ein neuer gefunden werden müsse. Es war nicht seine Schuld — auch nicht in einem höheren als dem landläufigen Sinn dieses viel mißbrauchten Worts — aber ebensowenig die Schuld anderer, und wenn ihm später, bei der Geburt seines Sohnes, in einem bewegten Brief an seinen besten Freund der Wunsch aus der Seele bricht, daß sich seinem blonden Jungen das Leben „ebener und schrankenfreier“ gestalten möge, als ihm, so darf man daraus auf nicht allzuviel äußere Hindernisse schließen. Jenes erste und einzige Schicksal, dem sich der Mensch willenlos beugen muß: der bei jedermann lebendig fortdauernde Einfluß der Kinderzeit, war ihm nicht ungnädig; die gute Zucht braver, behäbiger, Gott und ihrem Fürsten ehrfürchtig anhängender Eltern hat ihm so gute Früchte getragen, wie einem andern Liebling der Nation, Freytag, und daß diese beiden Männer derselben künstlerischen Konfession, des maßvollen Realismus, jeder in einer kleinen, stillen Stadt aufgewachsen, während ihr Rivale und Alleinmacher Gutzkow, dem sich nie das Auge für das Detail erschlossen, ein Berliner war, ist vielleicht

Digitized by Google

auch kein Zufall. Freilich mag unserem Karlsruher Kind die Atmosphäre der Fächerstadt, ihrer Militär- und Beamtenkreise nicht in allem zum guten geworden sein; eine gewisse Enge des politischen, vielleicht auch des allgemein menschlichen Gesichtskreises ist ihm haften geblieben, aber das Gute überwiegt. Und was seine Eltern betrifft, so hat er an sich wohl ein Wahrwort gesprochen, als er mir an jenem Frühlingstag in seiner Geisblattlaube lächelnd sagte: „Bei ihrer Wahl bin ich recht schlau gewesen.“ Der Vater ein kreuzbraver, pflichtgetreuer, aber auch schrulliger und pedantischer Mann, die Mutter eine liebenswürdige Natur, von reichem Herzen und beweglicher Einbildungskraft, selbst eine anmutige Märchendichterin, wie ein kürzlich erschienenes Büchlein beweist, das gab in der Ehe einen guten Klang und man sollte denken, daß es auch eine gute Mischung der Seelenkräfte in dem Sohne hätte geben können. Aber dem war nicht so und damit begann das Unheil dieses Lebens und hörte nimmer auf. Die Brauheit und der Starrsinn waren in ihm, das tiefe Gemüt und die erregte Phantasie, aber Gutes und Schlimmes ins Extreme gesteigert, hart an einander gerückt und unvermittelt. Am besten ging's noch in seiner Schülerzeit. „Waren Sie als Gymnasiast fleißig?“ pflegte Berthold Auerbach mit jedem jungen Dichter das Verhör zu beginnen; eine kuriose Frage, die doch guten Sinn hat. Scheffel war fleißig; vor mir liegen, während ich dies schreibe, einige Hefte aus seiner Schulzeit; hätte man mich ohne Nennung des Namens gefragt, was wohl später aus dem Jungen geworden, ich hätte auf einen Registrator geraten, so zierlich, so überaus sauber und so erschrecklich geradlinig ist dies alles geschrieben. Aber zwischen den Blättern liegt ein Stück stärkeren Papiers, darauf ist flott ein Kater gezeichnet und eine Mohnblume schlingt sich darum. Wie hübsch und schwungvoll das gemacht ist und wie humoristisch ausgedacht! Der junge Scheffel zeichnete leidenschaftlich gern, träumte davon, ein Maler zu werden, und war dabei doch der Primus. Aber immer ungestümer regte sich der künstlerische Drang in seiner Seele, ein Erbteil der Mutter, („was an Poesie in mir ist, habe ich von ihr,“ soll er einmal gesagt haben) und als ihn der Vater zur Juristerei zwang, da blickte er schwerlich mehr so wohlgesittet und heiter in die Welt, wie auf unserem Porträt aus seinem Primanerjahr. Gehorchen mußte er doch, nur daß er in München lieber Ateliers und Kollegien über Kunstgeschichte besuchte, als die juristischen, in Heidelberg lieber zeichnete und germanistische Studien trieb und sich erst in Berlin ernsthaft auf das Brotstudium warf, mit dem Fleiß grimmiger Verzweiflung; „wenn es nicht in Gottes Namen geht, so ochse ich doch in Dreiteufelsnamen,“ schreibt er in jenem Jahr (1846) an einen Freund. Alles Jus, nicht bloß das Römische, ist ihm „wie ein Abdruck“ auf dem Herzen gelegen; nicht allein seiner künstlerischen Neigungen wegen, sondern weil ihn sein starrer Sinn das aufgezwungene Studium doppelt hassen, die verhaßte Kunst doppelt lieben hieß. Darin war er seines Vaters Sohn, freilich bewies er das Gleiche durch sein Pflichtgefühl: er brachte ein ausständiges Examen fertig und erwies sich im praktischen Justizdienst brauchbar. Nur daß er einen teuren Preis dafür bezahlte, die Freudigkeit des Gemüts. Zu einer harmonischen Natur hatte er ja von je geringe Anlagen, nun stießen und zerstießen sich die Kräfte in ihm — ach, wie leer und zwecklos er sein Leben empfand! Da kam der Sturm von 1848 und gab der verschmachtenden Seele ein Ideal, an das sie glauben, dem Geist ein Ziel, für das er streiten konnte: ein großes freies Vaterland. Der Majorssohn und Corpsstudent wurde nicht zum Republikaner, wohl aber „der Schwabe zum Deutschen“; wie eine Offenbarung überkam ihn das nationale Gefühl, daß er sich kaum zu fassen wußte; rührend war sein Jubel, da er ein Weniges mitthun und in Sachen Schleswig-Holstein den Reichs-Commissarius Welcker nach Lauenburg begleiten durfte; auch zum Zeitungsschreiber ist er im „wilden Jahr“ geworden, und wie heilig ihm die Sache war, beweist der Umstand, daß er noch Jahrzehnte später häufig, und nie ohne starke Betonung, sagte: „Ich habe den Eid auf die Reichsverfassung von 1849 geschworen und halt' ihn.“ Aber diese Verfassung ward bald zum Spott der politischen bösen Buben und wie kein Wort den Jubel Scheffels im Vorjahre schildert, so keines die Entrüstung des redlichsten Mannes über das Treiben der Reaktion. „Damals hat meine Seele einen Rost angesetzt, den sie nie mehr ganz losbringen kann“, hat er noch 1872 einem Freunde gesagt; auch das Persönliche trug dazu bei; nun faß er wieder in einer Amtsstube, diesmal zu Säckingen, nur eben um einen großen Schmerz reicher. Das bißchen Zeichnen, das er in seinen Mußestunden trieb, nährte seine Selbstqual; „ich muß ja immer dabei denken,“ klagte er einem Freunde, „daß ich ein Künstler hätte werden können, ein glücklicher Mensch!“ Zwei Jahre trug er das schleichende Elend, dann gab er sein Amt auf, trat vor den Vater und äußerte den unerschütterlichen Entschluß, nach Italien gehen und dort Maler werden zu wollen. Heftig prallten die beiden zusammen; die zärtliche Mutter half endlich dem Sohne zu seinem „Glück“, wie er selbst meinte und sie mit der zitternden Sorge eines Mutterherzens er-

Scheffels Porträt aus dem Jahre 1852.
Nach einer Handzeichnung von Eduard v. Engerth.
Autogramm aus demselben Jahr.

Digitized by Google

sehnte, zu seinem Unglück, wie der Vater sagte. Aber dies furchtbare Urteil fällten auch die Kunstgenossen, zu denen er im Frühling 1852 zu Albano stieß. Der beste Mann des Kreises, Eduard von Engerth in Wien, hat es mir durch seine Erzählung und die Mitteilung Scheffelscher Briefe vor einigen Monaten ermöglicht, eine Darstellung dieses merkwürdigsten Abschnitts in unseres Dichters Leben zu geben; hier dränge ich nur das Wichtigste zusammen. Die Albaner Künstler fühlten sich, je teurer ihnen der neue Genosse wurde, von um so schwererer Sorge um ihn bedrückt, weil ihm die Malerei so fürchterlicher Ernst war und sie am Mißerfolg kaum zweifeln konnten. Sechsundzwanzig Jahre alt, war er eben erst dazu gekommen, nach der Natur zu zeichnen, an Pinsel und Palette durfte er noch lange nicht denken. Das war selbst bei höchster Begabung spät, und die war hier nicht vorhanden, nur eben ein unleugbares Talent; ungewöhnlich war an diesem alten Schüler nicht die künstlerische Kraft, sondern nur der Fleiß. Gleichwohl schwiegen sie, wozu sollten sie ihm auch trotz seiner großen Bildung raten? Die praktische Unfruchtbarkeit widerte ihn an, zu einer Gelehrten-Laufbahn fehlte ihm die Neigung. „Da beutete er uns", erzählte mir Engerth, „selbst an, welcher Weg wohl der richtigste für ihn wäre; durch seine Erzählungsweise. Scheffel konnte mündlich erzählen, wie ich's kaum wieder von jemand gehört habe; die einfachste, nüchternste Begebenheit wurde in seinem Munde spannend und reizvoll. Und an einem Abend, da er just sein Bestes dieser Art geleistet, war's, daß meine Frau unwillkürlich ausrief: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie das Zeug nicht auf?" Wir anderen stimmten lebhaft bei, ihn aber schienen diese Worte zu verstimmen, er schwieg und erwiderte dann mit gezwungenem Lachen, er sei nur ein Maler und wolle nichts anderes sein." Von da ab wurde er schweigsam; forderten ihn die Freunde auf, etwas Hübsches zu erzählen, so lehnte er ab: ihm falle nichts mehr ein, sie hätten ihn nach dieser Richtung überschätzt u. s. w. „Den wahren Grund", berichtet Engerth, „verriet er mir, als er mir eines Tages voll Bitterkeit sagte: „Ich merke wohl, Euch allen gefallen meine Geschichten mehr, als meine Zeichnungen. Und das thut mir sehr, sehr weh. Denn was soll anderes aus mir werden, als ein Maler?" — „Ein Dichter", erwiderte ich, und weil ich fühlte, daß diese Stunde vielleicht von Bedeutung sein könne für das Schicksal eines hochbegabten und meinem Herzen teueren Mannes, so hielt ich mich in meinem Gewissen für verpflichtet, ihm die ganze Wahrheit über seine Malerei zu sagen. Er hörte mich blaß und stumm an, dann nickte er mir schweigend einen Gruß und verließ mich." Ähnlich hielt er es, als einige Monate später, in Rom, das Thema unter den Freunden wieder aufklang, wie er denn überhaupt immer düsterer und wortkarger wurde. Im Januar war er plötzlich verschwunden, er sandte nur eine kurze Zeile, ihn dürste nach der Einsamkeit. Er ging nach Capri und schrieb den „Trompeter".

Scheffels Porträt aus dem Jahre 1867.
Nach einer Handzeichnung Anton von Werners.
Autogramm aus demselben Jahr.

Dies ist die Geschichte des Gedichts und seines Verfassers. Daß einem siebenundzwanzigjährigen Manne, der bis dahin nur einige Lieder geschrieben und sich nichts von seinem Dichterberuf hat träumen lassen, ein solches Erstlingswerk gelungen, berührt kaum weniger wundersam, wie der Erfolg. Welchen Wert der „Trompeter" als biographisches Dokument hat, soll hier nicht erst ausgeführt werden; dem feinfühligen Leser werden sich nun die Beziehungen in Fülle von selbst aufdrängen. Vielleicht sind es ihrer mehr, als wir bisher wissen: noch ist uns nichts Authentisches über Scheffels Jugendliebe bekannt geworden. Aber Millionen haben sich des „Trompeters" gefreut, ohne dieses intimeren persönlichen Reizes zu bedürfen, Millionen werden es auch in Zukunft fröhlich zu staude bringen; nicht deshalb findet sich hier diese Vorgeschichte erzählt, sondern weil sie allein die Eigenart des Gedichts und die zwingenden Gründe seines Erfolgs ganz erklären kann. Der „Trompeter" hat eine neue Tonart in unsere Dichtung gebracht. Scheffels Originalität und sein Verdienst um unsere Litteratur besteht darin, die hinsiechende Romantik zu neuem Leben erweckt, ihr gesundes Blut und fröhliche Kraft eingeflößt zu haben. Auch der „Trompeter" ist ein „freies Waldlied der Romantik", aber an die Stelle der bitteren Ironie tritt hier der frische Humor, statt wüster Fratzen werden uns liebenswerte, erquickliche Menschen vorgeführt und der Hintergrund ist keine Feen- oder Herenwelt, sondern ein Stück deutscher Landschaft und deutscher Geschichte. Vielleicht läßt sich all dies dahin zusammenfassen, daß Scheffel der Begründer der realistischen Romantik oder, noch schärfer, des romantischen Realismus ist. Die Handlung liegt in ent-

Digitized by Google

legener Zeit, aber sie wird uns durch eine Fülle historisch echten Details und genrehafte Ausmalung jedes Einzelnzuges nahegebracht. Der persönliche Standpunkt des Dichters ferner ist weder ein objektiv historischer, noch ein subjektiv launischer, sondern im ganzen der moderne, der Standpunkt unserer Zeit, wie der Dichter ja auch bei aller Anpassung an die alte Tonart mit allen Mitteln der modernen Technik arbeitet. Wer die Litteratur-Strömung der Fünfziger Jahre kennt, dem muß nicht erst gesagt werden, daß vielleicht nur ein unzünftiges, dem Einfluß jener Strömung gänzlich entrücktes Talent diese Tonart finden, nur eine unverbrauchte, kühn zugreifende Kraft dieselbe so voll und scharf hervorschmettern konnte. Aber noch viel Wichtigeres an dem Gedicht erklärt sich aus der der Entstehungsweise: die neue Tonart selbst. Als Scheffel, dem Drängen der Freunde folgend, einem Stoffe nachzusinnen beginnt, da muß der gedrückte, durch die politischen Enttäuschungen der letzten Jahre doppelt unglücklich gewordene Mann unwillkürlich in die Vergangenheit zurückflüchten; der Maler in ihm ist das Nachbilden der Natur gewöhnt, der Jurist die scharfe Klarstellung der Verhältnisse; er kann nur einen Stoff wählen, den er genau kennt, eine Zeit, die ihm vertraut ist, eine Landschaft, in welcher er jahrelang verweilt; der Standpunkt dieses Dichters aber, der die Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen und für die innere Unruh und Unzufriedenheit dieser Zeit gewissermaßen typisch ist, kann nur ein moderner sein; endlich aber hat er auch persönlich genug gelitten, um ein echter Humorist zu sein. Zögernd setzte er sein Instrument an die Lippen, dann überraschte wohl sein eigen Ohr der volle warme Ton und ermutigte ihn, und als er zu Ende gekommen, empfand er es vielleicht selbst als merkwürdig, wie viele Last er sich vom Herzen weggeblasen, auch den Kummer um das Vaterland, dem er da einen von heißester Liebe für deutsches Volk und Wesen erfüllten Sang geboten.

Damit sind bereits eine Reihe jener Momente gestreift, welche dem „Trompeter“ seine Popularität zugewendet. Das liebenswürdige, poetisch wertvolle, wenn auch nicht makellose Gedicht — die unsichere Ökonomie der Teile, die stellenweise Rauheit der Sprache und des Verses, auch einzelne Geschmacklosigkeiten sollen nicht geleugnet werden — klang allmählich einer immer größeren Gemeinde willkommen ins Ohr, weil sie jedem einzelnen dieselbe Befreiung brachte wie dem Dichter: Ablehr von den traurigen Verhältnissen der Gegenwart, fröhliche und erhebende Bestärkung in der Liebe zum eigenen Volke. Natürlich gilt der gleiche Grund für „Ekkehard“. Das Werk geht ja auch aus derselben Tonart, nur daß es sie viel reifer und abgeklärter fortsetzt. Hier fehlen jene Züge, welche den „Trompeter“ teilweise als ein Übergangsgedicht von der abgethanen zur modernen Romantik erscheinen lassen, so z. B. die ganze Staffage der „Erdmannshöhle“. Der Roman ist Scheffels Meisterwerk und zugleich das Meisterwerk des romantischen Realismus; die Fabel interessant; die Figuren überaus lebensvoll und plastisch hingestellt; die Sprache kräftig und der Reize voll; die Komposition fast mustergiltig. Daß das prächtige Buch der Stammvater eines traurigen Geschlechts geworden, welches dem sogenannten Bildungsdrange der Masse zu liebe die Kunst schlachtet, darf uns die Freude daran nicht verderben; freilich mag auch dieser Drang seine Popularität gefördert haben. Aber stärker wirkte jenes politisch-patriotische Moment, wie es in beide Bücher durch die inneren Erlebnisse und die Gesinnungen des Autors übergegangen, aber weil sich, wie die einzelnen Menschen, so auch die Völker nicht bloß in Momenten des Schmerzes, sondern auch der größten Freude gern ihrer Vergangenheit erinnern, darum begann Scheffels rechte Popularität mit 1870; der Geist der deutschen Erneuerung hob die vor einem halben Menschenalter erschienenen Werke auf seine Schwingen und trug sie, so weit er selbst reichte. Auch darf ferner nicht vergessen werden, daß die Werke das erquickliche Ergebnis einer humoristischen Begabung sind; das war und ist für unsere Tage ein seltener Vogel. Aber trotz alledem wären die Bücher nicht volkstümlich geworden, wenn sie nicht schon das Talent dazu mit auf die Welt gebracht hätten. Dem Dichter Scheffel fehlt jene Höhe, welche die Vertrautlichkeit entfernt; er war allen verständlich, nicht weil er zur Menge herabstieg, sondern weil er stets mitten unter ihr gestanden, nicht was sein Können betrifft, wohl aber in seiner Anschauungs- und Empfindungsweise. Und endlich: hier hat einer gesungen und gesagt, der gar nichts weiter wollte, als sich mitteilen, nachdem ihn der rechte Drang hiezu erst während der Arbeit überkommen, der sich selbst geben wollte, und er war eine so durch und durch deutsche Natur! Die Mischung von derbem Humor, der gern ins Drastische geht, und von tiefem Gefühl, das sich zuweilen ins Sentimentale verweichlicht; die Hingabe an die Gelehrsamkeit und der Drang, sie neckend an dem Zöpflein zu ziehen, das ihr hinten hängt; die eigentümliche Veranlagung, die Poesie der dunstigen Kneipe und des tannendunstigen Waldes, die Freuden der Rauflust und der Minne mit gleicher Inbrunst zu empfinden; das helle Behagen an der lieben, bunten Welt, das sich seltsam mit dem Hang zu wehmütiger Grübelei verschwistert; endlich die Freude an der engen, kleinen, provinziellen Eigenart — wie deutsch ist dies alles! Nicht bloß seiner Vaterlandsliebe und seiner nationalen Stoffe wegen, sondern hauptsächlich im Hinblick auf diesen Grundzug seines Wesens ist Scheffel der deutscheste Dichter unserer Tage und dies soll nur insofern kein unbedingtes Lob bedeuten, als jedes Volk auch seine Schwächen hat.

Urdeutsch ist auch der feucht-fröhliche Humor des „Gaudeamus“. Die Sammlung, erst 1867 erschienen, fällt ihrer Entstehungszeit nach in jene wenigen fruchtreichen Jahre. Was den Dichter zögern ließ, war ein anscheinend kurioser Grund, „Gebt acht!“ sagte er seinen Freunden, „das bringt mich in den Ruf eines Lumpen und Säffels!“ — und doch, wie recht hatte er! Aber unrecht hatten die Leute, als sie aus dem Buch auf die Lebensführung des Dichters schlossen. Der Student Scheffel, welcher ein ernsthafter, fleißiger, weder übermäßig feuchter, noch unnatürlich trockener Geselle war, hat nur das Wenigste davon geschrieben; sein Wesen also spiegeln sie gewiß nicht wieder; die meisten Lieder „aus dem Engeren“ hat der Dichter 1856 für seine „Mittwochs-Gesellschaft“ zu Heidelberg gedichtet; „alte Herren“, wie er, Männer, welche die Studentenzeit hinter sich hatten, aber doch nicht soweit, um sich nicht in den akademischen Formen mit Trinkkommment und Rundgesang zu vergnügen; allzutoll ist es auch da nicht zugegangen. Es war ein Schuß ins Schwarze, den barocken, parodistischen Gelehrtenhumor losgbar zu machen und so die neue Tonart des

Digitized by Google

deutschen Studentenliedes zu begründen, aber nur einem reifen Manne, der zugleich ein Polyhistor von erstaunlicher Breite des Wissens war, konnte dies gelingen. Daß der Humor stellenweise allzusehr ins Drastische geht, muß unbedingt zugegeben werden; wer aber jemals die humoristischen Lieder kennen gelernt, welche unsere Väter gesungen, wird Scheffel für die seinen doppelt dankbar sein. Sie verdienen ihre Verbreitung, und welchen enormen Einfluß von Popularität es für diesen Dichter bedeutete, daß er der Sänger der Jugend wurde, weiß jedermann.

Nicht gleich bekannt sind seine übrigen Werke, aber sie sind auch an Wert geringer, wenngleich keineswegs an sich geringwertig. Obenan sei an „Frau Aventiure“ erinnert, kein durchaus einheitliches und von Manier freies, aber doch erfreuliches und bedeutendes Liederbuch, in welchem der Dichter die Tonart der Minnesänger mit Kunst und Anmut nachzubilden versucht. Wir Deutschen haben gottlob das Nötige dazu, um in Dingen der Lyrik anspruchsvoll sein zu dürfen; aber so reich sind wir nicht und können es nie werden, als daß nicht einzelne dieser Lieder Perlen unseres Schatzes bleiben sollten. Das gilt, wenn auch nicht ganz in gleichem Maße, von den „Bergpsalmen“ und auch „Waldeinsamkeit“ ist nicht bloß deshalb leseuswert, weil die Verse von Scheffel sind. Ein prächtiges Dinglein ist die „kleine Skizze mit scharfumrissenem historischem Hintergrunde“, wie Scheffel seinen „Hugideo“ selbst charakterisiert hat; in technischer Hinsicht ist es eine der wertwürdigsten Novellen unserer Litteratur, insbesondere durch die Kunst, mit welcher durch Verschweigung alles nicht ganz unbedingt Notwendigen die Phantasie des Lesers als Mitdichter herangezogen wird. Was seine andere kleine Novelle „Juniperus“ betrifft, so gestehe ich, daß ich zu ihr unter allen Scheffelschen Werken das geringste Verhältnis habe gewinnen können; lieber aber, als die meisten historischen Romane, die seit dem Erfolg des „Ekkehard“ über unser Haupt gekommen, ist sie mir noch.

Scheffel selbst hat uns keinen zweiten Roman, kein zweites Epos geschenkt. Daran wird auch die Erschließung des Nachlasses schwerlich etwas ändern. Man hat für dieses Verstummen eine Anzahl von Gründen angeführt, große und kleine, dumme und geschickte, auch ein wenig gewissenlose Verleumdung war dabei, denn das ist's, wenn man behauptet, daß des Dichters Kraft im Wein ertrunken; Scheffel war kein Süffling. Wenig klug dünkt es mich auch, wenn man seine guten Lebensverhältnisse, den großen Ertrag seiner Hauptwerke dafür verantwortlich macht; ein echter Poet gehört nicht zu jener Gattung von Singvögeln, denen man nicht viel Futter geben darf, wenn sie singen sollen. Der Wahrheit näher mag es kommen, wenn man das bittere Wch betont, das ihm der erste Mißerfolg seiner Werke, insbesondere das Geschick des „Ekkehard“ bereitet; die Wahrheit selbst ist auch dies nicht und vielleicht liegt sie auch nicht in den seelischen Schmerzen und Verstimmungen überhaupt, an denen sein Leben so überreich war. Ein redlicher, lauterer Mann mit dem weichsten, liebedürftigsten Herzen, hat er doch so wenig vermocht, andere zu beglücken und sich beglückt zu fühlen — und jede Selbstqual hielt er so beharrlich fest, wie andere eine Freude. Nur so ist's auch erklärlich, daß der Dichter des „Ekkehard“ beklagte, denn doch nicht lieber ein Maler geworden zu sein .... Aber, sagt' ich schon, vielleicht auch nicht daran liegt es, daß er von seinem dreißigsten Jahr ab nichts Großes mehr schrieb. Der Drang zur künstlerischen Gestaltung ist eines der unerforschlichsten Geheimnisse der Menschenseele; über jedem Künstler waltet da ein eigenes Gesetz, das nur für ihn gilt, und ein Dichter, der mit siebenundzwanzig Jahren ein solches Erstlingswerk geschrieben und gleich darauf einen Roman, wie Ekkehard, hat sicherlich einem ausnehmend aparten Gesetz gehorchen müssen. Aber wie dem auch sei, freuen wir uns an dem, was wir von ihm besitzen. Er trug der Schmerzen viel, uns hat er heiteres und edles Genießen beschert und sein Schaffen wird in hohen Ehren bleiben, bei uns und denen, die nach uns kommen werden.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

J. G. Fischer.

Am 25. Oktober d. J. vollendete der schwäbische Dichter sein 70. Lebensjahr; er verdient es als Mensch und Poet, daß seiner bei diesem Anlaß mit Liebe gedacht werde. Im Herzen des württembergischen Schwabenlandes, am Fuß der Alb (in nächster Nähe des Hohenstaufen) als Bauernsohn geboren, wurde Fischer bekanntlich zuerst Volksschullehrer, arbeitete sich dann jedoch zu einer umfassenden Kenntnis der deutschen Poesie und der Naturwissenschaften und zu einer lehrhelfen an der Oberrealschule in Stuttgart empor, eine Stellung, aus der er erst vor kurzem in den verdienten Ruhestand getreten ist. Als Dichter machte er sich schon in den Vierziger Jahren bekannt; insbesondere schlugen seine Gedichte im Jahre 1848 gewaltig ein, ebenso sehr durch ihren Inhalt, als durch das Feuer, womit er sie bei öffentlichen Gelegenheiten mit weithintonender Stimme frei vorzutragen verstand. Die Leichtigkeit und Kraft der Rede, die ihm überhaupt eigen war, verbunden mit seiner großen Liebe zum Volke, machten ihn zu einem geschätzten Volksredner. Namentlich waren es die weihevollen, alljährlich vom „Stuttgarter Liederkranz“ veranstalteten Schillerfeste, aus welchem sein Redner- und Dichtername emporwuchs. Wenn wir nicht irren, waren es mehr als fünfundzwanzig „Schillerreden“, mit denen er bei diesen Gelegenheiten vor das Publikum trat, und giebt es im Schwabenland, namentlich in Stuttgart, kaum eine bedeutsame Feier, bei der nicht J. G. Fischer, sei es als Redner oder als Dichter, unter den Mitwirkenden und Mitwirkenden wäre. Doch wird man bei Fischer niemals den gewohnheitsmäßigen Ton des Gelegenheitsgedichts finden. Seine Sprache ist durchaus eigenartig und er ist stets bestrebt, den Gedanken auf seine Weise auszudrücken. Dabei versteht er sich besonders gut auf die Schönheit des Klangs und man erkennt ihn daran auch als warmen Freund und Kenner der Musik, wie denn auch wieder eine nicht unbedeutende Anzahl seiner Gedichte verschiedenen Musikern willkommene Gelegenheit zur Komposition gegeben hat.

Was man aber als die echteste Grundlage seines Schaffens erkennen muß, das ist der innige Bund, den er mit der Natur geschlossen hat. Bei ihr sucht er sich immer wieder seine dichterische Stimmung, und man fühlt es vielen seiner Lieder deutlich an, daß sie im Freien, unter

Digitized by Google

dem blauen Himmel oder im Waldesdickicht entstanden sind. Wie er von der Lyrik ausgegangen, so ist er auch immer wieder zu ihr zurückgekehrt. Die erste größere Sammlung seiner Gedichte erschien 1854 im Cottaschen Verlag, die zweite vermehrte Auflage derselben folgte 1858. Von da ließ der Dichter von Zeit zu Zeit einen neuen bunten Vogel unter mancherlei Namen fliegen: 1865 „Neue Gedichte", 1869 „Den deutschen Frauen", 1872 „Aus frischer Luft", 1876 „Neue Lieder", 1877 „Merlin ein Liedercyklus", bis er 1883 als dritte Auflage der „Gedichte" eine Auswahl aus diesen Sammlungen zusammenstellte. In den ersten Sechziger Jahren nahm Fischer einen starken dramatischen Anlauf. Es erschien das Drama „Saul" und die historische Tragödie „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen", welche beide auf der Stuttgarter Hofbühne zur Aufführung kamen. Das letztere Drama namentlich hatte Erfolg und würde heute noch einer Wiederaufnahme auf den deutschen Bühnen wert sein. Später versuchte sich der Dichter noch mit einem Volkshelden, „Florian Geyer", und die schwierigste dramatische Aufgabe stellte er sich im Jahre 1868 mit seinem „Kaiser Maximilian von Mexiko", indem er den noch ganz frischen Eindruck vom tragischen Ende dieses Habsburgers sogleich dramatisch zu verwenden und festzuhalten suchte. Auch auf das epische Gebiet begab sich Fischer einmal, erst vor wenigen Jahren, indem er ein Idyll in neun Gesängen, „Der glückliche Knecht", schrieb. Seine stets lebendige Liebe zur Natur und zum Landleben trat da wieder in den Vordergrund; die tiefe lyrische Empfindung verläßt ihn auch dann nicht, wenn er als Epiker auftritt.

Es ist merkwürdig, welche jugendliche Frische der Natur- und Liebesempfindungen sich dieser Mann bis zu seinem siebzigsten Lebensjahre erhalten hat. Den besten Beleg hiefür bietet das Gedicht, welches das vorliegende Heft enthält. Möge ihm diese Frische „bis an sein Ende" erhalten bleiben und dieses Ende noch recht, recht ferne sein!

Stuttgart. **Ferdinand Scholl.**

Satiren und Epigramme. Von Paul Schönfeld. (Kaiserslautern 1886. A. Gotthold.)

Oftmals ist über die Bedeutung der satirischen Poesie gestritten worden. Der Wert derselben als einer Spielart der lyrischen Dichtung kann jedoch nicht dadurch gemindert werden, daß sie auch für die Kulturgeschichte der verschiedenen Nationen, welche in unseren Tagen eine so wichtige Rolle spielt, wesentlich in Betracht kommt. Wenn Paul Heyse in der Einleitung, die er seiner vortrefflichen Übersetzung der Gedichte Giuseppe Giustis voranschickt, aussührt, daß es eine leichte und dankbare Aufgabe sein würde, die Kulturgeschichte Italiens rein am Faden der Satirendichtung zu schreiben, so gilt dies zwar für Deutschland nicht in demselben Maße, der Kulturhistoriker kann aber in den Xenien Goethes und Schillers, in den satirischen Dichtungen Heines und Platens, in den scharf zugespitzten Epigrammen Grillparzers manche Anregung, manche bedeutsamen Gesichtspunkte finden.

Daß unsere Zeit mit ihrer Jagd nach dem Glücke, mit dem auf allen Gebieten sich laut machenden Streben tume, mit ihrer Geringschätzung der idealen Güter den Satiriker gewissermaßen herausfordert — wer möchte es leugnen! So erregen denn auch die unlängst veröffentlichten „Satiren und Epigramme" Paul Schönfelds Interesse, weil der Verfasser im allgemeinen verstanden hat, die Mängel und Schwächen der Zeit klar zu erkennen, sowie mit ätzendem Spotte zu rügen, wenn er nicht vorzieht, über den Modethorheiten lustig die Geißel zu schwingen. Köstlich ist die Ironie der Terzinen, in denen Schönfeld „Die höhere Tochter" besingt, die bei allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst gleichmäßig gut unterrichtet ist. Weit wichtigere Accente findet er aber, wenn er „aus dem Tagebuch eines Strebers" berichtet. Freilich ist dieser Typus charakterloser Gesinnungslosigkeit, dessen wichtigster Grundsatz lautet: „Ote-toi de là, que je m'y mette!" so verbreitet, daß ihm gar nicht scharf genug zu Leibe gegangen werden kann. Wenn der deutsche Satiriker seinen „Streber" schließlich von der Nemesis ereilt werden läßt, so macht dies dem Gerechtigkeitsgefühl des Verfassers alle Ehre; Giuseppe Giustis Satire „Girgillino", welche denselben Gegenstand behandelt und allem Anscheine nach von Schönfeld vielfach als Muster betrachtet wurde, erweist sich jedoch wirksamer, da der Titelheld bis zuletzt hoffen darf, sein Ziel zu erreichen. Der italienische Satiriker kennt jedenfalls den Lauf der Welt besser, während der deutsche sich auch hier als Idealist erweist.

Die „römische Skizze" richtet sich gegen gewisse junge Maler, die aus Berlin nach der Tiberstadt kommen, um daselbst jedem, der es hören will, allen Ernstes zu verschern, daß sie mit ihrer modernen Thorheit dem Raffael und Michelangelo doch eigentlich „über" seien. Besonders verhaßt sind diesen Künstlern — man könnte sie mit größerem Rechte Kunstphilister nennen — die Ideen, da es nach ihrer Ansicht nur auf den Effekt ankommt. Von jedem Kunstenthusiasmus frei, sehnt sich der junge Maler aus Berlin, „der minder weit man ihn bezahlte, Als ans Verzweiflung Bilder malte," nach einer reichen Erbschaft oder Heirat, um sich nicht länger quälen zu müssen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Schönfeld übrigens in dieser Dichtung von dem Vorrechte des Satirikers, die Farben stark aufzutragen, ausgiebig Gebrauch macht.

Als eine Verirrung Schönfelds muß die Satire „Deutsche Zukunftslyrik" bezeichnet werden. Wenn diese Lyriker ihre Spitze an erster Stelle gegen die Nachahmer Heinrich Heines richtet, so spiegelt sie doch zugleich, wenn auch in mehr verhüllter Form, eine Geringschätzung des größten deutschen Lyrikers nach Goethe wieder. Schönfeld, der bei aller Selbständigkeit sich in seinen Poesien als ein sehr gediegener Kenner der Weltlitteratur erweist, ist sicherlich nicht im unklaren darüber, welche Stellung Heine gerade in der letzten einnimmt und auch in Zukunft behaupten wird. Was aber die Nachahmer betrifft, so erscheinen wohl diejenigen am wenigsten sympathisch, welche den Dichter am eifrigsten schwähen, weil sie ihm thatsächlich am meisten verdanken und nun die Spuren, die sie ihrer Quelle hinführen, in wenig geschickter Weise beseitigen möchten.

„Der Pessimismus bei den Fröschen" ist ein erheiterndes Spottgedicht, das selbst bei nicht allzu mürrischen Anhängern Schopenhauers und Hartmanns Anklang finden darf, zumal da der Verfasser in seinem etwas weit ausgesponnenen „dramatischen Intermezzo" die Ansichten des Philosophen von Frankfurt über deutsche Professoren gelten läßt. Rühmen wir zum Schlusse noch die Formgewandtheit Paul Schönfelds, so ergiebt sich, daß dessen jüngstes Werk als eine Bereicherung der satirischen Litteratur bezeichnet werden darf.

Berlin. **Siegfried Samosch.**

Blätter, Blüten, Früchte. Gedichte von Gottlieb Putz. Meran 1886. Verlag von S. Pötzelbergers Buchhandlung.

Auffallend viele Dichter sind aus der halben Million Deutschtiroler hervorgegangen. Schon der Minnesang hatte eine Blütestätte am Eisack und an der Etsch, das Heldenbuch wurde vielfach dort lokalisiert, Sterzing und Hall waren reich an Passions- und Fastnachtspielen. Der bilderfrohe, gehobene Sinn des Bergvolkes rang und ringt noch heute auf allen poetischen Gebieten nach Ausdruck, sowie er sich auch in zahlreichen Malern und Bildhauern — Defregger und Natter voran — dokumentiert. Die vorliegende Sammlung mit ihren vierhundert Seiten ist abermals ein Zeugnis, daß die Enkel Hofers gerne in Versen ans Licht stellen, was andere Menschenkinder in Prosa einem Tagebuche anvertrauen würden.

Gottlieb Putz wirkt seit Jahrzehnten als praktischer Arzt in Meran. Er hat seinen Gedichten eine so bescheidene Selbstkritik vorangestellt, — „Meister können schöner singen, laßt sie Dilettanten sein" — daß es hartherzig wäre, auf etwas anderem zu verweilen als auf dem liebenswürdigen Charakter, den sie auf jeder Seite spiegeln. Ein prächtiger Mensch, stolz auf sein Vaterland, zart gegen die Frauen, mild gegen die Armen! Das verzuckerte Elend des Erdenwallens spiegelt sich in seinen Augen als süße Idylle, und wenn einmal ein Punkt kommt, wo die Bitterkeit gar nicht mehr zu übersehen ist, so hilft ihm ein tief-

Digitized by Google

empfundenes Gottvertrauen darüber hinweg. Ein Ringen mit den Dämonen des Fleisches, des Ehrgeizes, des Wissens ist ihm nicht bekannt; er hält ihnen einfach das Kreuz entgegen, und sie fliehen. Prometheus ist ihm nicht ein tragischer Reformator, der für sein Streben, das Göttliche seinen Mitmenschen zu vermitteln, vom Gott des Schicksals gemartert wird, sondern ein Verbrecher, der für seinen Hochmut verdiente Strafe leidet (S. 202)! Offenbar lebt er in Glück und Frieden zwischen den Rebengeländen der Heimat, im Kreise der Familie und Freunde, umgeben von historischen und winmigkeiten Erinnerungen, getragen von — wie der Reid sagen wird — philiströser Zufriedenheit; und sein Glück strahlt auf den Leser über, wenn er so recht mit kindlicher Unmittelbarkeit eine verfallene Kapelle im Föhrenwald schildert oder die Taubenweisheit frommer Selbstbeschränkung predigt. Anklänge an Volkslieder, an Walther von der Vogelweide, an Bürger, Arndt u. a. begegnen uns in diesem anspruchslosen Rahmen wie alte Bekannte. Geistesverwandschaft mit Schenkendorf und manchmal mit Eichendorf ist der Hauptcindruck, eine behagliche Nachbildung des mittelhochdeutschen Epos von Lauring Rosengarten das Hauptgedicht. Wasser, aber von einer frischen, reinen, gesunden Bergquelle.

Prag. **A. Brandl.**

Deutsche Versslehre von Dr. Oskar Schmeckebier. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1886.

Der Verfasser, den Germanisten durch eine Dissertation aus dem Jahre 1877 über die Verskunst Ulrichs bekannt, will mit der vorliegenden Schrift den Versuch wagen, „eine Darstellung der deutschen Versskunst auf Grund der Lachmannschen Forschungen zu geben, den deutschen Vers auf eigene Füße zu stellen." Hier ist zunächst deutlich der Gegensatz zu der andern, der antikisierenden Dichtung auf dem Gebiete der Metrik ausgesprochen, dann aber auch der doppelte Zweck der Schrift, der theoretisch-historische und der praktisch-ästhetische. Gerade in einer Versslehre kann es nicht fehlen, daß neben der Darstellung und Erläuterung der in der Litteratur gegebenen Thatsachen auch über Richtiges und Unrichtiges, Erlaubtes und Unerlaubtes, Schönes und Unschönes gesprochen und geurteilt wird, zumal wenn wie hier die gegenwärtige Versskunst den Hauptgegenstand bildet. Über den altdeutschen Versgebrauch spricht der Verfasser zwar auch; er bedarf der alten Zeit zur Begründung und zur Erläuterung; auch schildert er dichterische Einzelheiten für sich abgesondert. Im ganzen aber beschäftigt ihn die Poesie der Neuzeit. Ihr entnimmt er auch seine Beispiele. Von neuern Dichtern citiert er namentlich häufig Platen und Geibel.

Der Verfasser beginnt mit einer vergleichenden Charakteristik des griechischen und des altdeutschen Verses, beschreibt dann nacheinander die Betonung und den Versbau, den Reim in seinen verschiedenen Gattungen, die Versgruppen und schließlich die alten und neuen, die heimischen und die fremden Strophenformen. Eine Beurteilung der historischen Seite des Buches würde viel Günstiges über die Leistung des Verfassers zu sagen haben, doch dürfte eine tiefer eindringende Kritik auch nicht verschweigen, daß Schmeckebier sich vielfach auch geirrt hat und in der Geschichte der deutschen Metrik doch nicht so ganz sattelfest ist. Eine solche Beurteilung bleibt billig den germanistischen Fachblättern überlassen. Hier in diesen der „Deutschen Dichtung" geweihten Blättern möchte ich einige die heutige dichterische Praxis berührende Punkte hervorheben.

Im Vorworte heißt es: „An einer von diesem (d. h. dem germanistischen) Gesichtspunkt gegebenen Versslehre schien es nötig, die griechischen Ausdrücke, die in ihrer eigentumlichen Bedeutung zu so vielen Verwirrungen Anlaß gegeben haben, durch deutsche zu ersetzen. Da indes die deutsche Sprache für viele einschlägige Begriffe bisher keine eigenen Ausdrücke geschaffen hat, so lag es dem Verfasser ob, solche zu bilden. Dieses Verfahren, sollte es auch nicht überall gelungen sein, dürfte an und für sich keinem Widerspruch begegnen." Wenn letzteres sich nur auf die Neubildung von Ausdrücken bezieht, mag dem Verfasser prinzipiell im allgemeinen Recht gegeben werden. Aber die Verdeutschung fremder Ausdrücke — und es handelt sich keineswegs nur um die griechischen — hat ihre schweren Bedenken. Ja, Hebung und Senkung für Arsis und Thesis haben sich eingebürgert, aber was sollen wir mit dem „Klinggedicht" Optischen Angedenkens für Sonett, mit dem „Kettengedicht" für Terzine? Wird wohl ein Dichter der Gegenwart ein Sonett mit „Klinggedicht" überschreiben? Und so hat Schmeckebier noch eine ganze Reihe unpraktischer und nicht nachahmungswürdiger Verdeutschungen vorgenommen, die wir erst wieder in die fremde Sprache zurückübersetzen müssen, wenn wir sie verstehen wollen.

Ferner ist der Grundsatz richtig: „Die deutsche Sprache verlangt Übereinstimmung des (künstlerischen) Verstons mit dem (natürlichen) Wortton" (es wäre besser gesagt: Versbetonung und Wortbetonung), aber es ist unrichtig, wenn Schmeckebier in der Anmerkung behauptet, daß ein Vers, der eine von der Betonung der schlichten Rede (d. i. Prosa) abweichende Betonung einer Silbe verlange, in jedem Falle fehlerhaft sei. Es müßte vielmehr als Ausnahme von jener Hauptregel festgestellt werden, daß die Versbetonung zu Gunsten des Verses, insbesondere zu Gunsten und in Folge des Rhythmus mehrfach auch von der Wortbetonung abweiche und abweichen müsse.

Der Verfasser kommt auch (S. 37) auf das Enjambement zu sprechen, ohne diesen Ausdruck zu gebrauchen. Statt dieses vortrefflichen Mittel, die Einförmigkeit der Verse zu mildern oder aufzuheben, mit einem Lobe zu bedenken, nennt er es einen „Verstoß" und führt Stellen aus Goethes „Tasso" und aus Geibels „Mädchen vom Dom" zum Beweise an, welche aber die dichterische Absicht des Kunstmittels so deutlich hervortreten lassen, daß man nicht begreift, wie der Verfasser das verkennen konnte. Ich gebe zu, daß das Enjambement im Übermaß angewandt — im Alexandriner des 17. Jahrhunderts wurde es prinzipiell auf die Spitze getrieben — der dichterischen Schönheit Eintrag thut, aber es theoretisch zu verwerfen, zeigt nicht von ästhetischer Empfindung.

Am wenigsten aber kann ich mich mit einer Regel einverstanden erklären, die der Verfasser den heutigen Dichtern vorschreibt. Mit Recht tritt er für möglichste Reinheit des Reimes ein; mit Recht findet er auch die Unreinheit und zwar die quantitative Unreinheit der Reime zum Teil in der mundartlichen Aussprache begründet. Aber falsch und undurchführbar ist die Mahnung, daß Wörter, die eine verschiedene Aussprache innerhalb des deutschen Gebiets erfahren, im Reime zu „vermeiden" seien. Wie viele Wörter müßten da gestrichen werden! Und welcher Dichter weiß es immer, welche Wörter anders als nach seiner eigenen Gewöhnung gesprochen werden? Nicht jeder Dichter reist viel umher, und nicht jeder, der reist, hat auch ein Ohr für provinzielle Aussprache. Hier berühren wir ein sehr wichtiges Thema, über das sich mehr sagen ließe, als in einer einfachen Anzeige gesheben kann.

Rostock. **Reinhold Bechstein.**

Unsere Illustrationen.

Die beiden größeren Illustrationen dieses Heftes rühren von Scheffels Hand her; sie zeigen den Dichter auf jenem Gebiete künstlerischen Schaffens, dem er sich zuerst zugewendet, und wir sind überzeugt, daß diese Reliquien dem Besitzer schon aus diesem Gesichtspunkte interessant und beachtenswert erscheinen werden. Die humoristische Zeichnung fertigte Scheffel für den Sohn seines Freundes, des Schriftstellers Otto Müller an; die andere war ein Gedenkblatt Scheffels für seinen treuen künstlerischen Berater, den Maler Eduard von Engerth aus Wien. Den Besitzern beider Blätter, welche uns dieselben zum Zwecke der Reproduktion freundlichst zur Verfügung gestellt, sei hiemit auch an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen.

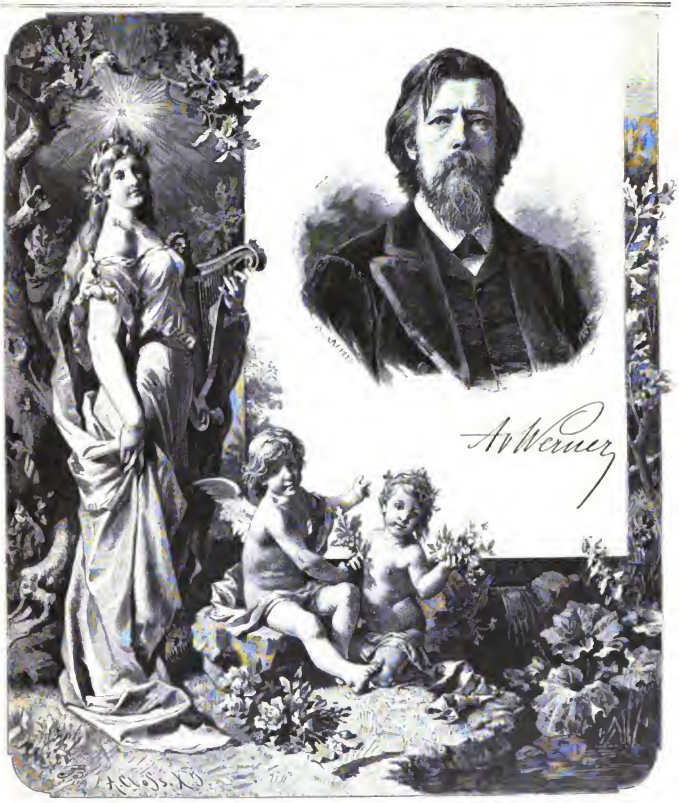
Über die Portrats geben die Unterschriften das Nähere an; hier sei nur bemerkt, daß der Zeichner des Jugendportrats nicht zu erkunden war, und daß das Porträt auf der Titelseite das letzte ist, welches Anton von Werner von seinem Freunde gezeichnet. Die Namensunterschriften sind sämtlich gleichzeitigen Briefen entnommen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Gonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 4. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. November 1886.



Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Ein Doppelgänger.

Novelle von Theodor Storm.

(Fortſetzung.)

Hei, ſo ſäg' ich die Beine ab," ſagte John, und ſchlag' ein paar Gängeln darunter; dann haſt Du Deine Wiege!"

Aber dem jungen Weibe war ja die Wiege nur ein Spielwerk für ihren Unmut geweſen; ein häßlich Lachen fuhr aus dem hübſchen Munde: „Soll ich das Ungeheuer denn allein regieren?"

Er riß den Kopf empor: „Willſt Du mich höhnen, Weib?"

„Warum nicht!" rief ſie und verzog den Mund, daß ihre weißen Zähne ihm in die Augen blitzten.

„So helf Dir Gott!" ſchrie John und hob die Fauſt.

Sie ſah es und ſah erſt jetzt den Jähzorn in ſeinen Augen flimmern. Ein jähes Entſetzen fiel ſie an; ſie flog in eine Ecke des Zimmers und ſtürzte dort zuſammen. „Schlag nicht, John!" ſchrie ſie. „Um Deinetwillen, ſchlag mich nicht!"

Aber ſeine ſtets ſo raſche Hand war in der Leidenſchaft zu raſch geweſen. Die Hände an den Schläfen in das dunkle Haar gedrückt, mit ſcheuen Augen ſah das Weib ihn an; ſeine Hand hatte ihr die Stirn nur leicht geſtreift, ſie ſelber ſprach kein Wort; aber dennoch hörte er es in ſeinen Ohren gellen: „Weh dir, du haſt dein Glück zerſchlagen!"

Er fiel zu ihr nieder; er ſprach, er wußte ſelbſt nicht, was; er bat ſie, er riß ihr die Hände vom Geſicht und küßte ſie. Aber ſein Weib antwortete ihm nicht; wie mit der Liſt des Wahnſinnes blickte ſie heimlich nach der offenen Stubenthür, und plötzlich war ſie unter ſeinen Armen fort; er hörte, wie ſie hinter ſich die Hofthür zuſchlug.

Und als er dann ſich wandte, ſah er ſein Kind aufrecht in dem Bettchen ſitzen; es hatte mit beiden kleinen Fäuſten ſich das Betttuch in den Mund geſtopft und ſah mit großen Augen auf ihn hin; doch als er unwillkürlich näher kam, ſchlug es Kopf und Ärmchen rückwärts, und die Kinderſtimme gellte durch das kleine Haus, als ob ſie untragbar Unglück auszuſchreien habe. Er erſchrak; aber er hatte keine Zeit; was kümmerte ihn jetzt das Kind! Er rannte aus der Hofthür durch den dunklen Garten. „Hanna!" rief er, und laut und immer lauter „Hanna!" Aber nur die Baumwipfel der vielen Gärten, die hier aneinander liegen, rauſchten von den Tropfen, die jetzt vom Himmel fielen, und aus der hinterliegenden Stadt kam das Geräuſch von allerlei Fuhrwerk. Mit Entſetzen fiel ihm der Brunnen ein: „Wenn ſie ſich ein Leids gethan hätte?" Er lief den Weg hinauf, wo der Eingang zu den Feldern war; da ſtolperte ſein Fuß, ein Menſchenlaut vom Boden wurde hörbar. „Hanna!" ſchrie er. „Hanna, Du lebſt? Gott Dank, Du biſt es!" Ein lautes Jauchzen hätte er in die Nacht geſchrieen, aber ſein Herz, das zum Zerſpringen klopfte, machte es ihm unmöglich. Er hob ſie wie ein Kind auf ſeine Arme und da der Regen ſtärker fiel, zog er ſeinen Rock vom Leibe und hüllte ſie darein; dann hielt er ſie ſanft an ſeine Bruſt und ging langſam, als ſei er zum erſtenmal allein mit ſeinem jungen Weibe, in dem ſtrömenden Regen ihrem Hauſe zu.

Sie hatte alles ohne ein Zeichen des Lebens ſich gefallen laſſen; erſt als aus ihres Mannes Augen ein warmer Thränenſchauer auf ihr Antlitz fiel, ſtreckte ſie die Hand empor und ſtrich damit ihm ſanft über ſeine Wange.

„Hanna, liebe Hanna!" rief der Mann. Da kam auch ihre andre Hand hervor, und beide ſchloßen ſich um ſeinen Hals.

Und das Glück ging wieder leis an ihrer Seite; er hatte es noch nicht verjagt.

Digitized by Google

Wer wüßte nicht, wie oft es denen, die wir ‚Arbeiter' nennen, zum Verhängnis wird, daß ihre Hand allein ihr Leben machen muß! Wo in der Leidenschaft das ungeübte Wort nicht reichen will, da fährt sie, als ob's auch hier von ihr zu schaffen wäre, wie von selbst dazwischen, und was ein Nichts, ein Hauch war, wird unfehlbar Unheil. Und geschah es einmal, so geschieht's auch ferner; denn die meisten dieser Leute, just nicht die schlechtesten, sie leben ihre Zeit dahin und haben ihre Augen nur auf heut und morgen; was gewesen und vergangen ist, giebt ihnen keine Lehre.

So war es auch mit John. Wenn an arbeits- und verdienstlosen Tagen die Not, oder was es immer sein mochte, seine Nerven zucken machte, so faßte auch ferner seine böse Hand nach seinem Weibe, deren Blut nicht kälter rollte, als das seine. Und Buben und junge Leute blieben auf der Gasse vor ihrem Häuschen stehen und ergötzten sich an dem, was von dem Elend drinnen an ihr Ohr hinaus drang. Nur einer, der alte Nachbar Tischler kam mit gutem Willen; er ging ins Haus und sprach mitunter die Streitenden zur Ruhe, oder er trat, mit einem hüschen, leise schluchzenden Kinde auf den Armen, wieder aus der Thür; „das ist nichts für Dich, Du kleiner Engel," sagte der alte Mann, „komm Du mit mir!" und er ging mit ihr in seine Wohnung, wo eine ebenso alte Frau das Kind ihm zärtlich aus den Armen nahm.

Wenn aber in dem kleinen Hause Jähzorn und Kräfte sich erschöpft hatten, dann — wovon die draußen nichts gewahrten — fielen Mann und Weib sich in die Arme und preßten und küßten sich, als ob sie so sich töten wollten. „O Hanna, sterben!" rief einmal der wilde Mann; „nun mit Dir sterben!" und aus den roten Lippen des Weibes stieg ein Seufzer, sie warf ihre trunkenen Augen auf den erregten Mann und zog das Mieder, das er vorhin über ihrer weißen Brust zerrissen hatte, noch weiter von der Schulter. „Ja, John," rief sie, „nimm nur Dein Messer und stoß es da hinein!"

Aber während er sie anstarrte, ob denn das Furchtbare ihr auch ernst sei, rief sie plötzlich: „Nein, nein! Thu's nicht, das nicht! — unser Kind, John! — das wär' Todsünde!" und sie bedeckte hastig ihre preisgegebene Brust.

Er sagte langsam: „Ich weiß es nun, ich tauge nicht: ich bin doch wieder schlecht gegen Dich!"

„Du nicht! Du nicht, John!" rief sie, „ich bin die Böse, ich reiz' Dich, ich zerr' an Dir herum!"

Aber er zog sie fester an sich und verschloß ihren Mund mit Küssen.

„John!" flüsterte sie, als sie wieder frei war und wieder ihren Atem hatte, „schlag mich nur, John! Es thut wohl weh, am meisten in meinem Herzen; aber dann küß mich, küß mich tot, wenn Du es kannst! Das thut noch süßer, als das Schlagen weh thut!"

Er sah sie an, und er zitterte, als er sie so in ihrer Schönheit sah: sein Weib, die keines andern war, als nur die seine.

„Ich will Dich nicht mehr schlagen," sprach er, „zerr mich nur, so viel Du kannst!" und mit zärtlichen unterwürfigen Augen blickte er auf sie herab.

„Nein, John," sagte sie, und ihre tiefe Stimme klang so weich, „Du wirst es doch thun! Aber nur eines: Du thast es gestern, aber thu's nicht wieder! Schlag nicht unser armes Kind! Ich hasse Dich, wenn Du es thust, und das, John, thut auch weh! Schlag nicht das unschuldige Kind!"

„Nein, Hanna; auch das Kind nicht," sprach er wie träumend.

Und sie bückte sich und küßte seine Hand, mit der er vorhin sie geschlagen hatte.

— Das sah kein Mensch, und doch, nach ihrer beider Tode ist davon erzählt worden.

Trotz Not und Schuld war die enge Kathe noch immer sein Heim und seine Burg, denn von den beiden Frauen dort rührte keine an seiner Wunde, nur dort noch war er davor sicher.

Es war das eben kein Erbarmen; sie dachten nur nicht daran, und thaten sie es je, so war des Mannes Jugendschuld ihnen mehr ein Unglück, als ein Verbrechen, denn in ihrem eigenen Leben lagen Recht und Unrecht oft nur kaum noch unterscheidbar neben einander. War doch auch in des Weibes Kinderzeit ein sehr alter Mann ihr guter Freund gewesen, der wegen gleichen Vergehens in der „Sklaverei" gewesen war und manches Jahr in Ketten die Karre geschoben hatte. Harmlos, wie andre von den Abenteuern ihrer Jugend plaudern, hatte er dem Kinde das erzählt. Nun wohnte er in einem nahen Dorfe und fuhr mit seiner mageren Kracke weißen Sand zur Stadt und schnitzte, wenn er daheim war, Holzschuhe und Sensenstiele. Er hatte oftmals im Vorbeifahren mit dem munteren, auf der Hausthürschwelle sitzenden Kinde ein paar großväterliche Worte geredet, so daß sie allmählich aufpaßte, wenn der weißhaarige Greis mit seinem kümmerlichen Fuhrwerk von der Landstraße in die Stadt kam. Die Holzschühchen, die er ihr einmal mitgebracht hatte, standen noch auf dem kleinen Boden; sie hatte sie neulich für ihr eigen Kind

Digitized by Google

Digitized by Google

Ekkehard trägt Frau Hadwig über die Klosterschwelle.

Zeichnung von Anton v. Werner.

Digitized by Google

hervorgesucht. „Wo der alte Mann wohl abgeblieben ist?“ hatte sie bei sich selber gesprochen, indem sie den Staub von den Schühchen wischte und sie dann sorgsam neben einander stellte, „auf einmal kam er nimmer wieder.“

Daß der Greis, der in so friedlichem Alter dahin gegangen war, auch zu den Züchtlingen gehört hatte, das hatte weder ihn noch sie beunruhigt.

Dennoch kam Eines und machte allem ein jähes Ende.

— — Es war eine Zeit leidlichen Verdienstes gewesen; aber Hannas Mutter war nach kurzem Krankenbett gestorben. Hanna hatte die alte Frau leidenschaftlich beweint; John hatte gerechnet und that es noch, denn das verdiente Geld war dabei fortgegangen und kleine Schulden waren noch dazu aufgelaufen. — Am Häuschen, an der Gartenseite, hatte lange Jahre ein starker Eschenbaum gestanden, in dessen Schatten die jungen Eheleute früher am Sonntagmorgen oft gesessen hatten, aber schon vor Jahr und Tag, in einer Zeit des Notstandes, hatte John ihn umgehauen; er hatte Geld aus dem schönen Stamm zu lösen gedacht, den, wie die Alte versicherte, ihr Mann einst selbst dorthin gepflanzt hatte; allein der Baum lag noch immer auf dem Hofe, und nur der erquickliche Schattensitz war verloren. Jetzt kam er doch zu Nutzen: der Nachbar Tischler nahm ihn und machte dafür der Alten einen Sarg mit hohem Deckel; so kam sie, was ihre letzte Sorge gewesen war, doch anständig in die Grube.

Aber die Totengebühren waren meist noch unbezahlt und manches andre drückte auch noch; es bot sich wieder einmal kaum am andern Tage eine Arbeit.

Ein Sonntagmorgen war es; Hanna hatte eben das jetzt schon dreijährige Kind in seinen dürftigen Sonntagsstaat gekleidet; John saß mit aufgestütztem Ellenbogen am Tisch vor seinem Morgenkaffee, wühlte mit der Hand in seinen dunklen Locken und schrieb mit einem Stückchen Kreide Zahlen auf die Platte.

Bald aber zerbrach und zermalmte er die Kreide zwischen seinen Fingern und starrte wie gedankenlos auf Weib und Kind. „Was hast Du jetzt zu thun, Hanna?“ frug er endlich.

Sie warf den Kopf herum; die Worte klangen ihr so trocken. „Nichts!“ sagte sie ebenso, „das Kind ist angezogen“.

„Was thatest Du denn, als Du mit Deiner Mutter noch allein warst und nicht einmal ein Kind zum Anziehn da war?“

„Ich ging betteln in der Stadt!“ antwortete sie, und ein höhnischer Trotz klang aus den Worten, „das ging noch besser, als es jetzt geht! Du wußtest ja, daß Du eine Betteldirne freitest!“

„Und schämtest Du Dich nicht?“ fuhr es aus ihm heraus.

„Nein,“ sagte sie hart und sah ihm mit starren Augen ins Gesicht.

„Warum lerntest Du nicht mit feiner Wäsche umgehn? Deine Mutter konnte es doch; sie hatte bei Herrschaften gedient. Das hätte uns jetzt Geld gebracht und wär' besser gewesen, als das faule Umherlungern.“

Sie schwieg; es war nie daran gedacht worden. Aber in ihrem hübschen Kopfe fing es an zu kochen, als sie nichts erwidern konnte. Dazu, die Augen ihres Mannes lagen auf ihr, als wolle er sie ganz ins Nichts hinunterdrücken. Da kam ihr ein Gedanke; er versetzte ihr den Atem, aber sie konnte es nicht verhalten. „Es giebt ja noch andern Verdienst!“ sagte sie, und als er schwieg: „Wir könnten Wolle spinnen; das hast Du ja sechs Jahre lang getrieben und kannst es mich selber lehren!“

Ihm war, als hätte er einen Schlag in sein Gehirn bekommen, und sein Gesicht verwandelte sich so furchtbar, daß sich das Kind mit beiden Ärmchen an die Mutter klammerte.

„Weib! Hanna!“ schrie er. „Das sagst Du mir? — Du?“

Und als sie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Gesicht entgegenhielt, faßte er sie an beiden Schultern, zog sie an sich, als müsse er sich überzeugen, ob sie's auch selber wäre, und stieß sie dann gewaltsam von sich. Der Stuhl, an welchem sie gestanden hatte, fiel zurück und das Kind stieß einen gellenden Schrei aus; das Weib aber stürzte gegen den Ofen; dann glitt sie mit einem schwachen Wehlaut auf den Boden.

Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, sah John darauf hin; als er ein wenig seine Augen hob, da sah er an einem hervorstehenden Schraubenstift des Ofens, von dem das Kind den Messingknopf zum Spielen abgenommen hatte, einen Tropfen roten Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr suchend mit den Händen durch das volle Haar seines Weibes; plötzlich wurden ihm die Finger feucht, er zog sie hervor. „Blut!“ schrie er und betrachtete mit Entsetzen seine Hand; dann fuhr er fort zu suchen, hastig, mit fliegendem Atem, und — nun hatte er es gefühlt, ein Stöhnen brach aus seinem Munde: da, da quoll es hervor, da war der Stift hineingedrungen; tief — er wußte nicht,

Digitized by Google

wie tief. „Hanna!“ flüſterte er, indem er ſich zu ihrem Ohre beugte, und noch einmal ſtärker: „Hanna!“

Da kam es endlich. „Johy!“ kam es von ihren Lippen; doch wie aus weiter Ferne.

„Hanna!“ flüſterte er wieder, „bleib, o ſtirb nicht, Hanna! Ich hol' einen Doktor, gleich, gleich bin ich wieder da!“

„Es kommt doch keiner.“

„Ja, Hanna, er ſoll kommen!“

Eine Hand griff taſtend nach der ſeinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, Johy — kein Doktor — Du biſt nicht ſchuld — aber — ſie ſetzten Dich ins Gefängnis!“

Sie warf ſich plötzlich gewaltſam herum. „Küß mich, Johy!“ rief ſie laut und wie in Todesangſt; doch als er ſeine Lippen auf die ihren drückte, küßte er nur noch eine Tote. (Fortſetzung folgt.)

Schloß Schwanſtein.

Es ſteht ein Schloß auf ſtillen Bergeshöh'n,
Wie Dichterkraum, wie Königswunſch ſo ſchön;
Ein Schlafgemach wie für Held Lohengrin,
Ein Lehnſaal, drin könnte Roland knien,
Wie für Tannhäuſers Lied ein Sängerſaal,
Ein Trinkſaal wie für Rodenſteins Pokal. —
Doch in dem Schlafgemach ward Minne nie,
Im Lehnſaal bog nie ein Vaſall das Knie,
Im Sängerſaal ſcholl keine Harfe je,
Im Trinkſaal ſaß zu Tiſch ein einſam Weh.
Ingbrück' und Graben ſchließt die Felsburg ein —
Und dennoch drang ein ſtummer Gaſt hinein:
Der Wahnſinn glitt in den umtürmten Ort
Und trug den königlichen Burgherrn fort! —

Felix Dahn.

Wachen.

Still ward das Haus — o ſüßes, ſüßes Ruh'n!
Was hat die Nacht denn mit dem Schlaf zu thun?
Verlaß mich nicht, willkommnes Wachen!
Es ſchaukeln die Gedanken licht und leis,
Wie auf dem See in dunkler Ufer Kreis
Sich wiegt ein moudbeglänzter Nachen.

Und friedlich ruht auf meiner Bruſt die Hand,
Die heut ſo warmen Liebesdruck empfand —
Durch die geſchloſſnen Augenlider
Dringt bis in Herzensgrund ein tiefer Blick!
O Gott, und all das ſelige Geſchick
Erleb' ich morgen, morgen wieder!

A. Godin.

An den Abendhimmel.

Roſenroter Abendhimmel,
Du Abglanz von der Sonne Bahn,
Wie lachſt du nach dem Sturmgetümmel
Die Seele mir ſo freundlich an,

Als höbe ſich bei deinem Wehen
Aus Wolken die Vergangenheit
Und ließe weit zurück mich ſehen
Bis in die goldne Jugendzeit.

Martin Greif.

Gebet.

Laß ihn nur wühlen, wühlen nur den Schmerz
Hart durchs Gehirn und wühlen hart durchs Herz:
Das iſt der Pflug, nach dem der Sämann ſät,
Daß aus der Erde Wunden Korn erſteht.

Ja, nahrhaft Korn, das fremden Hunger ſtillt —
Mit Korn, o Vater, ſegne mein Gefild!
Reiß deinem Pflug drin ſchonungslos den Pfad:
Doch wirf auch ein in ſeine Furchen Saat!

Ferdinand Avenarius.

Der Vejuv.*

Der Bräumeiſter, der gibt koan Fried,
Möcht üb'rall hin und üb'rall mit.
Jetzt is er hall mi'n Pfarrer, woaßt,
Bis zu die Italiener g'roaſt.
Bis ganz zum Vehſuf is er hin,
So weit war nie no' koaner drin.
Jetzt haun ihn halt die Bauern g'fragt:
„Wie ſchaugt der Vehſuf aus?“ haun ſ' g'ſagt.
„„Ja, wie er ausſchaugt? Es ſeids Luder —
Grad wier a Bräuhaus — rauchen thut er.““

Karl Stieler.

* Oberbayeriſch. Ungedruckter Nachlaß.

Digitized by Google

Es wird über die Kunst, ihre Zwecke und Ziele, ihre Berechtigung oder Nothwendigkeit, ihre Tugenden und Fehler Jahr aus Jahr ein so viel gesprochen, geschrieben und gedruckt und mit so viel sichtbarem Erfolg, daß ich zu ängstlich und zu rücksichtsvoll gegen das Publikum bin, als daß ich auch noch mein bescheiden Theil in wohlgeformten Sentenzen dazu beitragen sollte. Zudem stehe ich mit der Philosophie, welche zu solchen Erörterungen tieferen Eindrucks und größerer Unverständlichkeit wegen unerläßlich ist, bis dato leider ungefähr auch auf dem Standpunkt der beiden Hunnenführer Ellakt und Hornebog in Scheffels Ekkehard in ihrem Dialog über Philosophie.

Sollte mich ein Wißbegieriger fragen: „Warum malst Du?“, ich würde antworten: „Weils mich freut!“ — „Wozu?“ „Damits Dich freut!“ und „Wie?“ „Schau zu!“

Berlin im Oktober 1886

A. v. Werner

Erinnerungen aus Karlsruhe.

Von **A. von Werner.**

Als ich 1862 auf Einladung des Professors Adolf Schrödter, mit welchem ich seit 1860 in Korrespondenz gestanden, von Berlin nach Karlsruhe ging, wußte ich von der badischen Residenzstadt weiter nichts, als daß sie fächerförmig gebaut, in flacher Gegend gelegen und im allgemeinen öde und langweilig sei. Am Abende meiner Ankunft durchwandelte ich die Stadt, die Langestraße hinauf und hinab, durch den „äußeren Zirkel", welcher eigentlich mathematisch der „innere" war, nach dem Marktplatz, wo ich die evangelische Kirche für das Theater und das Rathaus für ein Museum hielt, über den „Ludwigsplatz", auf welchem aber der „Ludwig" nicht stand, weil er seinen Platz auf dem Marktplatze hatte, und durchs „Ettlinger Thor", ... und die ganze Weinbrennersche Architektur, welche ihr Herr und Meister einst „gefrorne Musik" genannt haben soll, fröstelte mich an bis tief ins Herz hinein. Es war öde und leer! In den Bierstuben saßen die Philister und sprachen über den Preis des Bieres, welches von 1 Kreuzer auf $1\frac{1}{2}$ gestiegen war, von den Übungen und Thaten der Feuerwehr, von der Wachtparade und dem „Tannhäuser".

Ich machte mich an die Arbeit. Aber nicht lange, so bekam ich Heimweh, und als ich gar den Sylvesterabend so mutterseelenallein in Schwebergs Brauerei zugebracht, und der Affenpintscher des am Nebentische sitzenden Karlsruher Bürgers mir von einem meiner waschledernen Handschuhe, welche ich unbesonnenerweise auf dem Stuhl neben mir deponiert hatte, zwei Finger weggefressen hatte, da rief es laut und vernehmlich in mir: „Nix wie 'naus!" Indessen schon am folgenden Tage, dem ersten Neujahrstage 1863, trat eine auffallende und unerwartete Änderung in meiner Stimmung ein. Im Hoftheater wurde der „Sommernachtstraum" gegeben, und ich ging in ziemlich trübseliger Stimmung hin. Es war ja nicht das erstemal, daß ich den „Sommernachtstraum" sah, und Mendelssohns Musik dazu kannte ich ziemlich genau. Aber was ich hier sah, sagte mir: „Halt, hier ist was los!" Ich weiß nicht, ob es nur die Aufführung oder Shakespeares Werk an sich war, was so auf mich wirkte, ich erinnere mich nur, daß ich erfreut und erfrischt das Theater verließ, und daß mir Karlsruhe an diesem Abend ganz anders vorkam, als am Abend vorher. Das Karlsruher Theater befand sich damals freilich unter der feinsinnigen Leitung des praktischen und gelehrten Eduard Devrient in seiner Blüteperiode, obgleich zwar die Karlsruher Philister wacker drauf schimpften, was unter damaligen Umständen indes nicht mehr als naturgemäß war. Kräfte, wie Lange, seine Gattin, Kraftel, jetzt am Hofburgtheater in Wien, welcher eben, von Devrient entdeckt und geschult, vom Ballet ins Schauspiel übergetreten war, Frau Schönfeld, Schneider u. a. bildeten ein unübertreffliches Ensemble, und die äußere Ausstattung der Stücke ließ kaum zu wünschen übrig. Schillers „Räuber" sah ich dort zum erstenmale im historischen Kostüme ihrer Zeit, Professor Adolf Schrödter hatte die Kostüme dafür gezeichnet; eine Reihe Shakespearescher Dramen und den

Digitized by Google

„Richter von Zalamea" sah ich in einer künstlerischen Ausstattung, welche sich dreist neben die der — späteren — Meininger stellen durfte, nur, daß Devrients feines Gefühl das „Zu viel" sorgfältig vermied. Auch die Oper wurde sorgfältig gepflegt und geleitet.

Doch über Sylvesterabend, Sommernachtstraum und Karlsruher Theater vergesse ich, daß ein noch vor dem Sylvesterabend liegendes Ereignis mich mit der ödesten Ödigkeit Karlsruhes hätte versöhnen müssen, wenn ich seine Tragweite für mich damals schon hätte ermessen können: die Bekanntschaft mit J. V. Scheffel. Ich war dem damals bei uns noch wenig oder gar nicht bekannten Dichter des „Ekkehard" durch die ihm von früher her befreundete Frau v. Wartenberg in Frankfurt a. O. empfohlen worden, und ich hatte nicht gesäumt, meinen Empfehlungsbrief bei Scheffel gleich in der ersten Zeit meines Karlsruher Aufenthaltes abzugeben. Er hatte mich freundlich und wohlwollend empfangen, obwohl meine Wenigkeit mit ihren 19 Jahren und angehender Kunstbeflissenheit dem gereiften Manne, dem Dichter des „Ekkehard" und des „Trompeter von Säkkingen" weniger als nichts zu bieten oder zu sagen hatte. Ich hatte den „Ekkehard" ja gelesen, mehr als gelesen, aber ich war doch nicht eitel genug, zu glauben, daß es Scheffel ein besonderes Vergnügen bereiten würde, wenn ich ihm Komplimente darüber machte, und so bewegte sich der Verkehr zwischen uns in der ersten Zeit auf dem Gebiet, auf welchem ich zu Hause und auf welchem Scheffel nicht fremd war, wie ich bald merkte: der Malerei. Von seinen Erlebnissen und Bemühungen, von seinen vergeblichen Anstrengungen, Maler zu werden, hat er mir damals zwar nie eingehend gesprochen, nur hin und wieder, wenn das Gespräch seine Bekanntschaft mit Anselm Feuerbach und seine Fahrten mit demselben in Italien streifte, war die Rede darauf gekommen. Auch von seinem Aufenthalte in München und seinen künstlerischen Studien im Atelier des Landschaftsmalers Willers sprach er damals nicht, denn es war nicht gar lange her, daß er seine schöne, hochbegabte und innigstgeliebte Schwester Marie — mir war ihre schöne, lebensvolle, frisch bekränzte Marmorbüste im Salon seiner Eltern aufgefallen — dort am Typhus, als sie bei ihm zum Besuch war, verloren hatte. Auch von seinen Handzeichnungen habe ich erst viel später hin und wieder einige zu sehen bekommen. J. V. Scheffel bewohnte im Hause seiner Eltern in der Stephanienstraße 18 zwei Zimmer im Dachgeschoß; sein Arbeitszimmer war eine einfenstrige Mansarde mit dem Blick in den Garten, klein und niedrig, ringsum mit Büchern gefüllt, der Schreibtisch am Fenster, so daß noch eine Plauderecke für drei bis vier Personen und Platz für ein paar Glas Bier und eine Kiste Zigarren übrig blieb. In diesem Zimmer sah ich Scheffel zum erstenmale, hier verplauderten wir die ersten Stunden unserer Bekanntschaft. Als eine Eigentümlichkeit des Dichters fiel mir auf, daß er beim Erzählen die Augen in der Regel ganz oder halb geschlossen hielt, während er gleichzeitig die Augenbrauen hoch in die Stirne hinaufzog, was dem Gesichte einen ganz eigenartigen Ausdruck verlieh. Auf seinem Schreibtisch, an welchem er in diesen Stunden des Plauderns immer saß, brannten stets nur Lichter, wie auch sonst in seiner Wohnung und an der geselligen Abendtafel, und ich erinnere mich nicht, jemals eine Lampe bei ihm gesehen zu haben; ich glaube, es war alte Karlsruher Sitte. Eines Abends hatte ich meine kleinen Zeichnungen, Kompositionen und Skizzen mitgebracht, welche ich aus Sparsamkeit auf die Rückseite von Landkarten gezeichnet hatte, die ich früher in der Schule als geographische Aufgaben hatte zeichnen müssen, und ich erinnere mich, daß den Herrn Major, des Dichters Vater, einen alten Ingenieur-Offizier, meine Landkarten auf der Rückseite viel mehr interessierten, als meine künstlerischen Leistungen auf der Vorderseite. Des Dichters Mutter war eine liebenswürdige, geistvolle, dichterisch begabte Dame, welche sich meiner mit besonderer Freundlichkeit annahm, welche aber von der Zuneigung, die ihr Sohn mir vom ersten Moment an widmete, eigentlich überrascht war, denn: „der Josef schließt sich sonst nicht so leicht und rasch an und geht eigentlich mehr, als gut ist, den Menschen aus dem Wege," gestand sie mir damals. Ich hatte als erste Arbeit in Karlsruhe eine Aquarelle: „Der Einzug des Knechts Ruprecht" gemacht, welche ich dem Professor Adolf Schroedter als Weihnachtsgabe darbringen wollte, und hatte Scheffel gebeten, mir einen Vers dazu zu schreiben, was er bereitwilligst that, worüber seine Mama noch mehr erstaunt war, denn: „der Josef ist sonst gar nicht so entgegenkommend, und wer weiß, ob er mir, wenn ich ihn darum bäte, einen solchen Vers machen würde," sagte sie. Der Vers hieß:

„Winterfrost und Brausewind,
Was bringet ihr Getöse?
Weihnachtsbaum dem guten Kind,
Ruten für das böse."

...Ich hatte meine künstlerischen Ideale in C. F. Lessing und Adolf Schroedter gefunden, deren Werke mir in der 1860 der Öffentlichkeit übergebenen Wagnerschen Galerie einen tiefen Eindruck gemacht hatten. Kaum je wieder habe ich Künstler kennen gelernt, deren Wesen und äußere Erscheinung sich so vollkommen mit ihrer künstlerischen Thätigkeit deckte, wie diese beiden, welche die Glanzzeit der Düsseldorfer Kunst aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in sich verkörperten. C. F. Lessings kräftige, männlich-schöne Erscheinung, der prächtige Kopf mit der Adlernase und dem Adlerblick verrieten den Forst- und Weidmann, den Freund und Kenner der Natur, und sein Gespräch, sobald es sich auf Geschichte lenkte, den Forscher und warmherzigen deutschen Patrioten. Adolf Schroedter hatte den Schalk im Nacken und ich habe selten besser, geistreicher und mit feinerem Humor erzählen gehört, als von ihm.

Die Gattinnen beider Künstler waren Schwestern, beide geistreich und kunstsinnig und ihren Männern geistig ebenbürtig, Frau Ida Lessing besonders die Musik pflegend, Frau Alwine Schroedter als Malerin thätig. Die Häuser dieser beiden Künstler waren damals, wie man wohl unbestritten sagen darf, der Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens in Karlsruhe; und so öde und langweilig Karlsruhe von außen erschien, wer einmal in diese Zirkel gedrungen war, der nahm eine freundliche und unvergeßliche Erinnerung an die kleine badische Residenzstadt mit fort. Neben Lessing und Schroedter waren vornehmlich noch J. W. Schirmer, später Hans Gude, Hofmaler Fedor Dietz, ein brillantes gesellschaftliches Talent, und Professor Des Coudres als Maler dort thätig. Abwechselnd im Hause von Lessing und Schroedter

Digitized by Google

versammelte sich an jedem Sonntag-Nachmittage zum Kaffee alles, was an dem geistigen Leben Karlsruhes Anteil nahm, Gelehrte und Künstler, Maler und Musiker, Schauspieler und Sänger, Einheimische und Auswärtige. Und was dort gethan und getrieben wurde? Vor allen Dingen nicht so viel gegessen und getrunken, als heute Stil und zur Geselligkeit nothwendig ist, und weiterhin alles das, was geistvolle und heitere Menschen im stande sind, um ohne Zwang und Anstrengung ein paar Stunden miteinander zu verleben, von denen man am Schluß bedauert, daß sie nicht länger gewesen sind. Ich erinnere mich eines solchen Nachmittage im Schroedterschen Hause, wo Ferdinand Hiller aus Köln und Moritz Hartmann aus Stuttgart, deren Oper „Die Katakomben" gerade im Hoftheater zur Aufführung kam, sowie Paul Heyse, dessen „Ludwig der Bayer" in Verbreitung war, dort gegenwärtig waren; Frau Klara Schumann spielte und Emilie Genast sang, später kam noch Eduard Devrient mit Gustav Freytag dazu. Weiter gehörten zu diesem Kreis der Begründer der modernen Maschinenbau-Wissenschaft, Redtenbacher, der Historiker Professor Baumgarten und dessen Schwager, der spätere Minister Jolly, A. von Werch, die Musiker Kalliwoda, Levi und Joh. Brahms, später Alfred Woltmann u. a. Da gab es wahrlich für einen jungen lernfreudigen Menschen viel zu hören und zu lernen! Auch Berthold Auerbach war, so oft er im badischen Lande weilte, ein stets gern gesehener Gast im Lessingschen Hause. Es passierten ihm da mitunter zwar allertei drollige Sachen. Eines Tages z. B. stand er bewundernd im Atelier vor Lessings Gemälde „Luthers Disputation mit Eck" und erging sich in scharfsinnigen und geistreichen kritischen Auslassungen über die Gestalt des Dr. Eck, welche er aber für den Luther hielt, bis er unter allgemeiner Heiterkeit über die Sachlage aufgeklärt wurde.

Über alles andere imponierte mir, mit welchem eingehenden und verständnisvollen Interesse das großherzogliche Paar sich der Pflege des geistigen Lebens in der Residenz widmete. Man sah das jugendlich schöne Paar überall, in den Ateliers der Kunstschule, in Soireen und Konzerten, in den Vorträgen von Gelehrten, und überall im zwanglosen, anregenden und freundlichen Verkehr mit den Anwesenden, in einfacher, schlicht bürgerlicher Weise; der Großherzog trug damals immer Zivilkleidung, was mir fremd und ungewohnt, aber wohlthuend erschien.

Noch im Laufe des Jahres 1863 hatte sich aus dem heiteren geselligen Leben in den Häusern Lessing und Schroedter die „Samstags-Gesellschaft" herausgebildet, welche jeden Samstag einen diesen Häusern nahestehenden Kreis in den Räumen der Museums-Gesellschaft zu gegenseitiger Unterhaltung zusammenführte. Es war Forderung, daß jedes Mitglied nach der alphabetischen Reihenfolge der Namen an einem Abende für die Unterhaltung zu sorgen hatte. Da las uns u. a. Direktor Eduard Devrient Calderons „Richter von Zalamea" vor — er war ein Meister im Vorlesen —, während sein Sohn Otto für die Faschingszeit ein reizendes Gelegenheitsstück geschrieben hatte: „Prinz Karnevals Hochzeit", in welchem Professor Schroedter als König Winter figurierte und die Jugend in einer zwölfpaarigen, vom Ballettmeister Beauval einstudierten Quadrille als die zwölf Monate zur Geltung kam. Ich stellte lebende Bilder zu J. V. Scheffels „Frau Aventiure", welche damals noch nicht im Druck erschienen war, und während ich „Luther vor Kaietan" und „Konradin von Hohenstaufen" malte, studierte ich die Duettrolle in „Nehmt ein Exempel dran". Überhaupt bin ich damals in den verschiedensten Rollen und Situationen für die Gesellschaft, unbeschadet meiner künstlerischen Thätigkeit, nützlich gewesen: als Seiltänzerin z. B. in einem Zirkus, welchen wir jüngern Künstler, als die Reihe an uns war, zum besten gaben; als Photograph, mit Karrikaturen pr. m. aus der Gesellschaft; als „Selika" in einer Parodie der „Afrikanerin", welche ich (1865) geschrieben hatte, und zu welcher der jetzige Münchener Hofkapellmeister Levi die Musik machte. Levi war 1864, zwei- oder dreiundzwanzigjährig, zur Leitung der Oper und des vortrefflichen Hoforchesters berufen worden; Johannes Brahms war den nächsten Winter über auch in Karlsruhe, und ich habe noch mit Levi zusammen Brahms erste Trios vom Manuskript gespielt. Das reiche musikalische Leben Karlsruhes in jener Zeit bot viel Genüsse und Anregung, und ich habe es mir nie entgehen lassen, in Bachs „Matthäuspassion", in Schumanns „Paradies und die Peri" und „Der Rose Pilgerfahrt", sowie in der neunten Symphonie u. a. als Cellist im Orchester mitzuwirken. Richard Wagners „Walkürenritt" und andere Teile der Nibelungentrilogie hatte ich schon 1863 in Konzerten, welche der Meister im Karlsruher Hoftheater gab, kennen gelernt. Bei einer der Proben, welchen ich beiwohnte, passierte die hübsche Geschichte, daß der Garderoben-Inspektor, frühere Baritonist Oberhofer, welcher vorübergehend als Ersatz eingetreten war, durch das starke Orchester hindurch anscheinend falsch sang. Wagner kreischte ihm vom Dirigentenpulte aus zu: „Fis, Fis, Fis!" worauf Oberhofer ihm ruhig entgegnete: „In meiner Stimme steht F", was in der That — ein Schreibfehler — richtig war und wie Wagner mit enthusiastischer Bewunderung vor des Sängers Schule und Festigkeit konstatiert wurde. Und wie dirigierte Wagner in diesen Konzerten! Es ist mir unvergeßlich! Es schien, als ob der kleine Mann da unten auf der Bühne das Karlsruher und Mannheimer Hoforchester zusammen in seinem Taktstock hätte und mit demselben den Walkürenritt nur so aus den leeren Brettern der Bühne vor sich herausriß!

Daß die Karlsruher Gesellschaft zu jener Zeit auch schon lebende Bilder zu wohlthätigen Zwecken stellte, versteht sich von selbst, nur waren die Meinungen betreffs der dabei ziemlich unentbehrlichen Künstler in der älteren, eingebornen Karlsruher Gesellschaft noch etwas eigentümlicher Art. War es gelegentlich vorgekommen, daß eine Frau Majorin einen jungen Maler, welcher bei ihr ein Zimmer mieten wollte, mit den Worten abwies: „Ach nein, ich vermiete meine Zimmer nur an ordentliche Leute!" — so passierte bei den lebenden Bildern, für welche Hofmaler Feodor Dietz der spiritus rector und Ferdinand Keller und ich seine Trabanten waren, u. a. folgende niedliche Geschichte: Im Salon der dame patronesse war die Karlsruher hohe Gesellschaft behufs der Vorbereitungen für die lebenden Bilder versammelt, und Feodor Dietz hielt eine brillante und anmutige Einleitungsrede, in welcher er unter anderem von dem „schönen Material" sprach, das uns zur Verfügung stünde. „Was hat er gesagt, Anna? Material hat er gesagt? stomm, Anna, so was lassen wir uns nicht gefallen!" wandte sich in heller Entrüstung eine Dame aus der aristokratischen

Digitized by Google

Stephanienstraße zu ihrer jungen bildschönen Tochter und verließ mit derselben rauschend den Saal. —

J. V. Scheffel lebte nicht in der Karlsruher Gesellschaft, von welcher ich bis jetzt erzählt habe, und wenngleich er in jener Gesellschaft wohl bekannt und geschätzt war, so sah man ihn doch selten in ihrer Mitte. Er liebte es mehr, durch Wald und Feld zu streifen, oder aber in den Abendstunden zwischen 6 und 8 Uhr einen kleinen Kreis von Freunden bei sich zu sehen, denen er dann seine neuesten Gedichte vorlas, oder sich in kulturgeschichtlichen Betrachtungen, dem Lieblingsthema seiner Gespräche, erging. Da bin ich, so oft er in Karlsruhe anwesend war, fast Abend für Abend bei ihm gewesen, häufig mit einigen seiner Jugendfreunde zusammen, dem Legationsrat v. Stetten, dem Maler und dem Hauptmann Klose; bisweilen kam auch sein Vater, der alte würdige Major Scheffel hinauf, oder seine geistvolle, liebenswürdige Mutter. Unvergeßliche Stunden!

Indes auch in die Künstlerkneipe, die wir in jener ersten Zeit allsonnabendlich unter dem Präsidium von Feodor Dietz und dem Wiener Hans Canon im Grünen Hof hatten, kam Scheffel gern, es zog ihn immer zu den alten Kunstgenossen. Hier las er uns auch zum erstenmal seinen „Bericht vom Meerdrachen" vor, seinen Vortrag durch eine lebensgroße Nachbildung des in Bauth gefundenen fossilen Ichthyosaurus unterstützend. Wie er denn immer bestrebt war, das Interesse der Zuhörer von seiner Persönlichkeit und seinem dichterischen Schaffen ab- und auf die Motive, kultur- oder naturwissenschaftlichen Inhalts, zu lenken, welche ihm zu seinen dichterischen Schöpfungen den Stoff gegeben hatten. Auch in dem gastfreien, dem Scheffelschen Hause in der Stephanienstraße gerade vis-à-vis liegenden Hause des Freiherrn Otto v. Cornberg, in welchem eine blühende Schar schöner und liebenswürdiger Töchter den Verkehr für uns Jüngere besonders angenehm machte, war Scheffel ein oft gesehener Gast. Nur suchte er stets ängstlich ein Hervortreten seiner Person, etwa durch Vorlesen seiner Gedichte zu vermeiden. In seinem elterlichen Hause bewegte sich der gesellige Verkehr in den Formen der guten alten Karlsruher Zeit, die ihren Ausdruck zumeist in regelmäßigen Whistabenden fand, welchen Joseph als guter Sohn in korrekter Haltung beiwohnte. Ich war auch zuweilen dabei, der einzige Zwanzigjährige; in allen Zimmern standen Whisttische, der Ertrag des Spiels kam der Dienerschaft zu gute und Joseph war froh, wenn der Abend vorbei war. Als dann in diesem ersten Jahre meines Karlsruher Aufenthaltes der Frühling ins Land gekommen war, im März 1863, da machte ich mit meinem Freunde Scheffel zusammen die erste größere Fahrt ins Land, wie ich sie in den folgenden mehr als zwanzig Jahren bis zu seinem Tode noch so oft mit ihm zusammen gemacht habe. Unser Ziel war der Odenwald. Noch standen die Buchenwaldungen ohne Blätterschmuck, aber die Sonne schien sommerlich warm und die Bergstraße erglänzte im Schmuck des ersten Blütenschnees. Wir marschierten von Bensheim aus in den Odenwald hinein, aufs Schloß Auerbach und den Melibocus und zum „Frankenstein" . . . . „Und als der Herr von Rodenstein zum Frankenstein sich wandte" . . . . . und von da hinunter nach Jugenheim und Dorf Auerbach. Hier im Wirtshaus, wo wir übernachteten, erzählte Scheffel, wie er anno 1849 mit Lamey, dem derzeitigen (1863) badischen Minister des Innern zusammen an selbiger Stelle bei einer Partie Schach gesessen habe, in banger Erwartung des Ausgangs der rings umher tobenden Kämpfe der badischen Insurrektion. Von Auerbach marschierten wir quer durch die Rheinebene hinüber nach Worms. Das alte Kloster Lorsch unterwegs, mit seinen altrömischen Architekturresten, bot Scheffel reichen Stoff zu allerlei kulturgeschichtlichen Erörterungen über den Aufenthalt der Römer in dortiger Gegend, wie denn überhaupt bei dieser Odenwaldfahrt die Römer und ihre Beziehungen zur Bergstraße, zur Riesensäule und zum Riesenaltar das Hauptgesprächsthema geliefert hatten, nur unterbrochen von einer kleinen anmutigen Episode. Als wir beide vom Melibocus-Turm Ausschau ins Land hielten, tauchte drüben auf dem tiefer liegenden Schloß Auerbach über dem Turmgemäuer ein Pärchen auf, unsere Gläser waren gerade auf diesen Punkt gerichtet: eine zärtliche Umarmung, ein Kuß, und das Pärchen verschwand wieder in der Tiefe . . . . . und es war im Frühling, und die beiden sicher guten Glaubens, daß außer ihnen niemand auf diesem Stück Erde war! Im August 1864 heiratete Scheffel. Am 16. Februar 1864 hatten wir noch in kleinem Kreise bei ihm seinen Geburtstag gefeiert. „Allweil hat's geruckt, i merk', daß ich ins Schwabenalter kommen bin," hatte er damals in dem Trinkspruch gesagt, den er launigerweise auf sich selbst ausgebracht. 1864 und 1865 lebte Scheffel mit seiner jungen Frau in der Schweiz, erst 1866 kehrte er zu längerem Aufenthalte wieder nach Karlsruhe zurück. —

Wenn so die Jahre bis Anfang 1866 für die Karlsruher Gesellschaft in fröhlich harmloser Weise und angenehm geistigen Leben und Schaffen vergangen waren, so änderte sich die Sache, als gegen den Sommer hin der politische Horizont sich unwolkte und das Gewitter im Juni und Juli zum Ausbruch kam. Die Politik hatte jetzt das Wort und selbst mit meinem Freunde Scheffel ging es nicht ohne vorübergehende Reibungen und Verstimmungen ab. Das gesellschaftliche Leben war gestört. Die Sache ging aber bald zu Ende, und noch ehe ich zur Ersatzreserve in die Heimat beordert wurde, begegnete ich auf der Durlacher Chaussee den aus dem Feldzuge heimkehrenden badischen Truppen.

Die Karlsruher Gesellschaft hat seitdem mit dem Einrücken der preußischen Militär- und Beamtenwelt ein anderes Gesicht bekommen. Von den Mitgliedern der geselligen Kreise der ersten Sechziger Jahre begegne ich heute nur wenigen mehr in Karlsruhe; die hervorragendsten ruhen im Grabe, andere sind verzogen, und die Jungen von damals sind alt geworden. Auch die Stadt Karlsruhe selbst hat ein anderes Gewand angelegt: die Langestraße heißt heute Kaiserstraße und der „innere" Zirkel nicht mehr der „äußere"; das Weinbrennersche Ettlinger Thor ist gefallen. Ein Gürtel prächtiger Villen umkränzt die Stadt und Karlsruhe braucht sich nicht mehr mit Mannheim darüber zu streiten, ob das erstere 30,100 und das letztere 30,000 Einwohner oder umgekehrt hat, je nachdem die resp. Garnison vermehrt oder vermindert worden ist. „Andere Zeiten, andere Bilder" . . . . Aber die Karlsruher Geselligkeit der Sechziger Jahre lebt bei allen, welche daran teilgenommen, in dankbarer und fröhlicher Erinnerung fort, und das Samenkorn, welches damals ausgestreut wurde, ist auch für das heutige Karlsruhe nicht nutzlos gewesen.

Berlin im Oktober 1886.

Digitized by Google

Cesario.

Novelle in Versen von Otto Roquette.

IV.

Von diesem Tag an, glücklich und beschämend,
Will Fides nicht Cesario mehr sein.
Wenn sie bisher, den innern Wunsch bezähmend,
Die Tracht Ascans behielt, ist ihr zur Pein
Die Hülle jetzt, jedweden Vorsatz lähmend,
Und ring'ger Trieb, von ihr sich zu befrein.
Unmöglich ist's, sie hat es längst erfahren,
Zu bergen sich darin und zu bewahren.

Das ging wohl noch im ruhelosen Hetzen
Der letzten Jahre, wechselnd Ort um Ort.
Und wollt' ein Auge forschend sie verletzen,
Am andern Tage war man wieder fort.
Hier will sie jeder Tag in Furcht versetzen,
Sie bebt erschreckt zurück vor jedem Wort.
Im stillen hat, seit sie sich hier befanden,
Sie von der Welt ein bittres Teil verstanden.

Am tiefsten fühlt sie doch ein innres Trauern,
Daß Ulrich sie gesehn in solcher Tracht.
Ihr war's, als ob sein Auge mit Bedauern
Auf ihr geruht, obgleich er mit Bedacht
Sich arglos gab. Und sie erkennt mit Schauern,
Daß längst ein fremd Gefühl in ihr erwacht,
Ein Wehgefühl, das sie seit jenem Tage
Bestürmt im Überschauen ihrer Lage.

Sie redet mit dem Bruder. Einverstanden
Ist er mit ihrer Wandlung, ging' auch gleich
Auf einmal drauf, was noch an Gut vorhanden!
Des Jünglings Herz ist jetzt so überreich,
Seit vor dem Freund die Heimlichkeiten schwanden!
Fortan spielt ihm die Hoffnung keinen Streich,
Er fühlt's! Und will er selbst sein Glück empfangen,
Soll Fides auch zu ihrem Recht gelangen. —

Auch Ulrich ist, seitdem er mit den Kindern
Den Sommertag verlebt in Wald und Thal,
Oft in Gedanken, die ihn fast verhindern
Zu lesen, was ein Brief begehrt, empfahl,
Ob Werke steigen oder sich vermindern.
Er ruft zur Ordnung sich wohl zwanzigmal
Am Tag und giebt der Stimme doch Erhörung,
Die ernster spricht als leichte Selbstbelehrung.

Vor Augen immer stehn ihm die Gestalten
Ascans, Cesarios, durch Despotenmacht
Der Unvernunft, der keine Rechte galten,
Um Kindheit und um Jugendglück gebracht!
Wie konnten sie harmonisch sich entfalten,
Entbehrend, was mit sorglichem Bedacht
Erziehung, Haus und Heimat vorbereitet,
Durch aller Regel Widerspruch geleitet?

Sie hatten Herzenssprache nicht empfangen,
Als durch einander; kreisend durch die Welt
An viel des Großen halt' ihr Blick gehangen;
Doch wie des Lebens engster Kreis bestellt,
Erfahn sie mit Verwunderung und Bangen,
Dem alles anders sich dem Aug' erhellt.
Ulrich erfuhr's aus Fragen, Blicken — Schweigen,
Wie fremd sie im Alltäglichen sich zeigen.

Er sah, wie hier Natur in Eins verwoben
Die schönsten Gaben, um in Form und Geist
Als rein und unantastbar zu erproben
Die Kraft, die still den eignen Weg sich weist,
Jedwedem Biedren innerlich enthoben.
Er sah's bewundernd; sah zugleich verwaist
Und haltlos sie durch Lebenswogen steuern,
Die täglich ihren Widerstand erneuern.

Vor allem darf nicht länger die Verkleidung
Cesarios dauern! Doch Gefahr auch bringt
Die Wandlung, selbst wenn still und mit Vermeidung
Zu raschen, offnen Wechsels sie gelingt!
Wer aber wär' befugt hier zur Entscheidung?
Als Freund wohl möcht' er's, thät' es unbedingt —
Allein er weiß, daß selbst ein Wunsch gefährlich!
Ascan verriet, warum die Tracht erklärlich.

Er möchte helfen, doch wie dürft' er's wagen?
Zwar mit Ascan —! Allein Cesarios Art
Zu blicken, schien von innrem Stolz zu sagen,
Und Ulrich dacht' in diesem Punkte zart.
Und so auch hat bis heut er Scheu getragen
(Obgleich Ascan auch dies ihm offenbart),
Die beiden Kämmerchen zu sehn, die ihnen
Vier Stock hoch, unterm Dach, zur Wohnung dienen.

Digitized by Google

Und Sorg' und Wut zugleich will ihn ergreifen,
Denkt er an Guidos Späherblick! Es muß
Ein Plan zur Wahrung für Cesario reifen!
Unleidlich wird die Sorge, wird Verdruß
Und der Gedanken ruheloses Schweifen!
Er faßt, nach manchem Zaudern, den Entschluß —
Es gilt ja kein Geheimnis hier zu brechen,
Sich seiner Schwester offen auszusprechen.

Inzwischen hatte still Frau Rosamunde
Den Bruder schon betrachtet manchen Tag.
Was ging denn vor? Ob ihm im Herzensgrunde
Verhüllt wohl eine schöne Neigung lag?
Und als er anhub nun zu guter Stunde:
„Hör an, was ich nicht länger bergen mag —"
Blickt sie ihn an mit lächelndem Erwarten
Und sieht im Geist schon die Verlobungskarten.

Doch sehr enttäuscht ist sie, fast ungehalten,
Durch die Geschichte, die sie da empfing!
Sie zweifelt sehr an Idealgestalten —
Ein Mädchen, das in Männerkleidern ging!
Sie war nicht prüde, ließ so manches schalten
Und gehn, was wunderlich zusammenhing,
Allein sie blickte scharf, und nicht geheuer
Schien ihr des Bruders Herzensabenteuer.

Daß seine Schutzbefohlnen durch Verschlingung
Des Schicksals hier getrieben auf den Strand,
Fast Kinder noch — man wünschte zur Bedingung
Für gutes Zutraun doch ein bessres Pfand!
Und gar zu dieser Fremden Unterbringung!
Und endlich, zwischen siebzehn, achtzehn stand
Ihr Lebensalter! Weß sich schon befissen
Zwei so erwachsne Kinder — wer kann wissen — ?

Doch Ulrich unterbricht sie, mit dem vollen
Gefühl der Überzeugung, ja mit Glut
Vertritt er sie, die ihm gehören sollen,
Ja, ihm allein! — Frau Rosamunde thut,
Als wär' es nicht so ernst mit ihrem Schmollen,
Und ruft begütigend: „Nun gut, nun gut!
Bis morgen werden sie uns nicht entfliehen,
Wir wollen Gunkram auch zu Rate ziehen!"

So war denn Ulrich eigentlich nicht weiter
Gediehn, ja sorglicher noch, denn zuvor.
Und was er jetzt erfuhr, war auch nicht heiter,
So daß er etwas die Geduld verlor.
Abreisen muß er wiederum, als Streiter,
Den für verpuickten Fall man auserkor.
Man ahnt nicht, giebt man ihm Verkraun und Ehre,
Daß er sich heut den Teufel darum schere!

Denn im Kurierzug, sonder Abschied, nächtlich
Geht's fort. Der Schwester, unterwegs schon, schreibt
Er kurz, (obgleich's im Fahren kaum ermächtlich)
Wohin und welches Wegs der Wind ihn treibt,
Und daß er für acht Tage sich beträchtlich
Den Rechtsbeistissnen wieder einverleibt.
Auch muß noch, um die Fahrt ihm zu versüßen,
Cesario und Ascan ein Kärtchen grüßen. —

Derweil vermindert, trotz der Julihitze,
Sich nicht die Reisevölkerwanderung,
Geführt bald, bald vertrauend eigenem Witze,
Beim Sprachenallerlei von Alt und Jung;
Indes nach einem kühlten Sommersitze
Der Eingebornen mancher auf dem Sprung,
Wenn er nicht längst die heiße Stadt verlassen,
Für ein Asyl in Wald und Bergterrassen.

Doch wer der Stadt verbleibt, um auszudauern,
Weil ihm das Glück ein solch Asyl verwehrt,
Tritt er lustwandelnd nur aus seinen Mauern,
Ist seinem Blick Gebirg und Strom beschert.
Und will das bunte Treiben er belauern,
Das auf der Brüstung täglich sich erneut,
Wo Petter Sehrdumm grüßt Cousine Sehrreich,
Wird jede Stunde für den Klugen lehrreich.

Und so auch sieht man durch die Menge steuern
Herrn Guido, regsam prüfend Tag für Tag.
Wenn seinen Sommer sonst mit Abenteuern
Er meist in Bädern zu verbringen pflag,
Scheint Reiselust ihn noch nicht zu befeuern.
Er will ja fort, versteht sich, ohne Frag'!
Allein nicht Helgoland, nicht Baden-Baden
Läuft ihm davon. Ein Aufschub kann nicht schaden.

Doch hier scheint etwas ihm davon zu laufen,
Ganz unverständlich! Was er aufgespürt
Einst in der Maienlaue Regenkraufen,
Hat es der Sommer wirklich ihm entführt?
Nein! Nein! Es ist noch da! Im dichtsten Haufen
Des Pavillon-Konzertes eingeschnürt,
So faß er jüngst und sah — oh dies verfluchte
Konzert! — durchs Fenster draußen, was er suchte.

Es ist noch da! Und jetzt will er es finden!
Er muß es! Wär' es auch, um Ulrich nur,
Den Zweifler, endlich doch zu überwinden!
Den Heuchler auch vielleicht, der längst die Spur
Gekannt, um ungehindert anzubinden!
Das stand jetzt über jeder Sommerkur,
Es ward zur Ehrensache! Hier nicht siegen,
Das hieß, als Renner überhaupt erliegen!

So war denn all sein Tagewerk, die Gruppen
Bald zu betrachten, jegliche Gestalt,
Vom Knaben aufwärts, wachsam zu beschnuppen
Und wo die Menge sich zusammenballt
Zu mustern, was daraus sich will entpuppen.
So mußt' er Wege gehen mannigfalt
Und plagt mit seiner Arbeit sich wie sinnlos,
Wiewohl bisher war sein Bemühn gewinnlos. —

Digitized by Google

Aus einer Woche wurden vierzehn Tage,
Ja drüber, als sich Ulrich, wie erlöst,
Der Heimkehr freut mit lautem Herzensschlage.
Und da ihm Hoffnung schmeichelnd eingeflößt,
Mit Glück zu wenden jetzt der Kinder Lage,
So fühlt er, daß er nun nicht mehr verstößt,
Wenn er sogleich, sich selbst auch zur Belohnung,
Sie aufzusuchen wagt in ihrer Wohnung.

Ein finstres Gäßchen war's, im ältsten Teile
Der Stadt, wo es der engen Treppen vier
Zu klimmen gall. Und doch mit einer Eile,
Als wär's auf eben frühlichem Revier
Stieg er hinauf. Dann sucht' er eine Weile
Nach einer Thür und pocht. „Wer ist allhier?"
So ruft's. Ein altes Weib tritt aus der Klause.
„Verzeihung! Sind die jungen Herrn zu Hause?"

„Gehn mich nichts an!" erwiderl ungewogen
Und finsterblickend die Bewohnerin.
„Da drüben wohnten sie. Sind ausgezogen
Vor vierzehn Tagen schon. Weiß nicht wohin."
Doch Ulrich, um das Wiedersehn betrogen,
Erschrickt, und gar nicht will es ihm zu Sinn,
Was sie vermocht — obgleich es ohne Frage
Nicht sehr behaglich hier im Taubenschlage.

Noch einmal fragt er, doch er muß erkennen,
Daß sein Erkund'gen wenig Gunst genoß.
Zumal am Herd schien etwas anzubrennen,
Da mit Gezisch ein Töpfchen überfloß.
Er sieht zum Herd die Mißgelaunte rennen.
„Der Wirt, ein Seiler, wohnt im Erdgeschoß!"
So ruft sie. „Ob sie der hinaus gezwungen —
Kann sein! Was kümmern mich die dummen Jungen?"

Der Seiler zeigt sich auch nicht unterrichtet.
Die Burschen zogen aus, bezahlten auch.
Zu fernerm Anteil ist er nicht verpflichtet,
Zumal das Anziehn oben sehr in Brauch,
Da schnell man auf den Sommer hier verzichtet
Und, wer's vermag, auf Winters Kält' und Rauch.
Ulrich verläßt das Haus, in Groll und Jammer,
Daß Fides einst gewohnt in solcher Kammer!

Und hastig fühlt er weiter sich getrieben,
Auskunft zu suchen beim Mechanikus.
Der wird doch wissen, wo Ascan geblieben!
Umsonst der Weg! Für Ulrich welch Verdruß,
Daß sich der Mann beim Wette-Kegelschieben
(Ein Hammel war der Preis) befunden muß
Mit Weib und Kind. Die Magd vertrat die Meinung,
Man wisse nichts, gelöst sei die Vereinung.

Was ist, um Gotteswillen, vorgefallen?
Zur Gartenwirtschaft, wo der Kegelschub
Zum Kampfe lockt, entschließt er sich zu wallen.
Und wie er sich mit hast'gem Schritt enthub,
Bedrängt, da um Cesario vor allen
Die Sorge tiefer sich ins Herz ihm grub,
Kann, da die Schwester er noch nicht gesehen,
An Guntrams Haus' er nicht vorüber gehen.

Ein kurz Willkommen nur! Doch was bedeuten
Geschlossne Fensterladen um das Haus?
Er schellt und schellt, und lange muß er läuten.
Ist es denn leer bis auf die letzte Maus?
Bis endlich, da wie Sturm die Glocken dräuten,
Bengt sich mit Seelenruh ein Kopf heraus,
Und lächelnd grüßt ihn unter ihrer Haube
Die alte Kinderfrau, die äußerst taube.

Er selbst war unter ihrer Wühewaltung
Erwachsen einst, ja Rosamunde schon,
Und jetzt genoß in Guntrams Hausentfaltung
Für treue Dienste sie den Gnadenlohn.
Daß sich mit dieser keine Unterhaltung
Anstimmen ließ, wenn nicht mit Donnerton
Den ganzen Platz bestürmen will der Frager,
Erseufzend still bedacht' es Guntrams Schwager.

So mußt' er ihr geduldig überlassen,
Was sie ihm mitzuteilen gut befand.
Und kurz, bis auf die Hof- und Hinterlassen
Und sie, das ganze Haus verlassen stand.
Denn ihrer Herrschaft thät' es grade passen,
Die Wohnung zu beziehn, die auf dem Land
Sich plötzlich bot, und schnell entschlossen waren
Vor einer Woche sie dahin gefahren.

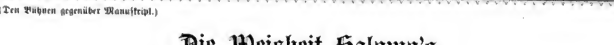
Denn immer liebte sehr Frau Rosamunde —
Und für die Kinder lag's so hübsch im Frei'n,
Das abgelegne Haus im Mühlengrunde.
Der Herr Professor aber blieb allein
Zurück, weil er zu thun hat. Vor 'ner Stunde
Jedoch, es können anderthalb auch sein,
Wacht' er sich auch hinaus, zum Wochenschließen,
Den Sonntag mit den Seinen zu genießen.

Das war nun dieses! Ulrich spannt die Segel
Der Hoffnung, die noch ganz ihm nicht verdirbt,
Nach jener Wirtschaft, wo im Kampf der Kegel
Man froh sich um den Hammelpreis bewirbt.
Ist solch Lokal auch außer aller Regel
Für ihn, so will er, eh' der Tag erstirbt,
Durch den Mechanikus von dem Verschwinden
Cesarios und Ascans die Spur noch finden.

Weit ist der Weg. Ging er auch wohl den richtigen?
Spät kommt er an. Der Garten — öd und leer!
Und unschön war die Stätte zu besichtigen,
Auf der kein Kämpfer, kein Beschauer mehr.
Der Kellner tröstet ihn auf des gewichtigen
Bewerbungstages bald'ge Wiederkehr!
Doch Ulrich wendet sich, um, an Gedanken
Und Leib erschöpft, zur Stadt zurück zu wanken.

(Der fünfte und die weiteren Gesänge folgen.)

Digitized by Google



(Den Bühnen gegenüber Manuskript.)

Die Weisheit Salomo's.

Schauspiel in fünf Akten von Paul Heyse.

Personen:

Salomo, König von Israel.
Abdiel, sein Haushofmeister.
Saphat, Aufseher der Gärten des Königs.
Sulamith, seine Tochter.
Hadad, ein junger Hirt.
Amri, Simri, Kämmerer des Königs.
Balkis, Königin von Saba.
Adlscha, ihre alte Amme.
Ben Tobah, ihr Feldhauptmann.
Palastdiener, Gefolge, jüdische Mädchen, dienende Frauen.

Erster Akt.

Halle in Salomo's Palast, auf vergoldeten Pfeilern ruhend, dahinter eine offene Galerie, durch welche man in eine zweite Halle blickt. In dieser ist eine große Tafel gedeckt, mit vielen Goldgeschirren geschmückt. Zwischen den Pfeilern der Galerie bunte Teppiche, jetzt noch zurückgeschlagen. Ganz vorn zur Rechten zwei prunkvolle Sessel, dazwischen ein Tischchen.

Erste Scene.

Abdiel, der Haushofmeister, **Simri** und **Amri**, Kämmerer des Königs, eine Schar Palastdiener, unter ihnen **Saphat**.

Abdiel. Sind alle da? Wohl, so vernehmt mein Wort! Der König, unser Herr — Gott mach' ihn groß! — Ist jetzt gegangen, wie euch wohlbekannt, Am Thore seiner Stadt Jerusalem Die Königin von Saba zu empfangen. Wenn er sie eingeführt in den Palast, Wird er nur kurze Zwiesprach mit ihr pflegen, Dann geht's zu Tische. Und so sprach der Herr Zu Abdiel, seinem Knecht: der Tafel soll's An nichts ermangeln, was den Gaumen reizt, Die Augen weidet, alle Sinne labt. Die Fürstin aus Arabien soll erkennen, Daß, was uns Gott der Herr in Fülle gab, Wir ihr zu Füßen legen, daß ihr Herz Sich dran erfreue. Also sprach der Herr. Habt ihr's gemerkt? (Murmeln der Zustimmung.) Nun, diese fremden Heiden, Die, wie die Sage geht, in Zelten wohnen, Sich kärglich nähren von der Dattel Frucht Und selten Wein und Wasser auch nur trinken, Wenn sie es haben, — ihre Augen sollen Groß aufgehn, so sie schaun die güldne Pracht, Die dort die Tafel ziert, und kosten sie Das Mahl, vor Wonne schmelzen soll ihr Herz. Euch aber, die bestellt zur Aufwartung, Sei's eingeschärft, wo einer Kopf euch lieb, Daß ihr des flinksten Dienstes euch befleißt, Nicht etwa lacht, wenn diese Fremdlinge Sich ungesittet, gier'gen Wölfen gleich, Auf feine Speisen stürzen, sie verschlingen Nur halbgeschnitten, mit dem Kaftanärmel Den Mund sich wischen und so fort. Nein, denkt, Sie beten Götzen an und leben halb Dem Viehe gleich.

Amri. Sind sie so ungeschlacht?

Simri. Die Königin soll stolzen Sinnes sein Und unermeßlich reich.

Abdiel. Mag sein; doch kennt Auch sie den Einen Gott, den unsern, nicht. Nun, unser König will, daß man sie ehre. Drum schreibt euch hinters Ohr, was ich gesagt. Wer Grund zu klagen giebt, wird an dies Fest Mit Seufzen denken. Ward, wie ich befahl, Saphat beschickt?

Saphat (vortretend). Hie bin ich, Herr.

Abdiel. Hör, Alter, Du hast saumselig den Befehl vollführt, Den ich Dir gab.

Saphat. Herr —

Abdiel. Was sich Köstliches An Früchten in des Königs Garten fände, Das hieß ich Dich den Knechten überliefern. Du aber sandtest nur zwei Körbchen voll, Armselig, eine Schmach dem Königstisch. Wie konnst Du wagen, dem Befehl zu trotzen?

Saphat (mürrisch). Herr, über seinen Weinberg und die Gärten
Zum Hüter hat der König mich bestellt, Daß ich die edlen Früchte nicht unzeitig, Eh' sie am Sonnenfeuer reifgekocht, Auf seine Tafel schicke. Sieh, nun ist's Noch früh im Jahr, an reifer Frucht nur wenig Vorhanden; da gedacht' ich, Schande wär's Dem Herrn, ließ' ich die Zähne seiner Gäste An herbem Obst stumpf werden. Für ihn selbst Und diese Königin genügt das Wen'ge. Was kümmern mich die andern?

Abdiel. Ha, Du frecher, Fürwitz'ger Narr, hast Du zu denken, wo Ein Höh'rer schon gedacht? Hast Du zu klügeln, Wo Dir gesagt ward: Thue dies und das? Mit Früchten soll die Tafel prangen, so Ward Dir's befohlen. Ob sie ehbar sind, Ist Deine Sache nicht. Drum hurtig fort! Füll noch fünf Körbe! — Horch, da schallt's heran. Schon naht der Zug mit Saitenspiel. (zu Simri)
Du, Simri, Bist zu der Fürstin Dienst bestellt. Du, Amri, Hast dem Gefolg die Kammern anzuweisen. Thut eure Pflicht, und wenn ich klagen höre, So wahr Gott lebt und meine Seele lebt, So soll euch — (macht eine drohende Geberde, wendet sich und geht. Sie folgen ihm durch die Galerie nach links hin. Die Diener verstreuen sich bis auf zwei, die bei Saphat zurückbleiben.)

Saphat. Ha, verwünscht! Fünf Körbe noch! Fünf Körbe! Hat nicht auch die edle Frucht Gleichwie ein andres Gottgeschöpf ein Recht,

Digitized by Google

Das Licht zu trinken, bis ihr Stündlein kommt?
Doch wie sich Mördershand an Säuglingen
Vergreift —

Erster Diener. Still, alter Murrkopf! Spute Dich
Und thu, was man Dich heißt.

Zweiter Diener. Man kennt Dich, Saphat,
Wenn Deine Früchte herb und stachlig wären
Wie Deine Zunge, ließe man am Stamm
Sie ungekostet faulen. Hahaha! (Zieht den immer noch in sich hineinmurrenden Alten fort durch die Galerie nach rechts.)

Zweite Scene.

(Die Musik, die schon während der letzten Reden sich gemäßigt hat, klingt jetzt ganz in der Nähe. Ein reicher Zug jüdischer Knaben, Würdenträger und Harfen- und Flötenspieler bewegt sich durch die Halle herein. Dann)

Salomo (neben der) **Königin Palkis** (die in einer niedrigen offenen Sänfte getragen wird. Sie steigt herab, der König bietet ihr die Hand, ihr Gefolge stellt sich im Hintergrunde auf.).

Salomo. So heiß' ich Dich willkommen, Königin,
In meinem Haus. Was immer Deinen Augen
Darin gefällt, ist Dein.
(Die Königin blickt mit ernstem Gesicht vor sich hin, läßt sich zu dem einen Sessel führen und setzt sich nieder, ohne Zeichen der Teilnahme an dem, was um sie her vorgeht.)

Salomo. Du bist ermüdet
Vom heißen Weg. Geliebt es Dir, bevor
Das Mahl gerüstet wird, in die Gemächer,
Die Dir bereit stehn, Dich zurückzuziehn?
(Die Königin schüttelt das Haupt.)
So laß Dich einen kühlen Trank erfrischen
Und neig Dein Ohr dem Sang und Saitenspiel.
(Diener bringen goldene Krüge und Becher, die sie auf das Tischchen vor dem Sessel der Königin hinstellen. Salomo läßt sich auf dem andern Sitz nieder. Ein Diener reicht Ballis einen gefüllten Becher, sie macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Die Musik, die bei den ersten Worten des Königs verstummt war, beginnt wieder. Gesang von Knabenstimmen. Zwölf Jungfrauen, jede einen Krug tragend, schreiten in Tanzbewegungen herein, neigen sich vor der Königin, legen dann ihre Krüge zu ihren Füßen nieder. Sie blickt über alles hinweg, der Gesang verstummt.)

Salomo. Dein Sinn ist nicht bei uns. Dein Auge schweift
In weiten Fernen. Rennt Dich, daß Du kamst?
Wir kennen Deines Landes Bräuche nicht.
Wenn irgend wir gefehlt, wenn etwas Du
Vermissest, Herrin, das Dir darzubieten
In unsrer Macht, so sprich, und es geschieht.

Königin (zerstreut aufblickend). Schick alle diese fort!

Salomo (erhebt sich, bewegt die Hand gegen das Gefolge). Laßt uns allein! (Alle ziehen sich zurück, die Vorhänge werden geschlossen.)

Salomo (setzt sich wieder). Nun sprich, o Fürstin. Froh
empfing ich Dich.
Doch schon am Thor, da ich vom hohen Rücken
Des Dromedars Dich hob, gewahrt' ich wohl,
Daß mich Dein dunkler Blick befremdet maß.
Seitdem in kühler Stummheit meidest Du
Mein Aug', und Deine Lippe scheint das Lächeln
Verlernt zu haben. Sag, was wirret Dich,
Das nicht ein Freundeswort verscheuchen mag?

Königin. Herr, Du bist gütig. An der Fremden übst Du
Geduld und Nachsicht. Einen heitren Gast
Erhoffest Du; ein ernster nahte Dir.
Doch da Du weise bist, wirst Du verstehn,
Was mich verschattet.

Salomo. Rede! Deine Stimme
Klingt schwesterlich vertraut zu meinem Ohr,
Als hätten wir von Kindesbeinen an
Zwiesprach gepflogen.

Königin. Eines Bruders Liebe
Blieb mir versagt. Der Eltern einzig Kind
Wuchs ich im Kreise der Gespielen auf,
Geselligt, doch allein, denn Keine fand ich,
Die zur Vertrauten deß, was in mir lebte,
Mir würdig schien. Um so begier'ger nur
Horcht' ich, wenn ich die Männer reden hörte,
Und da ich rasch entwuchs den Kinderschuh'n
Und heißer ward von Jahr zu Jahr mein Durst
Nach Wissenschaft, lag ich dem Vater an,
In weiser Meister Lehre mich zu geben,
Und er gewährte mir's. Sie lehrten mich
Der Sterne Wandel, die Gestalt der Erde,
Die Kunde der Arzneien, die Gesänge
Der Dichter — ihres Wissens Inbegriff,
Und traten vor den Vater eines Tags:
Herr, Deine Tochter hat nun ausgelernt;
Entlaß uns unseres Amts. — Von stolzer Freude
Schwoll meines Vaters Herz. Das meine blieb
Voll banger Rätsel.

Salomo. Wirst Du nicht gerühmt
Als Meisterin in jeder Rätselkunst?

Königin (erhebt sich). O diese Weisheitsgaukler! Antwort gaben
Sie mir auf Fragen, die ich nicht gethan,
Und wo ich fragte, da verstummten sie.
Die Kreise, drin sich die Gestirne drehn,
Verstand ich. Was mein eigen Herz bewegt,
Blieb ungelöst, mein Hunger ungestillt.
Dann nahmen mir die Götter meinen Vater,
Und jung noch stieg ich auf zur höchsten Macht.
Sie priesen mich um meine Kraft und Klugheit.
Die Feinde meines Landes zitterten
Vor meinem Namen. Goldne Schätze brachten
Die Unterjochten. Über meinem Thron
Stand wolkenlos die Sonne — doch in mir
War ödes Zwielicht. Was sind Sinnesfreuden?
Wie biese buft'gen Kränze liegen sie
Zu unsern Füßen. Schon nach kurzem Blühn
Verdorren sie, und weiter wandeln wir
Den Wüstenpfad durchs Leben, und am Weg
Sehn wir die Reste falscher Freuden bleichen
Und streben dem Phantom der Wahrheit nach,
Das immer täuschend winkt am Horizont. (Pause.)
(Sie stößt mit dem Fuß die Kränze fort, schreitet durch das Gemach, die Arme über der Brust gekreuzt.)

Salomo. Und was nun trieb auf Deiner Wüstenwandrung
Dich her zu mir?

Königin (bleibt stehen, spricht weiter, ohne ihn anzublicken). An einem Abend war's.
Unmutig über alten Zweifeln brütend
Lag ich auf dem Altan. Da hört' ich drunten
Im Hofraum einen meiner Knechte reden.
Er pries die Weisheit seiner Königin,
Und einer, der mit ihm, entgegnete:
Mag sich ihr Geist bis an die Sterne schwingen,
Den, der darüber wohnt, den kennt sie nicht,
Den kennt allein der König meines Volks,
Der Weiseste der Menschen. — Alsobald
Beschickt' ich den, der so geprahlt. Er kam,
Ein Mann vom Volke Israel, und warf
Sich in den Staub vor mir, um Gnade flehend,
Dafern er mich gekränkt. Ich aber fragt' ihn

Digitized by Google

Um ſeines Königs Weisheit, und alsbald
Gab er mir Proben, die mich ſtaunen machten,
Von Richterſprüchen, wo das Recht verhüllt,
Von einem Buch, drin er der Erdengüter
Umwert erwägt und ſiebt, wie auf der Tenne
Der Landmann worfelt einen Weizenhaufen,
Auf daß die Spreu zerſtiebt. — Schafft mir das Buch! —
Ich hab' es nicht. — So lade Deinen König
Zu mir! — Er kommt nicht. Er iſt ſtolz. — Nun denn,
So muß ich wohl zu ihm. Und ſieh, hier bin ich.
Doch wie der Wüſte Trugbild weiter ſtets
Und weiter lockt und ſtets die Sehnſucht täuſcht,
So auch enttäuſcht ſich' ich vor Dir.

Salomo (lächelnd). Enttäuſcht?
Kennſt Du mich ſchon?

Balkis. Zu einem Weiſen zog ich.
In dem geprieſnen Richter Israels,
Dem Herzenskünd'ger, hofft' ich den zu finden,
Der mir die bangen Rätſel löſen könnte:
Wozu wir leben? Ob es Stillung giebt
Für unſrer Seele Durſt? Ob eine Raſt
Im ew'gen Wechſel dieſer Erdendinge?
Ob irgend eine Stunde kommen mag,
Da wir die Wahrheit ſchauen ſchleierlos,
Und tauſend Fragen mehr. Wer aber trat mir
Am Thor der Stadt entgegen? Nicht ein Greis,
Dem der Erfahrung Schnee das Herz gekühlt,
Der Pflug des Denkens tief die Stirne furchte:
Ein Fürſt im Flor der Jahre, dem das Auge
Gleich einer Kriegesfackel glüht, ein Held
In königlichem Prunk. Statt weiſer Worte
Geſang und Harfenſpiel, ſtatt ernſter Männer,
Gefährten ſeiner Forſchung, eine Schar
Von blühnden Jungfrau'n — Wein und Mahl und Feſte
Hält er bereit, als könne meinen Hunger
Gemeine Speiſe ſtillen — und er fragt,
Ob ich, enttäuſcht am Ziel der weiten Fahrt,
Bereue, daß ich je ſie unternommen!

(Sie wirft ſich auf das Ruhebett, ſtarrt vor ſich hin. Pauſe.)

Salomo (ſteht auf). Wardſt Du von weiſen Meiſtern
unterwieſen
Und lerntest nicht den Schein vom Weſen ſondern,
Den Anfang aller Weisheit? Ich empfing Dich,
Die Königin, als König.
Verweile länger hier, und auch der Menſch
Wird ſich Dir zeigen, unterm goldnen Reif
Die Stirn des Grüblers, der vor ſeinem Gott
Einfältig ſteht und an die Bruſt ſich ſchlägt
Und ruft: Herr, Herr, erleuchte Deinen Knecht!
Jung ſchein' ich Dir. Doch wer von Throneshöh'n
Das Leben überſchaut, der altert früh
Und iſt weiſ'ſicht'ger als der niedre Mann,
Den Alter auf des Lebens Zinnen ſtellt.
Vielleicht, wär' ich ergreiſt ſchon, würd' ich jetzt
Mit Greiſenweisheit Dich zu täuſchen ſuchen,
Wie man ein Kind, das nach den dunklen Rätſeln
Der Welt fürwitzig fragt, liebreich betrügt,
Mit doppelſinnigem Spruch ihm Rätſel löſend
Mit neuen Rätſeln. Doch ich halte Dich
Zu hoch, um Dich zu täuſchen, und zu wert
Als meinen Gaſt, um, da als Gaſtgeſchenk
Du Wahrheit heiſchteſt, Dir die ſüße Schale
Zu bieten und den Kern zurückzuhalten,
Der freilich bitter iſt. (Tritt ein paar Schritte ihr entgegen; in
wachſender innerer Erregung.) Wozu wir leben?
Stirb, ſo erfährſt Du's; früher nicht. So lang
Im Fleiſch wir wandeln, kehrt uns Tag um Tag
Nur eins: daß alles eitel. Was denn iſt
Der Menſch, daß er zu dauern ſich vermäße?
Das Kind der Zeit, wie faßt' es Ewiges?
Was heut noch iſt, ſchon morgen iſt's geweſen;
Geſchlechter kommen raſtlos und vergehn,
Die Erde aber bleibet ewiglich,
Und auch der Menſchen Höchſter, Weiſeſter,
Er läßt nicht tiefre Spuren, als das Laſttier,
Das übereilt vom Wüſtenwind am Weg
Dahinſinkt, und des Flugſands Leichentuch
Deckt ſein Gebein. Denn Glanz und Macht ſind eitel,
Die Luſt iſt eitel und der Schmerz, das Gute
Sowie das Böſe. Den Gerechten ſah ich
Gebeugt vom Unglück und den Gottvergeſſnen
In Freuden leben. Da bedünkte mich,
Es ſei auch eitel, nach der Weisheit trachten,
Und ſchrie zu meinem Gotte: Herr mein Gott,
Iſt es nicht beſſer, nie das Licht zu ſchau'n,
Als jegliches, was es beſcheint, erkennen
In ſeiner Nichtigkeit?

Balkis (die mit ſteigender Spannung zugehört hatte, halbaufgerichtet).
Und er? Gab er
Dir Antwort?

Salomo. Nicht in Worten. Doch er hauchte
Mir plötzlich einen Mut ins Herz und fühlte
Das Fieber meiner Angſt. Und aufgethan
Ward mir das Auge, daß ich klar erkannte:
Wir Menſchen haben nur den Augenblick,
Das Ew'ge iſt für Gott allein. Er ſchuf uns,
Daß wir wie Mücken in der Sonne ſpielen,
Am bunten Strahl uns wärmend, bis die Nacht
Den Schein verſchlingt. Wir ſollen fröhlich ſein
In unſrem Thun, uns freu'n des guten Tags,
Bemüht, den böſen auch für gut zu nehmen.
Was lieblich iſt, ob es auch eitel wäre,
Genießen wir's, denn dies iſt unſer Teil;
Was drüber iſt, hat Gott ſich vorbehalten.

Balkis (iſt langſam aufgeſtanden). Und unſre Seele, wenn
ſie ruhen möcht'
In ewigen Gefühlen, wäre wie
Ein Schwimmer nur im uferloſen Meer,
Der ſtets ſich regen muß, nicht zu verſinken?
(ſtockend, mit leiſer Stimme)
Und auch, wovon die Dichter aller Zeiten
Geſungen, auch die Liebe — (ſtockt.)

Salomo. Kennſt Du ſie?

Balkis (halblaut). Nur aus dem Lied der Dichter. Doch
ſie ſagen,
Sie ſei unſterblich.

Salomo. Und ich ſage Dir,
Der ich ſie wohl gekannt: auch Lieb' iſt eitel
Und ſchwindet wie ein Feuer auf der Haide,
Vom Wind entfacht, von Regenflut gelöſcht.
Wie denn? Es wandelt ſtündlich ſich der Menſch,
Und ſollte doch das Herz in ſeiner Bruſt
Beſtändig ſein? Doch iſt von allem Eitlen
Sie wohl das köſtlichſte. Denn Schönheit labt

Digitized by Google

Die Sinne und erneut des Menſchen Blut,
Und Weibes Anmut iſt wie Blumenhauch
Vom Paradieſe, der das Herz erquickt.
So laß auch Dir mich danken, ſchöne Freundin,
Und ſegnen dieſer Stunde flücht'ge Gunſt,
Die mir Dein Bild gezeigt. (Er tritt auf ſie zu, küßt ſie auf die Stirn; ſie ſchauert zuſammen und wendet ſich ab. Von draußen rechts Lärm ſtreitender Stimmen. Der Vorhang wird zurückgeſchlagen.)

Dritte Scene.

Vorige. Abdiel (hinter ihm) **Ben Isbah. Saphat,** (von zwei Dienern hereingeführt; hinter ihnen noch verborgen) **Sulamith.**

Abdiel. Erhabner Herr —

Salomo (ſtirnrunzelnd). Wie wagſt Du einzudringen, Abdiel,
Da ich's verbot? Was wollen dieſe?

Abdiel. Herr,
Laß Gnade walten über Deinem Knecht!
Vergebens ſucht' ich ſie zurückzuhalten.
Der Fremde —

Salomo (zu dem Knaben). Wer biſt Du? Was heiſcheſt Du?

Balkis. Mein Feldhauptmann Ben Isbah, der den Zug
Befehligt hat und mich beſchirmt. Tritt vor,
Ben Isbah, neige Dich dem Könige
Und ſprich: was iſt geſchehn, daß Du hier eindringſt,
Den Blitz des Zorns im Auge?

Ben Isbah (vortretend). Königin,
Den Staub, den Deine Sohle tritt, in Ehrfurcht
Küßt ihn Dein Knecht. (Er verneigt ſich tief vor ihr, dann mit einem ſtolzen Seitenblick auf Salomo) Doch einem Herrn, deß Diener
Auf eines Gaſtes Scheitel Schmach gehäuft,
Neigt ſich Ben Isbah nicht.

Balkis. Schmach?

Ben Isbah (auf Saphat deutend). Dieſer Mann,
Da ich im Garten drunten wandelte,
Hob ſeine Hand auf wider mich und — ſchlug mich.
Bei den Geſtirnen! Rache will ich haben,
Eh' ſich die Sonne neigt. Wenn meine Fürſtin
Sie mir nicht ſchaffen kann, wend' ich mein Roß
Und reite heim zu meines Landes Fluren
Und nie mehr wird ihr Aug' mich wiederſehn.

Balkis. Er ſchlug Dich? Dieſer Mann? Haſt Du's vernommen,
O König? Ehrt man Deine Gäſte ſo
In Deinem Haus?

Salomo. Des Hauſes Ehre, Fürſtin,
Iſt ſeines Herren Kleinod. Fürchte nicht,
Daß ich's von dreiſter Hand beſudeln laſſe. (Er ſchreitet zu ſeinem Seſſel zurück, die Königin läßt ſich auf das Ruhebett nieder.)
Sprich, Abdiel: wie trug ſich dieſes zu?

Abdiel. Herr, dieſem Mann, der Deine Gärten hütet,
Saphat mit Namen, unter dem Geſinde
Bekannt ob ſeines ſtörrigen Eigenwillens —
Hat er nicht, da ich jüngſt ihm auftrug, Reben
Zu pflanzen hoch empor zu Deinem Söller,
Es rund verweigert? Denn, ſo ſagt' er, dort
Iſt weder Licht noch Feuchte, wie der Rebſtock
Bedarf, weil ihn des Söllers Dach beſchattet.
Ich aber ſagte —

Salomo. Laß den alten Zwiſt!
Dein Zeugnis von dem neuen wird verlangt.

Abdiel. Nun, mein erhabner König, das iſt kurz.
Ich hatte dieſem Saphat aufgetragen,
Zum Nachtiſch für die Tafel ſieben Körbe
Mit Früchten anzufüllen. Da er zaudernd
An ſein Geſchäft ging, ſchritt ich in den Garten,
Ihn anzutreiben, und kam eben recht,
Da dieſer edle Fremdling aus der Scheide
Sein Schwert geriſſen, den empfangnen Schlag
Mit Saphats Blut von ſeiner Hand zu waſchen.
Ich fiel ihm in den Arm. Herr, ſagt' ich, laß
Dem Könige die Rache, dem gerechten
Und weiſen Richter, und befleck nicht
Mit Blut den Tag des Feſtes. Darauf führt' ich
Den Alten vor Dein Antlitz. Dies iſt alles,
Was Abdiel, Dein Knecht, zu ſagen weiß.

Salomo. Du thateſt recht und gut. Nun, alter Mann,
Sprich Du: wie kam's? Warum vergriffſt Du Dich
An dieſem Fremden? Kannteſt Du ihn nicht
Als unſrer Gäſte einen?

Saphat (finſter). Herr, ich hab' ihn
Gekannt als Deinen Gaſt.

Salomo. Und hobeſt doch
Die Hand auf wider ihn?

Saphat. Weil er die ſeine
Nach fremdem Gut ausſtreckte.

Ben Isbah. Hund von einem
Hebräer!

Salomo. Bänd'ge Deine Zunge, Freund! —
Du aber ſprich und hüte Dich, die Wahrheit
Nur um ein Haar zu kränken.

Saphat. Herr, Du haſt
Zu Deiner Gärten Hüter mich beſtellt.
Mir blutete das Herz, da mir geſagt ward,
Mit Früchten ſollt' ich ſieben Körbe füllen
Für Deine Tafel, denn der zeitigen
Sind wenig nur. Allein gehorchen iſt
Des Dieners Los. So ſchnitt ich von den Stöcken
Kopfſchüttelnd ab, was ich wohl ſonſt verſchont,
Und obenauf legt' ich die ſüßeſten
Für Dich und Saba's Fürſtin. Plötzlich ſtand
Der Mann vor mir, und ſonder Gruß und Bitte
Griff mit der Hand er in den Korb und zog
Die goldenſte der Trauben draus hervor.
Du, rief ich, hüte Dich! die ſind des Königs.
Doch er: ſie ſind deß, der ſie ißt. Und dreiſt
Nach einer zweiten greifend, fing er an
Schamlos zu ſtillen die Begier. Mir ſchwoll
Der Zorn. Ich ſagte: Leg ſie hin! Sonſt klag' ich
Beim König. — Doch er lachte nur, und höhniſch
Schlug er den Korb mir aus der Hand, daß rings
Die edlen Früchte auf den Raſen rollten.
Da zähmt' ich mich nicht mehr. Vom nächſten Beet
Riß einen Stab ich, dran ſich Roſen rankten,
Und ſchlug nach jenem Räuber. That ich unrecht,
So laß mich büßen. Doch geſchäh' es wieder —
Saphat iſt ſchon zu alt, um noch zu lernen,
Daß man gelaſſen Unbill leiden muß,
Und würde ſich vergehn zum zweitenmal. (Pauſe.)

Salomo. Nun rede Du, Ben Isbah! Trug dies alles
Sich zu, ſo wie er ſagt?

Ben Isbah. Mög' ihm ein Blitz
Zu Aſche brennen die verwegne Zunge,
Die noch der That ſich rühmt! Wann hätte ſich
In meinem Land ein Sklave deß erfrecht?
Sein Haupt wär' augenblicks zu jenen Früchten

Digitized by Google

Hinabgesunken, die im Sande rollten.
Doch ich hielt an mich; denn sie sagen, König,
Du seist gerecht. Sieh hier den Stab, mit dem
Dein Knecht an Deinem Gaste sich verging,
Und hier die blut'ge Spur, die flammenrote,
Die laut nach Rache schreit. (Ein Diener ist vorgetreten und hat dem Araber einen Stab gereicht, den er in der Rechten erhebt, während er die Linke dem König hinhält.)

Salomo (nach einer Pause). Sag mir, Ben Isbah,
Hätt' einer dies in Deinem Land gethan,
Welch eine Buße würd' ihm zuerkannt?

Ben Isbah. Er büßte mit dem Haupt. Doch dorten ging'
Ich nicht zum Richter. Ich bestraft' ihn selbst.

Salomo. Du selbst? Und mit dem Haupte müßt'er büßen,
Was seine Hand gethan?

Ben Isbah. Warum erhob er
Sein Haupt so hoch, dem Höheren zur Schmach!

Salomo. Wohl. Jedes Land hat eigne Sitt' und Brauch.
Wir lassen nicht sofort das Haupt entgelten,
Was eine allzuraiche Hand gefehlt,
Eh' noch der Kopf sich recht besinnen konnte.
Drum stelle Deine Forderung mäßiger,
Und was Du heischest, soll Dir werden.

Ben Isbah. Nun denn,
So fordr' ich seine Hand.

Salomo. Die Hand?

Ben Isbah. Sie werde
Vom Rumpf getrennt den Hunden vorgeworfen
Zum Fraß.

Sulamith (stößt einen halberstickten Schrei aus). O Vater!

Salomo. Bleibst Du bei der Forderung?

Ben Isbah. Ben Isbahs Junge hat nur eine Rede.

Salomo. Ist dies in Deinem Reich, o Königin,
Gesetz und Recht?

Königin. Es ist. Du aber fälle
Den Spruch nach Deiner Weisheit, wie es Rechtens
In Deinem Land, drin wir nur Gäste sind.

Salomo. Nun denn: so spricht der Herr, Gott Zebaoth:
Ich bin ein eifriger und strenger Gott
Und fordre Ang' um Auge, Zahn um Zahn.
Wo Blut vergossen ward, da fließe Blut.
Saphat, tritt vor! (Zu diesem Augenblick ein zweiter Angstruf Sulamiths.)
Wer stieß den Angstschrei aus?
Wer stört hier das Gericht?

Sulamith (die Diener zurückdrängend, die sie halten wollen).
Mein Herr und König,
Zu Deinen Füßen — (Sie stürzt vor Salomo auf die Knien.)

Salomo. Wer ist dieses Mädchen?

Sulamith. Herr, Gnade! Gnade, Herr!

Salomo. Wer bist Du? Sprich!

Abdiel. Sie ist des alten Saphat Tochter, Herr.
Sie hing sich an den Vater, da ich ihn
In Haft nahm. Sulamith, wie wagst Du nur
So dreist — (will sie aufheben)

Salomo. Laß sie gewähren! — Sulamith,
Erhebe Dich und rede!

Sulamith. Nein, o Herr,
Hier laß mich liegen, hier im Staube flehn,
Daß Du Dein Antlitz leuchten lassest über
Den treusten Deiner Knechte. Herr, ich bin
Ein armes Ding, nie hätt' ich mir getraut,
Den Mund zu öffnen hier im Königssaal,
Ja, wenn Du nur von fern vorüberschrittst,
Da stockte mir der Atem in der Brust,
Und kaum das Auge wagte Dir zu folgen.
O schilt mich nun nicht dreist und ehrfurchtslos,
Daß ich die Knie Dir zu umfassen wage
Und flehend suche Deines Auges Strahl
Und stammle: Gnade! Gnade!

Salomo. Du vernahmst,
Wie schwerer That Dein Vater ward gezichtn.

Sulamith. O Herr, ich hört' es nicht allein, ich sah's.
Denn da mein Vater alt ist und bei Nacht
Oft nicht des Schlummers sich erwehren kann
Und unverlässig oft die Knechte sind,
Hat er mich von den Hürden, wo ich Sommers
Die Herde weidete, zu sich geholt,
Ihm beizustehn in seinem Hüteramt.
Denn so getreu ist er in Deinem Dienst,
Daß jeder Rand an Deinem Eigentum
Ihn bittrer kränkt, als an der eignen Habe.
Da sah ich, wie der Fremde zu ihm trat.
Nicht jählings schlug mein Vater ihn; er bat,
Er warnt' ihn, abzustehn, und da er taub blieb,
Da erst — O Herr und König, nur für Dich,
In Deinem Dienst — und soll so grausam nun
Die Treue büßen? — Herr, bedenk, die Hand —
Die arme rechte Hand, mit der er einst,
Wenn er ergreift, die Glieder stützen muß,
Die Hand, die seines armen Kindes Wange
So oft gestreichelt, die in jüngern Tagen
Das Schwert geführt im Kampf mit Deinen Feinden —
Nein, Herr und König, wenn Du richten mußt
Nach der Gerechtigkeit — sieh, Sulamith
Ist ein geringes Mädchen. Ob sie lebt,
Ob nicht, was liegt daran? Nimm meine Hand,
Nimm meine beiden, all mein Blut und Leben,
Nur schone Deines greisen Dieners, Herr,
Und der gerechte Gott vergelte Dir's!
(Sie senkt ihr Haupt und umfaßt die Füße des Königs.)

Salomo. Dein Blut und Leben? Der Unschuld'gen Blut
Für das des Frevlers? Wär' ich dann gerecht?
Steh auf — noch einmal sag' ich's, Sulamith!
(Sie löst seine Füße frei, steht langsam auf. Er erhebt sich.)
Und Ihr, vernehmt den Richtspruch! Ein Vergehen
Ist hier zu sühnen an dem heil'gen Gastrecht,
Doch nur den Schuld'gen soll die Strafe treffen.
Wer aber ist der Schuld'ge? Jener Mann,
Der blindlings that in seines Herren Dienst
Nach seines Herrn Gebot? Sein Wille gleicht
Dem Stein nur in der Schleuder, der geschwungen
Von eines Kämpfers Hand sein Ziel erreicht.
War's frevelhaft, so komm' auf dessen Haupt
Die Buße, der dem Stein die Schwungkraft lieh:
Hier ist kein Schuld'ger, als ich selbst.
(Bewegung unter den Umstehenden.) Gebt frei
Den alten Mann. Er that nur, was sein König
Von ihm geheischt: von seines Gartens Früchten
Der Unberufnen Hände abzuwehren.
Mein aber ist die Schuld, daß ich ihm nicht
Gelagt: die edlen Gäste meines Hauses
Sind frei, darin zu schalten nach Gelüst.
Wonach die Hand sie strecken, das sei ihrer,
Die Frucht am Zweig sowie das Goldgefäß

Digitized by Google

Auf meinem Tisch, das ihnen wohlgefällt.
Und so entlast' ich meinen Knecht der Schuld
Und nehme sie auf mich. (Saphat macht eine Bewegung, sich Salomo zu Füßen zu stürzen. Der König gebietet ihm mit einer Geberde, zurückzubleiben.)

Ben Jsbah. Und der Beschimpfte
Trägt seine Schmach und seine Wund' hinweg?
Ist dies Gerechtigkeit in Israel?

Salomo. Kurzsicht'ger Mann! Du sollst befriedigt werden.
Fasse den Stab, mit dem Dich jener schlug,
Und triff damit aufs Blut des Schuld'gen Hand.

Ben Jsbah (tritt zweifelnd zurück). Des Schuld'gen?

Salomo (seine rechte Hand ihm entgegenstreckend). Diese hier!
Du zauderst? Hast
Du nicht vernommen? Aug' um Auge — Blut
Um Blut? Ich darf sie nicht vom Rumpfe trennen,
Als Gastgeschenk sie auf dem Heimweg Dir,
Ben Jsbah, mitzugeben. Denn sie muß
Des Herrschers Stab, das Schwert des Kriegers halten.
Doch eine Wunde, welche sie empfing,
Um der Gerechtigkeit genugzuthun,
Entehrt nicht eine Königshand. Erhebe
Den Stab und schlage schonungslos. Du bist
In Deinem Recht. (Ben Jsbah steht einen Augenblick im Kampf, dann tritt er vor, ergreift den Stab und wirft ihn dem Könige zu Füßen.)

Ben Jsbah. Hier liegt mein Recht — in Stücken.
Der königliche Richter hat den Kläger
Entwaffnet und versöhnt. Heil Salomo!

Die andern. Heil! Heil!

Salomo (zu dem Andern tretend). Der edle, großgesinnte Gast
Wird nicht verschmähn, des Mannes Hand zu drücken,
Dem er die Buße nachließ. (Reicht ihm die Hand.)

(Amri und Simri erscheinen in der Halle.) Königin,
Das Mahl harrt Deiner. Du, Ben Jsbah, wirst
Zu meiner Linken sitzen. Unser Herz
Soll fröhlich sein — (zu Sulamith) — auch Deines, Sulamith!
(Er wirft einen langen Blick auf das Mädchen, das zu ihrem Vater geeilt ist und innig den König anblickt, geht dann auf die Königin zu und führt sie an der Hand in den Festsaal, aus welchem Harfenspiel erklingt. Alle vermeigen sich. An der Schwelle wendet Salomo sich um und sieht nach Sulamith zurück.)

(Der Vorhang fällt.)
(Die weiteren Akte folgen.)

Dramaturgische Aphorismen.

Von **Friedrich Hebbel.***)

... Wie man sich an die Analyse der Sprache im Drama wagt, muß man den Unterschied zwischen einer Darstellung, einer unmittelbaren Abspiegelung des Lebensprozesses und einer Relation, einem verständigen Aufzählen seiner verschiedenen Momente und seines endlichen Resultats erkannt haben. Dann wird man ganz andere Seiten ins Auge fassen, als die äußerliche Beschaffenheit des Satz- und Periodenbaus, und Lessing, auf den man gern verweist, nur in sehr bedingtem Sinn als Muster aufstellen. Lessing, der eben nur Relationen gab, der nie zwischen tausend Jägen das Gleichgewicht herzustellen, sondern immer nur die zwei oder drei, die er seiner Beleuchtung und seiner Menschenkenntnis abgewann, unterbringen hatte, Lessing konnte diesen leicht ihr Recht anthun, er konnte sie leicht bis ins einzelste auswalen und doch ein schnell durchwandertes etymologisches Gebäude zu stande bringen. Ein anderes ist es bei dem wahren Dichter, dem mit jedem Schritt, den er thut, eine Welt von Anschauungen und Beziehungen, die zugleich rückwärts und vorwärts deuten, aufgeht, und der nur dann den Eindruck macht, den er machen will und soll, wenn er uns diesen schwellenden Reichtum, diese unendliche Lebensfülle mit genießen läßt. Dort, wo nie ein Gedanke dem andern auf die Fersen tritt, nie eine Farbe in die andere hinein spielt, war der Häckerling kleiner Sätze am Platz; hier würde er es sehr wenig sein. Es ist nicht wahr, daß der Mensch alles, was er denkt, ganz zu Ende denkt, was er empfindet, ganz aus empfindet; die Lebensäußerungen kreuzen sich, sie heben sich auf, und die vor allem soll der dramatische Stil veranschaulichen, den jedesmaligen ganzen Zustand, das Sich-Ineinander-Verlaufen seiner einzelnen Momente und die Verwirrung selbst, die dies mit sich bringt. Daraus folgt denn, daß die beliebte Leichtigkeit des Dialogs sehr oft ein Fehler sein kann und die Schwerfälligkeit eine Tugend. Übrigens kennt man den Strom, der die wenigsten Blasen aufwirft: es ist derjenige, in dem die wenigsten Fische schwimmen.

Heute (4. Dezember 1843) habe ich mein viertes Drama: „Ein bürgerliches Trauerspiel!“ geschlossen. Bei dieser Dichtung ging es eigen in mir zu. Es kam darauf an, durch das einfache Lebensbild selbst zu wirken und alle Seitenblicke des Gedankens und der Reflexion zu vermeiden, da sie mit den dargestellten Charakteren sich nicht vertragen. Das ist aber schwerer, als man denkt, wenn man es gewohnt ist, die Erscheinungen und Gestalten, die man erschafft, immer auf die Ideen, die sie repräsentieren, überhaupt auf das Ganze und Tiefe des Lebens und der Welt zurück zu beziehen. Ich hatte mich also sorgfältig zu hüten, mich bei der Arbeit zu erhitzen, um nicht über den beschränkten Rahmen des Gemäldes hinweg zu sehen und Dinge hinein zu bringen, die nicht hinein gehören, obgleich es eben diese Dinge sind, die mich am meisten reizen, denn das Hauptvergnügen des Dichters besteht für mich darin, einen Charakter bis zu seinem im Anfang von mir selbst durchaus nicht zu berechnenden Höhepunkt zu führen und von da aus die Welt zu überschauen. Ich glaube, daß mir diese Selbstaufopferung, diese Resignation auf die Befriedigung meines individuellen Bedürfnisses geglückt ist, eben darum aber rückte das Werk langsam vor, und als ich so recht im Mittelpunkt angelangt war, schleuderte mich der Tod meines Sohnes wieder heraus. Es war meine Absicht, das bürgerliche Trauerspiel zu regenerieren und zu zeigen, daß auch im eingeschränktesten Kreis eine zerschmetternde Tragik möglich ist, wenn nur sie nur aus den rechten Elementen, aus den diesem Kreise selbst angehörigen, abzuleiten versteht. Gewöhnlich haben die Poeten, wenn sie bürgerliche Trauerspiele zu schreiben sich herabließen, es darin verstehen, daß sie den derben, gründlichen Menschen, mit denen sie es zu thun hatten, allerlei übertriebene Empfindeleien oder eine stockige Borniertheit andichteten, die sie als amphibienhafte Zwitterwesen, die eben nirgends zu Hause waren, erscheinen ließen. (Das Werk erhielt bekanntlich später den Titel „Maria Magdalena“. A. d. H.)

*) Aus dem noch ungedruckten Teil der Hebbelschen „Tagebücher“, mitgeteilt von Felix Bamberg.

Digitized by Google

Anton von Werner.

Von Ludwig Pietſch.

Romeias und der Schaffner.
Initiale zum dritten Kapitel des „Ekkehard.“
Von A. v. Werner.

einer der deutſchen Säle der Berliner Jubiläums-Ausſtellung enthält auch ein männliches Porträt, welches unmittelbar die Aufmerkſamkeit des Beſuchers auf ſich zieht oder feſthält. Die ſchlanke, ſchmächtige Geſtalt, in ein offenes Sammtjaquett gekleidet, ſteht, dem Beſchauer die Bruſt und das hagere ſchmale, von etwas lang getragenem, glattem Haar umrahmte Vollgeſicht zuwendend, ganz einfach in natürlich zwangloſer Stellung da, die ſcharf blickenden Augen direkt auf die unſeren gerichtet. Wodurch das Bildnis ſo frappiert und feſſelt, iſt das perſönliche Leben darin, dieſer Ausdruck der Klarheit, des Verſtandes, der Entſchiedenheit und Entſchloſſenheit des Willens. Nie hat ſich der einem Porträt von ſeinem Maler gegebene Ausdruck mit dem eigenſten Weſen des dargeſtellten Menſchen vollſtändiger gedeckt, als in dieſem Fall. Das Bild widerſpricht der landläufigen Behauptung, daß niemand ſich ſelbſt ſo gut kenne, wie ihn der andere kenne. Es iſt ihre praktiſche Widerlegung. Iſt doch das Original dieſes Porträts auch der Maler desſelben: Direktor Anton v. Werner in Berlin. Wie ſeine Perſönlichkeit hier geſchildert, ſo iſt er wirklich; ſo hat er ſich in ſeinen Kunſtſchöpfungen wie in ſeiner ganzen Lebensführung jederzeit gezeigt: klug und klar in der Erkenntnis der Menſchen und Dinge, kühn vordringend im Bewußtſein der eigenen Kraft und zäh feſthaltend und durchſetzend, was er einmal als das Rechte, Beſte und Notwendige erkannt hat. Dieſe Eigenſchaften zu bewähren, dazu hat ihm das Leben jederzeit Gelegenheit vollauf geboten.

Die Geſchichte ſeiner Jugend iſt eine Geſchichte der Entbehrungen, der Not und der harten Arbeit. Er iſt 1843 zu Frankfurt a. d. Oder geboren und dort unter dürftigen häuslichen Verhältniſſen aufgewachſen. Der zarte, ſchwächliche Knabe mußte, kaum 13 Jahre alt, zu einem Stubenmaler in die Lehre gehen und das Handwerk praktiſch erlernen. Aber heut noch ſegnet der berühmte Meiſter das Geſchick, welches ihn gerade dieſe harte Schule geführt hat. Mit Recht empfiehlt er den jungen Akademikern jenes Handwerk als eine vortreffliche Vorſchule der höheren Kunſt. Letztere hat beſonders in Deutſchland nur zu lange darunter gelitten, daß ihre Jünger ohne jede Kenntnis und praktiſche Übung des Handwerks an die maleriſche Geſtaltung ihrer mehr durch Lektüre, als durch die Beobachtung der Natur und des Lebens erzeugten inneren Anſchauungen und Träume der Phantaſie gingen.

Die des jungen Anton v. Werner entwickelte frühe ſchon eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Es wurde ihm 1859 ermöglicht, nach Berlin zu gehen und hier die Akademie zu beſuchen, die er einſt an Haupt und Gliedern zu reformieren und zu leiten berufen werden ſollte. Seine

Digitized by Google

Fortschritte waren rasch und glänzend; besonders eifriges Studium wandte er auch dem schon als Zimmermaler ihm vertraut gewordenen Ornamentzeichnen zu. Damals galt noch immer als einer der erfindungsreichsten Meister dieser Kunst Adolf Schroedter, der romantische Humorist; ihm sendete der junge Akademiker eine Auswahl solcher Kompositionen. Die Antwort war eine sehr ermutigende und die Korrespondenz endete mit einer Einladung, nach Karlsruhe zu kommen. Wie es Werner dort unter der Oberleitung Schroedters und E. F. Lessings erging, erzählt er in diesem Hefte selbst. Auf die Geschichtsmalerei im Sinne Lessings war zunächst sein ganzer Eifer gerichtet. Zwei und zwanzig Jahre alt malte er ein Bild, Luther vor Kajetan, das heut noch ebenso durch die energische Charakteristik, wie durch die edle und kraftvolle Farbenwirkung imponiert. Ganz im Sinne der Lessingschen Geschichtsdarstellung gedacht und erfunden, aber an plastischer Kraft der malerischen Behandlung und an Kolorit den Werken dieses Meisters entschieden übertegen, sind die von Werner in den nächstfolgenden Jahren ausgeführten großen romantischen Historienbilder: „Konradin“ (1866), und „Entführung des kaiserlichen Knaben Heinrich IV.“ (1867). Viel origineller aber erscheint sein großes Talent in den gleichfalls damals von ihm gemalten kleineren Genrebildern: „Die vertrauliche Unterhaltung“ (zweier wilder phantastischer Gesellen, Streit- und Zechkumpane aus dem 16. Jahrhundert), und mehr noch in einer so frisch und unbefangen seinem eigensten Dasein entlehnten Darstellung wie: „Das Quartett“ und „Der Geburtstag im Atelier“. Diese schönen wohlerfüllten Karlsruher Jugend- und Studienjahre wurden noch in andrer Hinsicht für Werners ganzes ferneres Leben von hoher Wichtigkeit durch die Bekanntschaft mit J. V. Scheffel, welche zu einer innigen, bis zum Ende desselben währenden Freundschaft trotz des großen Altersunterschiedes beider geführt hat. Sie ist bekanntlich der Anlaß zur Entstehung einer langen Reihe der eigenartigsten und allerfreuendsten zeichnerischen Schöpfungen A. v. Werners geworden. Und hier auch, in Karlsruhe fand er Adolf Schroedters für die Kunst des Vaters und der Mutter glücklich begabte Tochter Malve, die er zu Anfang des nächsten Jahrzehnts als Gattin heimführte.

Wie viel Karlsruhe und seine dortigen Meister unserem Künstler auch gegeben hatten, er blieb sich wohl bewußt, daß wir zur Vollendung der künstlerischen Bildung außer den Lehrjahren der Wanderjahre bedürfen. 1867 bezog er die höchste Schule der bildenden Kunst für die Modernen, Paris. Aber gerade dort entwarf er jene Zeichnungen, welche in ihrem ganzen geistigen und gemütlichen Gehalt, wie in ihren künstlerischen Ausdrucksformen so echt- und urdeutsch sind, die Illustrationen zu J. V. Scheffels Liedersammlung „Gaudeamus“. Ein besonders starker Einfluß der in Paris gewonnenen neuen Anschauungen auf Werners künstlerische Entwicklung ist in seinen Schöpfungen der nächstfolgenden Zeit kaum zu bemerken. Er ist immer sich selbst getreu geblieben und hat immer Eignes zu sagen und das in seiner eignen Sprache so gut zu sagen gewußt, daß er nie das Bedürfnis empfunden hat, das Denken, das Empfinden und den Ausdruck andrer nachzuahmen. Dasselbe gilt von seinem Aufenthalt in Italien, 1868—69, wie viel auch das dort Erschaute und innerlich Erlebte die Reife seiner künstlerischen Kraft gefördert haben mag. Sein ganzes Leben in Italien war ein beständiges Studieren der großen Kunst und der Natur und Volksart des gelobten Landes der Künstler. Aber dieses Aufnehmen und Empfangen schloß auch dort bei ihm ein stetes Ausgeben und Produzieren nicht aus. Während er an den sonnigen Meeresgestaden Sorrents und Capris hauste, trug ihn die Phantasie zu den im Winterschnee begrabenen düstern Tannenwäldern des vertrauten Schwarzwaldes. Dort hat er die meisten Zeichnungen zu Scheffels „Trompeter von Säkkingen“ ausgeführt, welche dieser Dichtung zum unschätzbaren Schmuck dienen.

Kaum in die Heimat zurückgekehrt, rief ihn ein Auftrag zu künstlerischer Thätigkeit ganz anderer Art nach Kiel. Die Aula des dortigen neuen Gymnasiums sollte mit einigen Wandgemälden aus deutscher Geschichte geschmückt werden; Werner übernahm die Aufgabe. In zwei halbrunden Feldern malte er Luther vor dem Reichstage zu Worms und Friedrich Wilhelms III. Aufruf an sein Volk. In diesen großen Lünettengemälden zeigt er sich als echter Monumentalmaler. Alle verstreuten Erscheinungen der großen geschichtlichen Bewegung sind hier zusammengefaßt und verkörpert in einer bedeutsamen Handlung, welche mittelst einiger klar geordneter, schlicht und wahr bewegter Gestaltengruppen zur Anschauung gelangt. Ebenso hervorragend erwies sich hier des jugendlichen Meisters Können in der technischen Ausführung der Gemälde. Mit erstaunlicher Sicherheit malte er dieselben innerhalb weniger Monate auf die ihm gegebenen Wandflächen in schöner, einfach harmonischer, ruhig geschlossener Farbenstimmung hin.

Während der Arbeit daran war der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochen. Die deutschen Siege hatten, wie überall im Vaterlande, so auch in Kiel die helle patriotische Begeisterung entzündet. Die dortigen Stadtbehörden beauftragten Werner, für sie den General Moltke mit den heranmahenden Truppen vor Paris zu malen. Um die erforderlichen Studien für das Werk zu machen, begab er sich, mit Empfehlungen des Großherzogs von Baden ausgerüstet, nach Versailles, das Hauptquartier des Kronprinzen. Er fand bei diesem die gastlichste und freundlichste Aufnahme. Hier lernte er die Wirklichkeit des Krieges aus eigner intimer Anschauung kennen, zeichnete die Bildnisse aller namhaften staatsmännischen und militärischen Persönlichkeiten beider Hauptquartiere und zahlreiche charakteristische Scenen des Lebens im Felde. Als er von Versailles schied, hatte er sich als Mann und Künstler in jenen höchsten Kreisen eine Schätzung errungen, wie sie kein zweiter seiner lebenden Genossen besaß. In Berlin gelang es ihm damals ebenso schnell, auch diese Genossen selbst wie die ganze öffentliche Meinung für sich zu gewinnen; insbesondere durch sein Velarium für die Triumphstraße, auf welcher die Sieger am 17. Juni ihren festlichen Einzug hielten: eine Idealdarstellung des Ansturms der verbrüderten deutschen Stämme unter der Ägide einer herrlichen kriegsgerüsteten Germania gegen die feindlichen Bedränger. Die Größe, Macht und Leidenschaft in dieser Komposition, die zugleich ernste und festliche Pracht der Farbengebung, die souveräne Sicherheit der malerischen Behandlung fanden begeisterte Anerkennung. Als dann das sonst so gründlich verunglückte Siegesdenkmal auf dem königsplatz errichtet und der cylindrische Sockel der Hauptsäule durch ein aus

Digitized by Google

venezianischem Glasmosaik auszuführendes historisch-symbolisches Bild geschmückt werden sollte, herrschte über die Wahl des mit dem Entwurf zu betrauenden Künstlers gar kein Zweifel mehr. A. v. Werner war gleichsam selbstverständlich der zu diesem Werk Berufene. Man weiß, in wie großem, der Aufgabe gemäßem Sinn und Stil dieselbe von ihm gelöst ist. Auch hier wieder hat er nach dem Vorgange der großen Meister der Renaissance Wirklichkeit und Allegorie in denselben Gruppen lückulich vereinigt. Durch die Steigerung der Menschen-, ja der Bildnisgestalten über die Grenzen ihrer realen Erscheinung in Trachten und Haltung hinaus uähert er sie den symbolischen Idealfiguren und mindert so geschickt das Befremdliche solcher Zusammenstellung.

Gänzlich versagt blieb dem Meister eine ähnliche künstlerische Freiheit bei dem bald darauf begonnenen großen Bilde der Kaiserproklamation im Spiegelsaal des Versailler Schlosses, welches die deutschen Fürsten dem deutschen Kaiser stifteten. Hier galt es, mit peinlichster Genauigkeit eine Schar von militärischen Persönlichkeiten ihrer wirklichen Erscheinung gemäß in einem Augenblick hoher Begeisterung zu schildern. Nicht nur ihre Gesichter und Gestalten, sondern jedes Detail ihrer Trachten wollte genau nachgebildet sein. Bewundernswert ist es immerhin, wie Werner es verstanden hat, die gewaltigen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe zu besiegen, wenn es auch unmöglich werden mußte, bei der strengen Berücksichtigung derartiger Forderungen in der Darstellung der ewig denkwürdigen geschichtlichen Scene die Hingerissenheit, die plötzlich dabei mit stürmischer Naturgewalt ausbrechende Begeisterung zum vollen Ausdruck zu bringen.

Während der mehrjährigen Arbeit an diesem großen Werk wußte Werner noch immer Muße zu gewinnen, um eine große Zahl von Gemälden und Zeichnungen mannigfacher Art und Bestimmung zu produzieren. Ich nenne nur die dekorativen Malereien in seinem eignen, nach seinen Plänen erbauten und eingerichteten Hause, eine ganze Galerie von Bildnissen namhafter Persönlichkeiten Berlins, die Entwürfe zu Scheffels Eckehard — einige Proben der fertigen Blätter wie der Skizzen bringt dieses Heft — ferner die Skizzen für den ersten Cyklus von Wandgemälden aus altrömischem Leben im Café Bauer. Seit 1875 hatte dieser Meister zu alledem noch die schwerste von allen Lasten auf sich genommen: das Amt des Direktors der Berliner Hochschule der bildenden Künste. Es ist Werners organisatorischem und Lehrertalent, seiner Klugheit und durchgreifenden Energie gelungen, dieses Institut aus der verlassenen, dem Gespött preisgegebenen Kunstschule zu einer der bedeutendsten und angesehensten der zivilisierten Welt zu machen. Sein Lohn dafür und für alle die enormen Opfer an Zeit und Kraft, die er dabei gebracht hat, ist allerdings mehr Ärger als Dank gewesen.

Nach der Vollendung des Bildes der Kaiserproklamation traten zwei neue große künstlerische Aufgaben an ihn heran: er schuf einen Cyklus von Wandgemälden aus den Saarbrückener Kampf-, Not- und Erlösungstagen (1870) für das dortige Rathaus und das Bild der Schlußsitzung des Berliner Kongresses für das Rathaus der Reichshauptstadt. Dieses letztere Bild mit seiner Schar von lebensgroßen Porträtgestalten darf als eine der merkwürdigsten Proben des Talentes und des Kunstverstandes Werners gelten, die es ihm gelingen ließen, selbst dem Bilde eines solchen Vorganges durch edle, lebensvolle Charakteristik hohes künstlerisches Interesse und fesselnde Wirkung zu verleihen.

Während der letzten vier Jahre ist Werners schöpferische Thätigkeit gleichfalls vorzugsweise der Malerei von Bildern gewidmet gewesen, welche treue, auf gewissenhaften Studien beruhende Schilderungen aus der neueren und neuesten Geschichte sind. Vielleicht den tiefsten Eindruck hat er mit jenem Bilde erzielt, welches den Kaiser Wilhelm am Tage vor seiner Abfahrt zum Kriege von 1870 einsam in dem Mausoleum im Charlottenburger Schloßpark bei den Grabmonumenten seiner Eltern darstellt. Ein drittes neuestes: „Kriegsgefangene", erraug auf der Jubiläums-Kunstausstellung einen großen populären Erfolg. Die Scene spielt in einem Ort vor Metz im Spätherbst. Ein gefangen abgeführter Franzose begegnet auf der Dorfstraße seinem jungen Weibe. Damit sich die Gatten noch einmal herzlich umarmen können, nimmt ein preußischer Musketier gutmütig der Frau das kleine schreiende Kind ab, das sie auf dem Arm trug, zum großen Ergötzen der ihm zusehenden Kameraden und Offiziere. Schon durch ihren räumlichen Umfang, aber keineswegs nur durch diesen imposant sind Werners Diorama- und Panoramabilder, ferner die Gemälde in der Herrscherhalle des Berliner Zeughauses, fast sämtlich den Ruhmestagen von 1870—71 gewidmet und eminente Schöpfungen der die Ereignisse der modernen nationalen Geschichte porträtmäßig spiegelnden realistischen Kunst. Ein erfrischendes Labsal mag es für Werner gewesen sein, zwischen allen diesen Arbeiten jene sonnig heiteren Wandgemälde des zweiten Cyklus für das Wiener Café Bauer zu malen: Scenen der Liebe, des Glücks, des idealen Lebensgenusses in den ländlichen Villen der Umgebung des antiken Rom. Des Künstlers Phantasie, von dem ewigen Zwange befreit, Soldaten und Feldherrn in streng vorgeschriebenen Uniformen zu malen, scheint in der Erzeugung dieser Bilder aus einer versunkenen Zeit und Welt, wo die Menschen schöner waren, schöner bauten und meißelten und sich schöner und weniger kleideten und die Sonne freundlicher darauf herabstrahlte, mit hoher Lust geschwelgt zu haben.

Freilich hat es, wenn man die enorme Reihe seiner bisherigen Schöpfungen an sich vorüberziehen läßt, den Anschein, als ob die seiner Phantasie gesetzte klare Verständigkeit sich oft mehr als erwünscht das Feuer dämpfend, die sinnliche Anmut und leichte Grazie mindernd, gelteud mache, und als ob jene in ihm so mächtige Eigenschaft ihn auf Darstellungen aus der Zeitgeschichte als auf sein eigenes Feld hinwiese. Aber das ist ein Irrtum. A. v. Werners Talent hat sich so auf ganz andern Gebieten nicht minder glanzvoll bethätigt, als auf diesem umschränkten. Ein Mann und Künstler, der sich allein durch eigne Energie nun zu solcher Stellung, und noch dazu in verhältnismäßig so jugendlichem Alter, emporgeschwungen hat, ist selbstverständlich den Pfeilen und Schleudern und auch den Nadelstichen mehr als viele tausend andere ausgesetzt. Möge ihm dem zum Trotz die bisher bewiesene Spannkraft seiner Natur erhalten bleiben! Wir dürften es dann noch einst erfahren, daß er damals, als diese Zeilen geschrieben wurden, die Hälfte seiner Laufbahn noch nicht vollendet, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hatte.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 5. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Dezember 1886.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Ein Doppelgänger.

Novelle von Theodor Storm.

(Fortsetzung.)

Sachen schlich das Kind zu ihm heran. „Ist Mutter tot?“ frug es nach einer Weile, und als der Vater nickte: „Warum weinest Du denn nicht?“

Da ergriff er das erschrockene Kind mit beiden Händen und drückte es an sich. „Ich kann nicht,“ stammelte er heiser; „ich habe sie — — ermordet“ wollte er sagen, aber es wurde an die Thür geklopft.

Er wandte den Kopf und sah den Nachbar Tischler eintreten. Der alte Mann hatte durch die dünnen Wände den Lärm gehört, das Mitleid mit der Frau, die dessen nicht mehr bedurfte, hatte ihn hergetrieben; nun sah er erschrocken auf die Tote.

„Was ist das! Was habt Ihr hier?“ frug er verwirrt.

John stand vom Boden auf und setzte die Kleine auf den Fußboden. „Es ist nur wieder ein Sarg zu machen,“ sagte er tonlos, „und ich habe keine Eschenstämme mehr. Aber macht Ihr ihn, Nachbar! Ich bin ein armer Lump; aber sie ist so jung noch, ich kann sie doch nicht wie ein Vieh in die Grube werfen!“

Der Alte frug, wie denn das Unglück hier zu Platz gekommen sei, und John verschwieg ihm nichts; der Nachbar, der die Leute kannte, glaubte ihm und war kein Schwätzer. „Ich weiß wohl,“ sagte er und sah ihn grollend durch seine runde Brille an, „daß Du das Weib nicht verdientest, das hier liegt, Du brauchst das gar nicht laut zu sagen, aber sorge nicht, ihr letzter Weg soll ohne Schimpf und Schande sein.“

Da richtete der elende Mann sich auf. „Dank Nachbar, aber ich bezahl's Euch, jeden Sechsling, jeden Pfennig; denn ich muß sie selbst begraben. Sonst soll mich Gott verdammen!“

Das Kind erschrak und ließ die Zipfel seines Rockes los, den es bisher gefaßt hielt.

„Soll meine Frau Euch,“ frug der Tischler, „die Kleine für die nächsten Tage abnehmen? Ihr habt hier niemand mehr.“

„Nein, niemand mehr,“ und aus den Augen des gebrochenen Mannes flog ein Blick wie um Erbarmen flehend zu dem Angesicht des neben ihm stehenden Kindes. „Fragt sie selbst, Nachbar!“ sagte er und ließ den Kopf auf seine Brust sinken. Aber er fühlte plötzlich die kleinen Arme zu sich emporstreben, und als er dann sein Kind emporhob, drückte es sein Köpfchen fest an seine Wange; wie einen Strom von Lebensmut fühlte er es an sein Herz zurückfluten. „Nein, Nachbar,“ sprach er, „seid bedankt! Aber mein Kind will doch nicht von mir; sie weiß, es ist nicht gut, so ganz allein zu sein.“

Dann, als der Alte fortgegangen, brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Er kniete nieder zu der Toten. „Hilf mir, mein Kind, es wird mir schwer zu leben!“ rief er, und die Kleine sah mit großen Augen zu ihm auf.

Vom Begräbnisse war John allein zurückgekommen, niemand hatte ihn begleitet; der alte Nachbar hatte der Toten ihren Sarg gemacht und war den letzten Weg mit ihr gegangen, dann war er in sein Haus zurückgekehrt.

John stand in seinem Zimmer und sah sich schweigend in den leeren Wänden um, hier war nun Ruhe, aber wo war das Glück? — Auf der kleinen Schatulle standen neben anderem Geschirre die zwei Tassen mit den grob gemalten Rosen, die er vor ein paar Jahren am Hochzeitsmorgen gekauft hatte. Seine Augen streiften darüber hin, er sah noch den Herbstsonnenschein, der damals über der breiten Straße gelegen hatte; er schüttelte sich, der war ja längst vergangen. Draußen auf

Digitized by Google

der Gasse war wie immer das gewerbliche Getöse, aber hier in der kleinen Kammer war es furchtbar still; auch der kattunene Vorhang dort in der Ecke hing so unbeweglich, als ob nun alles aus sei. Er konnte es nicht ertragen, er trat hinzu und zog ihn zurück; da fiel ein Mieder Hannas, das sie noch selbst dahin gehangen hatte, auf den Boden. Ein wilder Schmerz durchfuhr ihn, als er es aufhob; er taumelte auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

Da knarrte die nur angelehnte Kammerthür: sein Töchterchen drängte sich hindurch und hielt ihm triumphierend ein Püppchen unter die Augen, ein Geschenk der Tischlersfrau, die das Kind während des Begräbnisses an sich genommen hatte. Nun aber hatte es nicht länger Ruhe gehabt; es war durch die Gärten und zur Hinterthür hereingelaufen, um auch dem Vater seinen Reichtum zu zeigen.

Der sah sie mit wirren Augen an, als sie aber erwartend vor ihm stehen blieb, hob er sie auf seinen Schoß und suchte sich zu fassen. „Was hast Du da, Christinchen? Wer hat Dir das geschenkt?“

Aber bevor noch die Antwort des Kindes kam, wurde mit einem Stecken an die Thür geklopft, und ein alter, grauhaariger Weiberkopf guckte in die Stube; der zahnlose Mund blieb offen stehen, während der Kopf mit den kleinen munteren Augen Vater und Tochter zunickte.

John kannte das Gesicht: es gehörte der alten „Küster-Mariken,“ einer jener sauberen Bettlerinnen, wie wir manche bei uns zu Hause haben. Sie war eine Schullehrertochter vom Lande, hatte in ihrer Jugend in der Stadt gedient und dort einen kleinen Handwerksmann geheiratet. Nach dessen Tode hatte sie jahrelang mit ehrlicher Arbeit sich um die Lebensnotdurft abgemüht; dann war sie früh gealtert und verarmt, nur das schwer ersparte Geld zu einem guten Leichenbegängnis trug sie unantastbar in einem Lederbeutelchen an ihrem Leibe; was sie zu ihrer Nahrung noch bedurfte, holte sie sich nun Tag für Tag bei den Leuten, wo sie einst gedient hatte, oder bei deren Kindern oder solchen, die es ihr geboten hatten. John war ihr oft auf ihren „Suppengängen,“ wie sie das selber nannte, begegnet und hatte der Alten freundlich guten Weg geboten.

Auch jetzt nickte er ihr freundlich zu. „So kommt doch arm zu arm!“ sagte er. „Was will Sie von mir, Mariken?“

Aber von der Alten war noch immer nur der Kopf und die Krücke ihres Steckens in dem Zimmer. „John,“ sagte sie, „kannst Du ein altes Weib gebrauchen? Ich möchte in eins von Deinen leeren Betten kriechen!“

„Das Bettzeug ist schon verkauft, Mariken,“ sagte John.

„Nein, John, das Bettzeug hab' ich selber, da brauchst Du nicht zu sorgen!“

„Was will Sie denn mit dem leeren Bett?“

„Ei,“ erwiderte die Alte, „so will ich's nach der Ordnung sagen: Du weißt doch, ich hab' ein Kämmerchen bei dem Schlachter Nissen, nur sechs Fuß hin und her, doch schmuck und sauber, und jeder kann auf meine Dielen treten!“

„Nun,“ unterbrach sie John, „hat der Sie jetzt hinausgeworfen?“

Die Alte war einen Schritt in die Stube getreten und drohte schmunzelnd mit der Krücke: „Bei Leibe nicht! Aber das alte faule Gebäu muß eingerissen werden, und in dem neuen, da passet unsereins nicht mehr hinein. So hab' ich an Dich gedacht, John! Sie trauen Dir zwar nicht; aber ich kenn' Dich besser! Du giebst mir Unterschlupf; ich halte Dir Deine Kammer hier so schmuck, wie jetzund die meine, und hüte Dir Dein Christinchen, wenn Du auf Arbeit bist.“ Sie machte mit ihren Fingern ein Häschen und nickte der Kleinen freundlich zu, die unverweilt der Alten ins Gesicht starrte. „Nur,“ fügte sie hinzu, „wo ich meinen alten Kopf zur Ruhe legen kann, weiter braucht's nicht; Du weißt ja, mein bißchen Essen hol' ich mir schon selber!“

John nickte: „Ja, ich weiß, Sie bettelt.“ — Und in sich selber sprach er leis und traurig: „Mein Weib that dies in ihrer Kindheit auch!“

Aber die Alte rief: „Was sagst Du, John?“ und stieß mit ihrem Stecken auf den Boden. „Das ist kein Betteln! Das geben mir meine früheren Herrschaften und ihre Freunde, das gehört sich so; ich bin ein alter Dienstbot', den dürfen sie nicht verhungern lassen!“

John sah sinnend auf das Weib; die Kleine war von seinem Schoß herabgeglitten und hielt der Alten ihre Puppe vor. „Sieh!“ sagte sie, „die ist mein!“ und nickte zur Bestätigung ein paarmal mit ihrem hübschen Köpfchen.

Küster-Mariken hatte sich an ihrem Stock herniedergleiten lassen und duckte vor dem Kinde auf dem Fußboden. „Ei der Tausend!“ sagte sie; „das ist wohl die Prinzessin Pomphia! Ja, die kenn' ich; als ich so klein war wie Du, ist ihre Großmutter bei mir gewesen, von der könnt' ich Dir Geschichten erzählen! Wenn nur Dein Vater das alte Weib nicht aus dem Hause wirft!“

Digitized by Google

Digitized by Google

Kommt noch kein Schiff stromab den Rhein?
Trabt noch kein Roß den Weg waldein?

Kein Wimpel, blau mit goldnem Streif?
Kein Falbe, schwarz an Mähn' und Schweif?

Schön Elsbeth fragt's; da pocht's ans Thor,
Ein bärt'ger Pilger steht davor.

„Hier, Frau! Eu'r Ring, der Treue Pfand,
Vom Grafen aus dem heil'gen Land!

Er kehrt nicht wieder, alldieweil
Ihn traf ein Sarazenenpfeil."

„„Wie lang' ist's her? wo ist sein Grab?
Ich will dahin mit Tasch' und Stab.""

„Ein Jahr ist's her, könnt wieder frei'n,
Braucht junge Witwe nicht zu sein."

„„Bei seinem lieben, toten Leib!
Nie werd' ich eines andern Weib.""

„Er rät's Euch selbst, er sprach bestimmt:
Sag's ihr, daß sie ein' andern nimmt!"

„„Das lügst Du, Knecht! das sprach er nicht!
Er wußte, daß das Herz mir bricht.""

Sie reißt ihm ab den Muschelhut,
Blickt in zwei heller Augen Glut.

„Mein Oswald!" schreit sie auf und liegt
An des Beweinten Brust geschmiegt.

Digitized by Google

„Nein, Du sollst bleiben!“ rief das Kind, und die Puppe wäre fast zu Fall gekommen, als sie mit ihren Händchen nach den dürren Fingern der Alten langte.

John nickte seinem Kinde zu: „Willst Du sie behalten, Christine, so sag ihr, daß sie morgen kommen mag!“

Und so war es abgemacht. „Das liebe Dirnlein!“ murmelte die Alte immer wieder, als sie aus dem Hause und durch die lange Straße ihrer Wohnung zu an ihrem Stecken ging.

So waren nun wieder drei Bewohner in der Kathe, und doch war es darin so still, daß die Buben und Pflastertreter, welche daran vorbei gingen, vergebens einen Zeitvertreib von dort erwarteten. Nur etwas Hübsches, das sie jedoch nicht zum Stillstehn brachte, gab es im Sommer bisweilen dort zu sehn. Das war ein dürftig, aber allzeit saubres Dirnlein, das mit einer Puppe oder einem andern Spielwerk auf der Hausthürschwelle saß, wo die Sonne auf ihren braunen Scheitel glänzte. Wenn aber von drunten aus der Stadt die Turmuhr Mittag schlug, dann legte sie hastig ihre Puppe auf die Schwelle und ging mit vorgestrecktem Köpfchen einige Häuser, soweit Alt-Mariken es ihr erlaubt hatte, in die Stadt hinab; auch wohl, bedächtig und immer das Köpfchen rückwärts drehend, ging sie wiederum nach ihrer Hausthür und nahm wie gedankenlos die Puppe in die Hand; bald aber trieb es sie aufs neue auf, und endlich, mit jenem Aufschrei vollsten Kinderglückes, flog sie dem von der Arbeit zu kurzer Ruhe heimkehrenden Vater in die ausgebreiteten Arme. Dann trug er seinen kleinen Trost die paar Häuser weit nach seiner Wohnung, wo schon die Alte mit ihren munteren Augen an der Thüre harrte. „Nur herein, John! Nur herein!“ rief sie, „die Kartoffeln hab' ich Euch gekocht; und das Töpfchen Milch vom Nachbar Bäder steht auch schon auf dem Tisch!“ Dann band sie eine reine Schürze vor und ging mit dem irdenen Henkeltopf auf ihren eigenen Suppengang in die Stadt hinunter.

John aber und sein Christinchen setzten sich an den Tisch, nachdem er zuvor aus der Schatullen-Schublade ein derbes Schwarzbrot hervorgeholt hatte. Er schnitt zwei Stücke ab und brockte sie in die Milch, die in zwei Kümmchen verteilt wurde; zuletzt aßen sie mit etwas Salz die dampfenden Kartoffeln. Nachbar Tischlers bunte Katze kam herein und strich dem Kinde um die Beinchen; der warf Christinchen auch noch eine in Salz gestippte Kartoffel zu. Aber die Katze beroch sie nur, leckte einmal daran und begann sie dann mit ihren Pfötchen in der Kammer umher zu rollen. Da lachten Vater und Tochter. „Die mag keine Kartoffeln,“ sagte John; „das ist ein Leckerzahn! Schmeckt es denn Dir, Christinchen?“

Und als die Kleine ihm schmausend zunickte, holte er noch einmal etwas aus der Schublade. „Nun merk auf!“ rief er; „nun kommt der Nachtisch.“ Es war aber nur eine Messerspitze mit Butter, was er jetzt auf ihren Teller strich. „So,“ sagte er, „damit iß nun Deine letzte Kartoffel!“ Und des Kindes Augen leuchteten vor Vergnügen.

Wenn die kleine Hausthürglocke schellte und Mariken mit ihrem Topfe wieder heim kam, dann griff John nach der Mütze und ging wieder auf seine Arbeit.

Als Christinchen dann eines Tags in die Küche lief, sah sie die Alte am Herde sitzen und mit besondrem Behagen aus ihrem Topfe löffeln; ein leckerer Duft schwamm ordentlich in der Küche, und nach dem mageren Mittag mochte ein begehrlicher Ausdruck deutlich genug auf dem Kinderantlitz stehen.

Die Alte legte den Löffel aus der Hand. „Komm, Kind, und halte mit!“ rief sie, „das wird Dir gut thun!“

Aber Christine trat zurück und schüttelte das Köpfchen: „Ich hab' mit Vater schon gegessen.“

„Doch nicht von Frau Senator ihrer Sonntagssuppe!“

„Ich darf nicht,“ sagte das Kind leise.

„Was?“ rief die Alte. „Wer hat Dir das verboten?“

„Mein Vater,“ kam es ebenso von den Lippen des Kindes.

Wie Zornröte flog es in das Gesicht der Alten. „So, so!“ sagte sie und stemmte die Faust mit dem Löffel auf ihr Knie. „Ja, ja, ich glaub's: Du sollst nicht mit mir von meinen Bettelsuppen essen!“ Aber sie drängte die Worte zurück, die noch über ihre Zunge wollten; das Kind durfte das nicht hören. „Komm,“ sagte sie und stellte ihren Topf beiseite, „ich bin satt; wir wollen in den Garten, da find' ich Dir noch ein paar Stachelbeeren. Du bist ein braves Kind! Sei Deinem Vater allzeit so gehorsam; da wird's Dir wohlgehn!“

Und sie wanderten miteinander in den Garten, und so dürftig auch die Ernte ausfiel, die Alte erzählte so alles vergessen machende Geschichten von Prinzessin Pomphias Großmutter, daß der Lecker-Appetit der Kleinen, sie wußte nicht wie, verging.

Digitized by Google

— — Das war in der Zeit, die ſich ſo unauslöſchlich dem Kinderherzen einprägte, daß dagegen alles, was vorher war, in trübe Dämmerung verſank, von der die Frau, die einſtmals dieſes Kind geweſen war, mir heute noch geſagt hatte, daß es in ihrer Kindheit die Roſenzeit geweſen ſei.

John hatte dem Nachbar Tiſchler Wort gehalten: der Sarg der jungen Frau war bis auf den letzten Dreier von ihm bezahlt worden; er hatte ſein Weib doch ſelbſt begraben.

(Schluß folgt.)

Beſiegt.

Ich hab' es gebannt, ich bin ihm entflohn
Dem Bild, das vor Zeit mich verſtrickte zu tief —
Ich glaubte, es wäre geſtorben ſchon —
Ich habe geirrt — es ſchlief nur, es ſchlief.

Als ich wieder kam zu dem Lindenbaum,
Der in Blüte ſtand, wie er blühte vor Zeit,
Da kam er zurück, der verſunkene Traum,
Der mich einſtens berauſcht mit Wonne und Leid.

Als ich von ihm ging, wie ſo gürnend allda
„Auf ewig fahr wohl" von den Lippen mir ſcholl.
Als ich wieder kam und ſie weinend ſah,
Wo war da mein Zorn, wie verrauſchte mein Groll!

Mit der Klage im Herzen, ſo wollte ich nah'n:
„Du zerriſſeſt mein Herz — warum thateſt du das?"
Und ich ſagte kein Wort — ich blickte es an,
Das geliebte Geſicht, ſo bethränt und ſo blaß. —

Meinen Frieden kam ich zu heiſchen zurück —
Und ich ſah ſie ſelbſt in Leiden und Qual —
Ihr zu Füßen ſank ich — du nahmſt mein Glück —
Und willſt du, ſo nimm es zum zweitenmal.

Ernſt von Wildenbruch.

Vergangenheit.

Wer wohl den Zauber ganz ermißt,
Von dem Vergangenheit umſponnen!
Die Sonne dieſes Tags beſcheint,
Was mit dem Alltag ſich vereint.
Was einmal war und nicht mehr iſt,
Umſchwebt ein Glanz von andern Sonnen.

Mit Roſen iſt der Pfad beſtreut,
Der rauh'ſte, — wenn wir ihn durchdrangen!
Was uns als ſchwerſte Laſt bemüht,
Das iſt zu ſüßer Luſt erblüht,
Die märchenhaften Duft uns beut,
Wenn ſpurlos ſchon dahingegangen.

Die Völker ſchöpfen Glück und Ruhm
Aus ihrer Urzeit Sagenbronnen.
Verklärt iſt Kampf und Schmach und Tod
Durch des Verſunkens Abendrot.
Sein Sagenreich, ſein Altertum
Hat auch das Herz, und füllt's mit Wonnen.

O holder Wahn, ich ſäh' zurück
Vom Jenſeits auf mein Erdenleben!
Was Schmerz und Mühſal war im Sein,
Es trüg' des Friedens goldnen Schein.
Doch, Herz, dein nie genoſſen Glück
Darf ſelbſt als Trug dich nicht umſchweben.

Hieronymus Lorm.

Wie es kam.

Und da ich müde ward, durch fälſche Lot,
Durch fruchtlos Kämpfen müde und verbittert,
Erſchienſt mir du, du ſpätes Morgenrot,
Das flimmernd ein vergletſchert Herz umzittert,
Und meiner Tage beſter ging mir auf —
Ich ſprach von Dingen, die ich ſonſt wohl hehle,
Und legte meiner Sorgen wüſten Hauf,
Othello gleich, auf deine Seele . . .

Denkſt du daran? Die Mittagſonne brach
Durchs Blattwerk ernſter Palmen und Pracänen,
Indes ich mild von Winternächten ſprach,
Von Einſamkeit und Not und ſtummem Sehnen.
Ob bei den Bildern, welche ich beſchwor,
Dicht fremde Schauer kalt dich überliefen?
Du Sonnenkind! Dir ſchlug zuerſt ans Ohr
Der Angſtſchrei aus des Lebens Tiefen . . .

Gewann dich das? Ich frag', ich ſorge nicht.
Wer weiß, wie Eines ſich zum Andern ſchickte?
Wer forſcht, aus welchem Schacht die Quelle bricht,
Die ihn zu heißer Wanderzeit erquickte?
Er trinkt und raſtet, ſieht die klare Flut
Im tiefen Grund auf blauen Kieſeln ſchäumen
Und möchte ihr zunächſt und ruhgemut
Des Lebens armen Reſt verträumen . . .

J. J. David.

Ceſario.

Novelle in Verſen von Otto Roquette.

V.

Und wieder Sonntag war's, und auch, wie immer,
Erhob ſich Ulrich früh. Doch was zu Nacht
Ihn quält' und feil der Sterne letztem Schimmer
In Sorgen hält, iſt auch mit ihm erwacht.
Er überlegt. Da — ſpringt Ascan ins Zimmer
Und ruft, zu Freudenjubel angefacht:
„Ach, Sie ſind endlich da! Wie oft am Tage
Verklang hier ſonder Antwort meine Frage!"

Und Ulrich atmet auf. Nun galt's zu lauſchen
Dem Redeſtrom, in dem Ascan erzählt,
Zuerſt ſich mit an ſeinem Glück berauſchen,
Daß Guntram ihn zum Schüler auserwählt!
Ceſario dann — nein, nein, den Namen tauſchen
Sie jetzt, mit dem ſich Fides lang' gequält,
Die Guten, Edlen — Ulrich hört's beklommen —
In deren Haus jetzt Fides aufgenommen!

„Wer? Was für Leute? Wo?" Den Atem ſtocken
Fühlt Ulrich. „Aufgenommen? Seid Ihr toll?"
Allein Ascan entgegnet mit Frohlocken:
„Frau Roſamund und Guntram!" Das erſcholl
Wie ein Verſöhnungsruf, wie Sonntagsglocken!
Und Ulrich dankt den Seinen liebevoll.
Doch muß er, horchend, noch auf viel verzichten,
Denn ſehr im Zickzack geht Ascans Berichten:

„Die große Stunde war's, da Fides eben
Ihr Mädchenkleid zum erſtenmale trug;
Ich ſtand bewundernd, denn in meinem Leben
Sah ich ſie ſo nicht! Und ihr ſelber ſchlug
Das Herz, ich merkt es wohl, in Freudebeben.
Ein Trauerkleid nur, aber hübſch genug!
Doch trotz der Freude mußte ſie geſtehen,
Sie ängſtigte ſich faſt, drin auszugehen.

Da pocht es an die Thür. In unſern Zellen
Beſuch? Erſtaunlich! Doch wie Sonnenlicht
Kam's über uns mit plötzlichem Erhellen!
Zugleich mit Schreck! Die Dame brauchte nicht
Sich als Herrn Ulrichs Schweſter vorzuſtellen,
Von fern ſchon kannten wir dies Angeſicht.
Doch Fides komt' ihr Kleid nun doppelt ſegnen,
Dem hohen Gaſt als Mädchen zu begegnen!

Frau Roſamunde ſelbſt! Und gütig ſagte
Sie bald, ſie wünſchte zur Geſellſchaft ſehr
Ein junges Mädchen ſich. Vielleicht behagte
In ihrem Hauſe Fides der Verkehr?
Sie ſprach ſo lieb, als ob ſie kaum es wagte,
Als ob für Fides ſolch ein Wechſel ſchwer!
Doch die, vor Überraſchung ganz benommen,
Beſann ſich gar nicht, gleich mit ihr zu kommen.

Und oh, das Glück! Auch ich war nicht vergeſſen!
Daß eine Prüfung ich beſtehen ſollt
In Meiſter Guntrams Werkſtatt unterdeſſen,
Sie ſagt' es mir, und was ich je gewollt,
Ich darf's nun werden, freudig ohn' Ermeſſen!
Ein neues Daſein hat ſich uns entrollt!
Fides, mit Thränen zwar, verließ die Schwelle
Und kehrte nicht zurück zur Bodenzelle.

Nun mit Frau Roſamunden auf dem Lande
Iſt ſie ein Mädchen ganz — Sie werden ſehn!
Ich mußte drauf Ceſarios Gewande,
Die jetzt ihr ſo verhaßt, zum Bündel drehn,
Und, daß für alle Zeit die Konterbande
Nun abgelhan, damit zum Trödler gehn.
Sie hat, ſeit dieſen Zwang ſie überwinden,
Ins Leben freudiger ſich ſchon gefunden.

Heut aber ſoll ein Wiederſehn uns glücken
Im Mühlenthal! Es iſt mein Sonntagsziel.
O gehn Sie mit!" Und Ulrich mit Entzücken
Springt auf, und da 's in der Gedanken Spiel
Ihn drängt, ein Etwas an die Bruſt zu drücken,
So war's Ascan, der ihm zum Opfer fiel.
Gerüſtet ſind ſie ſchnell und ſchreiten munter
In guter Stunde noch zum Schiff hinunter.

„Doch ſag —!" ſpricht Ulrich unterwegs: „Seit Wochen
Verließeſt Du die Kammer unterm Dach —
Wohin haſt Du Dich, Saufewind, verkrochen?"
— „Oh, leichtlich fand ich Futteral und Fach,
Seit Guntrams Werkſtatt ich bin zugeſprochen!
Ein Kamerad nahm mich in ſein Gemach.
Der Meiſter ſelbſt beriet, das anzuknüpfen,
Und wär's auch nur zum erſten Unterſchlüpfen."

Digitized by Google

Die Freunde gehn zu Schiff, das dampfgetrieben
Stromab die Wogen teilt, behend und glatt.
Im Morgenduft ist schon zurückgeblieben,
Ein fernes Bild, die schöngetürmte Stadt,
Doch vorwärts tauchen Hügel, sein umschrieben,
Und Berg' empor, noch nebelfarbenmatt,
Bis prächtig groß sich Bild um Bild entschleiert,
Drin Aug' und Herz die Sonntagsfrühe feiert.

Ein Kahn vom Ufer, tanzend auf den Fluten,
Empfängt die Freund' und bringt ans Land sie bald.
Durch Ährenfelder, die in Sommergluten
Zur Ernte reifen, Gärten mannigfalt,
Dorfstraßen, die in tiefster Stille ruhten,
Zieht sich der Weg zum schattenkühlen Wald,
Aus dem der Bach, befreit vom Widerstande,
Sich schäumend niederstürzt zum ebnen Lande.

Sie aber gehn den Pfad, den er verlassen,
Durch Felsenklust und mächtiges Gestein,
Das Riesenwurzeln klammerfest umfassen,
In kühler Feucht', indes der Sonnenschein
Hoch oben spielt auf grünen Wipfelmassen.
In Lüften, im Geäst des Hähers Schrei'n,
Im tiefen Grund des Baches wild Gedröhne
Sind dieser Einsamkeit ureigne Töne.

Und höher, nie berührt von Rosseshufen
Doch Rädern, wendet sich der Weg hinan,
Mühsam und steil, bis über Felsenstufen
Das Dämmergrün zu lichten sich begann.
Ein Weg, für den nicht jeder Fuß berufen,
Doch wer's beherzt den Kräften abgewann,
Fühlt sich belohnt und sieht mit einemmale
Des Baches Windung tief im Mühlenthale.

Die Wandrer eilten jetzt, hinabzusteigen
Zum bergumgebnen frischen Wiesengrund
Am Waldesrande unter Buchenzweigen.
Schon machen dumpf sich Mühlenräder kund,
Und Thalbewohner hier und da sich zeigen.
Da jubelt's plötzlich laut von Knabenmund,
Und von dem Wegrain springen Ulrichs Vettern
Und Nichten, froh, die Gäste hier zu treffen.

Doch Ulrich steht versunken ganz in Schauen.
Ist's Fides, der Ascan entgegen eilt?
Im schwarzen Kleid, das Haar nach Art der Frauen,
So kraus es ist, gescheitelt und geteilt —
Wo blieb Cesario? Nur im dunkelblauen
Gestirn des Auges, in den Zügen weilt
Sein Abbild noch, doch sonst, in Wuchs und Haltung
Ein Mädchen ist's in reizender Gestaltung.

Errötend kommt sie näher. Doch entgegen
Geht Ulrich ihr und bietet ihr die Hand.
„Sie sehn verwandelt mich und noch verlegen!"
Beginnt sie. „Macht mich glücklich dies Gewand,
Beglückt es mehr mich, daß des frühern wegen
Ein Freund mich nicht bezweifelt noch verkannt!
Ein schönres Dasein, fühl' ich, hat begonnen,
Seitdem Cesario wir ein Traum zerronnen!"

So fühlt, wenn seine Chrysalidenschale
Der Schmetterling, das Sommerkind, zerbricht,
(Der Trauerfalter auch) zum erstenmale
Des Sonnenlebens überströmend Licht!
So wiegt er prüfend sich im Zauberstrahle
Und kennt der eignen Schönheit Zauber nicht!
— Dies dacht Herr Ulrich, aber ließ verschwiegen
Und klug im Herzensgrund das Gleichnis liegen.

Nun aber setzt sich alles in Bewegung,
Die Kinder, Fides, Ulrich und Ascan,
Mit eingestandnen Hungers Morgenregung.
Gunkram vernimmt von fern des Zuges Bahn,
Und von des stillen Platzes Vornunbhegung
Eilt Rosamund, den Bruder zu umfahn
Und frohen Mutes ihres Amts zu warten
Am langen Frühstücketisch im Mühlengarten.

Und als man ausgeruht im heitern Kreise
Und wohlbefriedigt war durch Speis' und Trank,
Nahm Rosamund in still geschickter Weise
Des Bruders Arm und lenkte zu der Bank
Im Buchenschatten einer Waldeschreise,
Um über viel, was sie vielleicht zu Dank
Ihm that bisher (vielleicht auch nicht), vernünftig
Zu reden und zu planen auch für künftig.

Sie war für Fides schon mit Herz und Seele
Gewonnen und bereute den Verdacht.
Und da dem lieben Kind ein Vormund fehle,
So habe Gunkram sich dazu gemacht.
Denn seit des Vaters Tode — sonder Hehle
Gestand sie's, hat kein Auge sie bewacht,
Als das Ascans, der nicht begreifen wollte,
Was ihr und ihm ein Vormund nützen sollte.

„Das wirst Du, hoff' ich, ihm begreiflich machen!
Mein Töchterchen — das soll mir Fides sein,
Und Freundin auch — will ich bei mir bewachen,
Und Pflicht für sie und Sorge nenn' ich mein!
Jedoch, mein Freund — so stehen nun die Sachen:
Wir sind im Haus schon sieben, groß und klein,
Mit Fides acht! der neunte — Gunkram hätte
Gekrost auch ihm gebolen Haus und Stätte!

Denn er ist sehr zufrieden mit dem Jungen
Und hat ein groß Talent in ihm erkannt.
Ich aber hab' mir von ihm ausbedungen,
Zu wenden mich zuerst an Deine Hand.
Du bist nur Einer! Viel ist Dir gelungen
Und wohlbefestigt des Besitzes Stand —
Sei Du sein Vormund: übernimm die Pflichten!
Ich will erziehend auch nicht ganz verzichten.

Digitized by Google

Denn dieſes hab' ich noch hinzu zu fügen:
Sie haben nichts mehr! Gute Wirtſchaft war
Du lernen nicht auf ihrem Wanderzügen.
Ascan hat mir bekannt, daß blank und bar
Die Kaſſe — ja, er ſagt es mit Vergnügen!
Und Guntram lacht bei ſolchen Leichtſinn gar!
Nein, Ulrich, laß uns beide nach Gebühren
Im Sorgenſchifflein jetzt das Steuer führen!"

Ulrich ergriff beglückt der Schweſter Hände.
Mehr, mehr noch hätt' er gerne längſt gethan!
Sie dacht' es auch, allein daß man am Ende
Sich beſſer in geordnet ſichrer Bahn
Nach innen und nach außen hin befände.
Und ſo war ſchnell gefaßt Entſchluß und Plan,
Damit, was etwa ſich geſtalten wollte,
Mit Anſtand vor der Welt beſtehen ſollte. —

Ein Sommertag im Freien! Waldesſchatten
Und Wieſenduft von friſch gemähtem Heu,
Vergnügte Jugend, ſpringend ohn' Ermatten,
Und Herzen ohne Rückhalt, ohne Scheu,
Und mitten drunter die beglückten Gatten:
Für Fides war das noch ſo wunderneu!
Und wunderbar auch deucht ihr das Erſcheinen
Des Freundes in dem heilren Kreis der Seinen.

Seit jenem Tag, da aus dem Bilderſaale
Sie und den Bruder Ulrich hergeführt,
Wie oft und gern verweilt' in dieſem Thale
Ihr Denken, froh und traurig doch berührt!
Damals Cesario noch, der vor dem Strahle
Des Tages Mädchenfurcht zuerſt geſpürt!
Erſtaunt, am ſelben Pult mit Vertrauen
Frei mit den Freien um ſich her zu ſchauen!

Ihm dankte ſie's! Ihm, der zuerſt verſtanden
In ſchonen ihr Gemüt, auch unterm Trug,
Und deſſen Lippen gute Rede fanden,
Beruhigend den angſtgelähmten Flug!
Ihm dankte ſie's, daß, jetzt befreit von Banden,
Ihr Herz getroſt in Mädchenweiſe ſchlug!
So ſah den Freund in ihm ſie, ja, den erſten,
Für den ein würdig Dankeswort am ſchwerſten.

Der ſchöne Tag ging, nur zu bald, zur Neige.
Die Männer ſind des Heimwegs ſchon bedacht.
Doch nicht auf dem gewalt'gen Felſenſteige,
Nein, übern Hügel, wo als gute Wacht
Der Weiſer ſteht mit langem Fingerzeige.
Dahin geleiten, ſchon bei Sternenpracht,
Die Frauen ſie zum letzten Abſchiedſagen:
Auf glücklich Wiederſehen in acht Tagen!

VI.

Von Morgendunſt noch war das Thal durchwoben,
Als Fides, früh erwacht in Jugendluſt,
Dem Triebe folgt, von ihrem Fenſter droben
Einmal zu ſingen recht aus voller Bruſt.
Es war wie ein beglückendes Erproben
Der Töne, die, ihr ſelbſt noch unbewußt,
In Tage drängten und mit ſchönſtem Klange
Hinwogten in getragenem Geſange.

Sie ſelbſt war überraſcht von dieſer Kunde
Der innren Gabe, die in ihr geruht.
Und ſehr erfreut vernahm auch Roſamunde,
Denn ſie verſtand ſich drauf, der Töne Flut.
Sie lauſcht dem Wohllaut, froh im Herzensgrunde,
Den Schatz zu bilden, der in ihrer Hut,
Und hoffl, von Donizettis Pyrrhusklängen
Zu führen ſie zu edleren Geſängen.

Und Fides, freudig nun beſtürmt mit Fragen,
Bekennt mit Lächeln: „Weiß ich ſelbſt doch heut
Zum erſtenmal von Sang und Klang zu ſagen!
Denn als Cesario hält' ich mich geſcheut
Und durft' es, trotz des innern Triebs, nicht wagen.
Nur ſummen durft' ich leis, was mich erfreut.
Doch im Gehör blieb alles mir vollkommen,
Was ich, und wär's auch einmal nur, vernommen.

Das beſte war's wohl nicht, was ſo im Fluge,
Wie wir's erhaſchten, mein Gehör vernahm
In Rom, Paris, auf ſtetem Reiſezuge,
Niemals gewählt, nur wie es eben kam.
Doch hielt ich offnes Ohr auch, wenn ich kluge
Geſpräche hört' und „leerer Pyrrhuskram"
Nur war, was geſtern noch gefiel uns beiden.
Was half's uns, ſchlecht und gut zu unterſcheiden?

In aller Kunſt uns ſelber überlaſſen,
Nahm uns allein der Zufall in die Lehr'
Und irrt' uns oft im Lieben und im Haſſen.
In Einem aber ward uns nach Begehr:
Denn früh ſchon durften wir das Glück erfaſſen
Der Wunderwelt des Shakeſpeare und Homer.
Das waren, immer nur in holder Blindheit
Durchſchwelgt, die Märchenbücher unſrer Kindheit.

Und wenn der Wagen auf den Eiſenbahnen
Für viele Tag' oft unſer Wohngemach,
Lebt' ich im Kriegszelt unter Heinrichs Fahne,
Indes Ascan ſich wohl den Kopf zerbrach,
Warum denn Hamlet, trotz des Geiſtes Wahne,
Nichts that und ſo viel Monologe ſprach?
Wir ſind doch ſtets erfüllt davon geweſen,
Und gar die Odyſſee war ganz zerleſen!

Digitized by Google

Dem Vater war das recht. Er nahm nicht Anstand
Zu lachen, wenn er hörte, daß zur Wahl
Für Knaben Shakespeare und Homer im Rang stand.
Ich kannte nicht, was man dafür empfahl.
Allein Ascan, der früh schon seinen Mann stand,
Verteidigte sein Buch mit scharfem Stahl.
Wir haben, wie man sonst uns auch erzogen,
Aus dieser Freiheit doch kein Gift gesogen.

Wir aber war's ein köstlich Wiederfinden,
Sah ich Viola, Julia, Imogen,
Cerissa, Jessica, Portia, Rosalinden
In Knabenkleidern, wie's auch mir geschehn,
Durch manche Fährlichkeit des Tags sich winden,
Konnt' ich auch oft ihr Denken nicht verstehn.
Und sah ich sie erlöst am Schluß der Handlung,
Hofft' ich für mich auch die Zurückverwandlung."

Frau Rosamunde freute sich unsäglich,
Wie Fides schöner, innerlicher nur
Sich ihr erschloß, und sie erkannte täglich
In großen Zügen echteste Natur.
Ihr Wesen schien dem höchsten Schwung verträglich,
Und wenn des Neuen sie so viel erfuhr,
Berührt Geringes auch sie freudewechselnd,
Nur vor dem Kleinlichen steht sie erschrecknend.

Zuweilen aber, wider ihr Verhoffen,
Stutzt Rosamunde. Zwar die Freundin zeigt
Ihr weibliches Empfinden rein und offen,
Allein ihr Denken und ihr Urteil steigt
Zum Ungewöhnlichen und steht betroffen,
Daß Frauenart zu andrem Sinne neigt.
Giebt's vor dem Großen, das sie unbefangen
Als groß erkannt, ein rätselhaftes Bangen?

Nach Männerart erzogen, unterrichtet,
Wählt sie befremdet durch das andre Kleid
In ihrem Geist und Denken sich vernichtet.
Frau Rosamunde meidet jeden Streit,
Und fühlt sie gleich zur Mahnung sich verpflichtet,
So will sie nichts erzwingen vor der Zeit,
Vordrängen nur mit mildernder Beschränkung
Des Vorwurfs und des Mißverstandes Kränkung.

Von manchem Streit auch hatte zu genesen
Einst Rosamund', eh' sie sich selber fand.
Verwöhnt und früh entwickelt, galt ihr Wesen
Den Leuten allzu frei und überspannt.
Des reichen Hauses Kind, war sie erlesen,
Das Gut zu wahren durch ein gleiches Band,
Doch sie erkämpfte, standhaft ohn' Ermatten,
Den armen Künstler Guntram sich zum Gatten.

Der Fall war unerhört, und erst nach Jahren,
Da Guntram Ruhm erwarb und reichen Lohn,
Gestand man ein, daß sie nicht schlecht gefahren.
Sie selbst war glücklich. Paß in andern Ton
Zu stimmen war ihr Wollen und Gebahren,
Sie sah's in erster Zeit der Ehe schon,
Denn Guntram war ein Mann. Zu überwinden
Gab's viel, doch selig war das Ruhefinden.

So hofft die junge Freundin sie zu lenken
Mit kund'ger Hand, zu ihrem Besten nur.
Sie fand in Fides innerem Versenken
Und Urteil stets die tiefere Natur:
Freund in der Welt, zu Haus' im eignen Denken,
Im Kleinen bang, frei auf des Großen Spur;
Sie sah's, um täglich mehr mit seinen Gaben
Dies wunderbare Mädchen lieb zu haben.

Und Sonntags, wenn die Männer dann erschienen,
Guntram, Ascan und Ulrich — jederzeit
Erstaunten sie, wie an Gestalt und Mienen
Fides erblüht, von Jugendglanz geweiht.
Sie war nicht scheu mehr, konnte lächelnd dienen,
Wenn Guntram neckend sie berief zum Streit.
Ulrich jedoch empfand es als Entbehrung,
Fand er für sich nur dankende Verehrung.

Vier schöne Wochen waren so vergangen,
Auf morgen früh die Heimkehr festgestellt.
Da widerstand nicht Fides dem Verlangen,
Noch jener Felsenschlucht geheime Welt
Einmal zu grüßen, die sie oft empfangen,
Wo unterm dämmrig grünen Buchenzelt
Die Einsamkeit, erhabner Wildheit Dauer,
Sie stets ergriff mit stillem Frendeschauer.

Frau Rosamunde wollte sie begleiten
Ein Stückchen nur hinunter, wo sich groß
Die Felsenwände um den Abgrund weiten.
Hier ruhten sie auf Steinen, grün von Moos,
Umschlossen von Geklüft auf allen Seiten.
Tief unten hörten sie des Baches Getos,
Sahn um sich her des Farnkrauts schlanke Fächer
Und hoch hinauf der Buchenwipfel Dächer.

„Du hast doch, Kind, schon Größeres gesehen!"
Begann die Freundin: „Südliche Natur,
Das Meer, Italiens Berg' und blaue Seen."
Und Fides drauf: „Ich sah's von Ferne nur
Mit Kinderaugen, ohne zu verstehen.
Und als wir selbst der Schönheit auf der Spur,
Vom Dampf getrieben, sahn wir und ersehnten
Umsonst die Lande, die sich vor uns dehnten!

Das flog dahin an mir wie all die Jahre,
Da ich Cesario hieß! Das ist nun aus!
Hier blick' ich, wie ich neu so viel erfahre,
Auch der Natur zuerst ins eigne Haus;
Bewundernd, was sie auch mir offenbare,
Den schönen Frieden, oder Kampf und Strauß.
Und wie ich selbst gehämpft in Lieb und Hassen,
Will das Gewalt'ge noch mich mehr erfassen!

Digitized by Google

Allein verzweifle nicht an mir! Mein Leben
Iſt Dein! Die Mutter, die ich nie gekannt,
Iſt nun in meiner Freundin mir gegeben
Und ich vertraue mich in ihre Hand!
Belehre mich — und ſchilt mich auch daneben!
Du liebſt mich ja, Du haſt mich Kind genannt —“
Sie flocht und liegt, von Thränenmacht bezwungen,
Still weinend, von der Freundin Arm umſchlungen.

Beruhigt drauf und plaudernd ſitzen beide,
Wie Kind und Mutter, Arm in Arm. Da lacht
Es über ihnen durch Gebüſch der Haide —
Iſt es ein Kobold aus des Berges Schacht?
Doch größeren Schrecken hält' im Koboldkleide
Ein Weſen Roſamunden nicht gebracht.
Sie ſteht den wildeſten von ihren Jungen,
Der, trotz Verbotes, ihnen nachgeſprungen.

Sie ruft ihm angſtvoll. Bieder rutſcht er gleitend.
Ein Sprung noch. Doch zu hoch! Er überſchlägt
Sich ſelber, fehlt den ſchmalen Pfad, der leitend
Von ſteiler Felſenwandung abgeſchrägt;
Er ſtürzt, ſich tölliche Gefahr bereitend,
Hinunter, wo Gebüſch noch halb ihn trägt,
Und ſchwindet in des Abgrunds Wipfelſchweigen.
Die Mutter ſieht's — ein Schrei! Dann ſtarres Schweigen.

Doch Fides fliegt hinab die Felſenſtufen
Des Wegs. Eine Lichtung dort! Sie läßt
Hinab ſich am Geſtrüpp. Die Dornen ſchufen
Ihr Wunden. Stamm und hangendes Geäſt
Dient ihr zum Niederklimmen. Lautes Rufen
Giebt ſie der Luft und durch das Dickicht preßt
Den Leib ſie, gleitend mit Geröll und Steinen.
Da hört ſie über ſich ein jammernd Weinen.

Er lebt! Hinauf denn! Ein gefährlich Klettern
Von Block zu Block! Von Wunden nicht verſchont,
Ein Fehltritt kann, ein Wanken ſie zerſchmettern.
Sie folgt dem Laut. Dort, wo die Buche thront
Am Vorſprung, ſchlank, ein dreiter Schirm von Blättern.
Dort kann es her! Ihr Mühen ſcheint belohnt,
Schon näher klingt's. Allein dahin zu dringen,
Auf weitem Umweg kann es nur gelingen.

Der Mut verläßt ſie nicht. Den Schmerz der Wunden
Vergißt ſie tapfer. Faſt des Atems bar
Frohlockt ſie: Der Verlorne iſt gefunden!
Der Knabe lebt! Durch welke Blätter war
Und Moos, die dicht den Buchenſtamm umwunden,
Gehemmt des wenig tiefen Falls Gefahr.
Und Fides ruft hinauf, die Stimm erhebend:
„Er iſt gerettet, und ich bring' ihn lebend!“

Allein, verſtaucht am Fuße, war der Knabe
Des Wegs nicht mächtig. Fides hob die Laſt
Auf ihren Arm, um die erſehnte Habe
Hinauf zu tragen in der Freunde Haſt.
Doch gleitend, ſtrauchelnd, mußte ſie die Gabe
Verzögern auf dem Weg durch manche Raſt,
Bis endlich, weit vom Weg, den ſie genommen,
Das Ziel des Felſenpfades war erklommen.

Doch einen Ruf! Die Mutter fliegt mit Bangen
Der Kommenden entgegen. Fides bringt
In ihrem Arm das Kind, von Freud' empfangen.
Doch ihre Kraft iſt hin. Und, wie ſie ringt,
Erſchöpfung, Ohnmacht zeigen Blick und Wangen,
Es wankt ihr Fuß, kaum daß es ihr gelingt,
Zur Felſenwand, zum nächſten Stein zu kommen.
Dort ſinkt ſie hin, von Mattigkeit benommen.

Und Roſamunde ſchaudert beim Entdecken
Des Bildes, das die Retterin ihr bot:
Das Kleid zerfetzt, der Hände blut'ge Flecken,
Der Kraft Verſagen und des Atems Not —
Den Knaben ſetzt ſie nieder mit Erſchrecken
Und fängt, die ſelbſt von mehr Gefahr bedroht,
In ihren Armen auf, um ſie zu halten,
Der jetzt vor allem Dank und Sorge galten.

Doch Fides, nach minutenlangem Schweigen,
Beginnt mit Lächeln ſchon: „Oh, wie beſchämt
Es mir das Herz, ſo ſchwach mich Dir zu zeigen!
Es iſt vorbei, was mir die Kraft gelähmt.
Wo iſt der Knabe? Laß hinauf uns ſteigen!
Den Wilden trag' ich, den die Angſt gezähmt!“
Und willenskräftig hofft ſie, wird es glücken,
Der eignen Wunden Schmerz zu unterdrücken.

Doch wehrt die Freundin ihr. Den neu Geſchenkten,
Sie trägt ihn ſelbſt, den jetzt ſo ſtillen Wicht. —
Doch wie zur Mühle nun den Schritt ſie lenkten,
Und wie darauf beim nächſten Tageslicht
Sich alle in die Wagenkiſſen ſenkten,
Und in der Stadt, mit welchem Angeſicht
Die Männer ſehr erſchrocken ſie empfingen:
Das wäre lang zu ſagen und zu ſingen!

Die Sommerfreude ſchloß mit Biederlage.
Für kurze Zeit nur. Bald war alles gut.
Doch Fides erntete von jenem Tage
Den höchſten Ruhm für ihren tapfern Mut.
Und ward ihr Dank und Lieb' in gleicher Wage
Zu teil jetzt in der Freunde Sorg' und Hut,
So will beglückt in keinem Punkt verrichten
Des Hauſes Tochter auf des Hauſes Pflichten.

(Der ſiebente und achte Geſang folgen.)

Digitized by Google

Die Weisheit Salomo's.

Schauſpiel in fünf Akten von Paul Heyſe.

Zweiter Akt.

Garten an Salomo's Palaſt, der Hintergrund durch eine Mauer geſchloſſen, an der ſich Fruchtſpaliere hinziehen. Ein breites Gitterthor in der Mitte, durch welches ſich der Blick in die Berglandſchaft öffnet. Links im Hintergrunde tritt ein Palaſtthor vor, zu welchem Stufen hinaufführen. Vorn rechts das niedere Haus des Gärtners, vorn links ein Roſengebüſch, von Fächerpalmen überragt, darunter eine Steinbank. In der Mitte Fruchtbäume und Blumenbüſche. Nacht. Mondaufgang.

Erſte Scene.

Sulamith (ſteht neben der Bank, bricht von den Zweigen die letzten Roſen, die ſie in ein Körbchen legt).

Nun, denk' ich, iſt's genug. Gab doch der Strauch
All ſeine Blüten her. Die eine nur
Gönn' ich der Kön'gin nicht. Die heb' ich auf
Für Einen, der vielleicht noch kommen wird.
Doch nein, 's iſt ſpät; heut kommt er wohl nicht mehr!
Faſt wollt' ich ſelbſt, er bliebe weg. — Ich bin
So müd. (Setzt ſich.) Der König auch und ſeine Gäſte
Sind ſchon zur Ruhe. War das eine Pracht!
Die Tafel drin im Saal der hundert Lampen,
Die goldnen Schüſſeln, Leuchter, Feſtgewänder,
Und doch das Herrlichſte — die Königin!
Sie aber war nicht fröhlich, ob ſie auch
Dem Herrn zur Seite ſaß, nicht halb ſo froh,
Wie ich in meinem dunklen Winkelchen,
Wo ich von all den köſtlichen Gerichten
Doch nur den Duft genoß. Fand mich denn wirklich
Des Königs Auge dort und winkte mir
Auch einmal zu? Nein, nein! Er hatte andres
Zu denken und zu ſchau'n. Ob es wohl wahr iſt,
Daß er der Fremden ſich vermählen wird?
Sie iſt wohl ſchön und reich und mächtig klug
Und dünkt mir doch ſo edel nicht wie er.
Was kümmert's mich? Ich will nun ſchlafen gehn.
Heut kommt Hadad nicht mehr. (Steht auf.)
Der Nachttau wird
Die Blumen friſch erhalten. Horch! Was klingt
Dort an der Mauer!

Zweite Scene.

Sulamith, Hadad (ſteigt über die Mauer).

Sulamith (ihm entgegen). Himmel! iſt er's doch!
Sacht! Leiſe! Sieh Dich vor! Wenn morgen früh
Der Vater am Spalier nur eine Frucht
Gebrochen findet —

Hadad (ſpringt herab, eilt auf ſie zu). Sulamith! Meine Taube!

Sulamith. Nein, Deine Taube nicht, Du kecker Marder.
Sagt' ich Dir geſtern nicht —

Hadad. Ich ſollte heut
Nicht kommen, Herz, Du würdeſt mein nicht warten —
Wer aber wartet hier, und wer kommt doch?

Sulamith. Still! ſtill! Der Vater ſchläft gar leiſen Schlaf.
Zwei Augenblicke nur —

Hadad (da ſie ihn abwehrt). Wie? darf ich Dich
Nicht küſſen?

Sulamith. Nein, es darf nicht mehr geſchehn.
Ja damals, als ich auf den Bergeshalden
Von Dir behütet weidete, da war ich
Ein Kind; jetzt muß ich mich vor Dir behüten,
Und jenen Weg (nach der Mauer deutend) darfſt Du nicht wieder
gehn.

Hadad. Iſt das der Lohn, daß ich zwei Stunden weit
Mich außer Atem lief, Dich wach zu finden?
O Sulamith!

Sulamith. Komm! Ruh ein Weilchen hier
Dich aus. (Führt ihn zu der Bank, bleibt daneben ſtehn.)
Mir iſt ſo bang, der Vater hört's.
Er will nichts wiſſen von dem Jugendfreund,
Der um ſein Mädchen wirbt. Du kriegſt wohl zehn
Weit Beſſre als der wilde Hirtenknab,
Mach dich nur koſtbar, ſagt er, und du biſt's.

Hadad. Meint Sulamith das auch?

Sulamith (neckiſch). Ich? Ich bin jung
Und dumm und muß erfahrnem Alter folgen,
Sonſt ſagt' ich: dieſer wilde Hirtenknab
Iſt gut genug für dieſes Gärtnerskind.

Hadad (ſie umſchlingend). O Liebſte!

Sulamith. Nein, im Ernſt: zum letztenmal
Sehn wir uns ſo.

Hadad (aufſpringend). Was ſagſt Du?

Sulamith. Es iſt unrecht.
Erſt wenn Dein Oheim wahr macht, was er Dir
Verſprach, daß er Dir eine Hütte bauen
Und eine Herde will zu eigen geben —

Hadad (küßt). Damit hält er mich hin ſchon Jahr um
Jahr.
Er altert nicht, ſein Geiz erhält ihn friſch,
Und uns verſtreicht indes die Jugendzeit.

Sulamith. Nun denn, ſo will Gott nicht, daß Sulamith
Das Weib Hadad's ſoll werden.

Hadad (ihre Hand faſſend, heftig). Und das ſagt
Mir Sulamith ſo kalt, als kümmre ſie's
Nicht mehr, als wenn ein Apfel ſturmgeſchüttelt
Zur Erde fällt? Sieh mir ins Auge! Sprich:
Warum wardſt Du verwandelt? Iſt es wahr,
Was man erzählt: Du warſt beim König heut?
Er neigte ſich zu Dir, hat auf Dein Flehn
Die Strafe Deinem Vater nachgelaſſen?

Sulamith. Nun wohl, ſo war's.

Hadad. Und ließ ſein Auge lang
Auf Deinem Antlitz ruhn?

Sulamith. Gewiß, er that's
Und ſah nicht eben viel daran!

Hadad. Ha, nun
Iſt alles klar!

Digitized by Google

Sulamith. Was, lieber Narr?
Hadad. Du weißt,
Daß Du dem Aug' des Königs gefielst,
Und träumst von Hoheit. Was ist nun Hadad,
Der arme Hirt? Er mag am Bergeshang
Die Herde weiden, während Sulamith
Im Königsschloß —
Sulamith. Still! Noch ein einzig Wort,
Und ewig wendet sich mein Herz von Dir.
Sieh, diese Rose hatt' ich aufgespart
Für einen Freund, den ich erwartete.
Er kam, doch sprach sein Mund gehäss'ge Worte,
Und wer mich kränkt, dem thu' ich nichts zu lieb.
(Sie zerpflückt hastig die Blume und wirft sie weg.)
Und jetzt — verlaß mich!
Hadad. Sulamith! O kannst Du
So hart mich strafen für ein flüchtig Wort?
Wenn Du die Qualen kenntest, die ich leide,
Jetzt fern von Dir den lieben langen Tag,
All die Gespenster, die mit höhnischen Augen
Mich ansehn aus dem Busch —
Sulamith. Horch! Rief da nicht
Der Vater?
Hadad. Nichts. Die Nacht ist still.
Sulamith. Doch! doch!
(Saphat's Stimme aus der Halle.)
Wo bleibst Du, Sulamith?
Sulamith. Fort! Du mußt fort!
Hadad. Schon? O verwünscht! Doch morgen Nacht
Sulamith (ihn fortdrängend). Nein, nein.
Es kann und darf und soll nicht sein. Gut' Nacht!
Hadad (umfaßt sie rasch, küßt sie). Mein bist Du ewiglich!
Der ganzen Hölle
Zum Trotz — mein sollst Du werden!
(Will in den Hintergrund, überfliegt wieder die Mauer.)
Sulamith. Toller Bursch!
Mein Herz klopft wie ein Hammer in der Brust.

Dritte Scene.

Sulamith. Saphat (aus dem Hause).
Saphat. Ich hörte Stimmen. Kind, wer war bei Dir?
Sulamith. Du siehst, ich bin allein.
Saphat. So komm ins Haus.
's ist Schlafenszeit. Hast Du den Korb
Sulamith. Da sieh!
Saphat. 's ist gut — nicht doch — 's ist schlimm.
Drei Tage noch
So fortgehaust, und wüste liegt der Garten,
Als hätt' ihn Sturm und Hagelschlag verheert.
Sulamith. Die Rosen, sagt der Kämmerer, soll man streu'n
Vors Bett der Königin, daß, wenn sie aufsteht,
Ihr Fuß auf einen Blumenteppich tritt.
Saphat. O wohl, mit Füßen treten — das verstehn sie!
Sulamith. Dafür sind sie die Reichen, Mächtigen.
O Vater, heut kein böses Wort, am Tag,
Wo Dich der König so begnadet hat!
Saphat. Er — lasse Gott ihn leben hundert Jahr! —
Ja, er ist weis' und gut. Doch diese Fremden,
Die Götzendiener —
(Salomo tritt aus dem Palast, kommt langsam in den Vordergrund.)
— möge Gott dies Volk
Verderben wie die Rotte Korah!
Sulamith. Kamen
Sie nicht, zu ehren unsern Herrn? Und wer
Den guten König ehrt, den muß ich lieben.
O er ist aller Menschen herrlichster!
Nie sah ich ihn so nah. Doch schien mir's heut,
Als lieg' ein dunkler Ernst auf seiner Stirn,
Und lächelt' er, so war's wie Wetterleuchten
Aus Nachtgewölk. Ist er nicht glücklich, Vater?
Saphat. Kind —
Sulamith. Sage, muß, wer weis' und groß und gut,
Nicht glücklich sein?
Saphat. Gott kennt allein das Herz
Der Könige. Komm nun und laß uns schlafen;
Denn Müh' und Not stehn zeitig mit uns auf.
Sulamith (vor sich hin). Ist er nicht glücklich, wer verdient es dann?
(Saphat geht nach dem Hause. Sulamith folgt gedankenvoll.)
Salomo (ist vorgetreten). Bleib, Sulamith!
Sulamith (erschrickt umblickend). Der König! — Du befiehlst,
O Herr —
Salomo. Dein Vater soll zur Ruhe gehn.
Mit Dir hab' ich zu reden.
Saphat. Was doch hat
Mein hoher Herr im Sinn mit diesem Kinde?
Salomo. Nichts, was des Vaters Herz bekümmern könnte.
Geh schlafen, Alter!
Saphat. Was Dein Knecht besitzt,
Ist Dein, o Herr. Doch der Du heut die Hand
Ihm gnädig ließest, reiß ihm nun das Herz
Nicht aus der Brust! (Geht kopfschüttelnd ins Haus.)

Vierte Scene.

Salomo. Sulamith.
Sulamith (ihm verwundert nachblickend). Was nur der Vater hat?
Salomo. Tritt näher, Sulamith! (Da sie zerstreut und zögernd gehorcht)
Fürchtest Du Dich?
Sulamith. Ich, Herr? Wovor? Bist Du nicht mild
und gütig?
Ich harre Deines Winks.
Salomo (setzt sich). Wie alt bist Du?
Sulamith. Schon siebzehn, Herr.
Salomo. Und bist so spät noch wach?
Schlafsüchtig ist die Jugend.
Sulamith. Herr, es giebt
Jetzt viel zu thun im Garten. Diesen Korb
Mußt' ich mit Rosen für die Kön'gin füllen.
Sieh nur, wie schön sie sind.
Salomo. Hat Sulamith
Für mich nicht eine mehr?
Sulamith. Der Strauch ist leer.
Doch such die schönste Dir von diesen aus.
Salomo. Von diesen nicht; Du brachst sie nicht für mich.
Sulamith. So will ich am Cypressenhügel droben,
Wo hundertblättriger die Fülle blüht —
Salomo. Nein, bleib! Hernach. Sprich: hat Dich's
nie gelüstet,
Im Königshaus zu wohnen, statt hier unter
Dem niedren Dach?
Sulamith. 's ist meines Vaters Haus.
Salomo. Gefiel Dir nicht die goldne Halle, die
Du heut betratst zum erstenmal?
Sulamith. O sehr!
Ein Saal des Himmels schien mir das Gemach,
Drin Du, o Herr, Dich gnädig zu mir neigtest.

Digitized by Google

Wie bin ich froh, daß ich auf meinen Knieen
Noch heut Dir danken kann!
(Sie will vor ihm niedersinken, er hält sie ab, macht eine Geberde, daß sie neben ihm sitzen soll.)

Salomo. Nicht also, Kind.
Du bist ein frommes, liebes Kind, der Stolz,
Die Freude Deines Vaters. Wenn er nun
Dort im Palast Dich wohnen sähe, würd' es
Ihn nicht beglücken?

Sulamith. Herr, wie meinst Du das?
(Sie hat sich auf den äußersten Rand der Bank gesetzt, der Korb mit den Rosen steht zwischen ihnen.)

Salomo. Sieh, meine Augen fanden Wohlgefallen
An Deiner holden Jugend. Gerne säh' ich
Mit andren Mädchen Dich in meiner Nähe. (Sulamith lacht.)
Du lachst?

Sulamith. Verzeih, o Herr! Ich müßte lachen,
Säh' ich mein braun Gesicht, mein arm Gewand
Dort neben jenen schöngeschmückten Frauen
Im Königssaal. Als drängte sich ein Zweig
Vom wilden Thymian in den Rosenstrauß.

Salomo (faßt ihre Hand). Schlank wie die Lilie bist Du, Sulamith,
Die aller Rosen Prangen überglänzt.

Sulamith (lacht wieder). Weiß sind die Lilien, aber ich bin schwarz.
Zwar schäm' ich drum mich nicht. Mich hat die Sonne
So schwarz gebrannt. Denn viele Sommer lang
Hab' ich am Bergwald auf der Halde draußen
Die Herde hüten müssen. Da war oft
Nicht einer Handbreit Schatten. Nun, man kann
Wohl schwarz und doch nicht häßlich sein. Doch wohnt' ich
In goldnen Zimmern, sähe mich gespiegelt
Von blanker Wand, käm' ich mir garstig vor.

Salomo. Am Bergwald draußen — warst Du da allein?

Sulamith. Nein, Herr. Die Hirten auf den Nachbarweiden,
Sie alle hüteten des Saphat Kind,
Und nie geschah mir Leids. O wüßtest Du,
Wie auf den Weiden dort es herrlich ist,
Der Tag so golden, die gestirnte Nacht
So lind und kühl. Vom Felsen rauscht der Quell,
Die Bienen summen um das Haidekraut,
Und dämmert man am hohen Mittag ein,
Wenn rings die Herde wiederkäuend ruht,
Sieht man durch halbgeschlossne Lider hohe
Paläste in Rosenwolken aufgebaut
Von Geistern, und sie schweben aus und ein,
Und große Vögel schwingen ihren Fittich,
Und plötzlich singt im Busch die Nachtigall,
Daß uns vor Wonne will das Herz zerspringen,
Wie schön die Welt!

Salomo. So schön, daß Dir das Heimweh
Nach jener Wildnis folgt' ins Königshaus?

Sulamith (aufspringend, da er wieder ihre Hand faßt). Herr, willst Du meine Weideplätze sehn?
Im Mondlicht sehn sie aus so zauberhaft,
Daß ich die Ziegen neide, die dort drüben
Im Pferche schlafen. Vom Cypressenhügel
Blickt man hinüber. Unten liegt die Stadt
Und drüben weit die Halden. Manche Nacht
Sitz' ich da droben noch vor Schlafengehn
Und denk' zurück an meine junge Zeit,
Die nun vorbei.

Salomo (sieht auf). Komm zum Cypressenhügel.
Du bist so lieblich, daß mir alles lieb,
Was Dir gefällt. Und wenn wir droben sind,
Sollst Du mir auch die Rose pflücken, die
Dort oben blüht.

Sulamith (umfangen). Komm, Herr. Es ist nicht weit.
(Beide ab in den Hintergrund nach rechts.)

Fünfte Scene.

(Aus dem Palast) **die Königin** (mit ihrer alten Amme) **Adischa.**

Balkis. Es duldete mich nicht im dumpfen Haus.
Ich hörte Stimmen. Sprach man nicht im Garten?

Adischa. Der Nachtwind spricht
Mit den Blättern der Mandelbäume.
Horch!
Nachtvögel schwirren.

Balkis. Ums Haupt mir schwirren die Gedanken.
Ich sah empor zum Himmel, suchte dort
Aldebaran, meinen Lebensstern,
Und fand ihn nicht; der Mond verschlang sein Licht.
So wird hinfort mein Leben überstrahlt
Von diesem mächtigen Goldgestirn,
Das mir den Schlaf von der Wimper stiehlt. (Starrt vor sich hin.)

Adischa. Sagt' ich Dir's nicht voraus?
Zieh nicht gen Jerusalem, sagt' ich.
Sie wohnen in engen Mauern,
Diese Hebräer.
Ihre Stadt ist umgürtet mit hohen Zinnen,
Weil sie verhaßt sind den Völkern
Und führen Kriege
Und fürchten Vergeltung
Von denen, so sie bedrängt mit dem Schwert.
Warum willst Du verlassen Dein offnes Land,
Dein lustig Gezelt am Meerstrand,
Wo Du kühle Nächte verträumst
Und glücklich bist?

Balkis. Glücklich!
Nie war ich's, werd' es nimmer sein,
Wenn Eines nicht gelingt.

Adischa. Eines?

Balkis (sinkt auf die Bank). Komm her zu mir, Adischa,
Sage, sahst Du es auch?

Adischa (kniet neben ihr). Was, mein Liebling?

Balkis (zieht sie nah an sich, blickt erst umher, dann leise und hastig).
Sahst Du nicht diesen Mann,
Den großen König?
Herrlich ist er vor allen Männern,
Schön und weise,
Seinesgleichen erblickt' ich nie —
Aber ich haß' ihn.

Adischa. Die Götter segnen Dich
Für diesen Haß!
Sein Gott ist feind den unsern,
Er verachtet sie,
Wie dieser König
Von seiner Weisheit Gipfel niederblickt
Auf uns, die er geringschätzt.

Balkis. Du sahst es auch?
Ging es Dir auch ans Herz
Wie Skorpionenstich,
Als er so mild und gnädig zu mir sprach,
Als wär' ich nur ein thöricht Kind?
Und dann, Adischa —

Digitized by Google

Er küßte mich auf die Stirn.
Seine kühlen Lippen brannten eine Wunde,
Die alles Blut mir fiebern macht.

Adischa. Laß uns hinweg ziehn in unser Land.
Du hast mit Gaben ihn überschüttet,
Geehrt ihn königlich.
Nun zeig ihm, daß er Macht nicht hat,
Dich hier zu halten,
Daß Balkis eine große Fürstin,
Groß wie er
Und frei
Und stolz genug, ihn lächelnd zu meiden.

Balkis. Fliehen, Adischa? Nein!
Erst muß ich beugen diesen Hohen,
Zur Thorheit machen seine Weisheit.
Die Rätsel, die ich ihm zu lösen gab,
Da wir bei Tische saßen,
Dran meines Vaters Scharfsinn scheiterte,
Daß er mich seine kluge Tochter nannte, —
Wie man mit leichter Hand den Kern der Palmfrucht
Aus seiner Hülle schält, so löst' er sie
Und gab sie lächelnd mir zurück. Doch ich — (Sie wieder dicht an sich ziehend, noch leiser)
Sag mir, Adischa: was sie Liebe nennen —
Hast Du's gekannt?

Adischa. Warum nur fragst Du mich?

Balkis. Ich kannt' es nie. Ich las in alten Büchern
Der Weisen und der Thoren
Das eine Lied nur:
Daß sie beseligt
Und elend macht zur selben Zeit,
Und verstand's nicht.
Jetzt aber, jetzt —

Adischa. Mein unglückselig Kind!
Wär's möglich? Nein, das nicht,
Nur das nicht!

Balkis. Elend bin ich,
Weil mich der Schlaf, das Lachen und die Freude
Und jeder stolze Gedanke flieht.
Und doch, die Schmerzen hier im Busen
Durchlodern mich mit einer Glut,
Die eine süße, fremde Wollust
Wie einen duftigen Schleier um mich breitet.
Er, den ich hasse, scheint mir so erhaben
Vor allen Gottgeschöpfen,
Daß mir es Wonne dünkte,
Im Staub zu seinen Füßen tagelang
Zu liegen, zu ihm aufzublicken,
Seiner Stimme zu lauschen,
An seines Auges Leuchten hinzuschmelzen,
Gleich einem Baum im Frühling,
Aus dessen starrer Rinde Blüten dringen.
Adischa, wenn es wäre, wie ich fürchte,
Wenn's — Liebe wäre — —

Adischa. Komm ins Haus, Du Arme!
Fort, fort, sogleich!
Wir rüsten die Fahrt,
Wir lassen die Kameele satteln
Um Mitternacht,
Und wenn die Sänfte wiegt Deinen holden Leib,
Dann wird mein Liebling wieder schlafen, sanft,
Wie's Kind im Mutterschoß,
Und nicht mehr denken des argen Feindes.

Balkis (springt auf). Schlafen! ihn vergessen!
Nie, nie geschieht das, Adischa!
Ich sterbe, wenn er nicht mein wird. (Starrt vor sich hin.)

Adischa (die Hände ringend). O ihr Gestirne! Könnt ihr niederschau'n,
Sie sehen in dieser Qual
Und senket keine Geisterschar herab
Zum Schutze für ihr wehrlos Herz? (Pause.)

Balkis (plötzlich aufhorchend). Wer spricht da?
Ha, seine Stimme! Er ist nah!

Adischa. Verbirg Dich, Herrin!
Tritt hinter diese Büsche!
Wenn er Dich fände, jetzt in Deinem Fieber,
Und auch das Rätsel löste Deiner Brust,
Welch eine Schmach!

Balkis (unbeweglich). Horch! Er ist nicht allein.
Wer ist mit ihm? (Blickt nach der Seite, fährt zusammen.)
Ein Weib!

Adischa. Fort! Rette Dich vor ihm!

Balkis. Ein Weib! Wer mag sie sein?
Ob dieser weise Mann auch andre Weiber
Mit kühler Lippe küßt? — Adischa!

Adischa. Herrin!

Balkis. Sie kommen näher. Wohin soll ich fliehn?
Nein, ich will bleiben,
Beschämen diesen Übermütigen!

Adischa (zieht sie hinter das Gebüsch). Komm! Dächt' er doch,
Du hättest ihn gesucht.
Hier bist Du sicher,
Und morgen sind wir fern.
Dann war dies alles nur ein böser Traum. (Treten hinter die Büsche.)

Sechste Scene.

Salomo. Sulamith (kommen zurück).

Salomo (eine Rose in der Hand). Die Rose, die Du mir geschenkt, ist schön.
Doch eine Blüte weiß ich, deren Duft
Weit inniger mich erquicken würde.

Sulamith. Wächst sie
In Deinem Garten, Herr, will ich sie pflücken.

Salomo. Die Blüte Deines Mundes, Sulamith.
Wem Du sie gönnest, der ist hochbeglückt.

Sulamith. Du scherzest, Herr. Von meinen Lippen gehn
Einfält'ge Worte nur. Ja, wär' ich weise,
Beredt und witzig wie die Königin
Von Saba!

Salomo. Weisheit hab' ich selbst. Am Weibe
Dünkt uns ein lieblich Schweigen tausendfach
Beredter als die wohlgefügte Rede,
Und stummes Lächeln einer jungen Lippe
Bezaubert mehr, als alle Rätselsprüche
Aus stolzem Weibermund.

Sulamith. Sie aber kam,
Um Dir zu huld'gen, Herr. Sie brachte Dir
Köstliche Gaben, Gold und Spezereien,
Und sie ist schön und klug. Liebst Du sie nicht?

Salomo. Sie kam in Pracht, mit ihrem Geist zu prunken,
Und ihr antwortete mein Geist. Du sprachst
Zu meinem Herzen, und mein Herz vernahm
Den holden Seelenlaut und gab ihm Antwort.
Nie sah ich, was Dir gleicht. Du überströmst
Das Herz des Alternden mit junger Wonne,
Dein Lächeln facht erloschne Kerzen an,

Digitized by Google

Und Deines Mundes Kuß berauscht wie Wein
Aus goldnem Becher. Laß mich daran nippen!

Sulamith (ergeben, mit einem Seufzer). Wenn Du es wünschest, Herr, so küsse mich!
Was dürft' ich Dir verweigern, die ich viel
Zu arm, um meines Dankes Schuld zu zahlen!

Salomo. Nicht also! Danach nicht verlangt mich. Siehe,
Nicht wie der König zu der Hirtenmagd
Sprech' ich zu Dir und heische nicht als Herr
Tribut, den Du mir widerwillig bietest.
Von schönen Lippen nahm ich oft den Zoll
Dienstbarer Zärtlichkeit und hab' erkannt:
Auch dies ist eitel. Dich will ich von Dir,
Dich ganz und gar, doch als ein frei Geschenk
Aus überfließendem Herzen dargebracht,
Das, wenn es wollte selbst, nicht anders kann,
Als hin sich geben. — Woran denkst Du, Kind?
Du lauschest. Worauf horchst Du?

Sulamith (schüchtern). Auf mein Herz,
Ob es nicht sprechen will.

Salomo (ihre Hand fassend). Und schweigt es noch?

Sulamith. Es horcht.

Hadad (singt draußen vor der Mauer).

Unter den Cedern
Am Berge Karmel
Weidet' ich meine Schafe.
Ich tränkte meine Herde
Am Bache Kidron.
Wo weilt, die meine Seele
Speist und tränkt?

Salomo. Wer singt so spät?

Sulamith (verwirrt). Weiß nicht, o Herr. Es ist
Ein Hirtenlied; ich selber sang es oft. (Wiederholt leise die Worte.)

Salomo (heftig). Du liebst — Du hast geliebt —

Sulamith (erschrocken). Was sagst Du, Herr!
Mein Vater ist so streng — ich bin noch jung —
Laß mich hinein zu meinem Vater gehn!
Er schläft nicht, wenn sein Kind nicht bei ihm ist.

Salomo (küsst sich abwendend). So geh! Du liebst mich nicht!

Sulamith. O teurer Herr,
Wer sollte Dich nicht lieben? Bist Du nicht
So gütig, wie Du groß und weise bist?
Auf Deiner Stirn wohnt Majestät, doch Milde
Auf Deinen Lippen, daß ein jedes Wort
Erklingt, wie goldne Münzen in den Schoß
Des Bettlers fallen. Herr, wenn ich verwirrt
Von Deiner Gnade mich nicht fassen kann,
O hab Geduld mit Sulamith!
(Sie hascht nach seiner Hand und küßt sie.)

Salomo. Nicht also! —
Geduld? Du forderst Viel! Das ist die Kunst.
Die, wer die Macht besitzt, am schwersten lernt.
(Er streicht ihr über das Haar.)
Doch sei's! Der Neigung junge Knospe blüht
Nicht auf in Einer Nacht. Auch scheint der Mond
Zu hell; Du siehst den König noch in mir.
Doch wenn ich wiederkomme, Sulamith,
In dunklern Nächten, wo die Stimme nur
Des Liebenden ertönt, wird da Dein Herz
Antworten? Still! Laß mir die Hoffnung heut
Und Deine Hand! Nur bis zur Pforte noch,
Dann kehr zurück in Deines Vaters Hütte. (Führt sie ab nach links.)

Siebente Scene.

Königin. Adischa (vortretend).

Balkis. Ha Schmach und Grimm und Gram!
Verderben über ihn und sie!

Adischa. O still!
Wenn er Dich hörte,
Wie stündest Du vor ihm da?

Balkis. „Sie kam in Pracht mit ihrem Geist zu prunken" —
War's nicht so?
Und er, der weise sich dünkt,
Er sah nicht unter dem Funkenspiel
Der kühlen Rede
Die stolze Flamme, die sich tief verbarg?
Schleicht in der Nacht der Dirne nach,
Und wie ein girrender Tauber
Er, der Königsadler,
Umflügelt er das Täubchen?
Wie ein schmachtender Knabe
Das erste, beste gelüstige Ding,
Das ihn reizt durch Versagen?

Adischa. Da sieh, was er wert ist!
Veracht ihn! Verlaß ihn!
Dann wird er fühlen,
Was er verscherzt hat.
Du aber lache
Und sättige an der Rache Dein Herz!

Balkis (plötzlich weich). Rache, Adischa?
Ein Herz, das hungert nach Liebe,
Kann sich's ersätt'gen an Rache?
Fühlen soll er meine Macht,
Mein Geist, den er verhöhnt, ihn unterjochen,
Denn, bei dem Licht der ewigen Gestirne:
Wenn er nicht mein wird,
Wird Deine Königin nie mehr lachen,
Sich nie mehr freuen der goldnen Sonne
Und der balsamatmenden Nacht! (Sie schreitet hastig auf das Haus zu, pocht an die Thür.)

Adischa. Was thust Du, Kind?

Balkis (klopft wieder). Erwache, alter Mann!
Räuber am Hause!
Wahre Deines Guts!

Achte Scene.

Vorige. Saphat (aus dem Hause).

Saphat. Wer pocht an meine Thür? Du, Königin?

Balkis. Schläfst Du? Wie kannst Du schlafen, greiser Hüter,
Indes ein Räuber in den Garten einbricht
Und Dich bestiehlt?

Saphat. Ein Räuber? Wer und wo?

Balkis. Gerietest Du in Wut, Du Eifriger,
Da fremde Hand heut eine Frucht Dir nahm,
Und wenn ein Räuber Dir Dein Kind entführt,
Schließest Du Aug' und Ohr?

Saphat. O Königin,
Er ist der Herr. Wer bin ich, ihm zu weigern,
Was mein ist? Doch es ist ein höh'rer Hüter
Über dem höchsten, der wird ihrer hüten.

Balkis. Ha, Dein Jehovah! Wird er nicht bestochen
Von diesem Könige durch fette Opfer,
Daß er nicht ahnde, was er Übles thut?
Wenn Dir die Tochter lieb ist, alter Mann,
Hüte sie selbst!

Digitized by Google

Saphat. O wie vermöchte das
Ein niedrer Knecht!

Balkis. Ich will Dir helfen, Alter.
Sende mir morgen früh Dein Kind. Ich will
Sie nehmen unter meinen Schutz. Ihr ſoll
Kein Leids geſchehn.

Saphat. Du wollteſt? Kannſt Du auch?

Balkis. Das warte ab. Still jetzt! Sie kehrt zurück.
Kein Wort zu ihr, daß ich ſie heut belauſcht! (Zieht den Alten in den Schatten des Gebüſches, vorn an der Bank.)

Sulamith (langſam zurückkehrend). Es war Hadad, der ſang,
ich hört' es wohl.
Es wär' ſein Tod geweſen, hätt' er mich
Geſehen mit dem König, all die Worte
Gehört, die ich ſo gern vergeſſen möchte.
Wie iſt mir denn? Was klopft mir nur das Herz
Noch jetzt, da doch vorüber die Gefahr?
Und iſt ſie's auch? Und wenn der König morgen
Noch einmal kommt — — (trotzig aufblickend) Er komme nur
Er wird
Dieſelbe Sulamith wie heute finden,
Und wenn er wieder honigſüße Worte
Ins Herz mir träufeln möchte, will ich redlich
Ihm ſagen von Hadad und ſing' ihm wieder
Das Liedchen, und er dentet ſich es wohl,
Iſt er doch weiſ' und gut. — Nun ſchlafen gehn!
's iſt ſpät. — Das war ein wunderlicher Tag. (Zumut vor ſich hin)
Wo weilt, der meine Seele
Speiſet und tränket? (Sie geht ins Haus.)

Balkis (vortretend, halblaut). Hinein zu ihr! Wofern Dein
Leben, Alter,
Dir lieb iſt — nicht ein Wort, das mich verrät,
Und morgen ſchicke mir Dein Kind! (Andem ſie eine gebietende Geberde macht und Saphat, ſchon nach dem Hauſe gewandt, die Hände beteuernd aufs Herz legt, ſtillt der Vorhang.)

(Die weiteren Akte folgen.)

Tagebuchblätter.

Von **Friedrich Hebbel.***)

Das ganze Leben iſt nur ein verunglückter Verſuch des Individuums, Form zu erlangen; man ſpringt beſtändig von der einen in die andere hinein und findet jede zu eng oder zu weit, bis man des Experimentierens müde wird und ſich von der letzten erſticken oder auseinanderreißen läßt. Ein Tagebuch zeichnet den Weg. Alſo fortgefahren! (1843)

*

Nicht darf der Staub noch klagen,
Der glühend und bewußt
Die ganze Welt getragen
In eigner enger Bruſt;
Worin ich mich verſenke,
Das wird mit mir zu Eins,
Ich bin, wenn ich ihn denke,
Wie Gott, der Quell des Seins.

*

Ein Kind iſt krank und leidet heftigen Durſt, es ſehnt ſich nach einem Glas Limonade und bittet ſeine Mutter darum, die Limonade wird endlich gemacht, aber nun iſt in der Krankheit des Kindes ein neues Stadium eingetreten, es mag ſie kaum ſehen, geſchweige trinken, darüber wird die Mutter ſo aufgebracht, daß ſie das kranke Kind faſt mißhandelt. Wenn eine ſolche Geſchichte ohne Kommentar erzählt würde, wie würden unſere ſentimentalen Damen auffahren, wie würden ſie der Mutter alle mütterlichen Gefühle abſprechen, und wie würde es ſie beleidigen, wenn der Erzähler ſie unterbräche: Sie irren ſich, meine Gnädige, es war eine Mutter, ſo gut, wie es nur die beſte von Ihnen ſein kann. Vermutlich würde aber doch die eine oder die andere nachdenklich werden, wenn er dann noch hinzufügte, daß jene Mutter den letzten Heller für die Limonade des kranken Kindes ausgegeben und nicht ſo viel übrig behalten habe, um für das geſunde, das mittags aus der Schule kam, Brot zu kaufen. Die Geſchichte iſt übrigens nicht von mir erſonnen, um die Notwendigkeit der Kommentare zu beweiſen, ſondern ich habe ſie in meiner Kindheit ſelbſt erlebt.

*

Dies werd' ich wohl nie los! Nach jeder ſchöpferiſchen Periode ſtellt ſich eine erbärmliche Pauſe elendeſter Ohnmacht ein, die aber nur in Bezug auf das Ausführen eineiſt, nicht in Bezug auf das Erfinden und innerliche Fortbilden. Die Gedanken kommen in Maſſe, aber ſie ſind alle wie Tannzapfen, die ſich im Gebirn feſthäkeln; wenn ich übrigens keinen höheren Zuſtand kennte, ſo würde ich auch in einem ſolchen ſchreiben können, eben darum aber, weil die Unthätigkeit, zu der ich mich verdammt ſehe, keine abſolute, ſondern nur eine relative iſt, erträgt ſie ſich um ſo ſchwerer. (1847)

*

Das brennende Hamburg war ein ſchrecklicher, aber zugleich ein gewaltiger Anblick. Das überwältigende, was die Sinne nicht bloß erfüllte, ſondern ſie zerriß, ſchien neue Organe im menſchlichen Geiſte zu erſchließen, er fühlte ſich über den Moment, über ſeine Drangſale und ſein gemeines Leid hinausgehoben und überſchaute die Gegenwart wie von der Höhe der Geſchichte herab. Mir wenigſtens war es, als ob ich nichts Gegenwärtiges ſähe, aber die ungeheuerſten Bilder der Vergangenheit ſtanden vor meinem Blick, ich ſah Karthago mit dem zerſchmelzenden Moloch, ich ſah Perſepolis und die tanzende Thais, ich ſah Moskau und den Imperator, wie er unwillig und finſter den Kremlin verließ. Ja ſogar in den Momenten, wo ich ſelbſt mit Hand anlegte, war mir zu Mute wie bei einer Thätigkeit im Traum. Aber das brennende Hamburg verwandelte ſich in ein niedergebranntes, der Feuerdrache zog ſich wieder zuſammen in den Funken, aus dem er hervorgekrochen war, und der flammenrote Himmel wurde wieder trübſelig und grau. Nun ward auch mir alles zur Gegenwart und anfangs zur Gegenwart ohne Zukunft, das ſtolze Element, das nichts verzehren kann, ohne es zugleich zu verklären, hatte ſich zurückgezogen und bei dem nüchternen Tageslicht beſah man ſich mit Schauder und Entſetzen den Leichnam einer Stadt.

*) Aus dem noch ungedruckten Teil der Hebbelſchen „Tagebücher", mitgeteilt von Felix Bamberg.

Digitized by Google

Wilhelm Scherer.

Von Jakob Minor.

Es war am 6. August dieses Jahres. Eben hatten die Hochschulen Deutschlands nach den Mühen eines ungewöhnlich heißen Sommersemesters ihre Pforten geschlossen. Im alten Heidelberg tobte festlicher Lärm — da wurde, zur Unzeit in mehr als einem Sinne, in Berlin ein stolzes Gelehrtenleben nicht etwa naturgemäß zu Ende geführt, sondern höchst grausam in der Zeit der Früchte abgebrochen.

Die germanische Philologie hat ihren Lieblingskindern gerne die Fülle der Jahre geschenkt, sie hat mit der dem einzelnen zugemessenen Arbeitszeit nicht gekargt. Wie sie selbst aus dem Mark des deutschen Volkstums hervorgegangen ist, so schien auch etwas von der gesunden Kraft desselben in ihren Jüngern zu leben. Zwar hat auch sie, wie jede der deutschen Musen, den frühen Verlust von Lieblingen zu beklagen und zu verschmerzen gehabt: wer gedächte nicht hier der Namen Jänicke und Lichtenstein in stiller Wehmut! Aber — zu unserem herbsten Leid zugleich und zu unserem Trost wird es gesagt — eine reife und durchgebildete Kraft wie die Wilhelm Scherers ist ihr in so frühen Jahren noch nicht entrissen worden.

Wer vor etwa zehn Jahren, wie es hier zu Lande Sitte war, seine germanistischen Studien in Berlin zum Abschluß und zur Reife gebracht hat, dem bot sich ein schöner Anblick dar. Fest und unerschüttert stand Karl Müllenhoff wie eine mächtige Eiche da, welche noch manchem Sturm zu trotzen schien. Sein grundgelehrtes, aber formell unbehilfliches Wesen fand in seinem Schüler Scherer die glücklichste Ergänzung: rasch und beweglich, leicht in Enthusiasmus zu bringen, mit sanguinischer Leichtigkeit die schwersten Aufgaben behandelnd und überwindend, bei den strengsten Anforderungen der Wissenschaft niemals die Gesetze der schönen und gefälligen Form vernachlässigend, so war Scherer, der sich in Müllenhoffs strenger Schule dessen gelehrtes Wissen und siegreiche Methode zu eigen gemacht hatte, berufen, Müllenhoff zugleich fortzusetzen und zu überholen. Wie viel von der Vereinigung ihrer Vorzüge und Fähigkeiten zu erwarten war, das hatte ihr gemeinsames, zugleich Scherers erstes Werk bewiesen: die Herausgabe der ältesten Denkmäler der deutschen Poesie und Sprache bis zum 12. Jahrhundert . . . . Und nun ist die Eiche, deren Stamm im Innern unerschüttert war, vor wenig Jahren einem Blitzstrahl von oben zur Beute gefallen. Nun ist auch Er dahin, welcher, manchen bedenklichen physischen Mahnungen zum Trotz, mit der ihm eigenen rastlosen Energie das Erbe Müllenhoffs muthig und voll Arbeitslust angetreten hat. Ein Gefühl der Verwaisung hat sich unser, der Jüngeren und Nachlebenden, bemächtigt; in Worten und Briefen wiederholt sich lauter und leiser die dumpfe Klage: „Unsere Wissenschaft hat durch den Tod Scherers nicht bloß eine große Kraft eingebüßt, sondern einen ungeheuren, unersetzlichen Verlust erlitten!"

Denn man lasse nur einmal, ganz äußerlich, den Blick über das weite Wissensgebiet schweifen, welches Scherer nicht etwa bloß übersehen hat, sondern welches ihm jeden Augenblick zur allgemeinsten oder individuellsten Forschung dienstbereit stand! Scherer war wenn nicht der erste, so doch sicher der letzte, welcher das ungeheure Gebiet der deutschen Litteratur von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart umfaßt hat; die geistigen Schätze eines Jahrtausends standen ihm, dank seinem außerordentlichen, nie versagenden Gedächtnisse, wie vertraute Hausgenossen willig zu Gebote. Als die Grundlage der Dichtung und Litteratur aber betrachtete er die Sprache: der Geschichte der deutschen Sprache widmete er, eine Reihe von Jahren hindurch wenigstens, nicht weniger Aufmerksamkeit, Zeit und Kraft, als der Geschichte der Litteratur; und auch hier ließ der Schüler Grimms seinen Blick nicht bloß über die weiten Felder der deutschen Sprachgeschichte, sondern auch in das unübersehbare Gebiet der vergleichenden Sprachforschung schweifen.

Wir leben in einer Zeit, welche die Forschungsgebiete immer mehr abgrenzt und einengt und die Spezialitäten und Spezialisten in der Wissenschaft allein gelten läßt. Scherer war nicht bloß Universalist seiner Begabung und Neigung nach, er war auch ein solcher Spezialist; als echter Philologe drang er bis ins kleinste und einzelnste vor; so wenig er je an dem Buchstaben hängen blieb, so wenig verschmähte er es, auf den einzelnen Ausdruck zu achten, und nicht selten hat er eine geistreiche Unterstuchung mit der Beobachtung einer bloßen Namensform in einer Goetheschen Dichtung begonnen und mit Winken über die innersten Geheimnisse der Goetheschen Kunst abgeschlossen.

Die historischen Studien fordern ihre Opfer. Die Quellen-Litteratur wächst immer massenhafter an; die abgeleitete Litteratur wird bald unübersehbar. Der Geist der Zeit fordert das minutiöseste Versenken in das Detail. Wer gleichmäßig die Breite und Tiefe dieses ungeheuren Stromes erfassen will, den reißt er mit sich fort. Resignation wird für den Forscher, der alles durchdringen möchte, eine traurige Pflicht: eine traurige; denn was wäre schwerer zu bändigen als der Geist wissenschaftlichen Fortschreitens und Fortstrebens, sobald er einen Mann im Innersten ergriffen hat. Ein solcher Marschall Vorwärts im Reiche des Geistes war Wilhelm Scherer. Er wollte nicht bloß vordringen mit der Fackel des Lichts in Gebiete, welche bis dahin in Dämmerung oder Finsternis lagen, er wollte auch jeden Schlupfwinkel erhellen und nicht den Schatten eines Steines auf seinem Wege ertragen. Wenn Scherer irgendwo gefehlt hat, so ist der Fehler aus der schönsten seiner Tugenden geflossen: er hat den Vor-

Digitized by Google

wurf kühner und selbst verwegener Hypothesen nicht gescheut, wenn sie auch nur einen Schimmer von Licht verbreiteten oder einen Durchblick auf entfernte lichtvollere Regionen gewährten. Und wenn wir Scherer einen Vorwurf nicht ersparen können, so ist es der: daß er zu viel auf sich geladen, zu sehr an andere und zu wenig an sich selbst gedacht hat; daß er sich der Wissenschaft, welcher er als Hohepriester lange hätte leben sollen, selber zum Opfer dargebracht hat.

Ein Verdienst Wilhelm Scherers soll hier im besondern hervorgehoben und gewürdigt werden: seine Thätigkeit auf dem Gebiete der neueren Litteratur und ihrer Geschichte steht den Lesern dieser Blätter am nächsten vor Augen. Noch stand das Vorurteil, daß man die Beschäftigung mit der modernen Litteratur am besten den Belletristen und Journalisten überlasse, an den akademischen Fakultäten in voller Blüte, als sich ein Mann der exakten Wissenschaft, an dessen reichen und tiefen Kenntnissen auch nicht der Neid seiner Feinde zu zweifeln wagte, dem abseits gelegenen und einer Art wissenschaftlicher Libertinage gleich geachteten Felde zuwandte. Hier hat Scherer als der erste die strenge Methode, welche er in Haupts und Müllenhoffs Schule an den antiken und altdeutschen Dichtungen und Schriftwerken erlernt hatte, auf die modernen Dichter angewendet. Alle Hilfsmittel philologischer Kritik und Scheidekunst standen ihm hier ebenso treu wie vorher in den älteren Litteratur- und Sprachperioden zu Dienste. Mit ihnen ausgerüstet, hat er bisher ungeahnte Erfolge errungen und Richtungen angebahnt, in welche sich bis dahin kein Blick gewagt hatte. Als oberster Zweck stand ihm bei allem diesem die Erforschung der Geheimnisse des dichterischen Schaffens, die Poetik, vor Augen. Hatte man sich bis dahin nur zu häufig mit dem nackten Nachweise der von dem Dichter benutzten Quellen, Vorbilder und Erlebnisse begnügt, so gab sich Scherer niemals zufrieden, bis er der Art und Weise auf die Spur gekommen war, mittelst welcher der Dichter aus dem Erlebten und Erlernten seine dichterischen Produkte gestaltet.

Aus diesem Geiste ist seine Litteraturgeschichte entstanden: seit dem großen Werke von Gervinus die erste Geschichte der deutschen Litteratur, welche auf vollständiger Kenntnis und Durchdringung des Materiales beruht. Scherer hat Gervinus nicht bloß in der Kürze und Gedrängtheit seiner Darstellung übertroffen, sondern auch in zwei anderen, wesentlicheren Punkten. Erstens indem er den historischen und politischen Gesichtspunkt, welchen Gervinus über alles stellt, zurückdrängte und den poetischen und ästhetischen Wert zum obersten Prinzip der Litteraturgeschichtschreibung machte. Zweitens indem er, ohne den wissenschaftlichen Anforderungen etwas zu vergeben, die nüchterne Knappheit des Stiles vermied, in welcher sich Gervinus gefiel und an deren Stelle wir bei Scherer eine elegante, allgemein verständliche, den klassischen Stil Goethes zum Muster nehmende Redeweise finden.

Ich bin hiermit bei Scherer, dem Künstler, angelangt. Sowenig in seinen künstlerischen Vorzügen wie in seinen gelehrten war Scherer ein bloßes Kind der Natur und des Glückes. Ich habe sein eigenes Geständnis empfangen, in welchem er seinen Stil überhaupt nur als eine Frucht seines Fleißes, als erworben durch Sorgfalt und Mühe gelten lassen wollte. Das war zuviel behauptet und man durfte mit mehr Recht entgegnen, daß die Gabe allein, sich einen so vielgewandten, allen Tonarten gerechten Stil anzubilden, als ein Zeugnis ungewöhnlichen Sprachtalentes gelten müsse. Aber etwas Wahres liegt dennoch zu Grunde und ist dem scharfen Selbstbeobachter nicht entgangen. Auch wenn er selber zur Feder griff und schrieb, nicht bloß wenn er den Stil der anderen forschend analysierte, mußte es hell sein um ihn und in ihm. Die dämmerige Unbefangenheit, das Unbewußte der künstlerischen Produktion war nicht seine Sache: er kannte die Mittel, mit denen der Stilist wirkt, er kannte den Grad ihrer Stärke, die Eigenart ihrer Wirkung und er verstand mit souveräner Beherrschung sie zu handhaben. Man wird deshalb nicht selten in seinen früheren Schriften einen raschen Wechsel des Tones, ein Abspringen des Stiles wahrnehmen und die verschiedenen Kunstmittel gehäuft finden; in den Schriften der späteren Zeit, besonders in der Litteraturgeschichte, überwiegt dagegen der Einfluß des Goetheschen Stiles: hier werden, mitunter zu ersichtlich, alle schroffen Übergänge und Sprünge vermieden, die leicht geschwungene Wellenlinie ist hier das Ideal. Bewundernswert aber in allem, was er früher oder später geschrieben, bleibt die Sprachgewalt, welche ihm wie selten einem unter den Gelehrten und wie nicht vielen unter den deutschen Dichtern zu Gebote stand. Um ihren ganzen Umfang zu ermessen, muß man Scherer als Lehrer, auf dem Katheder gekannt und gehört haben. Sein Vortrag war nicht eigentlich, was man einen akademischen oder einen Katheder vortrag nennt. Dazu fehlte ihm das Gleichmäßige, Vorbedachte und vor allem der lehrhafte Nachdruck, welcher die mündliche Rede so geschickt für den Nachschreibenden einzurichten weiß. Er begann nicht mit geistreichen Umschreibungen und Anspielungen, welche die Aufmerksamkeit des verblüfften Schülers sofort in atemlose Spannung versetzen; sein Vortrag ging schmucklos und einfach, meist in gedämpfter Rede von der Sache selbst aus. Hatte er diese aber einmal recht in der Mitte erfaßt, dann beschleunigte sich das Tempo, dann steigerte sich mit der Teilnahme des Zuhörers der Ton, dann vergaß man alle Mängel eines rauhen Organes über der meisterhaften Kunst, mit welcher er seinen Gegenstand aus den verschiedensten, stets aufs neue überraschenden Gesichtspunkten betrachtete, dann fanden sich Anknüpfungspunkte hier und dort, dann strömten die Bilder und Vergleiche von allen Seiten zusammen. Sein Vortrag war nicht bloß belehrend, er wirkte zündend und begeisternd. Er sprach frei und überließ die Wahl des Ausdruckes dem Augenblick; aber er besaß auch hier die völlige Sicherheit in Bezug auf die Anwendung und Wirkung seiner Mittel. Er sprach wie jeder Künstler nicht ohne geheime Absichten, aber niemals wirkte die Absicht erkältend auf den Vortragenden oder den Zuhörer. So, als einen Meister in der virtuosen Beherrschung der Sprache und zugleich als einen begeisternden Lehrer haben wir Scherer auf dem Höhepunkte seines Wirkens kennen gelernt und so werden wir ihn unvergeßlich in unserem Gedächtnis festhalten.

Auf dem Grabstein aber, welcher die irdische Hülle dieses in unseren Herzen und im Gedächtnis der Nachwelt Unsterblichen bedeckt, sollte man die Goetheschen Verse setzen, welche er selber vor vielen andern sich auserwählt hat:

„Ach, daß schon so frühe das schöne Bildnis der Erde
Fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freuet!"

Digitized by Google

Wenn ich wie an eines gefeierten Redners Lippen hängen und mit Gedanken ungeduldig seinen Worten vorauseilen, und er uns Ohr und Herzen gleichsam kettet an seine Stimme, – was ist es was solche unwiderstehliche Gewalt über uns ausübt?

Wir fühlen die Nothwendigkeit, die Folgerichtigkeit in den was er spricht. Der Eifer seiner Beweisführung reißt uns mit fort. Die strenge Gliederung seiner scharfen Gedanken nimmt nicht allein unseren Verstand, sie nimmt auch unsere Phantasie gefangen. Die Wahrheit die aus seinen Folgerungen hervorspringt, läßt er wie vor unseren Blicken geboren werden, ihren Wachsen, in ganzer Größe sich uns auf sich kräftigen, drängen. Er erscheint uns wie ein siegreicher Held der einen Verhau nach dem andern durchbricht, einen Riesen nach dem andern erschlägt und schließlich die Jungfrau Wahrheit für sich erobert.

Nun denn, Nothwendigkeit, Folgerichtigkeit, unweigerliche Wahrheit ist in der Geschichte Alles was sich begibt. Wie die Erde sich um die Sonne drehen muß, wie der gewaltige Stein herabfallen muß, wie die anwesenden chemischen Grundstoffe sich verbinden müssen, so stehen die denkenden, handelnden Menschen der Geschichte fühlenden, unter deren Drücke und Zwang an Umständen u. Verhältnissen welche sie selbst oder geschaffen haben noch je verändern können. Sie sind die Sklaven eines eisernen Gesetzes. Darum muß sich beweisen lassen an allem was sie fühlen, denken, thun, – warum sie es fühlen, denken und thun mußten. Diesen Beweis der Nothwendigkeit des Geschehens soll der Geschichtschreiber führen, – soll ich führen mit der Kunst des Redners.

W Scherer

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Aus Wilhelm Scherers Nachlaß.

Mitten in seinem rüstigsten Schaffen ist der Meister der deutschen Litteraturforschung vom Tode dahingerafft worden und es ist fast selbstverständlich, daß sich unter diesen Umständen in seinem Nachlaß keine druckfertigen Arbeiten fanden. Wohl dürften seine Vorträge über „Poetik", mit denen er sich zuletzt beschäftigt, der Lesewelt geboten werden können, doch wird dies nur mit Benützung der stenographischen Aufzeichnungen seiner Hörer möglich sein; was sich vorgefunden, sind Andeutungen und Bemerkungen, die nicht so weit ausgeführt sind, um publiziert werden zu können. Von einer anderen größeren Arbeit, einer Biographie Mullenhoffs, ist allerdings ein beträchtlicher Teil vollendet, aber auch daraus würde sich ein einzelner Abschnitt unmöglich herauslösen lassen. Doch setzt und die Freundlichkeit der Witwe des Verewigten und der Ordner seines Nachlasses in den Stand, in diesem Hefte zum mindesten ein Erinnerungsblatt an ihn zu geben, welches nicht bloß seine Schriftzüge veranschaulicht, sondern auch einen wertvollen Inhalt bietet. Diese Aufzeichnung, — obwohl offenbar nur der Eingang eines Essays, — giebt zugleich eine geschlossene Gedankenreihe. Da Scherers Schrift nicht für jedermanns Auge leicht lesbar sein dürfte, so lassen wir den Beitrag auch in Druckschrift folgen:

„Wenn wir an eines gefeierten Redners Lippen hängen und mit Gedanken ungeduldig seinen Worten vorauseilen und er uns Ohr und Herzen gleichsam setzet an seine Stimme, — was ist es, was solche unwiderstehliche Gewalt über uns ausübt?

Wir fühlen die Nothwendigkeit, die Folgerichtigkeit in dem, was er spricht. Der Eifer seiner Beweisführung reißt uns mit fort, die strenge Gliederung seiner scharfen Gedanken nimmt nicht allein unseren Verstand, sie nimmt auch unsere Phantasie gefangen. Die Wahrheit, die aus seinen Folgerungen hervorspringt, läßt er wie vor unseren Blicken geboren werden, heranwachsen, sich kräftigen, in ganzer Größe sich uns aufdrängen. Er erscheint uns wie ein siegreicher Held, der einen Verhau nach dem andern durchbricht, einen Riesen nach dem andern erschlägt und schließlich die Jungfrau Wahrheit für sich erobert.

Nun denn, Nothwendigkeit, Folgerichtigkeit, erweisliche Wahrheit ist in der Geschichte Alles, was sich begibt. Wie die Erde sich um die Sonne drehen muß, wie der geworfene Stein herabfallen muß und die verwandten chemischen Grundstoffe sich verbinden müssen, so stehen die fühlenden, denkenden, handelnden Menschen der Geschichte unter dem Druck und Zwang von Umständen und Verhältnissen, welche sie selbst weder geschaffen haben, noch je verändern können. Sie sind die Sklaven eines eisernen Gesetzes. Darum muß sich beweisen lassen von Allem, was sie fühlen, denken, thun, warum sie es fühlen, denken und thun müssen. Diesen Beweis der Nothwendigkeit des Geschehens soll der Geschichtsschreiber führen — soll ihn führen mit der Kunst des Redners. **W. Scherer.**"

Die Tragödie des Menschen. Dramatische Dichtung von Emerich Madách. Nach Eduard Paulays Ungarnbearbeitung übersetzt von Alexander Fischer. Budapest. Eggenbergersche Buchhandlung (Hoffmann und Molnár) 1886.

„Madách war ein großer Denker, kein großer Dichter." Dieser Worte bedient sich Alexander Fischer im Vorwort zu seiner Übersetzung der „Tragödie des Menschen." Und doch wird diese „dramatische Dichtung" im Budapester Nationaltheater seit drei Jahren immer und immer wieder aufgeführt. Dankt das Werk seinen Erfolg also dem magyarischen Chauvinismus? Oder haben die Magyaren ein so großartig geschultes Publikum, daß man den Denkern der Nation auf jener Stätte Gehör schenkt, wo man sonst gewöhnlich Unterhaltung sucht? Strömen ins ungarische Nationaltheater Patrioten oder Philosophen? Ich glaube, diese Nation hat ein Publikum wie alle andern Nationen; ein Parterre von Philosophen aber vermag nicht einmal das Volk der Schulmeister ins Theater zu senden. Wie erklärt sich also Madáchs Erfolg?

Ganz einfach. Seine großartige Idee spricht sich rührend kindlich, ja kindisch aus. Seine dramatische Technik ist die denkbar ursprünglichste, sie erinnert an das Mittelalter und aus Ballet. Der Erfolg seiner „Tragödie des Menschen" gestattet ebensowenig einen Schluß auf die Natur des ungarischen, als der Erfolg des Ballets „Excelsior" etwa auf die Art des deutschen Publikums, „man kommt, zu schau'n, man will am liebsten sehn!" Nicht der Magyar, nicht der Philosoph wird beklatscht. Die Menge applaudiert dem Regisseur. Es ist also wie überall.

Und Alexander Fischer hat noch weiter recht, Madách ist kein großer Dichter, das unterscheidet ihn ganz gewaltig von seinem Muster Goethe, dem er sonst im wesentlichen folgt, aber nicht als klassischer Nachahmer, sondern frei, wie es dem bildenden Geist nach Schillers Votivtafel ziemt: „selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist."

Die Schöpfung ist vollendet, die Idee hat den Stoff, die Kraft hat die Form geschaffen, die Güte aber verleiht den Menschen Selbstbewußtsein und ergießt den Born der Liebe. Lucifer, der Geist der Verneinung jedoch, betrittelt das Geleistete, verspöttelt sich sogar, die Welt aus den Angeln zu heben. Er verlockt darum Adam und Eva im Paradies, vom Baume der Allwissenheit zu genießen, will ihnen auch Unsterblichkeit verleihen, das verhindert aber der Herr. Adam fühlt nun seine Kraft, nur das elende Sein dankt er dem Herrn; hierin will Lucifer ihn packen, er will ihn einen Blick in die Zukunft thun lassen, um ihn zur Vernichtung des Seins zu bringen, denn eitel ist alles Streben, thöricht jedes Ziel und der Kampf ist so schwer. Ganz aus der Rolle fallend, giebt ihnen der Geist der Verneinung einen lichtstrahl auf den Weg: die Hoffnung. Adam und Eva sinken nun in traumreichen Schlummer, wie Lessings Faust, wie van der Veldes Almansor, wie Grillparzers Ahnfau; in einer Bilderreihe werden die bedeutendsten Momente aus der Entwicklung der Menschheit vorgeführt, um zu zeigen, daß dem Streben niemals Befriedigung wird, daß nur Enttäuschung das Los des Menschen sei. Aber der Mann und das Weib treffen immer wieder zusammen, an ihrem Busen hört Er die versiumte selige Harmonie der Sphären, aus seinem Augenpaare strahlt Ihr das erloschene Himmelslicht; das ist Madáchs Evangelium.

Als Pharao erprobt Adam die starrste Monarchie, Millionen leiden um Eines willen, und dieser Eine fühlt sich nicht glücklich; als Militades lernt er die Demokratie kennen, „das gleiche Schicksal unter andern Namen"; Herrschaft ist Thorheit, nur Genuß ist des Lebens Ziel: Adam wird Sergiolus, ein römischer Genußmensch, aber auch Genuß befriedigt nicht, denn unsere Kraft zu genießen ist nicht unendlich; Neue kommt, es kommt der Tod, wir sind nicht geschaffen, ein Leben ohne Ziel zu führen; als Tankred kämpft er für das Ideal in Glauben, Dichtkunst, Ritterlugend und Liebe; aber auch hier findet er Verzerrung statt des reinen Ideals, Homousion und Homoiousion, starren Buchstabenglauben statt lebendigen Gottesgefühls, Priestersatzung statt Gottessatzung, Askese statt Dichtkunst, Mönchsthum statt Ritterlugend, klösterliche Erlösung statt Liebe. Adam ersehnt Ruhe, feste, geordnete Zustände; als Kepler lebt er am Hofe Rudolphs in Prag. Alles scheint geregelt, man spürt den ewigen Gesetzen des Weltalls nach, aber Mißbrauch auch hier, Unterschied zwischen den Hofköpfen und den Auserwählten, die Satzung gilt, Konvention nicht Wert bestimmt den Rang der Menschen, das Wort ist nicht frei, der Geist ist nicht lebendig. Freilich, die Neuerung regt sich schon wieder, denn alles ist vergänglich; Kepler schaut im Traume die Zeit der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, es wird Abrechnung gehalten, verjährter Plunder zernichtet: Adam wird Danton. Aber auch über den Helden der Freiheit geht die Zeit hinweg,

Digitized by Google

Blut ist das Losungswort, Freiheit wird Zügellosigkeit, der alles nivellierenden Gleichheit selbst die Grazie, auch Brüderlichkeit ist nur Egoismus: keiner soll den andern übertragen. Als Arbeiter betritt Adam den Markt zwischen dem Tower und der Themse, buntes Jahrmarktstreiben umgiebt ihn; Qual, wohin er blickt; Täuschung alles, selbst der Genuß, Betrug und Gemeinheit, selbst die Liebe; einziges Ziel: das Grab; noch immer nicht die wahre Gleichheit, die völlige Ordnung. Sie muß möglich sein, vielleicht in Fouriers Phalansterium; der Mensch ist zur Maschine geworden, jede Illusion zerstört, nur der Nutzen der Gesamtheit leitet, die Menschen sind nur Nummern; nach der medizinischen Untersuchung des Schädels wird die Berufsbestimmung, nach der körperlichen Konstitution die Paarung vorgenommen; Nüchternheit ist der Charakter, Lebensfristung das Ziel der Zeit, Erinnerung an Individualität ist strafbar oder Wahnsinn. Also auch dies erträumte Glück ist Verzerrung. Noch ein Schritt bleibt: die Erde muß, wie von der Wissenschaft ausgerechnet wurde, endlich wieder vereisen, die Sonne wird ja erkalten, der Mensch sinkt zum Eskimo, Tierheit tritt wieder ein. Adam schaudert vor dem Bilde des tiergewordenen Weibes. Da erwacht er. Verzweifelter Trotz überkommt ihn, den Lucifer schürt. Adam will sich selbst vernichten. Eva tritt zu ihm und gesteht sie sei Mutter; beseligt stürzt Adam nieder mit dem Rufe:

Du hast besiegt mich, Herr. Ich lieg' im Staub.
Ich hab' vergeblich dir getrotzt. Erhebe mich,
Stoß mich darnieder. Hier ist meine Brust!

Das Gefühl für das Weib, für die Familie wird es dem Menschen möglich machen, den Kampf zu bestehen. Das Ringen selbst ist der Menschheit Ziel. „Mensch, ringe, doch vertraue!"

Tendenz und Idee sind Goethesch, aber Madáchs Personen sind Schemen ohne Fleisch und Blut, die Pharao, Miltiades, Sergiolus, Tankred, Kepler, Danton u. s. w. sind nebenher immer noch Adam, welchem die Erinnerung an früher gelebtes ist, es sind Personifikationen von Ideen. Das ist Goethes Faust nicht, er ist ein Individuum für sich, aber er ist ein Repräsentant der Menschheit, ein symbolisches Wesen, keine Puppe wie die Erscheinungen des Menschen bei Madách. Fischers Parabolisierung (S. 13) ist höchst unglücklich; wer denkt an den Vertreter der Menschheit, wenn er den Gelehrten Faust ringen oder den Menschen Faust mit Gretchen beisammen sieht, wer muß die tiefere Bedeutung verstehen in Scenen wie Faust und Helena oder Faust als Greis. Es ist Faust, den wir sehen, nicht der Mensch, der Fausts Rolle spielt. Bei Madách: Allegorie, also dem Drama Zuwiderlaufendes, bei Goethe: Symbolik, also höchste Poesie.

So großartig die Ideen Madáchs im einzelnen, so packend viele Scenerien, sein Werk ist kein Drama, ist nur eine Gräbelei in dramatischer Form. Trotzdem gebührt dem Übersetzer unser Dank, denn er hat uns mit einem hochbedeutsamen Werke bekannt gemacht.

Lemberg. **Richard Maria Werner.**

Aus fernen Landen. Novellen von A. Schneegans. — Breslau und Leipzig. S. Schottländer. 1886.

Jede dieser vier kleinen Novellen, von welchen drei auf der Insel Sizilien spielen und eine an der unteren Donau, ist ein Kabinettstück, sowohl in landschaftlicher, als auch vorzugsweise in ethnologischer Beziehung. Es sind nationale Typen, die uns mit vollendeter Anschaulichkeit vorgeführt werden. Wir finden da große Feinheit der Charakterschilderung und der physiologischen Entwickelung der Einzelnen auf Grund der nationalen Eigentümlichkeit, die Kunst, durch lebendige vollstetige Figuren zu sprechen, statt durch Auseinanderlegungen und Deduktionen, endlich gelungene Abrundung der Hergänge zu einer Handlung, die sich aus sich selber entwickelt und in sich selbst ihren Abschluß findet.

Da haben wir zunächst einen seltsamen Heiligen, Ananens San Pankrazio von Evolo. Seine Kapelle steht auf einem Kap in der Nähe von Messina. Ehemals war es ein Tempel des Gottes der Winde; und im Laufe der Zeiten ist aus dem Äolus ein Evolo geworden, und wenn die Leute von ihm etwas haben wollen, dann nennen sie ihn sogar ihren lieben „Evolino". Das Standbild in der Kapelle ist wohl auch ehemals der heidnische Windgott gewesen, aber durch einen Heiligenschein und andere Zuthaten ist er zeitgemäß umgestaltet worden. Nun hat es aber ein moderner christlicher Heiliger nicht so gut, wie ein alter heidnischer Windgott. Wenn er den Wünschen seiner Gläubigen nicht entspricht, wird er manchmal recht schlecht behandelt; und nur so lange man seiner bedarf und von ihm Wunder erwartet, erweist man ihm Aufmerksamkeiten. Die Behandlung aber, welche die Sizilianer ihrem heiligen Evolino zu teil werden lassen, weil er das Wetter nicht so schön gemacht, wie sie wünschten, ist noch weit schlimmer. Sie stürzen ihn, d. i. sein Standbild, von dem Kap herunter in das brausende Meer. Aber er weiß das Land wieder zu gewinnen und dort durch sein bloßes Erscheinen einem etwas unbesonnenen Liebespaar auf den richtigen Weg zu verhelfen, so daß die Sache mit einer richtigen Hochzeit endigt. Ich enthalte mich geflissentlich, die Einzelheiten der so natürlichen und doch so überraschenden Ver- und Entwickelung auch nur entfernt anzudeuten, um dem Leser den Spaß nicht zu verderben. Zum Schluß erhält der San Pankrazio von Evolo seinen wohl verdienten Lohn. In der Kapelle wird ein neues Heiligenbild aufgerichtet und mit frischen bunten Farben ausgestrichen. Die alte Statua aber, welche bei all jenen Fährlichkeiten etwas gelitten, wird wieder zusammengeflickt und restauriert und, wenn auch ohne Heiligenschein, in der Laube des jungen Paares aufgestellt, wo es ihr schier besser behagt, als in der dumpfen Kapelle da oben. Denn die Seewinde spielen um des Gottes Haupt und neben ihm erquickt sich eine krystallhelle Quelle in ein von Epheu umranktes altheidnisches Marmorbecken. Der alte Heidengott fühlt sich zuweilen zurückversetzt in die schönen alten griechischen Zeiten. „Mögen auch neue Benennungen an die Stelle des alten Namens getreten sein, in dem sieben lustigen Völkern von heute, in Euch, Ihr heiteren, gutmütigen großen Kinder, erkenne ich meine früheren Verehrer wieder, die vormals dort oben in den sonnenburchwebten Säulenhallen ihre Kränze niederlegten und singend, lachend und jauchzend durch das singende, lachende, jauchzende Leben hinzogen."

So lautete der Monolog, den der alte Evolino in mondbeglänzten Nächten gehalten. Diese kurze Skizze giebt natürlich kein Bild der Novelle. Aber sie deutet doch an, wie auf diesem wunderbaren Eiland die alten und die neuen Zeiten zusammenhängen und einander gegenseitig beleuchten, und wie sehr es unser Novellist versteht, diesen Zusammenhang, statt durch Deduktionen, durch lebendige Figuren und reizende Farben ins klare zu stellen. Das Behagen daran wird aber noch gesteigert durch einen maßvollen Humor, der seine Lichter über die Darstellung hinspielen läßt. Sehr schön tritt diese liebenswürdige Eigenschaft der Darstellung hervor in der zweiten der sizilianischen Novellen, welche „Sirenengold" betitelt ist. Es ist eine Schatzgräbergeschichte, welche belebt wird durch die Figur eines Deutschen, der dort ein Hotel hält, genannt das „Albergo della Sirena." Der Wirt ist ein Schwarzwälder und wird von den Sizilianern „Don Paolo" angeredet. Hieraus erwachsen Verwechslungen, welche besonderen Nachdruck geben will, dann fügt er hinzu: „So wahr ich Don Paolo heiße". Innerlich aber denkt der Schalk: „Don Paolo heiße ich ja gar nicht, sondern Fritz Lindwurm aus Freudenstadt im Schwabenland; und Dich bab' ich diesmal doch wieder übertölpelt, Du dummer Sizilianer."

Neben diesen beiden von Licht und Luft überglänzten Südlands-Gesichticten finden wir als dritte die Novelle „Aug' um Auge", die uns die Schattenseite im Charakter der Insulaner weist. Sie spielt am südlichen Abhange des Ätna und behandelt das Thema der Rache in einer Weise, die zwar an Mérimées meisterhafte „Colomba" erinnert, aber uns zugleich den Unterschied klar macht zwischen der Rache des Sizilianers und der Vendetta der Korsen.

Endlich die vierte Novelle „Eurikleia" spielt in dem Sumpfgebiet des unteren Donaubeckens, in der bulgarischen Ebene und auf den Höhenzügen des Cabadagla, des letzten Ausläufers des Balkan. Da heute immer noch „Bulgarien" auf der Tagesordnung steht, so hat diese Novelle

Digitized by Google

ein Tagesinteresse. Allein auch abgesehen davon, verdient sie gelesen zu werden, namentlich wegen der eben so richtigen als anschaulichen Charakteristik der verschiedenen Rassen und Religionen, die da unten zwischen Donau und Balkan durcheinander spielen.

Leipzig. **Karl Braun-Wiesbaden.**

Neue Dichtungen.

Die kleine Gesellschaft, welche wir im folgenden betrachten, ist eine recht bunte und als Gemeinsames ließe sich höchstens verzeichnen, daß uns keiner dieser Poeten zur Bewunderung hinreißt, aber auch keiner zu scharfer Abweisung nötigt.

Mild wehmütig sind der Hauptsache nach die Gedichte „Feldblumen" von Julius Bojanowski (Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1886). Mitunter gelingt ihm der Ton des Volksliedes. Ohne starke Originalität, ist das halbhundert Gedichte doch einfach, ungesucht und treuherzig. Der Verfasser knüpft an die freundlichen Seiten der Natur an und ersetzt Gedankentiefe durch Gemüt. Eine gewisse Monotonie sowohl im Rhythmus als im Inhalt macht sich freilich geltend, und die Vorstellung ist mitunter ungefüge.

Besser gefallen uns die „Gedichte" von J. Tandler (Wien, Carl Konegen, 1887). Gleich die „Widmung" an die Freunde ist sinnig und erweckt ein günstiges Vorurteil für das Bändchen, das sich von Blatt zu Blatt rechtfertigt. Neben Kleinigkeiten finden sich manche poetischen Stücke, aus denen ein milder Geist, ein warmes Herz und die beschauliche Weisheit des Alters deutlich und vernehmbar sprechen. Gedankenlyrik und Gefühlslyrik sind bisweilen harmonisch verschmolzen. Neben dem Lied hat die Ballade ihren Platz gefunden.

Ausschließlich „Balladen und Elegien" legt Wilhelm Hofäus vor (Dessau, Paul Baumann, 1886). Ereignisse und Gestalten aus der Bibel, aus dem Märchen und der Geschichte, vornehmlich des Mittelalters haben ihn zur dichterischen Bearbeitung verlockt. Der Balladenton, wie er in seiner düstern Knappheit durch die Schotten und Skandinavier umstergültig festgestellt wurde, gelingt ihm manchmal. In seinen Versen ist etwas wie Musik, wenn auch dort und da eine unaufgelöste Dissonanz stehen geblieben ist.

Eine einzige Ballade enthält das Büchelchen „Der Weiße Hirsch See" von Hermann Riotte (Leipzig, Otto Wigand). Der Autor behandelt eine hübsche amerikanische Volkssage, welche hier mitzuteilen uns leider der Raum fehlt. Die poetische Gestaltung, die sie durch Riotte erfahren hat, ist etwas trocken, ohne plastische Kraft und Anschaulichkeit. Dem dichterischen Realismus ist noch kein Erzähler ungestraft untreu geworden.

In dem nur wenige Seiten umfassenden „sozialen" Gedicht „Arma parata fero!" von John Henry Mackay, (Zürich, Verlags-Magazin, 1887) wird ein Hymnus angestimmt zu Gunsten der vom Schicksal Enterbten, bisweilen mit einem Schwung und einer Leidenschaft, die an Freiligrath gemahnt, von dem der Verfasser auch einige kräftige Verse vorangestellt hat.

Von ähnlicher Tendenz, doch umfangreicher, nach Form und Inhalt wertvoller ist die Dichtung „Dämmerungen" von Otto v. Leixne (Stuttgart, Bonz und Comp., 1886). In einem Cyklus lyrisch-epischer Gedichte schildert der Verfasser, von einer Art faustischer Stimmung erfüllt, das Ringen und Mühen des Geistes und den Schmerz der Kreatur. Sinnentammel und Frömmigkeit ziehen in wechselnden Bildern an dem Auge des Lesers vorbei. Der Dämon Weib greift zerstörend in das Leben jenes Mannes ein, der als Ich vom Anfang bis zum Ende durch das Buch geht. Warme Andacht vor dem Bildnisse unserer lieben Frau löst den Bann, der dumpf auf seinem Geiste lastet, und durch die Kunst wird er vollends aus allen seelischen Nöten befreit. Doch die blanke Not in der Menschennot, der Übermut der selbstsüchtigen Schwelger und die Pein der Armen stößt ihn in die Nacht des alten Jammers zurück. Auch die Kunst verliert die befreiende Kraft; der Geist bleibt an der Kette. Nur eine Zuflucht giebt es für den Irrenden: den Tod. Aber das Bild der Mutter tritt vor ihn hin und führt ihn zum warmen Leben zurück; die Natur gießt Balsam in sein Herz, das zu gesunden beginnt. Die Betrachtung des Gekreuzigten läßt ihn nur Erkenntnis der reinen Menschenliebe gelangen; die Verbitterung weicht. Er verläßt die einsamen Pfade des Gedankens und stürzt sich in das volle Weltgetriebe. Jedoch nicht, um zum genießen. Die Christussidee geht voll in ihm auf; er meidet die glücklich Gestellten und sucht die Mühseligen und Beladenen auf, wie einst der Erlöser. Doch was er findet, ist nur Selbstsucht, Hohn und Spott. Der Dichter zeigt uns eine Reihe von Gestalten des Elends, den Fabrikarbeiter, den Proletarier, die Räderin, die Dirne. Die alte Verzweiflung kommt über den Wanderer, der in die Hölle des Lebens hinabsteigen; er beginnt zu hadern und lästert Christus. Da steigt dieser selbst in seiner Reinheit und Hoheit zu ihm nieder und spricht erlösende Worte. Das Elend stammt von der Selbstsucht, die nur sich kennt und ihre gemeinen Begierden und an dem unglücklichen Nächsten kalt vorübergeht; Glück kann der Menschheit nur die Liebe bringen, die sich zu opfern vermag. Ist dieser Kult der allgemeine, dann sind die Ostern der Welt gekommen. Das ist der Schluß und die Tendenz der Dichtung. Sie verdient vielen Namen. Die in abwechselnden Maßen verfaßten Verse sind schön und schwunghaft, nur steht ihr Wortreichtum zu dem gedanklichen Inhalt mitunter in einem Mißverhältnis. Doch fehlt es an einem solchen nicht. Die Reflexion ist oft tief und voll sinnlicher Kraft; die Naturbilder sind markig.

Ganz zur epischen Gattung gehören die Dichtungen „Der Mönch" von Robert Geißler (Berlin, Speyer und Peters, 1886) und „Falad" von Ludwig v. Mertens (Wien, Karl Konegen, 1886). Die erstere hat Eigenart. Sie spielt in alten Tagen in den Wäldern des Harzes, unter Klöstern, Burgknappen, Jägern, Waldbezern, Mönchen und Nonnen. Zwei Brüder, ein Mönch und ein Köhler, lieben dasselbe Mädchen. Der Mönch begeht an Bruder und Mutter eine Unthat und kehrt ins Kloster zurück, wo er sich selbst richtet. Das Mädchen nimmt den Schleier und der junge Köhler findet durch eine andere Liebe nach ein Lebensglück, das ist der Kern der Handlung. Die romantischen Schauer der Natur weiß der Autor in stimmungsvollen Bildern zu offenbaren. Er schreibt einen Lapidarstil, dessen realistische Kraft fesselt. Neben der Farbe des Dämonischen hat er auch diejenige des Schlicht-Anmutigen und Volkstümlichen auf seiner Palette. — Ludwig von Mertens entrollt in seinem „Falad" kleine Bilder aus der Zeit der Völkerwanderung. Seine Muse versenkt sich mit Vorliebe in die Geschichte Österreichs. Aus dieser hat er wie zu seinen früheren Dichtungen auch zu der vorliegenden Stoffe und Gestalten geholt. Mertens kennt die Zeit, die er behandelt; er hat ihren Geist zu erfassen und ihr eine Reihe poetischer Momente abzugewinnen gewußt. Die Verse — vierfüßige Jamben — leiden hie und da an einer gewissen Nachlässigkeit, auch wäre ihnen manchmal eine größere Feile zu wünschen; doch sind der schönen Partien genug vorhanden, um das Buch des Lesens wert zu machen. Besonders mag der Österreicher, der sein Vaterland liebt, danach greifen.

Wir beschließen diese Zeilen mit der Anzeige einer kleinen, im gleichen Verlage wie Mertens' Buch erschienenen lyrischen Sammlung: „Aus ungleichen Tagen" von S. Frix. Das Buch fängt frisch und fröhlich an: tändelnd, nicht ohne Grazie und Humor, wird eine Hochzeitsreise geschildert mit allem Glück und allem neckenden Treiben zweier Liebenden. Darauf folgt als nette Bagatelle eine Satire auf einen zour fixe. Gegen das Ende wird das Buch ernst: ein Gedicht-Cyklus „Am Grabstein" ist dem verstorbenen Vater des Verfassers gewidmet. Die Weisen, die aus dem innersten Herzen kommen, verstehen darum den Weg zum Herzen nicht; es ist ein echter Schmerz, der in einzelnen Liedern zu ergreifendem Ausdruck kommt.

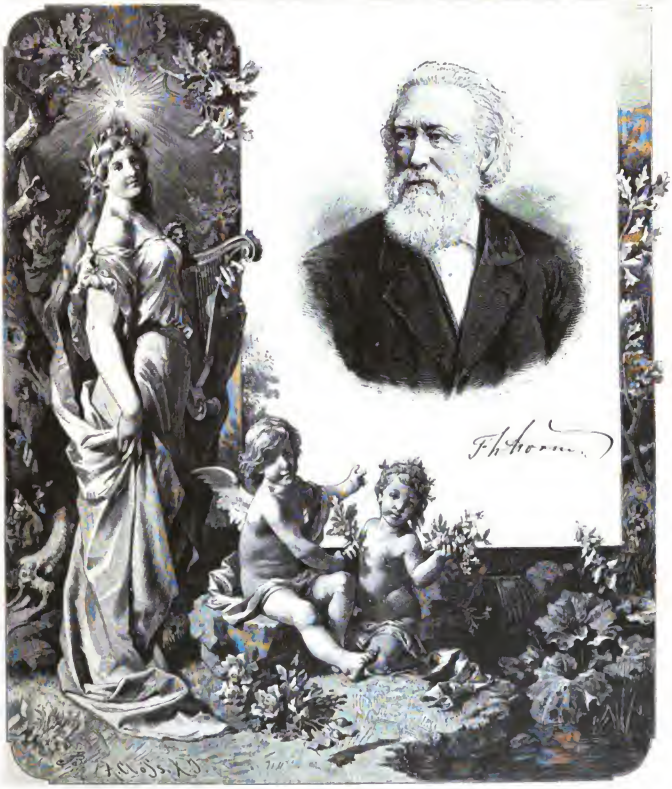
Wien. **Fritz Lemmermayer.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Dezember 1886.



Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Ein Doppelgänger.

Novelle von Theodor Storm.

(Schluß.)

Das anmutige Kind, das ſo jählings mutterlos geworden, mit dem jetzt wohl Nachmittags die Alte durch die Straßen prunkte, hatte das Mitleid der Stadt erweckt; und war auch dieſe Teilnahme nicht von langer Dauer, es hatte dem Vater doch zu Arbeiten verholfen, die ihm ſonſt nicht gekommen wären, und da es meiſt Verdingsarbeiten waren, ſo half ſeine geſchickte Kraft ihm jetzt zu gutem Verdienſt. Und eines Sonnabends — das Kind mochte jetzt ſchon reichlich ſeine fünf Jahre alt ſein — da John am Feierabend einen tüchtigen Wochenlohn vor ſich auf den Tiſch zählte und dann einen Teil davon zum Mietzins abſchied, ſtand auch Alt-Mariken dabei, und auf die vielen Schillinge niederſchauend ſprach ſie: „Gieb mir auch etwas davon!“ Als er verwundert aufſah, fügte ſie ſchmunzelnd bei: „Du glaubſt, John, ich will nun auch bei Dir betteln!“

„Nein, Mariken; aber was will Sie?“

„Nur acht Schillinge, um eine Tafel und eine Fibel dafür zu kaufen!“

„Will Sie noch ſchreiben und leſen lernen?“

„Nein, John, das hab' ich, Gott und meinem ſeligen Vater dank, nicht nötig! Aber mit Chriſtinchen iſt es an der Zeit. Und das ſoll ſie ſchon von dem alten Weibe lernen; ich war einſt meines Vaters beſte Schülerin.“

John reichte ihr, was ſie verlangte. „Sie hat wohl recht, Mariken,“ ſagte er.

— — Und ſo lernte Chriſtine dieſe ſchwierigen Dinge leichter und um ein paar Jahre früher, als es armen Kindern ſonſt zu teil wird; und jetzt waren es andre Menſchen, als früher, nachdenkliche Leute, penſionierte Schullehrer, auch wohl alte Großmütter, die manchmal vor der kleinen Kathe ihren Schritt hemmten und mit einem Ausdruck von zärtlichem Beifall auf das eifrige Kind dort auf der Hausthürſchwelle ſahen, das, ohne aufzublicken, unachtend der braunen Löckchen, die von der Stirn ihm in die Augen hingen, den Kopf über eine Fibel neigte und alles um ſich her vergeſſend den kleinen Zeigefinger von einem Wort zum andern rückte, ſobald das Mündlein die ſchwarzen Druckzeichen in den hellen Sprachlaut umgeſetzt hatte.

Wenn aber am Feierabend der Vater da war, wenn ſie mit aller Wichtigkeit ihm erſt gezeigt hatte, wie weit ſie heute auf der Tafel oder im Fibelbuch gekommen ſei, und wenn ſie dann miteinander ihr kleines Mahl verzehrt hatten, ſo ging er wohl noch einmal mit ihr hinaus unter den Sternenhimmel, auf die Straßen, oder war es dort zu laut noch, in das Gärtchen und weiter, in die Wege, die in das Feld hinausklieſen. Dann hob er oft ſein Kind auf beide Arme, und was er Tags erfahren hatte, oder was nur an Gedanken bei der Arbeit ihm gekommen war, was ſie verſtand oder nicht verſtand, das flüſterte er in die kleinen Ohren; er hatte keinen andern Vertrauten, und ein ewig Schweigen ſoll kein Menſch ertragen können.

Wohl bog das Kind bisweilen das Köpfchen zu dem ſeinen auf und lächelte ihm nickend zu; manchmal aber erſchrak es und bat: „Nicht ſo! O ſag das nicht, mein Vater!“ Meiſt hielt es ſeine Händchen nur ſanft um des Vaters Hals geſtrickt. Er wußte nicht, war ihm das Kind ein neues Glück, war ſie ihm nur ein Troſt für ein verlorenes; denn immer wieder nach dem toten Weibe in Reu und Sehnſucht wollte ihm das Herz zerbrechen; noch im Traum bethörte ihn der Reiz des längſt vergangenen Leibes, daß er, vom Schlafe auffahrend, ihren Namen durch die dunkle Kammer ſchrie, bis er endlich faßte, was unrettbar der Vergangenheit gehöre. Manchmal war auch das Kind erwacht und rief ihn an und weinte und ſtreckte die Arme

Digitized by Google

nach seinem Bette. Wenn er dann am Abend darauf sie in der Einsamkeit der Nacht auf seinen Armen trug, erzählte er ihr, wie Süßes ihm im Traum geschehen, wie schrecklich sein Erwachen gewesen sei.

Dann frug das Kind wohl zitternd: „War denn Mutter bei Dir in der Nacht?"

„Nein, Christine; es war ja nur ein Traum."

Und das Kind frug weiter: „War denn Mutter so schön?"

Dann drückte er sie heftig an sich: „Für mich das Schönste auf der Erde! Weißt Du das nicht mehr? Du warst schon drei Jahre alt, als sie starb!" Als er das letzte Wort gesprochen hatte, stockte ihm die Rede plötzlich; ein Fröstеln rann durch seine Glieder. Konnte er so einfach von ihrem Sterben sprechen? Er wollte sein liebes Kind doch nicht betrügen. — Die Kleine aber, die eine Weile geschwiegen hatte, sagte jetzt traurig: „Mein Vater, ich weiß gar nicht mehr, wie Mutter aussah!"

„Wir hatten nimmer Geld zu einem Bilde; wir dachten auch nicht an den Tod!" antwortete John, und seine Stimme bebte; „aber er ist immer bei uns; streck nur den Finger aus, so kommt er schon!"

Die Kleine drückte angstvoll das Köpfchen an seine Brust. „Nein, nein," sagte er, „so ist's doch nicht! Du kannst schon Deine beiden ganzen Händchen ausstrecken! Der liebe Gott ist doch über ihm; der hat auch versprochen, daß wir die Toten alle wiedersehen sollen; so lange mußt Du warten."

„Ja, Vater," sagte das Kind, und der kleine Mund drückte sich auf den seinen, „aber Du mußt bei mir bleiben."

„Wie Gott will."

— — War bei ihrer Nachhausekunft Alt-Mariken noch wach oder hatte die Hausthürschelle sie wieder aufgeschreckt, dann schalt sie John, die Nacht sei nicht für Kinder, er trage sie noch in den Tod.

Er aber sagte dann wohl halb für sich selber:

„Besser früher Tod,
Als spät die Not."

Da kam jener furchtbare Winter in den vierziger Jahren, wo die Vögel tot aus der Luft fielen und die Rehe erfroren im Walde zwischen den von Schnee gebeugten Bäumen lagen, wo die armen Leute, um mit ihrem leeren Magen nicht gleichfalls zu erfrieren, in ihre kargen Betten krochen, die in ungeheizten Kammern standen; denn auch die Arbeit war mit eingefroren.

John hatte sein Kind auf dem Schoß; er sann wohl darüber nach, warum in solcher Zeit das Mitleid nicht den Armen Arbeit schaffe; er wußte nicht, daß es an ihm vorbeigegangen war. Die lange nicht gestutzten Haare hingen über seine eingefallenen Wangen; die Arme hielt er um sein Kind geschlungen. Der Mittag war vorüber, wie die zwei leeren irdenen Teller ausweisen, die mit Kartoffelschale bedeckt neben einem Salzfaß auf dem Tische standen. Ein kaltes graues Zwielicht war in der Kammer; denn das Tageslicht konnte durch die dick mit Eisblumen überzogenen Scheiben nur kaum hineindringen. „Schlaf ein wenig, Christine!" sagte John. „Schlaf ist gut; es giebt nichts Besseres; es wird auch wieder Sommer werden!"

„Ja," hauchte das Kind.

„Wart nur!" und er nahm ein Wollentuch, das Hanna einst getragen hatte, und bedeckte sie damit. „Das ist Mutters Tuch," sagte er, „Deine kleinen Füße sind so kalt."

Sie ließ sich das gefallen und schmiegte sich an den Vater, der vergebens hoffte, daß der Schlaf ihr kommen werde. Er hatte die letzten drei Torf so vorsichtig in den kleinen Ofen geheizt; aber es war doch zu kalt geblieben. Da schellte die Hausthürglocke und Alt-Mariken trat nach einer Weile in die Kammer. Sie deckte ihre kleinen Augen mit der Hand: denn das graue Zwielicht da drinnen hatte sie geblendet; dann nickte sie den Beiden zu. „Das glaub' ich," sagte sie, „Ihr könnt Euch an einander wärmen! So gut hat's unsereiner nicht; denn sieh, John, das Kinderkriegen hab ich nicht verstanden. Nur einmal war's ein totes, aber das zählt ja nicht."

John blickte nicht auf. „Da braucht Sie heute auch nur für sich allein zu frieren," sagte er und nahm die kalten Füßchen seines Kindes in seine großen Hände.

„Nun, nun," erwiderte die Alte; „ich weiß mir schon zu helfen; sorg nicht um mich, John! Die alte Senatorn hört gar zu gern die Geschichten von anno damals, vom Kosakenwinter; und da kann ich aushelfen, John! Die haben mir heut drei Tassen heißen Kaffee eingebracht; da kann man's dann schon wieder aushalten, wo nur der Winter einheizt!" Sie lachte: „Ihr beiden solltet einmal tanzen! Das hat mir früher oft geholfen; die Tanzbein' sind mir nur abhanden kommen."

Da hob das Kind sein Köpfchen aus den Umhüllungen und sagte: „Vater, morgen ist doch Weihnachten; darf es hier dann nicht ein wenig wärmer sein?"

John sah nur finster auf sie hin; die Alte aber

Digitized by Google

Constanze. Gedicht von Theodor Storm. Illustriert von Wilhelm Steinhausen.
Holzschnitt aus A. Brend'amours xylographischer Anstalt in Düsseldorf und Stuttgart.

Digitized by Google

Constanze.

huckte sich neben ihm und der Kleinen zu Boden: „Kind, Gottes Engel!“ rief sie und streichelte mit ihrer warmen Hand Stirn und Wangen der Kleinen; dabei griff sie mit der andern in ihre Tasche und fühlte nach den Schillingen, von denen sie nicht geredet, die sie aber neben dem Kaffee von der Frau Senatorn als Festgeschenk erhalten hatte. „Ja, ja, Christinchen, sorg nur nicht! Unser Herr Christus hat dazumal auch warm in seinem Kripplein gelegen!“ John schwieg noch immer; das Wort seines Kindes war ihm wie ein Schwert durchs Herz gegangen. Aber vor seinem innern Auge stand jetzt plötzlich jener einsame Brunnen draußen auf dem Felde; er sah den Bretterzaun im Froste flimmern. Sein alter Arbeitgeber, von dem er ihn einst selbst erbeten hatte, war jahrelang tot; auch sie, um deren willen es geschah — wen kümmerte das von damals noch? Hatten die Bretter einst sein Weib geschützt, sie konnten nun sein Kind erwärmen! — Das Blut stieg ihm zu Häupten; sein Herz hämmerte heftig.

Das hörte das Kind, dessen Kopf daran lag. „Vater,“ sagte sie, „was klopft so in Dir?“

„Das Gewissen!“

Er fuhr zusammen. Niemand hatte das gesagt, und war ihm doch, als habe er es gehört: deutlich, dicht vor seinem Ohr.

„Mich friert!“ sagte die Kleine wieder.

Da stieg aufs neu der Brunnen vor ihm auf. „Wärme Dich ein Stündchen in meinem Bette!“ sagte er hastig; „dort wirst Du schlafen; ich weck' Dich wieder.“

„Ja, ja, Christinchen“, rief die Alte „ich setz mich zu Dir; schlaf nur, Kind; die Welt ist gar zu kalt!“ John aber stürzte aus der Kammer dem niedrigen Verschlage zu, der auf dem Hofe war; hier in der Dunkelheit, nach zugeriegelter Thür, schärfte er seine Handsäge und schliff sein Handbeil auf dem dort stehenden Schleifstein.

— — In der Nacht, die diesem Tage folgte, fiel das Quecksilber in den Thermometern noch um mehrere Grade tiefer; die schneebedeckten Felder, auf welche die zitternden Sterne herabblinkten, schienen wie eine Öde, die nie ein Menschenfuß betreten. Dennoch vernahmen die Kranken oder in Sorgen Wachenden, welche in der Norderstraße ihre Schlafkammern nach den Gärten hatten, aus der Ferne die Schläge eines Beiles, die in der grenzenlosen Stille nach der Stadt hinüber schollen. Vielleicht mochte ihrer einer sich erheben und vom Bett aus vergebens durch die flimmernden Fensterscheiben hinauszublicken suchen; aber wen kümmerte es weiter, wer draußen noch so geschäftig wach war?

Als aber Alt-Mariken am Morgen spät erwachte, da sah sie von ihrem Bett aus, daß in dem Beilegerofen schon ein helles Feuer prasselte und ihre Schillinge nicht mehr nötig waren. In der Kammer stand John neben seinem Töchterlein und sah schweigend zu, wie sie behaglich sich die Kleider überzog und unterweilen mit ihren Händchen an den Ofen klatschte. „O“, rief sie fröhlich und zog sie rasch zurück, „er hat mich ordentlich gebrannt!“

Und allmählich schmolz der Schnee; die Sonne kam immer länger auf Besuch; die Schneeglöckchen hatten ausgeblüht und die Veilchen zeigten dicke Knospen; Vögel und allerlei Wandergäste kamen; darunter auch, die nicht willkommen waren.

John hatte eine Garten-Arbeit unten in der Stadt und bog eines Abends, seinen Spaten auf dem Nacken, aus einer Nebengasse in die breite Straße ein, um durch diese und deren Verlängerung nach seiner Wohnung hinaufzugehen. Alle seine Gedanken waren bei seinem Kinde; sie kam ihm ja immer noch entgegen, wenn auch nicht so ungestüm wie früher; denn auf den Herbst hatte sie schon ihr siebentes Jahr. Da schlug von rückwärts der Schall eines Fußtrittes an sein Ohr, als ob er ihn einzuholen trachte. Er stutzte. „Wer ging doch so?“ Wie eine unheimliche Erinnerung überkam es ihn; aber er konnte sich nicht entsinnen; ihm war nur, als sei ihm Unheil auf den Fersen. Er sah nicht um; aber er ging jetzt rascher, denn es war ganz hell noch auf den Gassen. Doch auch das hinter ihm ging rascher; er brütete noch: „Wer kann das sein?“, da schob ein magrer Arm sich in den seinen und ein bleiches bartloses Gesicht mit kurzgeschorenem Schädel sah ihn aus kleinen hellen Augen an.

John erschrak bis in die Fußspitzen. „Wenzel!“ stieß er hervor. „Wo kommst Du her?“

„Wo Du auch sechs Jahr gewesen bist, John! Ich hatte es noch einmal versucht.“

„Laß mich!“ sagte John; „ich darf nicht mit Dir gesehen werden. Das Leben ist schwer genug.“ Er ging noch rascher; aber der andre blieb ihm zur Seite.

„Nur die Straße hier hinauf,“ sagte er. „Du trägst das Zeichen der Ehrlichkeit da auf den Schultern; das thät mir gut zu meiner Reputation!“

John stand still und trat von ihm zurück: „Du machst linksum, oder ich stoße Dich hier zu Boden!“

Der schwache Züchtling mochte den Grimm des Mannes fürchten; er zog grinsend seine alte Mütze: „Auf Wiedersehn, Herr John! Du bist heut just nicht höflich gegen einen alten Kameraden!“ Er

Digitized by Google

steckte die Hände in die Hosentaschen und ging nach links unter den Rathaus-Schwibbögen zur Stadt hinaus. In furchtbarer Bewegung setzte John seinen Weg fort; ihm war, als wäre alles in ihm eingestürzt. Einige Häuser vor dem seinen kam ihm das Kind entgegen und hing sich an seinen Arm. „Du sprichst ja gar nicht, Vater? Fehlt Dir was?“ sagte sie nach einigen Schritten.

Er schüttelte den Kopf: „Ja, Kind; wenn nur, was einmal da gewesen, nicht immer wieder zu uns kommen wollte!“

Die Kleine sah zärtlich, voll unverstandenen Mitleids zu ihm auf. „Kann denn der liebe Gott nicht helfen?“ sprach sie zaghaft.

„Ich weiß nicht, Stine; aber wir wollen zu ihm beten!“

— — Am folgenden Tage hatte John den Gefürchteten nicht gesehen; er war auch nicht durch die Stadt, er war hinter derselben an den Gärten entlang auf seine Arbeit und wiederum nach Haus gegangen. Am Abend darauf sah er ihn hier auf sich zukommen; das bleiche Züchtlingsgesicht, um das jetzt ein Stoppelbart zu wachsen begann, war nicht zu verkennen. „Ei, Freund John,“ rief Wenzel ihm entgegen, „ich glaub', Du suchst mir auszuweichen; bist Du denn noch so murrisch?“

John blieb stehen. „Dein Gesicht macht mich nicht fröhliger“ sagte er.

„Das denn vielleicht?“ entgegnete Wenzel und zog ein paar Mark Geldes aus der Tasche. „Ich wollt' mich auf eine Woche bei Dir einmieten, John! Es ist nicht leicht für mich, Quartier zu kriegen!“

„Miet Dich beim Teufel ein!“ sagte John. Als er aufblickte, kam aus einem Seitenwege ein Gendarm auf sie zu. John wies auf den Polizeisoldaten; aber Wenzel sagte: „Den fürcht' ich nicht; meine Papiere sind in Ordnung.“

Noch bevor dieser sie erreicht hatte, zog er sein Taschenbuch hervor und übergab es ihm, der mit amtlicher Würde den Inhalt durchstudierte. Schon streckte er seine Hand aus, um seinen Schatz sich wieder auszubitten; aber der Gendarm steckte die Papiere ruhig in seine eigne Tasche. „Er hat sich auf der Polizei noch nicht gemeldet,“ sagte er kurz, „Er geht mit mir!“ und einen scharfen Blick auf John werfend, ließ er den Züchtling vorangehen und folgte, die Hand am Säbelgriff.

Der Bürgermeister befand sich auf dem Rathause in seinem Arbeitszimmer, als der Gendarm eintrat und den entlassenen Züchtling Wenzel meldete.

Er lächelte. „Ein alter Bekannter!“

„Ich traf ihn hinten am Kuhsteig; der John Glückstadt stand bei ihm;“ berichtete der Gendarm.

Der Beamte sann einen Augenblick: „Ja, ja — John Glückstadt, das läßt sich denken.“

„Freilich, Herr Bürgermeister; das Zusammentreffen schien mir sehr verdächtig: hinter der Stadt und um die Vesperzeit, wo niemand dort zu kommen pflegt.“

„Wie meinen Sie das, Lorenzen?“ frug der Bürgermeister. „Dieser John Hansen ist jetzt ein reputierlicher Mensch, der sich und seine Kleine ehrlich durchzubringen sucht.“

„Sehr wohl, Herr Bürgermeister; aber sie waren vordem zusammen im Zuchthaus; es dürfte muthlich sein, daß sie auch hier gleich wiederum zusammenstünden!“

Aber der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Er hatte John im Winter ein kleines Darlehen gegeben und es in diesen Frühlingstagen zurückerhalten. „Nein, Lorenzen,“ sprach er, „stören Sie mir den Mann nicht; den kenn' ich besser; auch hat er Arbeit jetzt, die er nicht aufs Spiel setzen wird. Und nun lassen Sie den Wenzel kommen!“

„Befehlen,“ sagte der Gendarm und drehte sich militärisch nach der Thür.

Aber die Zurückweisung seiner so wohl ausgesonnenen Schlüsse auf John Glückstadt hatten heimlich ihn ergrimmt. Drum erzählte er noch am selben Tage Arbeitern und kleinen Handwerkern, mit denen er zusammentraf, und mit noch stärkeren Accenten die verdächtige Geschichte; die brachten es an die Dienstboten und diese an die Herrschaften, und so war bald die ganze Stadt voll von den gefährlichen Plänen, welche Wenzel und John Glückstadt in erneuerter Kameradschaft mit einander geschmiedet hätten; und obwohl Wenzel schon am folgenden Tage wieder entlassen war und dann von Behörde zu Behörde gewiesen und hier niemals wieder gesehen wurde, so hatte er doch für John des Teufels Ranke zurückgelassen. Dieser hatte gehofft, die Arbeit in dem großen Garten drunten in der Stadt den ganzen Sommer, ja gar für künftige Jahre behalten zu können, denn der Besitzer hatte ihm wiederholt die Sauberkeit und Raschheit seiner Arbeit gelobt; jetzt aber kam die Botschaft von demselben, John brauche nicht wieder zu kommen. Bei Anfragen in andern Häusern erhielt er trockenen Abschlag; mit Mühe bekam er endlich in einem nahbelegnen Dorfe eine schlecht bezahlte Feldarbeit; aber auch die ging bald zu Ende. Sein Mut sank, seines Kindes Antlitz drückte ihn noch tiefer, das Elend war schon halb in seiner Kathe; nur

Digitized by Google

der Kleinen wußte die kluge Alte unter immer neuen Vorwänden ein Teilchen von ihren Suppengängen zukommen zu lassen.

So war das Ende des August herangekommen und ein Abend, wo für den andern Tag kein Mundvoll mehr im Hause war. Er saß am Bette seines Kindes, das schon mit dem Schlafe kämpfte, und sah starr auf das liebliche Gesichtlein; aber so still er saß, er wußte vor Angst nicht, wo er mit seinen Gedanken bleiben sollte. Da, als das Kind die Augen zu ihm aufschlug, brach es aus ihm hervor: „Christine!" aber er stockte einen Augenblick; „Christine", sagte er nochmals „könntest Du wohl betteln?"

„Betteln!" Das Kind erschrak über das Wort. „Betteln, Vater?" wiederholte sie; „wie meinst Du?" Die Kinderaugen waren plötzlich erregt auf ihn gerichtet.

„Ich meine," sagte er langsam, aber deutlich, „zu fremden Leuten gehen und sie um einen Sechsling oder noch weniger, um einen Dreiling bitten, oder um ein Stück Brot."

Dem Kinde stürzten die Thränen aus den Augen: „Vater, warum fragst Du so? Du sagtest immer, betteln sei eine Schande!"

„Es kann auch kommen, daß Schande noch nicht das schlimmste ist. — Nein, nein!" rief er dann laut und riß sie heftig in seine Arme. „Weine nicht, o weine nicht so, mein Kind! Du sollst nicht betteln; nimmer sollst Du das! Wir essen nur ein bißchen weniger!"

„Noch weniger, Vater?" frug die Kleine zögernd.

Er antwortete nicht; aber ihr war, als fühlte sie ihn schluchzen, als er seinen Kopf gegen ihren kleinen Körper barg. Da wischte sie sich die Thränen vom Gesicht, und als sie eine Weile wie grübelnd dagelegen, brachte sie ihren kleinen Mund zu seinem Ohr. „Vater!" flüsterte sie leise.

„Ja, mein Kind?" und er richtete sich empor.

„Vater, ich glaub', ich könnte doch wohl betteln!"

„Nein, nein, Christine; denk nicht mehr daran!"

„Ja, Vater," und sie schloß ihre Ärmchen fest um seinen Hals, „wenn Du krank und hungrig wärest, dann wollte ich es doch!"

„Nun, Kind; Du weißt ja, ich bin kerngesund!"

Sie blickte ihn an; er sah nicht sehr gesund aus; aber er lächelte ja doch. „So, schlaf nun!" sagte er und löste die Ärmchen sanft von seinem Nacken und legte sie in ihr Bett zurück. Und sie that, wie getröstet, ihre Augen zu und war bald entschlafen; nur ihres Vaters Hand behielt sie noch fest in der ihren, bis auch die kleinen Finger sich lösten und das ruhigere Atmen den festen Schlaf bekundete.

Er blieb noch immer sitzen; das erste Viertel des Mondes war herauf gekommen und schimmerte trübe in die Kammer. Der Mann starrte in Verzweiflung auf sein Kind: was sollte er beginnen? Zur Sparkasse? — Aber wer würde für ihn Bürgschaft leisten? Zum Bürgermeister gehen und um ein Darlehn bitten — und das im hohen Sommer? — Im Winter hatte er es gethan; er wußte genau die Zeit: die Bretter des Brunnens waren verbrannt und die Kammer wieder kalt gewesen. Der Bürgermeister hatte es ihm damals auch gegeben; aber die scharfen Augen des alten Herrn hatten ihn so seltsam angesehen. „Damit Er nicht wieder in Versuchung komme, John!" hatte er dabei gesagt; ihm aber hatten plötzlich die Beine unterm Leib gezittert. Ob denn der Bürgermeister von jener Sache wisse oder nur Gedanken habe, frug er sich jetzt; dann fiel's ihm auf die Brust, er war ein Züchtling, dem wird alles zugerechnet; weshalb war denn seitdem schon immer wieder keine Arbeit für ihn da gewesen? Wie eine drückende Wolke fühlte er den Verdacht ob seinem Haupte schweben. Das geliehene Geld zwar hatte er zurückgezahlt; aber, nein — nicht noch einmal zum Bürgermeister! — — Nebenan im Garten des Tischlers standen wohl noch ein paar Reihen Kartoffeln, sie schienen ganz vergessen zu sein — aber John biß die Zähne zusammen: er hatte durch ihn sein totes Weib begraben können. Einen Augenblick entflohen ihm die Gedanken; sie hasteten dort, wo der Ofen stand, wo ein schwacher Mondschimmer auf dem Messingknopfe schimmerte. „Hanna!" murmelte er, „Du bist schon recht gestorben!" Wie in unausdenkbarem Elend streckte er die Hände mit ausgespreizten Fingern vor sich hin; aber die Bilder in seinem Kopfe wechselten, und die des Hungers waren doch die stärksten. Da plötzlich streckte sich ein weites Kartoffelfeld vor seinen Augen; es war draußen auf dem Felde, neben dem von ihm beraubten Brunnen, der jetzt in einem hohen Ährenfeld verborgen stand. „Nur ein paar Bülte!" murmelte er, „nur um einmal satt zu werden!" Etwas von dem Trotz der Ausgestoßenen kam über ihn: „Es kann ja morgen wieder Arbeit kommen — wenn nicht, so muß ich's mit dem lieben Gott versuchen!"

Er saß noch lange, noch manche Stunde, bis der Mond schon unter war und er alles schlafend glaubte; da schritt er leise aus der Kammer und aus dem Hause. Die Luft war schwül, nur mitunter fuhr ein Windstoß, und fast undurchdringliche Finsternis lag auf der Erde. Aber John war den Weg schon oft gegangen, und endlich, an dem

Digitized by Google

Kraute, das um seine Beine schlug, fühlte er, er war auf dem Kartoffelacker. Er lief noch weiter hinein, ihm war, als müsse er überall gesehen werden; mitunter bückte er sich und wühlte unter den Büschen, mitunter zuckte er erschreckt zurück; aber es war nur das Gezücht, das hier gelegen hatte; ein Tausendfuß, eine Kröte waren über seine Hand geschlüpft. Das Säcklein, das er mitgenommen hatte, war halb gefüllt. Er stand und wog es in der Hand: es war genug; aber . . . . Er hatte den Sack schon umgekehrt, um alles wieder auf den Acker auszuschütten, nur unten hielt noch seine eine Hand das Linnen zusammen. Ihm war im Kopfe, als senke eine Wage sich auf und ab; dann sprach er langsam: „Ich kann nicht, lieber Gott! Mein Kind! Es soll ans Kreuz geschlagen werden; laß mich es retten; ich bin ja nur ein Mensch!“

Er stand und horchte, als solle eine Stimme von oben aus der Nacht zu ihm herunterkommen; dann krampfte seine Hand sich um den Sack; er lief nur weiter, immer weiter; kaum fühlte er, daß jetzt hohe Ähren ihm mit ihren rauhen Köpfen ins Gesicht strichen; kein Stern zeigte ihm den Weg, er ging her und hin und kam doch nicht zum Ausgang. Ihn überfiel's, wie er vor einem Jahrzehnt als Aufsichtsmann so sicher hier geschritten war; es konnte nicht weit sein, wo einst sein Weib, ein sechzehnjährig Dirnlein, ihm in die Arme stürzte! In süßem Schauder ging er vorwärts; gleichmäßig rauschten bei seinem Schritt die Ähren, ein Vogel, ein Rebhuhn oder eine Ammer, schwirrte vor ihm auf; er hörte es kaum, er schritt nur weiter, als ob er ewig so zu schreiten habe.

Da zuckte fern unten am Horizont ein schwacher Schein; ein Gewitter schien heraufzukommen. Einen Augenblick stand er und besann sich: er hatte die dunkeln Wolken am Abend schon gesehen; er wußte plötzlich, wo Ost und Westen war. Nun wandte er sich und beschleunigte seine Schritte; er wollte rasch nach Haus, zu seinem Kinde. Da war etwas vor seinen Füßen, er kam ins Straucheln, und eh' er sich besonnen, that er einen neuen Schritt; aber sein Fuß fand keinen Boden — — ein gellender Schrei fuhr durch die Finsternis; dann war's, als ob die Erde ihn verschluckte.

Ein paar Vögel schreckten in die Luft, dann war alles still; kein Menschenschritt war jetzt noch in dem Korn. Eintönig säuselten die Ähren, und kaum hörbar nagten die Millionen Geziefers an den Wurzeln oder Schaften der Pflanzen, bis die immer drückendere Schwüle in einem starken Wetter sich entlud und in den hallenden Donnern und dem niederstürzenden Regen alle andern Geräusche der Erde verschwanden.

In der Kathe am Ende der Norderstraße fuhr um diese Zeit ein armes Kind aus seinem Schlafe auf; ihm träumte, es habe ein Brot gefunden, aber es hatte in einen Stein gebissen. Halb im Traum noch griff es in das große Wandbett nach der Hand seines Vaters, doch es erfaßte nur den Zipfel des Kopfkissens und schlief dann ruhig weiter.

— — John Glückstadt ist niemals wieder nach Haus und nie zu seinem Kinde zurückgekommen; alle Anstalten der Polizei, eine Spur von ihm zu finden, waren vergebens. Sein Verschwinden wurde einige Tage in der kleinen Stadt besprochen: Die einen meinten, er sei entflohen, um nachher mit seinem Kameraden Wenzel zusammenzutreffen und mit ihm übers Meer zu fahren, wo es den Spitzbuben gut zu gehen pflege; das Geld zur Überfahrt würden sie unterwegs nach Hamburg sich schon zu schaffen wissen, und das kleine Dings sei ja in guter Hut bei Küster-Mariken; die andern meinten, am Deich da draußen in der Schleusengrube, neben welcher er und Wenzel ihr Schelmstück einst beraten hätten, habe er den Tod gesucht, und die Ebbe habe ihn ins Meer hinausgetrieben.

Diese Meinungen wurden in einer Tischgesellschaft gegen einander abgewogen. „Nun, und Sie, Herr Bürgermeister,“ sagte zu diesem die alte Schwägerin des einstigen Cichorienfabrikanten, die er zu Tische geführt hatte, „was meinen Sie dazu?“

Der Bürgermeister, der bisher kein Wort dazu geredet hatte, nahm erst bedächtig eine Prise. „Hmm“, sagte er, „was soll ich meinen? — Nachdem dieser John von Rechtes wegen seine Strafe abgebüßt hatte, wurde er, wie gebräuchlich, der lieben Mitwelt zur Hetzjagd überlassen. Und sie hat ihn nun auch zu Tode gehetzt; denn sie ist ohn' Erbarmen. Was ist davon zu sagen? Wenn ich was meinen soll, so solltet Ihr ihn jetzt in Ruhe lassen, denn er gehört jetzt nun einem andern Richter.“

„Wahrhaftig,“ sagte die Alte ganz erstaunt, „Sie haben noch immer Ihre sonderbaren Meinungen von diesem John Glückstadt!“

„John Hansen,“ berichtigte der Bürgermeister ernsthaft.

— — — Mir kam allmählich das Bewußtsein, daß ich weit von meiner Vaterstadt im Oberförsterhause an dem offenen Fenster stehe; der Mond schien von drüben über dem Walde auf das Haus und aus den Wiesen hörte ich wieder das Schnarren des Wachtelkönigs. Ich zog meine Uhr: es war nach

Digitized by Google

Eins! Das Licht auf dem Tische war tief herabgebrannt. In halbvisionärem Zustande — seit meiner Jugend haftete desgleichen an mir — hatte ich ein Menschenleben an mir vorübergehen sehn, dessen Ende, als es eintrat, auch mir ein Rätsel geblieben war. Jetzt kannte ich es plötzlich; deutlich sah ich die zusammengekauerte Totengestalt des Unglücklichen in der unheimlichen Tiefe. Nachdem ich heute den Namen meiner Wirtin erfahren hatte, wußte ich jetzt auch: noch einmal aus der düsteren Gruft hatte seine lebendige Stimme ein lebendig Menschenohr erreicht; aber es war nur das eines vierzehnjährigen Knaben. Am Abend nach dem Verschwinden des Armen, da ich bei einer befreundeten Familie eingetreten war, kam der Sohn mit seinem Schmetterlingsketscher schreckensbleich ins Zimmer. „Es hat gespukt!“ rief er und sah sich um, als ob er auch hier noch nicht ganz sicher sei; „lacht nur nicht; ich hab' es selbst gehört!“ — Zwischen den Kartoffeln auf dem Acker neben dem Schinderbrunnen war er gewesen, um sich den Totenkopf zu fangen, der in der Dämmerung dort fliegen sollte; da hatte es unweit von ihm aus dem Kornfeld seinen Namen „Christian!“ gerufen, hohl und heiser, wie er solche Stimme nie gehört; und da er entsetzt davon gelaufen, sei es noch einmal hinter ihm hergekommen, als ob's ihn habe greifen wollen.

Ich wußte jetzt, nach über dreißig Jahren: es hatte nicht gespukt, und nicht Christian hatte er es rufen hören: den Namen seiner Tochter „Christine“ hatte der Mann da drunten in hoffnungsloser Sehnsucht ausgestoßen.

Und noch eines wußte ich: ein Arbeiter, mein alter Freund aus der Kinderzeit, hatte einige Tage später draußen an dem Brunnen das Korn mähen helfen. „Da hätten wir bald einen Falken fangen können!“ erzählte er mir eines Abends.

„Einen großen?“ frug ich.

„Das mag der Herr glauben! Er war ein Stück in den alten Schinderbrunnen hinabgestoßen — der Himmel weiß, was drunten liegt — aber seine Fluchten waren zu weit in der Spanne, er schlug damit in dem engen Brunnen und kam nicht gleich heraus. Wir hatten nur keine Knüppel, ihn zu schlagen; auch wehte ein übler Dunst uns an; es war, als hätte schon vordem die Kreatur an Aas gesessen.“

Ich hatte damals dieser Rede nicht geachtet; mich schauderte, da mich die Erinnerung jetzt befiel; der feuchte Nachtwind, der mich anwehte, that mir wohl, vor allem, weil er von heut und nicht von damals war; ich wußte, der Brunnen war vor ein paar Jahren zugeschüttet. „Zu Bett!“ sprach ich halblaut zu mir; „und, Seele, geh du auch zu Bett!“

Ich löschte das Licht und ließ das Fenster offen, damit alles, was lebendig war, zu mir herein könne; und bälder, als ich gedacht hatte, kam der Schlaf; nur mit einem freundlichen Bilde spielte noch der Traum: ich sah die von der Morgensonne nur noch halb erleuchteten Straßen meiner Vaterstadt; ich hörte einen Wagen heranrasseln, und zwischen zwei lieben alten Leuten auf dem offenen Sitze saß die kleine Christine, und sie nickte mir freundlich zu, als sie bei mir vorbei und über dem Zingel zur Stadt hinausfuhren.

Der alten Mariken dachte ich nicht weiter; ich wußte, daß sie vor langen Jahren in St. Jürgens Stift ein ruhiges Sterbekissen gefunden hatte.

— — Als ich spät am andern Morgen in das Haus hinunter kam, erhob sich der Lohbraune von der Matte vor der Thür des Wohnzimmers und begrüßte mich wedelnd als einen Gast des Hauses; als ich aber eintrat, war niemand drinnen; nur die Magd öffnete eine Seitenthür, guckte herein, als ob sie bestellt sei, meine Ankunft zu berichten, und lief dann rasch von dannen. Ich beschäftigte mich indes damit, die Bilder an den Wänden zu beschauen, aus denen deutlich zwei Generationen zu erkennen waren: auf der einen Jagd- und Tierstücke von Stefseck und dem alten Riedinger; über dem Sofa dagegen fand ich eine Kreuzesabnahme von Rubens, und je zur Seite die Bildnisse von Luther und Melanchthon. Zur Seite des Sofas, auf dem lichtlosen Wandstücke am Fenster, hing, wie im Schatten der Vergangenheit, eine halberloschene Photographie; aber ein Kranz von Immortellen, wie Johns Tochter sie gestern auf unserem Waldgang gepflückt hatte, wohl gar derselbe, umgab den dunklen Rahmen.

Mit Scheu fast trat ich näher: es war das Bildnis eines Soldaten in Uniform, wie dergleichen die jungen Landleute während ihrer Dienstzeit anfertigen lassen und nach Hause schicken. Der Kopf war leidlich ausgeprägt erhalten und zeigte mir das kaum mehr als einmal gesehene aber unvergessene Antlitz des Arbeiters John Glückstadt; nur war in diesen Zügen noch nichts von Kummer oder Schuld; der kleine dunkle Schnurrbart saß unter der kecken Adlernase, und die Augen sahen ernst, doch sicher in die Welt hinaus. Es war John Glückstadt nicht; es war John Hansen, wie er im Herzen seiner Tochter fortlebte, für den sie gestern ihren frischen dauerhaften Kranz gepflückt hatte; mit diesem John hatte der doppelgängerische Schatten noch nichts zu schaffen. Es brannte mich, meiner

Digitized by Google

edlen Wirtin zuzurufen: „Laß das Gespenst in Deinem Haupte fahren; der Spuk und Dein geliebter Vater, sie sind nur eines: er war ein Mensch, er irrte, und er hat gelitten!“

Aber ich hörte die Stimmen meiner Wirtsleute von hinten durch die Gartenthüre ins Haus kommen, und ich wandte mich von dem bekränzten Bilde ihnen entgegen, um ihren Morgengruß und ihre Scherze über meine Langschläferei in Empfang zu nehmen.

— Wir lebten noch einen schönen Frühlingstag zusammen. Als ich aber spät abends mit dem Oberförster und seinem treuen Hunde noch einen Waldgang machte, da schwieg ich nicht länger; ich erzählte ihm alles, jedes einzelne, was in der vergangenen Nacht mir in Erinnerung und im eigenen Geiste aufgegangen war.

„Hm,“ machte der besonnene Mann und ließ seine Augen treuherzig auf mir ruhen; „das ist aber Poesie; Sie sind am Ende nicht bloß ein Advokat!“

Ich schüttelte den Kopf: „Nennen Sie es immer Poesie; Sie könnten es auch Liebe oder Anteil nennen, die ich rasch an meinen Wirten genommen hätte.“ Es war zu dunkel, um zu sehen; aber mir war, als ob ein herzlicher Blick von ihm mich streifte. „Ich danke Ihnen, lieber Freund,“ sagte er dann; „aber der Vater meiner Frau — ich hatte freilich nur weniges von ihm gehört — ist mir nimmer so erschienen.“

„Und wie denn anders?“ frug ich.

Er antwortete nicht mehr; sinnend gingen wir nebeneinander, bis wir das Haus erreicht hatten.

„Ihr seid sehr langsam gegangen,“ sagte Frau Christine, als sie uns entgegentrat; „Ihr habt mich schier vergessen!“

— — Als ich am andern Morgen fortging, begleiteten mich beide, bis wo der Waldweg in die Landstraße ausläuft. „Wir schreiben Ihnen einmal!“ sagte der Oberförster. „Ich bin sonst kein Briefsteller; aber gewiß, ich thu's; wir müssen Sie festzuhalten suchen, damit Sie einmal wieder den Weg zu uns hinaus finden!“

„Ja, kommen Sie wieder!“ rief Frau Christine; „versprechen Sie es; Ihr Abschied würde uns nicht so traurig machen!“

Ich versprach es gern; dann reichten beide mir die Hand, und ich stand und sah sie fortgehen; sie hatte sich fest an ihren Mann geschlossen; er legte sanft den Arm um ihre Hüfte. Dann kam eine Biegung des Weges, und ich sah sie nicht mehr.

„Lebwohl, John Glückstadts Tochter!“ rief ich leise; „nur die erste Silbe, nur das Glück ist Dein geblieben; es wird schon treu sein; denn es ist an rechter Stelle!“

— — Schon nach vierzehn Tagen kam der erste Brief des Oberförsters und ließ mich im Aktenlesen eine lange Pause machen. „Ich muß Sie auch noch Ihres Versprechens entbinden,“ schrieb er; „gleich am Abend unseres Abschieds habe ich meiner Christine die Geschichte ihres Vaters erzählt, ausführlich, wie ich sie von Ihnen hörte. Sie mögen recht haben, er wird wohl so gewesen sein, und er war dann doch noch ein anderer Kerl, als wie er bisher weichselig im Herzen seiner Tochter ruhte; auch dürfen Mann und Weib nicht solch Geheimnis vor einander haben. Zwar ein leidenschaftlicher Thränensturz war die erste Folge, so daß ich schier erschrak und dachte, es möchte das Temperament des Vaters in meiner sanften Frau erwacht sein. Aber ihr eigenstes Ich erschien bald wieder; und jetzt — mein Freund, das Geißblatt am Waldesrande, das jetzt wieder blüht, so lieblich, dünkt mich, hat es fast niemals noch geduftet; und das Bild des John Glückstadt trägt nun einen vollen Rosenkranz; seine Tochter hat jetzt mehr an ihm; nicht nur den Vater, sondern einen ganzen Menschen. — Den Dank und Gruß, den Frau Christine mir für Sie aufgetragen, versteh' ich in der frauenhasten Weise nicht zu Papier zu bringen; ich kann Sie nur bitten, sich das Herzlichste zu denken.“

So schrieb der Oberförster damals; aber, wie es so geht, obgleich Briefe ein paarmal in jedem Jahre zwischen uns hin- und hergegangen sind, ich bin nicht wieder dort gewesen. Aber hier links in der Ecke meiner Schreibstube, auf zwei Stühlen steht jetzt mein gepackter Reisekoffer; draußen an den Wallzäunen blüht einmal wieder das Geißblatt, und hier drinnen ist für eine Woche alles sauber weggeordnet; denn gewiß und wahrhaftig — morgen geht es fort zu meinen Freunden, zu John Glückstadts Tochter und zu meinem wackern Oberförster. Sein Brief, der die Antwort auf meine Anmeldung brachte, war ein rechter Jubelbrief. „Wir harren Ihrer mit Freuden,“ schrieb er; „Sie kommen just zur rechten Zeit; der Junge ist auch da mit seinem Examenszeugnis in der Tasche; seine Mutter ist schier verliebt in ihn und studiert sein Antlitz, um darin immer einen neuen Zug aus dem ihres Vaters aufzufinden. Kommen Sie also; uns fehlt nur noch der Freund!“

— — Gewiß, wenn Gottes Sonnenschein mich morgen weckt, ich komme!

Digitized by Google

Unverbesserlich.

Das sind die alten Giebel wieder,
Das sind die alten Gassen noch,
Das Schulhaus — morsches Rattenloch —
Der Teufel braunt es noch nicht nieder.
Wo sind, die Bank an Bank gereiht
Mit mir der Stunden Ewigkeit
Verträumt, vergähnt, vermaledeit?

Der Hinz ist Doktor, Kunz Minister
Und Hans Hochwürden Herr Pastor,
Der schöne Amor ward Major,
Der Mastbursch protzt als Mastphilister;
Ein Segen ist der Ehestand,
Aus manchem Knopfloch lugt ein Band,
Mit Gott für Fürst und Vaterland!

Mir ist von allem nichts geschehen,
Vor Rang und Würden, ach, mir graut's;
Doch reimt für euch der alte Kanz
Zu Amts- und Ehejubiläen.
Von der Gevatterschaft behext
Wird selbst ein Transparent geklext
Nebst lyrischem Verbindungstext.

Im Hafen ihr! Auf wilden Wellen
Noch ohne Steuer schwimmt mein Kahn;
Noch hör' ich alle Götter nahn
Und alle Höllenhunde bellen;
Noch weiß ich, wie man weint und wacht,
Noch flamm' ich, wenn ein Glück mir lacht,
Und wie ein Jüngling schwärm' ich durch die Nacht.

A. Fitger.

Pflug und Schwert.

Männermordende Kriege,
Heldenkrönende Siege
Waren des Ruhmes Wiege,
Wo der Gesang sie verklärt.

Aber der Wandel der Zeiten
Ändert den Klang der Saiten;
Einst wird das Lied sie begleiten:
Mehr gilt der Pflug als das Schwert!

Heil unserm Volke, das nimmer
Kämpft um des Ruhmes Schimmer,
Doch gegen Feindesmacht immer
Furchtbar im Kampf sich bewährt!

Friedrich Bodenstedt.

Lieder und Epigramme.

Von Friedrich Hebbel.*)

Sternenhimmel.

Schon viele sind aufgegangen
In reiner klarer Pracht,
Mehr glaubt man noch umfangen
Vom stillen Schoß der Nacht.

Da wollt' es mich bedünken,
Ich sei unendlich reich;
Mein Busen war dem Blinken
Des Sternenhimmels gleich.

Der Vogel.

Du blicktest in Geduld,
Gehüllt in dein Gefieder,
Vom kahlen Zweig hernieder,
Vom Sturm noch eingelullt.

Und ruhig trankst du auch,
Im Sterben noch zufrieden,
Den dir ein Gott beschieden,
Den letzten kühlen Hauch.

Bei der Abreise von der Erde.

Die Aussicht fand ich schön genug,
Die Sternschrift konnt' ich zwar nicht lesen;
Auch schrieb ich mich ins große Buch
Zum Zeichen, daß ich dagewesen.

*

Daß Ihr Euch selbst nicht erkennt, das scheint Euch so schwer zu bekümmern;
Menschen, Ihr lebt nur dadurch, daß Ihr nicht wißt, was Ihr seid!

*

O, die Antike steht nicht mehr auf,
Es liegt nicht in der Dinge Lauf,
Daß etwas erst heute geboren sei
Und tausend Jahre alt dabei.

*

In diesem Leben, bunt und kraus,
Willst du die Regel finden?
Du könntest leichter einen Strauß
Aus Feuerwerkers Blumen winden.

*) Aus dem noch unveröffentlichten, demnächst erscheinenden Teil der Hebbelschen Tagebücher, herausgegeben von Felix Bamberg.

Digitized by Google

Cesario.

Novelle in Versen von Otto Roquette.

VII.

Nun war's August, und früher kam den Tagen
Die Dämmrung schon, als einst Ascan den Schritt
Nach Hause richtet von der Werkstatt Plagen.
Ja, Plagen! Denn verzweiflungsvüllig litt
Der Schüler oft schon an dem Unbehagen,
Beschert jedwedem, der um Höchstes stritt.
Der Will' ist mächtig, aber zum Betrüben,
Daß sich die Hände nur so langsam üben!

Er soll den Kopf des Äschines kopieren,
So will der Meister. Doch der Rednermund
Des Griechen macht ihn die Geduld verlieren,
Die Lust sogar. Denn lange war ihm kund,
Daß dieser Cichobold an Herz und Nieren,
Mit seines Vaterlandes Feind' im Bund,
Sich dem Demosthenes entgegensetzte
Und so zu dessen Tod das Messer wetzte.

Und so, historisch-künstlerisch im Argen,
Geht er des Wegs — nun freilich, nicht um gleich
Sich in die schlimmste Stimmung einzusargen!
Da ist ihm in der Dämmerung Bereich,
Darin sich mehr und mehr die Dinge bargen,
Als ob ihm jemand auf den Fersen schleich'
Und näher bald, dann wieder etwas weiter
Zurück, ihm folg' als dauernder Begleiter.

Ascan hat gute Augen. Bald erkennen
Im Umriß sie Herrn Guido, den Baron.
Zwar denkt er garnicht ihm davon zu rennen,
Im Gegenteil, er wünscht ihm lange schon
Ein Siegel der Begegnung aufzubrennen;
Doch geht er seines Wegs. Will der Kujon
Etwas von ihm, im üblen oder guten,
So hatt' er Zeit genug seit zehn Minuten.

Doch kaum ist er in seinem Zimmer oben,
Da hört er's stolpern auf dem Treppengang,
Dann Pochen an der Thür. Hereingeschoben
Kommt etwas, das an seiner Stimme Klang
Ascan erkennt. „Wie reizend aufgehoben!
Da sind' auch ich wohl freundlichen Empfang?"
Herr Guido spricht's. Ascan vernimmt's mit Schaudern.
Doch jener fährt vergnüglich fort zu plaudern:

„Mein schönes Kind, daß Sie mir's schwierig machten,
Gesteh' ich! Doch Sie kennen mich nicht gut,
Wenn Sie vor mir sich zu verbergen dachten!
Die Perle, die in fremder Schale ruht,
Erkannt' ich gleich. Wir werden uns mitsachten
Verstehn, mein holdes Fräulein Übermut!"
Mit solchem Wort, nicht sorglich ums Gelingen,
Will er die Beute seines Wahns umschlingen.

Da kommt ein Rückstoß. Über Guidos Wangen
Blatscht es vernehmlich, fühlbar, links und rechts.
Und eh' er sich bewußt, was er empfangen,
Sitzt schon ein Faustschlag männlichen Geschlechts
Auf seiner Base, während mit Verlangen
Ascan gewärtig ferneren Gefechts.
Guido entsetzt sich, seine Base blutet —
Solch eine Wendung kam ihm unvermutet.

„Was Teufel — sind Sie denn —?" So flammelt bänglich
Herr Guido. Doch Ascan reißt auf die Thür
Und ruft, der Gastlichkeit heut unzugänglich:
„Hinaus, Du Federwisch! Sonst nach Gebühr
Belohn' ich Deinen Schleichweg überschwänglich!"
Und als Herr Guido zaudert für und für,
Weiß ihn Ascan am Kragen zu ergreifen
Und rüstig bis zur Crepp' hinauszuschleifen.

Die steigt nun Guido, bis zum Tod verdrossen
Und tappend nieder, ohne Stock und Hut,
Von blut'ger Base Spuren stark umflossen,
Indes Ascan, wie der Zufriedne thut,
Wenn Edles er vollendet und genossen,
Sich in das Fenster legt und freudig ruht.
Da sieht er Guido vor der Thür, und munter
Wirft er ihm grüßend Hut und Stock hinunter.

Ascan beschloß zu schweigen von der Sache.
Doch nicht so Guido, welcher polizeilich
Sofort zu ordnen wünschte seine Rache.
Das heißt: im ersten Augenblick; denn freilich —
Gefährlich plaudern konnte jener Drache!
Ihm selbst erschien sein Irrtum unverzeihlich!
Denn daß es zwei, die wechselnd ihn befangen,
Dem Kenner war's noch jetzt nicht aufgegangen.

Digitized by Google

Im Kreise des Barons erscholl die Kunde
Von einem schweren Fall, den er gethan.
Beträchtlich schwoll die Baß, auch ohne Wunde,
Doch fehlte ihm dafür ein Vorderzahn,
Und Grün und Gelb verbreitet in die Runde
Sich auf dem Antlitz. Niemand darf ihm nahn,
Der Diener wehrt den Eintritt jedem Frager.
Der Arzt allein, kopfschüttelnd, sitzt am Lager.

Des Übels Wurzel lag nach seiner Meinung
Nicht in der Nase, sondern im Gemüt.
Drum, wenn des fremden Farbenspiels Erscheinung
Nur erst in Guidos Zügen abgeblüht,
Soll in ein Bad er gehn, wo, in Vereinung
Von Heilkur und Gesellschaft, man bemüht,
Der Schwermut Qual, die lastende, zu bannen.
Bald reißt denn auch der Leidende von dannen. —

In Meister Guntrams Haus drang keine Kunde
Von solchen Dingen. Hier war gute Zeit,
Wenn Fides, mit der Kinderschar im Bunde,
In Spiel und fröhlichem Gesang bereit.
Den Wildfang auch, den aus dem Felsengrunde
Sie trug, zu bänd'gen wußte sie Bescheid.
Er blieb der wildeste vom ganzen Rudel,
Doch folgt' er Fides wie ein treuer Pudel.

Das schwarze Kleid hat, durch der Freundin Willen,
Sie abgelegt und trägt sich modisch fein.
Und Rosamunde freut sich schon im stillen,
Sie bald auch der Gesellschaft einzureihn.
Weiß ihre Stimm' auch kunstgerecht zu drillen,
Denn sie versteht's, und sucht sie einzuweihn
In alles Schöuste, Beste, voll Entzücken,
Daß alle Lehren ihr bei Fides glücken.

Und auch die Männer (war kein Wort verlieren
Sie drüber in des Mädchens Gegenwart)
Bekennen sich bewundernd zu den ihren.
Des Meisters Künstlerang' ist wie vernarrt
In Hoffnung ihren Kopf zu modellieren,
Wozu er nur der günst'gen Stunde harrt.
Ascan sogar muß schwörend sich gestehen,
Ein schöneres Mädchen hab' er nie gesehen!

Wie aber nun? Doch vor sechs Monden glichen
Sie zum Verwechseln sich? Nicht eitel war
Ascan. Die Zeit auch hatte viel gestrichen
Und umgebildet an dem Zwillingspaar.
Fides, seitdem Cesarios Kleid gewichen,
War jungfräulich entwickelt ganz und gar,
Indes Natur den Bruder hoch beglückte
Mit einem Bärtchen, das zu Tage rückte.

Doch er, der jeden ihrer Blicke buchte,
Herr Ulrich, blieb beinah im Hintergrund.
Zwar gab ihm Fides stets, wo er sie suchte,
Wie sehr sie ihn verehrte, offen kund;
Doch, ungeduldig, haßt' er die verfluchte
Verehrung in so mancher bittren Stund'
Und wünscht' in seines Innersten Bewegung
Ersatz dafür durch eine andre Regung.

Und gar der Schwester mußt' er beinah grollen,
Die alles darauf anzulegen schien,
Statt Hülf' und Beifall seinem Wunsch zu zollen,
Ihr Pflegekind ihm möglichst zu entziehn.
Man schöpft im Hause Frohsinn aus dem Vollen,
Ihm ist, so scheint's, das Daseins nur verliehn,
Ihm, der zuerst doch die Beziehung knüpfte,
Die seiner Hand nun mehr und mehr entschlüpfte.

Nun wurd' es gar im Haus ganz ungeheuer
Vergnügt! Man sprach von Tanz und Winterball.
Doch Fides war in diesem Punkte scheuer,
Sie hatte nie getanzt. Auf jeden Fall
Zu lernen war's. Ascan, schon ganz in Feuer,
Bot sich zum Dienst bei den Geschäften all;
Und bald gewährt den Saal zur ersten Stunde
Den Jünglingen und Jungfraun Rosamunde.

Herr Ulrich sah's und ärgerte sich bitter —
Nicht über Fides, nicht der Tanzenslust;
Ihn ärgerten die jugendlichen Ritter,
Die sie ihm raubten, schon so selbstbewußt.
Ost saß im Dunklen er wie ein Gewitter
In seiner Ecke, Scheelsucht in der Brust —
Es blitzt beinah, sieht er im Kreis sie hasten
Mit Guntrams Schülern oder Gymnasiasten!

Und doch, obgleich Verstimmung ihn umflorte,
War er zu jeder Stund' als erster da.
Die Schwester merkte, was in ihm rumorte,
Und lächelt nur. Doch als sie einst ersah,
Wie Langeweil und Unmut in ihm bohrte,
Begann sie: „Freund, der Kotillon ist nah!
Wenn einer mich auffordern sollte, tanz ich.
So thu's doch auch! Du bist erst neunundzwanzig."

Herr Ulrich fährt vom Sitz und fliegt zum Saale,
Auf Fides zu und bittet um den Tanz.
Errötend, überrascht, zum erstenmale
Den Wunsch zu hören, spricht sie, Freude ganz:
„Wenn ich mit diesem seltnen Tänzer prahle,
Versteht mich wohl der ganze Mädchenkranz!
Zwar mit Ascan schon hab' ich mich versprochen,
Doch der mag sehn, wo anders anzupochen!"

Von dieser Stund' an zündet neue Lichter
In Ulrichs Brust die Hoffnung wieder an.
Wenn diese Lehrzeit fröhlicher Gesichter
Und flinker Beine nur zu schnell verrann,
So war ihm jetzt zu Mute wie dem Dichter,
Der oben frohgemut ein Werk begann.
Und wirklich sang auch Ulrich im geheimen
(Sein Zustand macht' es nötig) an zu reimen.

Digitized by Google

Nur ganz für sich; es sollt' es niemand wissen.
Derweil begann der Winterfreuden Zug
Schon seine Feststandarten aufzuhissen:
Theater und Gesellschaft gab's genug.
Bei Guntram aber war man nicht beflissen
Zu huldigen dem ganzen Tug und Trug.
Hier war die Kunst das erste. Sonst'ge Freuden,
Man nahm sie wahr, doch ohne Selbstvergeuden.

— November war's. Ascan und Fides standen
Am Fenster. „Heute sind wir achtzehn Jahr'!"
Begann sie. „Welch ein Glück wir beide fanden,
Wir scheint es oft wie traumhaft, wunderbar!
Wie wir gekommen, fast nun hier zu stranden,
Wie wir entgegen wurden der Gefahr,
Was wir geworden, ach — was wir gewesen!
Wir ist's, im Märchenbuch hätt' ich's gelesen!

Und welche Welt hat man uns hier erschlossen!
Haus und Familie, die wir nie gekannt!
Wir bringen nichts, und dennoch, unverdrossen,
Bringt man uns Lieb und Güte, reicht die Hand
Den Fremden dar, als dauernden Genossen!
Mir überfließt das Herz! Ach, dieses Band,
Das hier die besten Menschen um uns schlangen,
Ist's denn verdient? So frag' ich mich mit Bangen!

Und wie sie freundlich heut den Tag uns schmückten
Mit Blumenfülle, Gaben aller Art,
Die ungesprochnen Wünsche selbst beglückten!
Oh, Lieber! Halten wir uns stets bewahrt,
Daß Füll' und Überfluß uns nie berückten!
Wir zwei, durch Schicksal und Natur gepaart,
Wir wollen treu zusammenstehn und halten,
Was sie erwarten für ihr gütig Walten!"

Ascan darauf: „Du sagst, was mir die Seele
Wie Dir bewegt! Und wenn, als einz'gen Lohn,
Ich Fleiß und Würdigkeit mir anbefehle,
Klingt mir im Herzen fort der wärmste Ton,
Den ich den Bringern meines Glücks nicht hehle!
War's doch, als ob den Menschen wir entflohn,
Im Jagen durch der Menschenländer Fernen!
Wir haben Menschen jetzt erst kennen lernen!

Mein Meister Guntram ist's, durch dessen Lehren
Und Vorbild in der Kunst ich erst erwacht!
Frau Rosamunde werd ich stets verehren,
Die fast des Sohnes Lieb' in mir entfacht;
Doch Ulrich ist's, ich kann dem Zug nicht wehren,
Der, wenn er überreichlich mich bedacht,
Licht nur zum höchsten Dank mich zwingen mußte,
Nein, mich im Innersten zu finden wußte!

Er war es, der zuerst den fremden Jungen,
Den er nicht kannte, freundlich an sich zog;
Der durch der Güte Macht uns abgedrungen,
Was insgeheim uns quälte, was uns trog;
Ja, der zuerst uns sprach mit Menschenzungen!
Und wie mein Herz ihm gleich entgegenflog,
So muß ich Lieb' und Dank zuerst ihm schenken!
Doch Du — teilst darin leider nicht mein Denken!"

„Ich schäk' ihn sehr, Ascan!" Und halb verlegen
Geht Fides langsam an den Gabentisch.
Der Bruder folgt ihr, überblickt den Segen,
Der ihm auch gilt. Ihr aber duftet frisch,
Nur ihr allein, die Rosenpracht entgegen,
Die Ulrich ihr geschickt verschwenderisch.
„Wer schätzt ihn nicht?" So spricht Ascan. „Doch heute
Wär's schön, wenn ihn ein herzlich Wort erfreute!"

Der Achtzehnjährige sagt es unbefangen,
Unkundig noch, daß tiefer Wort und Sinn
Schon zum Gehör der Zwillingsschwester drangen.
„Ich will's! Ich weiß, daß ich's ihm schuldig bin!"
So spricht sie. Doch sie fühlt auf ihren Wangen
Ein steigend Rot, und schnell zur Seite hin
Hat sie von ihrem Bruder sich gewendet,
Den Rosen zu, die ihr der Freund gesendet.

VIII.

Bald in den Wintermantel eingeschlagen,
Von Flockenspiel umschauert liegt die Stadt.
Der Meister hadert mit den kurzen Tagen,
Die früher gehn, als er des Schaffens satt.
Am Abend aber rasseln hundert Wagen,
Genuß verkündet jedes Zeitungsblatt.
Konzert, Theater, groß' und kleine Bälle,
Wer's haben kann, der hat's für alle Fälle.

Und Einblick hatt' auch Fides schon erhalten
In der Gesellschaft wunderliche Welt,
Die so berückend ihres Scheins Entfalten
Jedwedem Leuling vor die Sinne stellt.
Und nicht nur den gefeierten Gestalten
War Fides auf dem Plan schon zugesellt,
Sie war sogar, nach aller Kund'gen Meinung,
Des Ballsaals eigentliche Glanzerscheinung.

Auch Ulrich lankte wieder, was er lange,
Und schon für immer, abgethan geglaubt;
Mit ihr vor allen, und mit kleinem Zwange
Boch da und dort, wo's die Geduld erlaubt.
Und doch erklärt ihm Fides, unterm Klange
Des Reigens selbst, die Zeit für weggeraubt
Dem schöneren Genuß der Abendstunden
Daheim, zu fesselndem Gespräch verbunden!

Digitized by Google

Ja, diese Abendstunden! Ulrich kannte
Dichts Schönres selbst. Wenn Fides Lieder sang
Und das Gehör, die Herzen selber bannte
Durch ihrer Glockenstimme tiefen Klang:
Es war, als ob sie einen Zauber spannte,
Der aus dem Innersten der Seele drang.
Und Rosamunde fühlt' ein Stolz' Genügen,
Sah sie den Eindruck in der Hörer Zügen.

Nun mußt' auch Ulrich seine Geige bringen,
Bald mit der Schwester spielen, bald ein Lied,
Das Fides sang, mit Saitenklang umschlingen,
Wie Rankenwerk den vollen Ton umzieht.
Er war geschäftig, alles zu erschwingen,
Was es nur gab auf solcherlei Gebiet.
Doch, hindernd stets ein leidenschaftlich Hasten
Und leitend, saß die Meistrin vor den Kasten.

Der Meister lauschte gern, auch wenn er Mappen
Durchblätterte, derweil beim Lampenlicht
Ascan mit seinem Stift in leichten, knappen
Charakterstrichen Stellung und Gesicht
Der Musikanten suchte zu erhappen.
Dann reicht' er, auf ein Urteil stets erpicht
Des Meisters, ihm das Blättchen, der den Zügen
Ein Pünktlein lächelnd pflegt' hinzu zu fügen.

Und Ulrich brachte Bücher, stets die besten,
Davon er selbst ein gutes Teil besaß
(Doch nicht den Modeland der goldgepreßten),
Und ward so gern gehört, als gern er las.
So schuf man sich die Abende zu Festen
Und fand des Ernsten und des Heitren Maß;
So daß, wenn All' einmal der Schwarm zerstreute,
Sich jedes auf den stillern Abend freute.

Vor allen zählt Herr Ulrich die Minuten.
Denn was er für Cesario einst empfand,
Des Anteils Regung, ward zu Herzensgluten.
Sein Schicksal liegt in der Geliebten Hand,
Er muß es sagen — bald, der Eine gen, Guten!
Da flüstert eines Abends ihm gespannt
Die Schwester zu: „Beschränke Dein Bemühen!
Ich bitte dringend Dich, nichts zu verfrühen!"

Verfrühen? Was? Es faßt ihn wie Empörung.
Nein, von Verspätung fürchtet er Gefahr!
Und doch, der Schwester dringende Beschwörung —
Hier liegt ein Hindernis noch, offenbar!
Hat er gelebt in eitler Selbstbethörung?
Ward Fides seiner Neigung nicht gewahr?
Doch einmal fühlt er, schaudernd, sich von allen
Beklemmungen des Zweifels überfallen.

Und Fides' Augen konnt' es nicht entgehen,
Was aus den seinen sprach, aus seinem Ton.
Und dennoch, durfte sie sich's eingestehen,
Was sie gefühlt seit erster Stunde schon?

Der Mann, der als Cesario sie gesehen,
Vor dessen Blicken gern sie wär entflohn,
Er könnte — Er, vom Glück so reich gesegnet,
Vergessen, wie sie ihm zuerst begegnet?

Sie war auch stolz, von jenem Stolz durchdrungen,
Der Unschuld, Armut, Seelenkraft belebt:
Sie sah für Ulrich manches Netz geschlungen,
So manches Zauberfädchen angewebt;
Es ward nach seiner Hand gekämpft, gerungen,
Nach seinem Reichtum überaus gestrebt:
Sie sah's, von Scham erfüllt, mit Furcht und Schrecken,
Um sich vor ihm nur tiefer zu verstecken.

Nun war man dieser Tage sehr beflissen,
Ein Künstlerfest in Masken zu begehn.
Man möchte Guntrams Haus dabei nicht missen
Und hofft' auch Fides bunt geschmückt zu sehn.
Sie aber will von fremder Tracht nichts wissen
Und bittet flehend, davon abzustehn.
Seit abgetan Cesarios Gefieder,
Ist jegliche Verkleidung ihr zuwider.

Man zwingt sie nicht, doch mag ihr nicht erlauben
Sich damit auszuschließen von dem Ball.
Will sie ein Vorgefühl der Lust berauben,
Befällt sie Furcht schon vor dem Maskenschwall,
Man lacht sie aus und nennt es Aberglauben.
Kurz, im Gesellschaftskleide gehn sie all',
Es ist die Mummerei nicht vorgeschrieben.
Ascan allein mag's halten nach Belieben.

Der Abend kam. Und wer da Lust zu schildern,
Zu malen hätte, was sich durch den Saal
Bewegt' an hübschen und verrückten Bildern,
Trotz vieler Fracks, dem stände reiche Wahl.
Doch hieße das ins Breite sich verwildern.
Hier giebt es mehr zu thun. Genug, die Zahl
Der Lustigen überwiegt. Man lacht der Witze,
Man neckt und jagt sich, trotz Gewühl und Hitze.

Ein Festspiel war dem Tanz vorausgegangen,
Man hatte sehr geklatscht und viel gelacht.
Nun scholl Trompetenruf. Die Neuer sprangen
Und drängten, auf des Tanzens Raum bedacht,
Auf welchem bald sich hundert Beine schwangen.
Da kämpft ein Herr sich durch den Maskenschacht,
In Hast auf manche Höflichkeit verzichtend,
Den Weg nach ganz bestimmtem Ziele richtend,

Herr Guido ist's. Nach seiner Badereise
Verbracht er dann die Nachkur in Paris,
Wo er so angenehm befand die Kreise,
Daß er sich auf sechs Monat niederließ.
Allein sein Kassenstand, die hohen Preise,
Ein ärgerlicher Handel überdies
Auch dort, macht' ihm den Aufenthalt beklommen.
Vorgestern erst ist er zurück gekommen.

Digitized by Google

Dies Maskenfest — es gab doch was zu schauen!
Der Zutritt wurde dem Baron nicht schwer.
Da sieht — er durfte seinem Glas vertrauen —
Da sieht er etwas —! Seltsam! Mehr und mehr
Glaubt er's zu kennen. Durch der Menge Stauen
Macht er sich Bahn, trotz mancher Gegenwehr.
Auf der Estrad', umringt von Barrenkappen —
Die Ähnlichkeit! Es wär' zum Überschnappen!

Wo ist sie hin? In Kreisen der Gestalten
Licht sichtbar. Drum im Lebensaal vielleicht!
Weiß war sie, weiß! Doch einmal aufgehalten,
Entdeckt er, da die Schwell' er schon erreicht,
Im großen Saal sie doch, mit einem alten
Professor im Gespräch. Herr Guido schleicht
Sich näher, mustert — ist es ein Erkennen?
Erstaunlich wär's, ein Wunder müßt' er's nennen!

Die Anmut der Gestalt, vom hellen Lichte
Schneeweißer Kleidung reizend eingefaßt;
Mit weißen Rosen auch geschmückt das schlichte
Gewand, dem braunen Haar auch angepaßt;
Doch Jugendglanz im rosigen Gesichte!
Und wie er steht und schaut, um auch in Hast
Auf ihre feine Hand den Blick zu lenken,
Muß er, wie starr — an seine Base denken!

Unmöglich! Doch nur zu! Man wird's erfahren!
Schnell tritt er vor, um, wie er sich vermeigt,
Sich lächelnd als bekannt zu offenbaren.
„Dein Anblick, schöne Maske, spricht er, zeigt
Mir Züge, die schon längst bekannt mir waren!
Nur daß Dich, was Dein Wesen heut verschweigt,
Zu einer Zeit die Maskenkleidung zierte,
Da sonst nicht leicht ein andrer sich maskierte!"

Erbebend hört' es Fides. Sie erkannte
Die Stimme, der sie öfter schon entflohn.
Doch faßt sie sich, und ihr im Auge brannte
Dämonisch etwas, das sie ihm mit Hohn
Und mit Verachtung als Entgegnung sandte.
Sie wendet schweigend sich. Doch der Baron,
Garnicht gewillt auf Antwort zu verzichten,
Beginnt auf's neu, das Wort an sie zu richten.

Da sieht sie Ulrich, der sie durch die Massen
Des Saals gesucht. Ihr Aug' ist freuderhellt.
„Ich bitt' um Ihren Arm!" spricht sie gelassen.
„Der Herr dort, der sich mir nicht vorgestellt,
Scheint Maskenfreiheit etwas frei zu fassen!"
Mit Feindesblick, das Herz von Zorn geschwellt,
Betrachtet Ulrich prüfend seinen Gegner.
Doch Guido lächelt, darum nicht verlegner.

„Herr! Wenn Sie wagten, hier sich zu erdreisten —!"
Ruft Ulrich, „wenn mit Ehre Sie vertraut,
So werden Sie mir noch Genüge leisten,
Denn diese junge Dam' ist — meine Braut!"

Es war heraus! Er selbst erschrak am meisten,
Und dennoch war er sehr davon erbaut.
Fides, erglühend, wandte sich zur Seite,
Den Freund, den aufgeregten, im Geleite.

Doch Guido steht verdutzt. Und noch verdutzter
Durch einen Prilschenschlag, der von Gewicht.
Und vor ihm springt ein prächtig aufgeputzter
Hanswurst und grüßt ihn mit Ascans Gesicht.
Guido erschrickt. Sein Witz ist abgenutzter
Als jemals, da die Fassung ihm gebricht,
Als ihm Hanswurst mit wohlbekannten Zügen
Droht mit der Faust in lachendem Genügen.

Jetzt übermannt der Zorn ihn funkensprühend.
Da trifft von hinten ihn ein neuer Schlag.
Er dreht sich wütend um, und farbenblühend
Sagt ihm ein Arlechino guten Tag.
Ein neuer Prilsch! Von neuem Ärger glühend
Fährt Guido schnell herum. Doch garnicht zag
Weiß Arlechin' ihm noch eins zu versetzen.
Man lacht bereits des Schauspiels mit Ergetzen.

Und da es lustig auf dem Platze herging,
Ist plötzlich Schellenbub und Pulcinell,
Und was an Narren sonst noch kreuz und quer ging
Im Saal, Bajazzo, Pierrot, auch zur Stell',
Und, unbesorgt warum man ins Gewehr ging,
Macht es den schwarzen Frack zum Trommelfell
Den Guido trug, mit Lachen, Springen, Tänzeln
Und ausgelassnem Hinundwiederschwänzeln.

Wenn Guido mitgelacht, den Spaß verstehend,
Man hätt' ein Ende bald dem Spiel gemacht.
Doch er, entrüstet sich im Kreise drehend,
Zur Rede stellend, heftig aufgebracht,
In hocherzürnten Worten sich ergehend,
Erhöhte nur den Drang der Jubelschlacht.
Das hüpft und prilscht, das neckt in jeder Weise,
Und lachend steht man rings im großen Kreise.

Man fragt nicht was, und ob er was verbrochen,
Auch war der Scherz kein angelegter Plan,
Allein die Losung da, auch ungesprochen,
Beim ersten Prilschenschlag, den er empfahn.
Man liebt' ihn nicht und gönnte seinen Knochen
Auch mehr als das. Da bricht er durch die Bahn
Und stürzt in Wut sich, wie von der Tarantel
Gezwickt, hinaus und ruft nach Hut und Mantel.

Doch Fides ging an Ulrichs Arm indessen,
Im Innern bebend vor des Wortes Laut,
Das ihm entschlüpft so rasch und selbstvergessen.
Er aber sprach: „Dem Glück hab' ich vertraut,
Indem ich mich des höchsten Glücks vermessen!
Ich rühmte mich: die Dam' ist meine Braut!
Ich rief es aus des vollsten Herzens Treiben —
O Fides! Fides! Soll es dabei bleiben?"

Digitized by Google

Und, Rosenglut auf ihren Mädchenwangen,
Mit einem Blick, der ihre Seel' ergoß,
Sprach sie, ergriffen von des Glückes Bangen:
„Es soll — so bleiben!“ — Aus dem Narrentroß,
Für den von neuem Flöt' und Hörner klangen,
Eilt Ulrich, der sein Liebstes an sich schloß,
Zum Nebensaal und kann für sein Entzücken
Nur ihren Arm an seine Seite drücken.

Da ist schon Guntram, da ist Rosamunde!
Ein Flüstern, Händeschütteln, Thränen fast
Auf eine hier doch nicht verhoffte Kunde;
Und, trotz der Mahnung, längst darauf gefaßt,
Ist nun die Schwester auch im Herzensbunde.
Doch da der Ort nicht hier für schöne Rast,
Spricht Guntram: „Gehen wir nach Haus! Uns allen
Wird's besser jetzt im engsten Kreis gefallen!“

So kommt Hauswurst-Ascan herbei gesprungen.
Er hört und da dem Glück das Wort versagt,
Hat Fides er, hat Ulrich er umschlungen,
Wie's beide unter sich noch nicht gewagt.
„Nur fort!“ ruft er von Übermut durchdrungen:
„Beisammen bleibt die Narrheit, bis es tagt —
Ich geh' mit Euch, zu Haus' Euch zu verloben,
Und kehr' zurück, hier weiter auszuloben!“ —

Erscheint nun für den Gang der Weltgeschichte
Was sich begab in dieser Festesnacht
Im ganzen von nur mäßigem Gewichte,
So stand, was sie dem Einzelnen gebracht,
Doch hoch genug und in verschiednem Lichte.
Denn wer im kleinsten etwas mitgemacht,
Weiß besser, was die Sach' für ihn gewesen,
Als die's im Halbschlaf hören oder lesen.

Die Mehrzahl hatte gut sich unterhalten,
Als sie der Morgenwind nach Hause blies,
Und dann war's aus und alles blieb beim alten;
Indes nur wenigen der Tag sich wies
Zu freudevollem Lebensumgestalten,
Das unerschöpflich reiches Glück verhieß.
Doch wer da heimgekehrt in Ärgers Banden,
War ärgerlich auch morgens aufgestanden.

Herr Guido sehr verstimmt. Denn er bedachte,
Daß er so gut wie ausgefordert war,
Und traute Ulrich zu, daß Ernst er machte.
Da stellt' ein Freund sich zum Besuche dar.
„Nun? Wohl bekommen?“ rief der Gast und lachte.
„Sie wissen doch das Neuste schon vom Jahr?
Daß Ulrich unerhört sein Glück erprobt hat,
Der mit dem Stern der „Season“ sich verlobt hat?“

Herr Guido schweigt. Gleichgültig dann von Mienen
Versetzt er: „Lange Zeit war ich verreist.
Wer ist sie denn, die hier als Stern erschienen?“
Der Gast darauf: „Im Hause Guntram heißt
Sie Mündel. Eine Schönheit, sag' ich Ihnen —!
Und eine Stimme! Dazu Bildung, Geist,
Es heißt sogar, sie sei gelehrt erzogen!
Und dabei ist ihr alle Welt gewogen!

Ihr Vater war Gelehrter, hört' ich sagen,
Guntram befreundet, der nach seinem Tod
Sein Haus den beiden Kindern angetragen,
Zugleich als Vormund sich dem Mädchen bot.“
— „So? Sind es zwei?“ so fällt mit raschem Fragen
Herr Ulrich ein, von Ärger neu bedroht.
„Zwillingsgeschwister, ja! Des Fräuleins Bruder
Lernt Guntram an in Thon und Marmorpuder.

Er soll ihr zum Verwechseln ähnlich sehen.
Demnach ein feiner Bursch. Ich kenn' ihn nicht.
Doch — Ulrichs Glück! Es ist, man muß gestehen,
Als hält' er's überall in Dienst und Pflicht,
Daß es ihm diese stolzeste der Feen
Mit ihrer Zaubermacht zu eigen spricht!
Geld hat sie freilich nicht. Doch dafür sorgen
Wird er schon selbst. Und somit guten Morgen!“

Herr Guido schrieb, sobald der Gast gegangen,
An Ulrich einen wohlgesetzten Brief:
„Versöhnung sei sein innigstes Verlangen!
Von einem Irrtum — er beklag' ihn tief —
Fühlt' er sich einen Augenblick befangen,
Der doch zugleich ihn aus der Täuschung rief.
Verzeihung — Reumut — endlich zum Begleiter
Das schönste Glück auch ferner —“ und so weiter.

Ulrich erhielt und las den Brief und lachte.
War er zum Lachen heut doch aufgelegt!
Denn das Gefühl, mit dem er früh erwachte,
Die Seligkeit, die ihm den Tag bewegt,
Da seiner Braut den Morgengruß er brachte
Und schöner jeder Lebenstrieb sich regt —
Das alles macht verzeihn ihn jedem Laffen,
Vor dem er selbst sich Ruhe weiß zu schaffen.

„O mein Cesario! Lasse dieses Zeichen —“
So rief er, an sich schließend seine Braut,
„Laß diesen Namen, der mir ohnegleichen
Im Herzen tönte wie ein Zauberlaut,
O laß ihn mir, wenn wir die Hand uns reichen,
Im stillen nur! Da kling' er uns vertraut!
Da laß uns denken, wie wir einst uns fanden
Und uns im ersten Augenblick verstanden!“

Und Fides, wehrend den Erinnerungen,
Hebt lächelnd zu ihm auf das schöne Haupt:
„Er bleibe, weil er schön für Dich geklungen,
Er kling' auch mir, weil Du an mich geglaubt!
Und würd' er jemals durch die Zeit verdrungen —
Wir finden schwer, was früh uns ward geraubt!
So wird an Fides wohl im Lebenstreiben
Ein Stückchen immer von Cesario bleiben!“

Digitized by Google

Die Weisheit Salomo's.

Schauspiel in fünf Akten von Paul Heyse.

Dritter Akt.

Gemach der Königin in Salomo's Palast. Thüren rechts, links und in der Mitte, durch Teppiche geschlossen. Links im Hintergrunde das Lager der Königin, mit bunten seidenen Decken überdeckt. Sie liegt gekleidet wie im zweiten Akt und schläft. Auf der entgegengesetzten Seite ganz vorn ein niederes Ruhebett.

Erste Scene.

Adischa. Ben Jsbah (stehen ganz vorne zur Rechten).

Adischa (nach der Königin spähend, mit gedämpfter Stimme). So bracht' ich endlich sie ins Haus.
Kind, sagt' ich, Herrin,
Willst Du nicht ruhn?
Die Mondesscheibe rollte längst
Hernieder vom Zenith,
Auch Bülbül sang sich in Schlaf,
Und Du nur wachst noch?
Sie aber hörte nicht auf mich.
Wie die Panthern, die in der Grube sich fing,
So wand sie ruhlos sich,
Nur manchmal ächzte sie dumpf
Und schien zu ringen mit Unsichtbaren,
Daß Blitze schossen aus den heißen Wimpern.
Und da der Morgenstern erblich
Und noch kein Schlaf ihr herniederkante,
Trat ich zu ihr, einen Becher in Händen,
Darein ich goß einen Schlummertrank,
Und setzt' ihn an ihre Lippen,
Und gierig, aber willenlos,
Wie ein Fieberkranker nach Labung lechzt,
Sog sie ihn leer und sank dann hin,
Verworrne Seufzer auf den Lippen.
Da liegt sie nun, nichts von sich wissend.
Ich legte meine Hand ihr auf das Herz —
Auch im Traum noch klopft es nach ihm.

Ben Jsbah (finster). Sie liebt ihn, sagst Du,
Liebt diesen König?

Adischa. Liebt und haßt ihn.
Wenn er girrte nach ihr,
Sie würd' ihn verachten.
Sein Kaltsinn trifft ihr das Herz.

Ben Jsbah. Weiberschwäche!
Will sie die Kön'gin sein, entweibe sie
Ihr Herz, sonst wähle sie den Gemahl,
Der männlich walte seines Volks.
Jst nicht Ben Jsbah ein Mann,
So stark und klug wie dieser König,
Und der Häuptlinge erster?
Und muß hier vor der Pforte stehn,
Wenn sie mit dem Hebräer
Geheime Rede wechselt?
Fluch dieser Reise,
Tod und Verderben dem Übermüt'gen!
Sprich Du mit der Herrin,
Sag's ihr — —

Zweite Scene.

Vorige. Sulamith (tritt leise durch die Mitte ein, den Korb mit Rosen im Arm. Ein Arabersklave schlägt den Teppich hinter ihr wieder zusammen).

Ben Jsbah. Wer erkühnt sich — ha, die Hebräerdirne,
Die losbat ihren Vater
Von wohlverdienter Strafe.
Heb Dich hinweg, Du keckes Gesicht!

Adischa (ihn zurückhaltend). Laß! Die Fürstin befahl sie her.
Was bringst Du, Mädchen?

Sulamith (nach einem Blick auf die schlafende Königin, flüsternd). Rosen, gute Frau.
Der König sendet sie der Königin,
Daß, wenn sie sich vom Schlaf erhebt, ihr Fuß
Auf duft'gen Boden trete.
(Sie tritt näher ans Bett, beginnt die Rosen umherzustreuen.)
Wie schön sie ist!
Ach, aber böse Träume ängsten sie.

Balkis (macht eine Bewegung, ruft noch halb schlummernd). Adischa!

Adischa (läuft zu ihr hin). Flieht Dich der Schlaf, geliebte Herrin?

Balkis (fährt in die Höhe). Wer ist hier? (Erblickt Sulamith.)
Du? Was beschleichst Du meinen Schlaf?

Sulamith. Mein Vater, Kön'gin, trug mir auf, die Rosen
Dir vor das Bett zu streun, den Morgengruß
Des Königs.

Balkis. Er — der König sandte mir —

Sulamith. Die schönsten sollt' ich von den Büschen brechen,
Die ich im Garten fände.

Balkis (steht auf). Sagt' er das?
Und sagt es Dir?

Sulamith. Nicht mir, dem Vater nur.

Balkis. So! — So! — Du hier, Ben Jsbah?
(Ben Jsbah neigt sich vor ihr.)
Geh hinaus.
Ich werde Dein bedürfen. Eine Botschaft
Hab' ich nach Haus zu senden. Halte Dich
Bereit — noch heute reisest Du.

Ben Jsbah. Noch heut?
Und Du?

Balkis. Was fragst Du? Weiß ich's selbst? Wir sind
Des Schicksals Spiel. Der Augenblick ist unser,
Das andre alles eitel. (Ben Jsbah will etwas erwidern, sie blickt ihn gebietend an, er geht nach rechts ab.)

Balkis. Adischa, komm!
Hab' ich gesprochen aus dem Traum? Und was?

Adischa. Du sprachst. Jch aber verstand Dich nicht.

Balkis (sich über die Stirn fahrend). Nun, so ist's gut. Mich dünkt, im Traum
Demütigt' ich mein Herz und meine Kniee
Vor einem, der mein Feind. (Schauert zusammen.)
Die Luft erstickt mich.
Fort diese Rosen!
Sie duften schwül. Der sie gesendet,
Hat einen falschen Sinn. (Sulamith bückt sich die Rosen aufzunehmen. Die Königin, die sich auf das Polster zur Rechten gesetzt hat, betrachtet sie.)

Digitized by Google

Balkis (für sich). Schlank ist ihr Wuchs wie der Antilope,
Anmut haucht ihre Lippe.
Ihr junges Auge funkelt still und heiß
Wie Feuer, das im Diamanten schläft.
O mein neidisch Herz!

Adischa. Herrin —

Balkis. Bring mir den Spiegel!
Mich dünkt, die Sänger meines Volks,
Sie priesen meine Schönheit. (Da Adischa den Spiegel bringt.)
Nein, leg ihn weg!
Ich ließe mich zu tief herab,
Mit einer niedren Magd mich zu vergleichen.
Bin ich nicht Königin?

Sulamith (hat die Rosen wieder gesammelt). Befiehlst Du, Herrin,
Daß ich nun geh'?

Balkis. Nein, bleibe, Mädchen. Komm!
Hier nah zu mir, und sieh mir ins Gesicht —
(Sulamith nähert sich ihr demütig.)
Ganz nah! — Du zitterst, Sulamith?

Sulamith. Warum nur sollt' ich zittern? Hab' ich Böses
Gethan? Was solltest Du mir Böses thun?

Balkis. Ich will Dir Gutes thun. Möchtst Du wohl
reich sein?

Sulamith. Reich? Wozu deute mir's? Mein armer Vater
Ließ nie mich Mangel leiden.

Balkis. Doch Du könntst
In schönen Kleidern gehn, in Deinem Haar
Blitzend Geschmeide, Perlen in den Ohren,
Daß alle staunten: Seht, das ist die schöne,
Die reiche Sulamith.

Sulamith. Wär' ich dann froher?
Auch jetzt, da ich in schlechten Kleidern gehe, —

Balkis. Was jetzt —?

Sulamith (stockend). — Daß ich die Wahrheit sag' — auch jetzt
Bleibt manchmal einer auf der Gasse stehn
Und sieht mir nach.

Balkis. Und deß frohlockt Dein Herz
Und dünkt Dich reizend?

Sulamith (einfach). Wahrlich nein, denn tausend
Mal Schönre giebt's. Doch trüg' ich goldnen Schmuck
Und sähe d a n n mir einer nach —

Balkis. Was dann?

Sulamith. Dann wüßt' ich nicht, ob ihm mein Putz gefiele,
Ob die ihn trägt.

Balkis (für sich). Hörst Du sie wohl, Adischa?
Der Einfalt mangelt's nicht an Witz. (laut)
Nun, Mädchen,
Auch mir gefällst Du, ganz so wie Du bist.
Ich will Dich mit mir nehmen in mein Reich,
Dort soll Dir's wohlergehn.

Sulamith (erschreckend). O gütge Herrin,
Das nicht! O thu das nicht!

Balkis. Du weigerst Dich?
Dientest Du mir nicht gern?

Sulamith. Ich weiß, Du würdest
Stets liebreich mit mir armem Kinde sein,
Und doch —

Balkis. Und doch —?

Sulamith. Fort aus dem Land, wo ich
Geboren ward, von meinem Vater fort —

Balkis. Dein Vater ist ein treuer, tund'ger Mann.
Wenn ich den König bäte: Gieb mir diesen,
Auf daß er meiner Gärten pflege, wie
Bisher der Deinen, — weigern würd' er's nicht.

Sulamith. O bitt ihn nicht! O laß mich, wo ich bin!
In Deinem Land sind andre Götter, anders
Wird dort gesprochen — dort würd' ich vergehn
Vor Sehnsucht und vor Gram nach meinem Volk.

Balkis (steht plötzlich auf). Nach Deinem Volk? Du lügst.

Sulamith. O Herrin!

Balkis. Nicht
Nach Deinem Volk, nach e i n e m nur, gesteh's!
Du hingst Dein Herz an einen einzigen;
Von ihm zu scheiden, dünkte bittrer Dir
Als Tod.

Sulamith (fällt ihr zu Füßen). O wer verriet Dir's, hohe
Herrin?
Nun seh' ich, daß sie Dich mit Recht gerühmt,
Du seist der Frauen weiseste. Du warfst
Nur einen Blick in meine Brust und kennst
Schon mein Geheimnis; o verrat es nicht!
Mein Vater will's nicht dulden —

Balkis. Siehst Du nun,
Wie gut Du thätest, wenn Du mit mir gingst?
Du rissest diese unerlaubte Liebe
Dir aus der Brust. Sobald Du fern von ihm,
Vergäßest Du ihn bald.

Sulamith (steht rasch auf). Ich ihn vergessen!
Wohin ich ginge, immer säh' ich ihn.
Und schaut' ich alle Herrlichkeit der Welt,
Ich dächte nur, wie er noch schöner ist
Als alle Wunder Gottes.

Balkis (für sich). Wie verzückt
Sie von ihm spricht! (laut) Und er — bist Du gewiß,
Daß er Dich nicht belügt, mit Heuchelkünsten
Das Herz Dir aus dem Busen lockt und, hat
Er seine Lust gestillt, Dich von sich stößt?

Sulamith (schwärmerisch aufblickend). Er! O sein Herz ist
ohne Falsch, und ganz
Gehört es mir. (Vertraulich sich ihr nähernd)
Sieh, Königin, ich hab's ihm
Noch nie gesagt, wie sehr ich an ihm hänge.
Ein Mädchen muß sich hüten. Doch er thut
Mir leid, wenn er so stürmisch in mich dringt
Und ich muß streng ihm wehren. Gestern erst —

Balkis (ihre Aufregung mühsam verbergend). Gestern?

Sulamith. Im Garten — o er sprach so süß —
Mein Herz frohlockte, da ich sah, wie Flammen
Der Lieb' aus seinem Auge loderten.
Ich aber stellte fühl mich und gelassen;
Ich wußte ja, der Vater zürnte mir.
Doch, Herrin, wenn Du selbst ein Fürwort sprächst
Bei meinem Vater —

Balkis. Ich — für Dich?

Sulamith. Ich würde
Dich segnen ewiglich, zu Gott dem Herrn
Mein Flehen senden, daß er Dich beglücke,
Wie Du beglückt die arme Sulamith.

Balkis (ausbrechend). Zu viel! Ha, frecher Mund —
hörst Du's, Adischa?
Aus meinen Augen, niedriges Geschöpf!

Sulamith (bestürzt). Du schiltst mich, Königin —?

Balkis. Wer hindert mich,
Daß ich Dich züchtigen lasse bis aufs Blut,
Daß Dir die üpp'ge Liebeslust verraucht
Im Todeskschmerz? — Adischa! Hörtest Du?

Adischa (ihr zuraunend). Stille! stille! Mäß'ge Dein Herz!
Sie redet arglos, weiß ja nicht —
Sieh, wie sie starrt und staunt.

Digitized by Google

Balkis (wieder sich fassend). Meinst Du wirklich, Adischa?
O aber sie liebt ihn,
Und er, er wirbt um sie,
Und zügellos schürt sie seine Glut
Mit kühler Schlauheit!

Sulamith. Ich habe Dich erzürnt, weiß nicht, wodurch.
O sei mir wieder gnädig! (Ein arabischer Sklave tritt ein, winkt Adischa. Sie tritt zu ihm, er spricht leise mit ihr.)

Adischa. Der König naht.
Er will Dich grüßen, teure Herrin.
Befiehlst Du —

Balkis. Er! Er kommt gelegen!
Ich hab' ihm viel zu sagen. (Sie geht rasch nach der Thüre rechts.)
Ben Jsbah!

Ben Jsbah (tritt ein). Meine Fürstin —

Balkis. Führ dieses Mädchen hinweg,
Bewahre sie gut!
Ihr Schicksal will ich entscheiden,
Wie auf der schwanken Wage dieser Stunde
Heil oder Unheil mir wird zugewogen.
Fort!

Sulamith. Wohin soll ich, Fürstin? Laß mich wieder
Zu meinem Vater — nicht mit diesem Mann,
Deß Aug' mir feindlich blickt.

Balkis (zu Ben Jsbah). Thu wie ich sagte!
(Sulamith wird von Ben Jsbah, der sie am Arme faßt, nach rechts abgeführt.)

Dritte Scene.

Balkis. Adischa.

Adischa. Willst Du nicht schmücken Deinen Leib,
Dein Haar durchflechten mit Perlenschnüren,
Den König zu empfahn?

Balkis (vor sich hin starrend, ohne auf sie zu hören). Wie sie ihn liebt!

Adischa. Das Sommerkleid von indischem Flor
Mit den Rubinenspangen?
Schön soll mein Liebling sein,
Daß Jsraels Weiber in Neid vergehn.

Balkis. Sah er mich gestern nicht in Prunk und Zier
Und wandte weg sein Aug'
Auf diese Bettlerin?
O Adischa!
Könntest du eherne Reife legen
Um meine Brust,
Mein Herz umpanzern
Mit undurchdringlichem Eisen!

Adischa. Fort diese Falten
Von meiner Herrin Stirn!
Lächle, Kind,
Auf daß in Deiner Wange Lächelgrübchen
Das Herz der Männer sich fängt.

Balkis (mit gefesselten Armen hin und her schreitend). Seine ist gefangen
In einer Dirne Netz.

Adischa. Lock es heraus
Mit kluger Rede!

Balkis. Was vermag Klugheit
Gegen die Thorheit der Weisen?
Hörtest Du nicht, Alte:
Er verachtet die klugen Weiber,
Verachtet mich
Um mein Wissen und Sinnen.
Ha! Thöricht will ich werden,
Vergessen aller Besinnung,
Nur reden lassen mein Herz
Seine verworrene kindische Sprache:
Wer weiß, sie rührt ihn!
Es jammert ihn einer Hoheit,
Die so tief in Staub sank,
Getroffen vom Pfeil der Sehnsucht!
(Sie sinkt auf das Ruhebett rechts.)

Adischa. Auf, auf! Er naht.

Balkis (will sich erheben, sinkt wieder hin). Jch kann nicht!
Meine Glieder
Sie spotten meines Willens.
Kommt er wirklich? (Furchtsam umblickend.)
Bleib bei mir,
Hier dicht neben mir! — —
Da ist er! (Sie hascht Adischas Hand, hält sie fest, blickt zu Boden, auf das Ruhebett hingelehnt.)

Vierte Scene.

Vorige. (Der Teppich wird zurückgeschlagen, zwei Knaben treten ein, stellen sich zu beiden Seiten der Thür. Dann) **Salomo,** (hinter ihm) **Amri** und **Simri** (die an der Schwelle bleiben).

Salomo. Jch grüße meine Freundin mit dem Gruß
Des Friedens. Wie der Morgen rein heraufsteigt
Über den Zinnen dieser Stadt, so leucht'
Auch Deine Seele morgenhell!

Balkis (mühsam, ohne ihn anzusehen). Hab Dank!

Salomo. Jch komme Dich zu fragen, welchen Wunsch
Dein Busen hegt, den ich erfüllen mag.
Willst Du die Gastgeschenke mustern, die
Dranß in der Halle Deines Blickes harren?
Soll Tanz und Saitenspiel Dein Herz erfreun?
Willst Du zur Tempelhöhe mich begleiten,
Das Haus zu schauen, das ich meinem Gott
Erbaut, in Demut dort ihn anzubeten? (Pause.)
Was ist Dir, Herrin? Düster schleicht Dein Blick
Am Boden hin. Hat diese milde Nacht
Dir den erquickend leichten Schlaf versagt?
Weilst Du nicht gern in meinem Haus und sehnst
Dich weg von hier?
(Er tritt ihr näher, legt die Hand auf ihr Haupt, sie zuckt zusammen.)
Du gönnst mir nicht ein Wort?

Balkis. Adischa! (Adischa tritt nahe zu ihr hin, die Königin, von der Alten unterstützt, erhebt sich.)
Verzeih, mein hoher Gastfreund. Meine Nacht
War schlummerlos. Die Sterne warfen mir
Auf meinen Pfühl zu helle Strahlenpfeile.
Jch hielt mit Geistern Zwiesprach, die ich nicht
Zu bannen wußte.

Salomo. So verlaß ich Dich,
Daß, was die Nacht verlagt, der Morgen bringe.
Mit sanfter Melodie soll Harfenspiel
Jn Schlaf Dich lullen.

Balkis. Bleib! Es wär' umsonst.
Es stünde doch vor meinen wachen Sinnen
Der Traum, den ich in kurzem Morgenschlummer
Geträumt.

Salomo. Du träumtest —?

Balkis. Kannst Du Träume deuten?

Salomo (lächelnd). Jch bin nicht Joseph, und nicht jeder Traum
Weissagt das Künft'ge. Doch ich höre gern,
Was Deinen Geist bewegt. (Er setzt sich auf das Ruhebett. Balkis bleibt stehen, spricht ihm abgewandt.)

Balkis. Mir träumt', ich wohnt'
Auf grüner Flur, in einer Palme Wipfel,
Und andre Palmen standen rings im Kreis,

Digitized by Google

Von denen keine reicht' empor zu mir.
Des Baumes Seele war ich, Königin
Der Palmengeister, und ich wiegte mich
Im heißen Winde froh und dünkte mich
Beglückt, daß mich zuerst die Sonne traf.
Hört Salomo mich auch?

Salomo. Ich höre Dich
Und seh', wie Du Dich wiegst im Palmenwipfel.

Balkis. Auf einmal überkam mich Todesbangen,
Und meine Stimme schickt' ich zu den Wipfeln
Hinab, tief unter mir — doch keinen Laut
Vertrauten Klangs trug mir der Wind zurück.
Und zu der Sonne steht' ich: O erbarm,
Allsehende, dich der Verlassenen,
Die hier verschmachten muß in Einsamkeit.
Und plötzlich rauschte Flügelschlag, ein Aar,
Ganz weiß gefiedert, schwang aus lichtem Blau
Sich nieder, faßte mich mit starken Fängen
Und trug mich rauschend durch die hohen Lüfte.
Hört Salomo mich auch?

Salomo. Ich sehe Dich
Im Äther schweben, eines Adlers Braut.

Balkis. Nicht so. Nicht war's der Dschinnen einer, die
Sich manchmal Sterblichen vermählt. Er trug
Den Mitternacht mich in ein Hochgebirg,
Wo mächt'ge Zedern ragten. Eine wiegte
Den Wipfel über alle königlich,
Und zu dem Geist, der ihn bewohnte, trug mich
Der Adlerfittich. Und ein Augenpaar
Sah ich erglühn aus immergrünem Laube
Und sah zwei Arme, die sich öffneten,
Mich zu empfahn, — doch wie ich eben glühend
In jener Arme Bann mich flüchten will,
Erwacht' ich jäh, und aus den Augen brach
Ein Thränenstrom. (Pause; dann leise)
Wie deutet Salomo
Mir diesen Traum?

Salomo. Ich staune, wie Dein Geist
Im Schlummer auch nur auf Erhabnes zielt.
Hier braucht's nicht Joseph's Sehergabe,
Und nur Dein waches Herz darfst Du befragen,
Um zu entschleiern, was der Traum verhüllt.

Balkis (freudig aufblickend). Mein waches Herz?

Salomo. Dein königliches Herz,
Das nur für Deines Thrones Pflichten glüht.

Balkis (sich enttäuscht abwendend). Adischa, hörst Du?

Salomo (ruhig fortfahrend). Einen Bund zu schließen
Bist Du gekommen zwischen Deinem Volk,
Dem Volk der Palmen, und dem Volk der Zedern
Zu beider Heil. — Du kehrst das Antlitz ab.
Kürnst Du, daß ich in Deiner Seele las?
Sie ist ein Buch, darin mit goldner Schrift
Nur weise Sprüche stehn.

Balkis (für sich). Nur weise Sprüche!
O ew'ges Sonnenlicht!

Salomo. Wenn Deinen Geist
Der Adler durch die hohen Lüfte trägt,
Du zitterst nicht. Tief unter Dir erblickst Du
Der kleinen Menschen kleine Leidenschaften
Und badest Deine Stirn im kühlen Tau
Des Morgenrots. Ich preise meinen Gott,
Daß er mir Dich zur Freundin gab. Die Hand,
Die sich zum Bündnis mir entgegenstreckt,
Ergreif' ich freudig. Blut floß Jahr um Jahr
Zwischen den Wüstensöhnen und den Kindern
Von Israel. Hinfort soll Friede walten
Und feste Freundschaft, und wenn heimgekehrt
Zum Wipfel Deiner Palme Du zurück
Zur Federnhöhe blickst, dann sei gedenk,
Wie sich Dein Traum erfüllt, und freue Dich,
Daß hier, fern, doch vertraut, ein Freund Dir lebt.
(Er steht auf, nähert sich ihr; sie bittet Karr vor sich hin.)
Komm, laß zum Hause meines Gottes jetzt
Dich führen. Dort, im Allerheiligsten,
Besiegeln wir mit Opfer und Gebet
Das Bündnis unsrer Völker.

Balkis (bitter, für sich). Unsrer Völker!
Und das ist alles, was mein Traum ihm sagte?
Nein! Der Entsetzliche — er weiß — er sieht —
Und will nicht sehn und wissen!

Salomo. Zauderst Du,
Ob Du Dich unserm Gotte nahen darfst?

Balkis (sich plötzlich fassend, mit innigem Ausdruck). Nein, Salomo.
Seitdem ich Deine Stadt
Betrat, fühl' ich gefangen mich im Bann
Der Macht und Majestät, die Dich umgiebt.
Ich atme nur von Deinem Hauch, ich lebe
Dein Leben, Dein Gott überschattet mich —
Wie zaudert' ich, den Weg zu wandeln, den
Dein Fuß betritt? Doch harre nur ein Kleines,
Daß ich mich schmücke, wie es der geziemt,
Die an des größten Herrschers Seite wandelt.
Du nennst mich schön. Nie trachtet' ich so sehr
Wie heut, vor allen Weibern schön zu sein,
Daß mein Verbündeter, mein stolzer Freund
Sich mein nicht schämen dürfe. (Geht mit demütig gesenktem Haupte nach links ab.)

Fünfte Szene.

Portze (ohne Baltis).

Salomo. Amri!

Amri (nähert sich). Herr —

Salomo. Noch keine Nachricht? Geh und forsche nach,
Was Abdiel erkundet. (Amri ab.)

Adischa (nähert sich unterwürfig). Herr und König —

Salomo (für sich, ohne auf sie zu achten). Sie will sich mir entziehn. Verbirgt sie sich,
Damit Entbehrung schüre meine Glut?
Nein, Beiberlist ist ihrer Seele fremd.

Adischa. Du Sohn der Götter —

Salomo (wie oben). Seltsam ist's. Doch wenn
Sie Flügel auch der Morgenröte nähme — (blickt um)
Was willst Du, Alte? Was umschleichst Du mich?

Adischa. Ich bin Adischa, Herr, der Kön'gin Amme.
An diesen Brüsten hab' ich sie gesäugt,
Und darum, was ihr wohl und wehe thut,
Muß auch Adischa lieb sein oder leid.
Du aber kennst sie nicht.

Salomo (setzt sich). Es kennt der Mensch
Sich selber kaum. Wie kennt er seinen Bruder?

Adischa. Der Vögel Sprache und des Windes Sausen
Sind Dir vertraut. Bist Du der Sprache kund,
Die in der Brust des Weibes heimlich rauschend
Das rote Blut zu reden pflegt? Sie ist
Der Weiber stolzeste, doch schlaflos lag sie
In Nacht, das Haupt ins Kissen eingewühlt.
Und ich: Was macht Dir so zu schaffen, Kind?

Digitized by Google

Da preßt sie Lipp' auf Lipp', ich hörte nur
Ein Stöhnen. Doch da sie entschlummert war
Gen Morgen, schlich ich hin zu ihr und horcht'
Auf ihren Herzschlag. Und da sprach das Blut:
Ich glüh' in Liebesflammen. — Kind, für wen?
Haucht' ich ihr zu. Sie aber wand sich bang,
Als wie umschnürt von einer Riesenschlange,
Und lispelte: Mein Leben oder Tod
Steht nur bei ihm. Doch wissen soll er's nie!

Salomo (sie trotzig anblickend). Und warum mir dies alles?

Adischa. Weil mich ihrer
Erbarmt. So schön — so jung — und krank zum Tode!
Du aber, der Du weise bist und weißt,
Was kranke Herzen heilt —

Salomo (sich rasch erhebend). Ha, Abdiel,
Was bringst Du?

Sechste Scene.

Vorige. Abdiel (heftig durch die Mitte, hinter ihm) **Amri.**

Abdiel. Segne Dich der Herr, Dein Gott,
Mit gutem Segen! O mein König —

Salomo (ungeduldig). Nun?
Das Mädchen —?

Abdiel Du befahlst mir, Sulamith —

Salomo. Sprich leise!

Abdiel (die Stimme dämpfend). — in Dein Frau'ngemach
zu führen.
Doch nirgend fand ich ihre Spur.

Salomo. Auch nicht
Beim Vater?

Abdiel. Der! Der knurrte wild mich an:
„Soll ich der Dirne Hüter sein? Wer weiß,
Wo sie sich umtreibt in des Königs Haus.
Ich grauer Narr, daß ich sie hergeführt!
Die Weide meiner alten Augen war sie,
Und nun" — das Weitre, Herr, verbeut die Ehrfurcht,
Vor Deinem Ohr zu sagen.

Salomo. Und durchspähtest
Du jeden Winkel in Palast und Garten?

Abdiel. Wenn nicht ein Zaubrer ihr die Kunst verliehn,
Sich unsichtbar zu machen, fand ich sie.
Doch fürcht' ich, sie entkloh.

Salomo (betroffen). Entfloh?

Abdiel. Die Mauer
Am Gitterthor, daran ein Fruchtspalier
Sich klammert, ist nicht hoch. Mein scharfes Aug'
Entdeckte, daß ein Menschenfuß daran
Emporgeklommen. Zweig' und Früchte lagen
Geknickt im Grase.

Salomo (für sich). Es ist klar. Sie floh
Zu ihren Weideplätzen, wo ihr Herz
Sich hingesehnt — (bitter) sie floh vor mir!
(laut) Gleichviel!
Der Alte weiß darum. Ob er vor Dir
Stumm und verstockt blieb — wenn der König fragt,
Wird er wohl reden. (Wendet sich zum Abgehen, bleibt sinnend stehen; für sich)
Warum flüchtet sie,
Wo andre sich beflissen näher drängen?
Ob sie sich selbst entfliehn will? oder mir?
Wie es auch sei — ich will — ich muß sie finden. (Geht langsam, in sich versunken, ab; Abdiel, Amri und Simri folgen ihm.)

Siebente Scene.

Adischa (allein, dann) **Balkis.**

Adischa. Fahr hin, thörichter Mann!
Ich lache Dein
Und Deines Wahnsinns
Und Deines Gottes, der Dein Herz verblendet.
Doch sie, mein Augenstern,
Wie wird sie's tragen?

Balkis (in blendendem Schmuck von links mit gesenkten Augen langsam hereinschreitend). Hier bin ich, Herr, bereit zum Tempel Dir
Zu folgen — — (aufblickend)
Ha! Wo ist der König hin?

Adischa. Fluch ihm!
Fluch und Verderben auf sein falsches Haupt!

Balkis. Nein, sprich,
Wo blieb er? Kam er nicht hieher,
Zum Tempel seines Gottes mich zu führen?

Adischa. Aus Deinem Herzen reiß die Natter,
Die drin genistet,
Das Blut Dir aussaugt
Mit giftigem Zahn!
Auf! Laß uns heimziehn!
Bei diesem Volk
Blüht uns nur Schmach und Verachtung.

Balkis (sie heftig an der Schulter lassend). Wirst Du nun sprechen endlich?

Adischa. Ich sprach schon viel zu viel.
Ich sprach zu diesem König,
Was ewig nun mich reu'n wird.
Da kam ihm Botschaft,
Die Dirne werde vermißt,
Die Gauklerin —

Balkis. Und er — und er —

Adischa. Er stürmte fort,
Dein vergessend,
Und jagt nun draußen dem Wildling nach
Auf falscher Fährte —
Lache doch, Kind,
Lache des Thoren,
Der die Perle verschmäht
Um den bunten Kiesel! (Pause.)
Hörst Du mich auch, mein Liebling?
Hörst Deiner Adischa Wort?

Balkis (starrt vor sich hin). Und Du — Du sagtest ihm — —
Unaussöschliche Schmach! (schlägt die Hände vors Gesicht; dann plötzlich aufblickend) Nein, nicht umsonst will meinen Stolz ich haben,
Die Klugheit und die Macht!
Kund thun will ich vor aller Welt,
Eitel sei dieses Königs
Gepriesne Weisheit.
Verströmen soll er Knabentränen,
Und dieses Herz, das mich verschmäht,
In ungestillten Wünschen Tag und Nacht
Soll sich's verzehren! (gebieterisch) Rufe mir Ben Jsbah!

Adischa. Herrin!

Balkis. Ben Jsbah, sag' ich! Doch dies Gewand,
Drin seinen Augen ich gefallen wollte, — (sie zerreißt ihr Gewand)
In Feuer soll's vergehn! — O er hat recht:
Alles ist eitel! Nur gestillte Rache,
Zertrelnes Herz, ist noch des Athmens wert — —
Adischa! hilf mir! Jch sterbe! (Sie sinkt plötzlich nm.)
(Adischa stürzt hin zu ihr.)
(Vorhang fällt.)

(Der vierte und fünfte Akt folgen im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Heine-Reliquien.

Mitgeteilt von **Max Kalbeck.**

Im ersten Bande seiner gesammelten Werke spricht Gustav Freytag von einer Begegnung, die er mit dem unglücklichen Sohne des Dichters Adolf Müllner hatte. Der junge Müllner befand sich nebst seiner Frau auf dem Schönwalder Scholzenhofe, dem Minorate der Freytagschen Familie, woselbst er als angeheirateter Verwandter sein kümmerliches Gnadenbrot aß. „Als vor unserem Abschiede“ — berichtet Freytag — „der Samojede (Müllner) noch einmal heraufrat und mir im Vertrauen erzählte, daß er von seinem Vater noch einige Kisten mit Briefen und Handschriften, den ganzen litterarischen Nachlaß, besitze, ob ich diese Sachen nicht durchsehen und vielleicht herausgeben wolle, da kam er nicht an den Rechten. Denn ich empfand schon damals starke Mißachtung gegen die gesamte Schmierlitteratur, selbst wenn sie den Papierkorb größerer Männer ausräumt, als Adolf Müllner zu seiner Zeit gewesen war. Und ich versagte meine Hilfe.“ Freytag hätte diesem Bericht eine interessante Notiz hinzufügen können. Der Nachlaß Müllners schien es durchaus auf ihn abgesehen zu haben; denn er legte sich vierzig Jahre später ihm noch einmal von ungefähr in den Weg, und diesmal glaubte Freytag zum mindesten eine Reihe wertvoller Briefe von Merck an Wieland, die sich unter den Müllnerschen Skripturen vorfanden, der Öffentlichkeit nicht länger vorenthalten zu dürfen; er hat sie — bis auf einen, den ich in meiner Autographensammlung besitze — in Dove's Zeitschrift „Im neuen Reich“ herausgegeben. Aber noch andere Stücke, die wohl verdienten, ans Licht gezogen zu werden, liegen unter den Papieren Müllners begraben. Die Briefe Heines, die ich weiter unten mitteile, rühren aus derselben Quelle her. Wie ich dazu gekommen bin? Das ist schnell erzählt.

Beim Umbau eines Hauses in Neiße (1872) entdeckte der Besitzer auf dem Dachboden einen gewaltigen Haufen handschriftlicher Blätter, welche, zu großen Ballen verschnürt, in einer Ecke lagen; vieles davon war bereits zu alltäglichsten Zwecken verbraucht worden. Bittere Ironie des Schicksals! Jener Wust verstaubter und vergilbter Schriftstücke war — Müllners Nachlaß, den seine Schwiegertochter von Schönwald nach Neiße mitgeschleppt und auf dem Boden ihrer Wohnung deponiert hatte. Nach ihrem Tode kümmerte sich kein Mensch um den verlegenen Schatz, bis eben jener Umbau ihn wieder zum Vorschein brachte. Der Besitzer des Hauses schrieb an einen ihm befreundeten Buchhändler in Breslau und verkaufte diesem den unnützen, mehrere Zentner schweren Ballast — als Makulatur. Durch den Buchhändler wieder, den Verleger meiner ersten Gedichtsammlungen, erhielt ich Kenntnis von der Sache, und mir wurde nahegelegt, das vorhandene Material in einer litterarischen Arbeit nutzbringend zu verwerten. Ich verspürte anfangs keine sonderliche Lust, mich mit Müllners verschollener Größe in ein näheres Verhältnis zu setzen, mußte überdies damals gerade zur Beendigung meiner Universitätsstudien nach München abreisen, gedachte aber später auf das mir angebotene Unternehmen zurückzukommen — vor allem zogen mich die Merckschen Briefe an — und behielt einige mir geschenkte Blätter als Unterpfand für die Zukunft in meinen Händen zurück. Zu ihnen gehört der Heinesche Brief von 1826, der hier zum erstenmale abgedruckt wird. Das andere, ebenfalls bisher ungedruckte und hier mitgeteilte Schreiben Heines an Müllner aus dem Jahre 1821, ging dann mit der gesamten handschriftlichen Hinterlassenschaft Müllners in den Besitz des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha über. Während der sonstige Nachlaß auf der Bibliothek zu Gotha deponiert wurde — Freytag benutzte ihn zu der oben erwähnten Publikation — wurde dieser Brief nebst einigen anderen, erlesenen Blättern der herzoglichen Autographensammlung auf der Feste Coburg eingereiht. Das freundliche Entgegenkommen des hohen Herrn, welcher dem Herausgeber dieser Zeitschrift auf dessen Ersuchen das Original zur Verfügung stellte, setzt mich in die angenehme Lage, auch diesen höchst drolligen und charakteristischen Brief der Öffentlichkeit zu übergeben. Er lautet in buchstäblich getreuer Wiedergabe des Originals:

Herr Hofrath!

Wenn ich Dichter geworden bin, so war Ew. Wohlgeboren Schuld schuld dran. Diese war mein Lieblingsbüchlein, und ich hatte dieses so lieb, daß ich es als Liebesgeschenk der Geliebten verehrte. Schreiben Sie auch so etwas, sagte die Holde mit spöttlichem Tone. Verhehlt sich daß ich hoch und theuer versicherte noch etwas besseres zu schreiben.

Aber Ew. Wohlgeboren können es mir aufs Wort glauben, daß es mir bis auf dieser Stunde noch nicht gelingen wollte meine Versicherung zu erfüllen. Indessen zweifle ich nicht im Geringsten daß ich in einigen Jahren den Alleinherrscher im Reiche des Dramas von seinem Bretterthrone verdrängen werde. „Schrecken dich nicht —s und —s blut'ge Häupter, in krit'schen Blättern warnend aufgesteckt? Bicht das Verderben vieler Tausende, die ihre Schmach in gleichem Wagniß fanden?“ Nein, ich bin unerschrocken.

Wo ein großer Bau unternommen wird, da

Digitized by Google

fallen auch Späne; und das sind die Gedichte, die ich heute so frey bin Ew. Wohlgeboren zu überreichen. Letzteres geschieht nicht weil ich Ew. Wohlgeboren so sehr verehre; ich hüthe mich wohl dieses merken zu lassen. Auch geschieht es nicht aus Dankbarkeit für die schönen Abende, die ich Ew. Wohlgeboren verdanke; denn erstens bin ich undankbar von Natur, weil ich ein Mensch bin, zweitens bin ich undankbar gegen Dichter aus Gewohnheit, weil ich ein Deutscher bin, und drittens kann jetzt von Dankbarkeit gegen Ew. Wohlgeboren bey mir gar nicht mehr die Rede seyn, weil ich jetzt glaube daß ich selbst Dichter bin.

Den beiliegenden Band Gedichte übersende ich Ew. Wohlgeboren bloß weil ich eine Rezension derselben im Lit. Blatte zu sehen wünsche.

Ich gewinne viel wenn die Rezension gut ausfällt, d. h. nicht gar zu bitter ist. Denn ich habe in einem hiesigen liter. Club geweltet, daß Hofrath Müllner mich partheylos rezensiren wird, selbst wenn ich sage daß ich zu seinen Antagonisten gehöre.

Ich verharre in Ehrfurcht

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

Berlin den 30. Dez. 1821. H. Heine.

Die burschikose Manier des Briefes steht dem Berliner Studenten, wie wir ihn aus den launigen Schilderungen seiner drei „Briefe aus Berlin" kennen, nicht übel an. Aber auch der Sänger der „Traumbilder", der junge Poet, welcher in Gubitz' „Gesellschafter" und Symanskis „Zuschauer" sich die ersten Lorbeeren pflückte, der früh von Frauengunst und Manneslob verwöhnte Salonheld rührt sich in selbstbewußter Weise. Wo bei Heine der Ernst aufhört und die Ironie anfängt, ist immer schwer zu entscheiden. Wenn Müllner in seiner Autoreneitelkeit naiv genug war zu glauben, daß das neue Gestirn, welches so verheißungsvoll am litterarischen Himmel aufleuchtete, am Strohfeuer seiner Schicksalstragödie sich entzündet hätte, so konnte es dem schalkhaften Briefsteller recht sein. Hinter der spöttischen Versicherung, „in einigen Jahren den Alleinherrscher im Reiche des Dramas von seinem Throne verdrängen zu wollen", liegt ein grimmiger Ernst auf der Lauer. Das Schwert, welches Heine unter dem Mantel verborgen hielt, waren seine beiden Tragödien „Almansor" und „Ratcliff", die er damals gerade zum Druck vorbereitete. Von dem unsterblichen Werte dieser unreifen und krankhaften Produkte einer überhitzten Jünglingsphantasie war er herzinniglich überzeugt; denn über den „Ratcliff" rede er auch später noch in sehr hohem Tone und beteuerte gegen Immermann, das Drama wäre der Gipfel seiner Poesie: „Alles Andere, was ich geschrieben und noch schreibe, mag untergehen und wird untergehen." Was er von Müllner will, sagt er ohne weitere Umschweife: eine Besprechung seiner Gedichte, und zwar eine lobende. Seine Absicht hat er auch erreicht. Müllner fühlte sich durch die sich selbst ironisierende Huldigung geschmeichelt und schrieb eine wohlwollende Anzeige der 1821 bei Maurer erschienenen „Gedichte" Heines im Cottaschen „Morgenblatt", dessen belletristischen Teil er redigierte, bevor er sein „Mitternachtsblatt", das litterarische Orakel der damaligen Schöngeister, herausgab.

Ein zweiter Versuch, den gestrengen Herrn für sich zu gewinnen, machte Heine bei der Übersendung des ersten Bandes seiner „Reisebilder". Der Dichter schreibt:

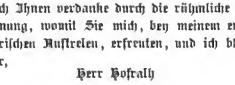
Hamburg, den 21. Juny 1826.

Hochgeehrter Herr Hofrath!

Ich wünsche daß Sie mich in gutem Andenken behalten, und ich nehme mir daher die Freyheit Ihnen den 1sten Band meiner Reisebilder zuzukommen zu lassen. Er enthält einen Theil der Fußreise, die mich auch durch Ihr Weißenfels führte und mir Gelegenheit gab Sie zu sehen. Sie und Herr v. Göthe sind übrigens die Einzigen die ich auf dieser ganzen Reise besucht habe — und es war eine herrliche Reise durch ganz Sachsen, Thüringen, Hessen u. s. w. Wenn es Sie interessirt können Sie im 3ten Band der Reisebilder mehr davon lesen. Möge der 1ste Theil Ihren Beyfall gewinnen, und möge das mich schadlos halten für das lästige Ungemach, dessen ich des Buchs halber vollauf genieße. Sie, Herr Hofrath, wissen ja selbst am besten um welchen Preis man die Freymüthigkeit in Deutschland ausübt. Indessen dieser hohe Preis soll mich nicht abschrecken. — An der Tendenz Ihres Mitternachtblattes werde ich zuweilen irre — ich möchte Sie deßhalb erst fragen ob Sie satirische Aufsätze, Literatur betreffend, von meiner Feder gebrauchen können? Ich hätte wohl Lust etwas einzuschicken.

Ich werde nie vergessen, Herr Hofrath, wie viel ich Ihnen verdanke durch die rühmliche Anerkennung, womit Sie mich, bey meinem ersten literarischen Auftreten, erfreuten, und ich bleibe immer,

Herr Hofrath



Adolf Müllner hatte die Angewohnheit, das Konzept seiner Antworten auf die Rückseite der empfangenen Briefe zu setzen. Seine Erwiderung lautet:

Weißenfels, den 15. August 1826.

Ew. Wohlgeboren

freundliche Zuschrift vom 20. Juni hab' ich erst heute erhalten. Ich eile, Ihnen dafür zu danken. Zur Unterstützung meiner kleinen Zeitschrift hätte ich Sie brieflich aufgefordert, wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte. Ich wußte aber nicht einmal den Ort des Aufenthalts und bloß eine zufällige Äußerung von Rammer ließ mich vermuthen, daß Sie nicht mehr in Berlin wären. Literatur-Satyre ist vom Mitternachtsblatt keineswegs ausgeschlossen; aber der Verleger schreit immer nach Dingen, welche die „verehrte Masse" unterhalten, und der ist jene Art von Polemik meistentheils unverständlich. Übrigens denken Sie bei dem Lesen des Blattes an keine andere „Tendenz", als an die, mitten unter

Digitized by Google

den vielen Zeitschriften von und für Crethi und Plethi womöglich eine zu stiften, welche die besten und reifsten Talente vereinige.

Mit aufrichtiger Hochachtung

M.

Aus dieser Korrespondenz ersehen wir, daß Heine die Machtstellung, welche der gefürchtete Herausgeber des „Mitternachtsblattes“ einnahm, zu respektieren wußte, und daß Müllner, der den Autor der „Reisebilder“ sehr von oben herab behandelt, sein Anerbieten eher ablehnend als zustimmend beantwortet. Müllner und Goethe sind die einzigen gewesen, die Heine auf seiner Harzreise besucht hat, und der Dichter hält es für nötig, dies besonders hervorzuheben. Diesmal will er seinem Recensenten ganz unverblümt schmeicheln, darum stellt er ihn wenigstens äußerlich neben Goethe, aber er denkt ihm damit auch zu imponieren; seine Fußwanderung war eine Entdeckungsfahrt in ein neues Land der Poesie, der selbstbewußte Autor legt seinen Besuchen eine Art von historischer Wichtigkeit bei, und er vergißt schießlich auch nicht, den frischerworbenen Doktortitel seiner Unterschrift anzufügen, damit der Herr Hofrat doch sehe, daß er es mit keinem fahrenden Schüler mehr, sondern mit einem graduierten Herrn zu thun habe. Es lag Heine offenbar sehr viel daran, die Gunst, in welcher er bei Müllner zu stehen glaubte, sich weiterhin zu erhalten. Sein gesammelter Briefwechsel zeigt uns zur Genüge, wie eifrig Heine seinen wachsenden Schiftstellerruhm überwachte und pflegte. Um Müllner ganz für sich zu gewinnen, stellte er seinem, 1826 verfaßten Buche „Le Grand“ vier Zeilen aus dessen „Schuld“ als Motto voran. Aber, was ihm bei dem selbstlosen und ehrlichen Immermann und anderen gelang, wurde ihm von dem gehässigen und eifersüchtigen Müllner gründlich vereitelt. Ohne es zu wissen, hatte ihn der Dichter der „Nordseebilder“ beleidigt, und Müllner rächte sich dafür in den „Courierbildern“ seines „Mitternachtsblattes“, in welchen er Heine persiflierte, anstatt ihn zu loben. Schon am 16. November 1826 muß Heine einem Freunde klagen: „Gestern hab' ich auch Müllners Schnöditäten über meine Reisebilder im Mitternachtsblatt gelesen. Dieser Mann kann doch nur verleumden und hat gewiß geglaubt, mein Teufel bezöge sich auf ihn. Er sieht überall nur sich.“ So fand die kurze Freundschaft zwischen beiden vorläufig ein schnelles Ende. Später bekehrte sich Müllner wieder zu Heine und spielte ihn in seinen unverschämten Angriffen gegen Goethe aus.

Über die Provenienz eines dritten Heine-Manuskriptes, welches die „Deutsche Dichtung“ in genauer Nachbildung des Originals reproduziert, ist nicht viel zu sagen. Bevor es in mein Eigentum übergegangen, hat es wohl schon oft seinen Besitzer gewechselt. August Lewald ließ ein Faksimile des kostbaren Autographs, das vier Gedichte aus dem „Neuen Frühling“ im ersten Entwurf enthält, 1840 in der „Europa“ erscheinen. Aber jene Zeitschrift ist längst vom Schauplatze der Öffentlichkeit verschwunden, und das Blatt dürfte kaum einem unserer Leser bekannt sein. Wir nehmen es gleichsam frisch vom Schreibtische des Dichters, auf welchem er es liegen ließ, um draußen in der sachenden Frühlingslandschaft anderen poetischen Schmetterlingen nachzujagen. Die gemeinsamen Merkmale, welche die auf einen Foliobogen hingeschriebenen Gedichte zur Schau tragen, deuten darauf hin, daß sie alle zur selben Zeit entstanden, vielleicht auf Ein Niedersitzen abgefaßt sind. Dieselbe Hast und Eilfertigkeit des Anfanges, dieselbe Ungeduld und Pein der Fortsetzung und dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit des Schlusses! Man sieht den Dichter vor sich, wie er, bedrängt von einer Fülle von Bildern und Gedanken, zur Feder greift; er ist in der besten produktiven Stimmung, und seine Empfindung bewegt sich in wogenden Rhythmen und klingenden Reimen; was er schreiben wird, er weiß es noch nicht, er fühlt nur die beseligende Gewißheit seiner schöpferischen Kraft und trinkt den Atem der ihn umschwebenden Gottheit. Aber nur ein Gedicht hat ihm der Genius fertig in die Feder diktiert, jene schalthaften Strophen, welche den Abschied der Geliebten glossieren, und auch dieses Gedicht sollte der späteren Korrektur nicht entgehen. Um prägnant zu sein, weicht der Dichter von seiner ersten Idee ab, ja, er stellt das von ihm gegebene Verhältnis geradezu auf den Kopf, und die Fassung des Liedchens, wie sie uns im „Buch der Lieder“ begegnet, widerspricht dem ursprünglichen Manuskript. Hier erhält der Dichter einen Korb, dort den Abschied von der Geliebten, hier steht er am Beginn, dort am Ausgang des fingierten Verhältnisses. Ein solches eklatantes Beispiel von poetischer Willkür sollte die thörichten Biographen stutzen machen, welche so gern die Schritte ihres Helden nach den Sprüngen seiner Phantasie bemessen und die Äußerungen seiner künstlerlaune mit den Ereignissen seines Lebens vermengen oder verwechseln. Auch die irrtümliche Meinung des Laienverstandes, welche von der Grazie des Produzierten auf die Leichtigkeit der Produktion zu schließen pflegt, erfährt hier eine heilsame und eindringliche Berichtigung. Die Weisheit mag gepanzert aus dem Haupte eines Gottes entspringen, die Schönheit ist das mühevolle Werk des arbeitenden Menschen. Rafaels anatomische Studien und Heines Skizzenblätter beweisen es. In die innerste Werkstätte des poetischen Geistes führt uns das reizende „Morgens send' ich dir die Veilchen“. Da bemerken wir zu unserm Erstaunen, daß der Dichter die Pointe seines Gedichtes noch gar nicht kannte, als er mit dem Niederschreiben begann; erst die Farbe der von ihm gepflückten Frühlingsblumen brachte ihn darauf. Die wieder ausgestrichene Zeile „blaue Blumen, rote Blumen“ enthält die verborgene Ideenassociation; Blau ist die symbolische Farbe der Treue, Rot die der Liebe. Und darum heißt es dann: „Treu sein sollst du mir am Tage und mich lieben in den Nächten“. Mit welchem Ingrimm hat Heine das unpassende: „Fragst du schlau“ in der ersten Zeile der zweiten Strophe ausgemerzt, als hätte er Sorge getragen, das fatale Wort könne ein fremdes Auge ebenso beleidigen wie sein eigenes. Der heftige dicke Federzug, welcher dieses „schlau“ aus der Welt schafft, ist zum Küssen.

Aus solchen lebendigen Beispielen eines praktischen Anschauungsunterrichtes lernt der kundige Leser mehr als aus zwanzig von Weisheit triefenden Kompendien der Ästhetik und Poetik.

Digitized by Google

Theodor Storm.

Von Wilhelm Jensen.

Die Provinz Schleswig-Holstein trägt noch nicht lange diese Bezeichnung, welche sie dem Königreich Preußen als einen Teil beiordnet. Der größte Sturm in der deutschen Geschichte, die Umgestaltung halb Europas ist von ihr ausgegangen; man verglich sie mit einem Zündhölzchen, durch das ein Weltbrand verursacht worden. Vor der Entfesselung dieses gewaltigen Sturmes aber lag das kleine Land Schleswig-Holstein gar still, abseits und unbekannt nordwärts von der Elbe. Nur wenig dort nicht Einheimische kannten es aus eigner Anschauung und waren dann, zumeist lediglich im Fluge über den öden Mittelrücken von Hamburg nach Kiel und Kopenhagen getragen, nicht übermäßig entzückt davon.

Die Landeskinder dagegen wußten, daß sie ihre Heimat liebten und daß diese liebenswert sei. Freilich trug oder trägt der Himmel für das letztere nicht sonderlich viel bei. Seine ständige Wechselbeeinflussung durch Nord- und Ostsee stimmt ihn launisch und erhält ihn in einem beinah unablässigen intimen Verhältnis zu den Winden aller Pfeilrichtungen. Er ist zumeist grau und verdrossen, verwechselt mit Vorliebe Sommer und Winter, macht diesen regnerisch warm und jenen regnerisch kalt. Aber an lichten Tagen sieht die Erde Schleswig-Holsteins keiner Gegend Deutschlands an Schönheit nach, übertrifft vielleicht alle — wenigstens für ihre Kinder — an eigenartigem Zauber. Sie läßt von überallher aus der Fremde die Gedanken zu sich zurückkehren und erzeugt Heimweh gleich den Alpen.

Das schmale Halbinselland ruft ein Gleichnis dreier langer, nebeneinander aufgerollter Bandstreifen von verschiedenster Art und Färbung wach. Das mittlere ist der öde Rücken, über den die Eisenbahn den nach Norden Durchreisenden fortträgt. Er besteht vorwiegend aus flachgestreckten Weiden und kärglichen Äckern, aus binsenübernickten Moorflächen mit schwarzen Wassertiefen und aus sandigen Heideweiten. Es ist ein mißfarbig-geschecktes, für die vorüberstiegenden Augen wenig erquickliches Band.

Doch da legt sich zur Rechten ein blaues daneben, oder wenigstens wirft die blaue Ostsee so vielfältig ihren Einschlag hinein, daß ihre Farbe um die Herrschaft mit dem üppigen Grün des Landes ringt. Hügelwellen, von domartigen Buchenwäldern gekrönt, heben sich auf, umschließen oft große und kleinere Landseespiegel, übermooste Strohdächer gesellen sich um einen weithin sichtbaren alten Kirchturm zum Dorf zusammen. Ringsum durchschneidet die Landschaft grünes Gehege: jede Koppel ist mit „Hecken“, lebendigen Zaunwällen von Haselbusch, Weiden, Schlehdorn und Weißhorn eingefaßt. Grüne oder goldgelbe Kornsaat wogt, vom Wind wie Wasser gewellt; den zu einer Anhöhe hinanf Gelangten aber grüßt fast überall von irgendwoher an grauen Buchenstämmen vorüber die blankleuchtende Ostsee, auf der, gleich ihren Möven, ferne weiße Segel glänzen, ziehen und schwinden.

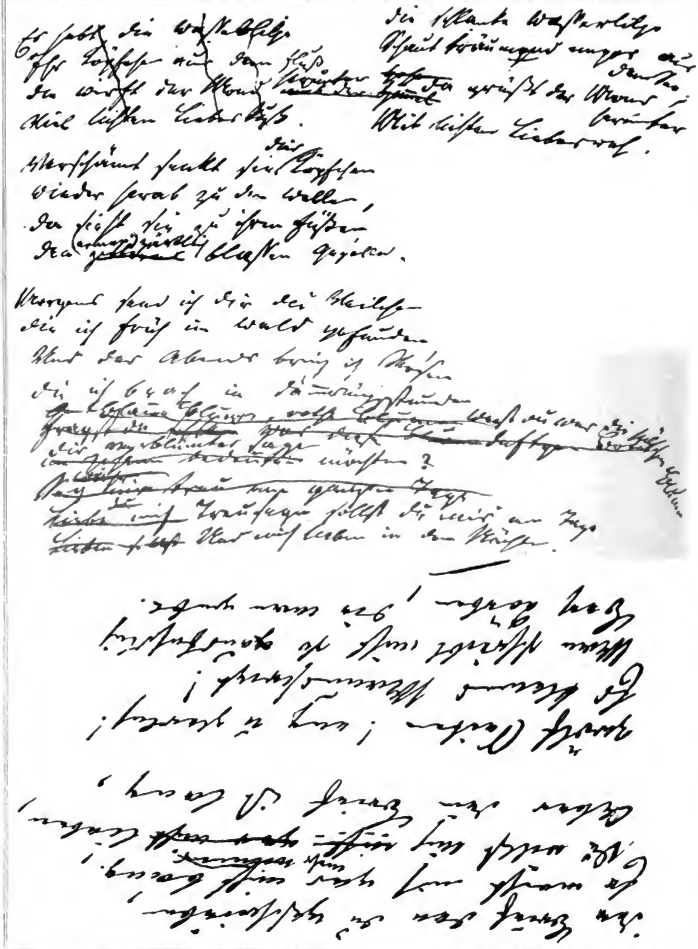
In schwarzem Gegensatz zu ihnen durchwandert eine Krähe die Luft von Ost gegen West. Vielleicht kann mehr als eine Stunde Flugs, da hat sie das dritte, lang aufgerollte Band erreicht und sieht seltsamen Wechsel. Zwar blickt auch hier das Land mit vollgrünem Schein auf, doch mit immer grauer Einfassung umschlingt es die Nordsee. Kein Wald, kein Baum, als da und dort von Menschenhand in Gärten gepflanzt; das niedrig vom Boden aufstrebende Strauchwerk wie Haarfäden vom Wind ostwärts zurückgekämmt. Jede Hügelung hat aufgehört, aber wie ein Bretterstrich erstreckt sich grünes, nur durch Gräben abgetrenntes Weideland, von Rindern überstreut, unabsehbar nach Nord und Süd. Einzig im Westen wird es von einem etwas erhöhten, horizontalen, scharfen, immer gleichen Strich begrenzt. Es ist der Deich und, was sich herwärts tellerflach unter ihm ausdehnt, „die Marsch“, das angeschwemmte, eingefriedigte Land, nur von ihm vor der Rückeroberung durch die stets wie ein Raubtier sich heranlauernde Flut beschützt.

Ungefähr in der Mitte der Längenerstreckung des schleswig-holsteinischen Marschgürtels fällt das vom Deich rückgewandte Gesicht in geringer Entfernung auf einen ansehnlichen, braunüberdachten Häuserhaufen, den größten der unmittelbar an der Westküste belegenen in der Provinz, denn er zählt jetzt etwa 6000 Einwohner. Das ist Husum, „die graue Stadt am Meer,“ die Geburtsstätte, Knaben- und Mannesheimat Theodor Storms.

Die Marsch besitzt bald größere, bald geringere Breite und stößt nach Osten überall auf die „Geest“, das ursprüngliche, feste Land des mittleren Bandes. Die letztere gehört zwar mit zu dem Rückenstrich der Halbinsel, hat keine blauen Seeeinbuchtungen und bietet kaum irgendwo sich dem Auge aufdringende landschaftliche Schönheit von der Art der Ostküste. Aber für den malerischen und poetischen Blick entbehrt sie derselben nicht, übertrifft in dieser Richtung vielleicht ihre für den gewöhnlichen Sinn bevorzugt erscheinende Rivalin. Ihr Charakter ist die Weite, die Stille, die Einsamkeit. Die Wälder sind seltener, doch sie stehen verzaubert in der rotblühenden Heide, über der die Luft im heißen Sonnenmittag zittert. Nun endlose Fläche, nun verborgene Winkel; ein stattliches Gehöft unter alten Baumwipfeln, eine sonderbare, halbverfallene „Kathe“, einsam auf dem Lande hingelagert, oder tief im Eichenbusch versteckt. Die Menschen darin haufen fernab von der Landstraße, von dem, was die Bildung Welt und Leben benennt. Und doch haben sie ihre Geschichte, zuweilen seltsamer, unerwarteter Art, denn sie sehen mit eigenen Augen in ihre abgeschiedene Welt hinein. Ein Anhauch davon kommt dem Beschauer aus den Gesichtern, den Hütten und ihrer Umgebung entgegen; keine hohe Romantik, aber Geheimnisvolles liegt, gleich dem Sonnenschleier der Weite um Land und Leute . . .

„Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sonnenluft.

Digitized by Google



Faksimile-Reproduktion eines Liedes
(Das Original im Besitze des St

Digitized by Google

Die schlanke wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Herschaut sinkt sie das Köpfchen
Wieder sinnig zu Bette;
Da küßt sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Gesellen.

Weil ich dich liebe, weil du bleichst
So stumm mager mein Gesicht,
Du fürchtest dich mich zu küssen, weil
Ich [illegible] — O Herre Gott.

Weil ich dich liebe, weil du bleichst
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Das ist die eigentlichste Dichtungsheimat Theodor Storms, doch ist sie's nicht allein, sondern mit ihr auch die West- und Ostküste seines ganzen engeren Vaterlandes. Überall in diesem fühlt seine Dichtung sich heimisch, auf einem Anständboden und verläßt denselben deshalb kaum je. Während sein engster Landsmann Hebbel schon in früher Kindheit von der Geschichte, der Sage, seltsamem Menschenschicksal und Menschenwollen angepackt und mit unwiderstehlichem Zwang zum Dramatiker geformt wurde, ist Storms poetische Empfindung und Gestaltungskraft ursprünglichst aus der Natur um ihn hervorgegangen. Kein Dichter ist je so mit ihr verwachsen gewesen, wie er, und zwar mit der schleswig-holsteinischen; es fällt unmöglich, ihn von ihr abgelöst zu denken, und wer seine Heimat nicht kennt, ist nicht imstande, ihn ganz zu verstehen, den feinsten Duft und Zauber seiner Dichtungen aufzufassen. Der Knabe hat die ganze geheimnisstille Schönheit seines Landes in die Seele eingeatmet, um sie in duftschimmernde Perlen unserer Litteratur umzuwandeln. Er ist der Dichter Schleswig-Holsteins kat exochen.

Der äußere Lebensgang Theodor Storms hat sich mit einer Ausnahme gleichmäßig und ruhig von seinem Beginn bis heute fortgesetzt. Am 14. September des Jahres 1817 zu Husum geboren, besuchte er dort, später in Lübeck, als Goetane Geibels, das Gymnasium. Die Rechtswissenschaft zum Beruf wählend, studierte er in Kiel und Berlin und kehrte 1842 als Advokat in seine Vaterstadt zurück. Ein Jahrzehnt hindurch übte er Praxis als Rechtsanwalt aus und begründete sich durch seine Vermählung einen glücklichen Hausstand; dann ward sein Leben mit in den Wirbel hineingerissen, mit dem in dem kleinen Lande jenseits der Elbe der große europäische Sturm anbrach. In scharftönigen Gedichten trat er für die Sache Schleswig-Holsteins ein, und nachdem die Erhebung desselben, nicht durch Dänemark, sondern durch die Politik der Großmächte niedergeschlagen worden, geschah ihm, wie Hunderten seiner Landsleute, was er vorausgesehn und ungeschreckt gesprochen:

„Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Land und Heimat betteln gehen —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen,
Mag, was da muß, mit uns geschehn!"

Die zur Willkürherrschaft zurückgelangte dänische Regierung untersagte ihm die weitere Ausübung der Advokatur und zwang ihn zur Wanderung in die Fremde, als welche Deutschland damals für Schleswig-Holstein erschien. Doch nahm Preußen sich seiner an; er brachte einige Jahre als Gerichtsassessor in Breslau zu und wurde 1856 zum Kreisrichter in Heiligenstadt ernannt. Hier lebte er sieben stille Jahre, doch von dem großen Leid betroffen, seine schöne Frau durch den Tod zu verlieren. Dann ermöglichte ihm 1864 die endgültige Abtrennung der Herzogtümer von Dänemark die Rückkehr in die geliebte, sehnsuchtsvoll entbehrte Heimat. Er übernahm die Stellung des Amtsrichters in Husum und versah sie bis vor einigen Jahren; eine zweite glückliche Ehe gab seinem vereinsamten Leben Freudigkeit zurück. Trotz der Anhänglichkeit an seine „graue Stadt am Meer" zog ihn zuletzt doch das Verlangen nach der Landschaft mit dem grünen „Hecken" und den stillen Buchenwäldern aus ihr fort; er trat aus dem Staatsdienst und erbaute sich ziemlich in der Mitte Holsteins, zwischen den dichtbenachbarten ländlichen Ortschaften Hademarschen und Hanerau ein stattliches Haus, hochbelegen, ringsum fern in die grüne Weite blickend. Hier, inmitten eines großen, von ihm angelegten Gartens und der Natur, mit der er von Kindheit auf verwachsen ist, genießt er sein otium cum dignitate als Amtsgerichtsrat a. D., doch der Dichter hat seinen Abschied nicht genommen, sondern schafft, wie dies Blatt beweist, noch in jugendfrischer Thätigkeit. Seine Söhne und Töchter sind alle, bis auf die jüngste der letzteren selbständig in die Welt hinausgezogen, dafür kehren oft Freunde und Freunde in das gastliche Haus ein; mit demjenigen Klaus Groths am Schwaneweg in Kiel bildet es eines der wenigen litterarischen Fürstenschlösser Schleswig-Holsteins. Im Oktober dieses Jahres wurde Storm von einer schweren Lungen- und Brustfellentzündung befallen, welche seine Freunde in die höchste Unruhe versetzte. Doch der fast Siebzigjährige hat die bedrohliche Krankheit kräftig und glücklich überwunden; mögen ihm noch schöne Jahre für sich und die Seinigen, für die deutsche Dichtung und den auserwählten Kreis aller derer gewährt sein, die ihn lieben, verstehen und verehren!

Es liegt in der Art unserer Zeit und der in ihr Lebenden, daß die eigentlichste dichterische Bedeutung Theodor Storms nur von verhältnismäßig wenigen selbst seiner eifrigsten Bewunderer erfaßt worden ist. Tausende vertiefen sich in den Reiz seiner Novellen, ohne seine Gedichte zu kennen, und der Grund dafür findet sich nicht allein darin, daß jene großenteils zuerst in Zeitschriften erschienen sind, diese dagegen im Buch aufgesucht werden müssen. Die allgemeine Neigung auch der poetisch Empfänglichen bevorzugt die Prosadarstellung; sie sind zumeist um eine Stufe gegen unsere Großeltern herabgesunken und ihr Verständnis, sowie ihr Interesse für die Dichtung in gebundener Form ist, wenn nicht eingebüßt, doch verringert. Allerdings trägt Storm selbst durch den Zauber seiner Novellen, mit dem er sie zu Prosagedichten erhoben, nicht unwesentlich Mitschuld daran. Denn in erster Richtung ist er Lyriker und seine sämtlichen Erzählungen gehören im letzten Grunde weniger der epischen als der lyrischen Dichtung an. Sie sind empfunden wie Gedichte, in künstlerischer Form gehalten, wie solche, und wirken auch gleich Gedichten.

Warum die Zahl der letzteren, wirklich in Versen auftretenden während eines langen Lebens auf ein schon vor mehr als dreißig Jahren erschienenes schmales, in den nachfolgenden sechs Auflagen nur wenig vermehrtes Bändchen beschränkt geblieben, ist nicht leicht zu verstehen, doch vielleicht nicht zu bedauern. Es mag sich aus der Natur Storms erklären; sein lyrischer Drang hält sich von dem Umfangreicheren, der Ballade, der Verserzählung, dem didaktischen Gedicht abgewandt, faßt durchschnittlich nur die Empfindung des Augenblicks in kurze Liedstrophen. In diesen hat er alles gesagt, was im Leben sein Herz, sein Gemüt mit innerster Bewegung erfüllte, und er wiederholt es nicht mit anderen Worten. So bleibt uns als die Lebensernte eines großen lyrischen Dichters nur ein kleiner Band, doch, wie bemerkt, vielleicht zu seinem und unserem Gewinn. Es sind nur vollgereifte Ähren, von den schönsten, zartesten und lieblichsten Feldblumen zu einem Kranz verschlungen. Nichts überdrängt sie in unserm Gedächtnis, sie haben sich uns eingeprägt und bleiben uns unverlierbarer Besitz. Es giebt nicht wenig Perlen und

Digitized by Google

Edelsteine unter den Gedichten Rückerts, allein sie liegen verschüttet unter einer ungeheuren Masse von glitzerndem Kies und buntschaligem Muschelwerk; man muß mühsam suchen, die ersteren zusammenzufinden, und über der Arbeit entschwinden die Lust, der Genuß. Noch manch' andere wahre Dichter erheischen ein ähnliches Verfahren; Storm hat nur eine kleine Juwelensammlung in einem Kästchen aneinandergereiht, aber sie enthält lauter echte, feingeschliffene Steine. Der Beschauer ist im Zweifel, welcher ihn am meisten entzückt, fast immer der, den er grade betrachtet. Es ist höchste Weisheit des Lyrikers, sich so zu beschränken, seine scheinbare Kargheit wird durch ihre Wirkung zu größtem Reichtum.

Der Raum verstattet nicht, die Schönheit, Zartheit und Tiefe der Stormschen Gedichte durch erläuternde Beispiele zu belegen. Man müßte mehr als die Hälfte derselben anführen; außerdem bleibt jede derartige Begründung eine wertlos tote, nur die eigene Nachempfindungsfähigkeit des Hörers und Lesers macht sie lebendig und — überflüssig wie alle Kritik und Litteraturgeschichte der heutigen Gattung. Wer Theodor Storm verstehen will, muß selbst „in Dichters Landen" zur Welt gekommen sein und leben; alle Belehrungen von Recensentenpulten und Katheder-stühlen, die außerhalb jener Lande stehen, sind so bedeutungsleer wie der hölzerne Tisch, auf dem sie verfertigt werden. Macaulay sagt einmal: „Wenn die Welt wüßte, welch' unglücklicher Strohkopf sich zumeist hinter dem majestätischen „Wir" verbirgt!" Und wenn er sich stolz auch mit seinem Namen unterzeichnet, wird die Sache dadurch selten eine andere. Lies selbst, denke selbst und fühle selbst; dann urteile! Das ist's, was den Menschen unsrer Zeit und der Dichtung notthut.

Storms Gedichte bilden keinen Nachklang und besitzen keinen Anklang an irgend etwas Vorhergegangenes. Sie sind nur ihm eigen und so eigenartig wie diejenigen Goethes und Heines. Die Zahl macht keinen Prüfstein des Wertes aus, und das ist in seiner Art Unübertroffene ist sich überall ebenbürtig. So reiht sich — um auch mit einer kritisch-litterarhistorischen Klassifizierung zu schließen — in unserem Nationalschatz der schmächtige Band Stormscher Gedichte denen jener beiden größten Lyriker des deutschen Volkes an.

Seit dem „Immensee", der — zuerst im Jahre 1852 erschienen — heute in hoher Auflage weit verbreitet ist, hat Theodor Storm eine außerordentlich große Anzahl von Novellen geschaffen. Bei der Schätzung derselben wird stets individuelle Vorliebe mitwalten; das gleiche dichterische Wertgepräge, das Münzzeichen ihres Urhebers tragen sie fast ausnahmslos. Wenn der Verfasser dieser Zeilen einige *seiner* besonderen Lieblinge hervorhöbe, so wären es: „Im Sonnenschein — Späte Rosen — Ein grünes Blatt — Posthume — In St. Jürgen — Wenn die Äpfel reif sind — Drüben am Markt — Viola tricolor — Hinzelmeyer — Eine Halligfahrt — Beim Vetter Christian — Von jetzt und ehedem — Pole Poppenspäler — Aquis submersus — Im Wald- und Wasserfreude — Eekenhof — Hans und Heinz Kirch — Ein stiller Musikant — Die Chronik von Grieshuus." Die Reihenfolge der genannten Erzählungen ist aus dem Gedächtnis, nicht chronologisch; sie werden kaum die Hälfte der Gesamtzahl ausmachen.

Es ist schon gesagt, daß sämtliche Novellen Storms als Prosadichtungen im engeren Sinne bezeichnet werden müssen. Sie sind alle, auch die größten noch, ihrer Länge nach nicht umfangreich; auch wo sie sich über ein Menschenleben ausdehnen, spannen sie es in knappen Rahmen. Sie gehen aus reifer Überlegung und Anordnung des Stoffes hervor, aber die Hauptsache bildet ihnen nicht das Was, sondern immer das Wie, die Wiedererweckung der schönen, beglückten, geheimnisvollen, unheimlichen, herzklopfenden, überschauernden oder närrisch komischen Stimmungen beim Leser, welche der Dichter in sich selbst bei seinen Vorstellungen empfunden. Zur Ausübung dieser Kunst und Erzielung dieser Wirkung muß alles ihm gehorchen, seine Menschengestalten, die Örtlichkeit um sie her, Zeit und Umstände, unter denen sie geworden, ihre Ausdrucksweise, vor allem die Natur, von der sie umgeben sind. Auf die letztere hat schon ein holsteinischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, Johann Heinrich Voß, besonderes Gewicht gelegt, doch in völlig anderer Weise. Seine „Luise" schildert aufs eingehendste die gleiche heimatliche Natur für die Augen, manchmal beinahe für den Botaniker ab und erörtert, welche Empfindung ihre Schönheit oder ihre Eigenart in den Beschauenden hervorruft; seine Wirkung besitzt etwas friedlich Anheimelndes, doch es liegt unverkennbar noch ein Anklang, eine höhere poetische Potenzierung der beschreibenden Dichtung des „Irdischen Vergnügens in Gott" von Berthold Heinrich Brockes darin. Storm dagegen erzeugt jene Empfindung unmittelbar in dem Leser selbst; dieser merkt nichts von der Absicht, daß er beeinflußt werden soll, sondern er muß, es ist geschehen, eh' er es weiß, sein eignes Gefühl hat es gethan. Die alten Volksmärchen ließen Vogel und Blume, Baum und Gestein sprechen; auch bei Storm reden sie eine Sprache, doch keine ihnen märchenhaft wider ihre Art beigelegte, sondern eine solche, welche sie wirklich besitzen, weil der zwischen ihnen befindliche Mensch seine Gemütsverfassung auf sie überträgt. So hält die Natur ihm überall einen Spiegel für sein Inneres entgegen; er sieht und hört sich in ihr; sie ist tot, aber seine Bewegung, seine Erregung teilt sich ihr mit und belebt sie. Ähnliches haben Stifter und Mörike gethan, und zweifellos sind beide darin ursprünglich Vorbilder Storms gewesen, der erstere grade wesentlich in seinen duftüberschleierten Novellen. Aber der schleswig-holsteinische Dichter hat in Bezug auf diese Ähnlichkeit den österreichischen kondensiert, die bei letzterem überwuchernde Massenhaftigkeit des künstlich besetzten Pflanzenwuchses kräftig zurückgeschnitten, diesem nirgendwo verstattet, Selbstzweck zu sein, sondern ihn zum Diener für seine Absicht gezwungen. In Stifters Erzählungen verliert sich die Handlung vollständig in dem ungeheuren Rahmen, welchen die Schilderung der Natur und Örtlichkeit um sie schlingt; bei Storm wird sie nur durch die letztere unterstützt, der Vorgang zwischen Menschen bleibt immer das Wesentliche und im guten Sinne Spannung erweckend. Seine Verwandtschaft mit Mörike dagegen ist eine andere, im Grunde innerlichere. Dieser hat außer seinem „Maler Nolten" (und „Mozart auf der Reise nach Prag") keine Prosadichtungen verfaßt, und das bei ihm mit den Novellen Storms Übereinstimmende findet sich mehr in seinen Versen, einer allgemeinen dichterischen Gleichartigkeit der Anschauung, Empfindung und Wiedergabe des stummredenden, geheimnisvollen Webens und Lebens der Natur. Es entspringt aus diesem Grundton

Digitized by Google

das manchmal Unbestimmte, Verschleierte, schattenhaft Wirkende und mit den Augen eines Mittagsgespenstes schweigend Ausblickende in den Stormschen Novellen. Fast über allen liegt, wie zitternde Schwingungen der Luft, eine stille Wehmut über die Vergänglichkeit des freudigen Augenblicks, des Glückes und der Schönheit ausgebreitet; sie schauen meistens elegisch auf einmal Gewesenes zurück. Grade darin aber sind sie unerreicht, besitzt die deutsche Dichtung nichts den wenigen Seiten von „Beim Vetter Christian“ und „Von jetzt und ehedem“, nebst vielen anderen, zur Seite zu Stellendes. Durch manche geht ein tiefer tragischer Schicksalszug, andere sind von einem feinen, nunmtreichen Humor durchlächelt; eine äußerst glücklich gefundene, stimmungsvoll anklingende Sprache zeichnet fünf in der mittelalterlichen Vergangenheit Schleswig-Holsteins handelnde Novellen aus, die gegenwärtig in einem Bande vereinigt erschienen sind. („Vor Zeiten“.) Die große Mehrzahl aller Novellen liegt in zierlichen Miniatur-Einzelbändchen (Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin) vor; die „Gesammelten Schriften Theodor Storms“ (Verlag von George Westermann, Braunschweig) enthalten in zwölf Bänden alles bis etwa vor zwei, drei Jahren Veröffentlichte. Sie bilden eines der schönsten Zukunftsdenkmäler der deutschen Dichtung aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Erzählungen.

Wir greifen aus der Masse des uns Vorliegenden für diesmal nur zwei Werke heraus, von denen insbesondere das eine ausgeprägte Eigenart bekundet, während das zweite mehr auf gebahnten Wegen einhergeht.

Ludwig Hevesi, ein Deutsch-Ungar, hat bereits durch seine beiden Werke: die Novellensammlungen „Auf der Schneide“ und „Neues Geschichtenbuch“ die Aufmerksamkeit stark auf sich gezogen. Und mit Recht. Wir haben an ihm einen neuen Humoristen und einen höchst anmutenden dazu. Nun liegt uns ein dritter Band: „Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch“ (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1886) vor. Es sei gleichfalls willkommen geheißen, um so herzlicher, als wir in unsrer Literatur der urwüchsigen Humoristen gar nicht die Fülle haben.

Was er diesmal bringt — 20 kleine Geschichten auf 400 Seiten —, das sind fast durchgehends ganz kurze Federzeichnungen, die einzelne Nummer etwa 12 Seiten; man möchte sagen, es sind bloße Übungen des Stiftes oder Griffels, die freilich an Wert und Gehalt weit über das Stadium der Übung oder Studie hinausreichen. Eine einzige länger gestreckte Novelle von 70 Seiten („Das Echo“) spielt auf Schweizerboden und ließe sich auch als Reisebild oder Reiseerinnerung bezeichnen.

Welche Art von Geisteskind wir vor uns haben, darüber lassen uns schon die ersten Seiten des Buches durchaus nicht im unklaren. Allerdings spricht da zunächst der erfinderische Schalk, aber er täuscht uns nicht; denn darüber werden wir uns sofort klar, daß da mehr und Tieferes da ist als die bloße Schalksnarretei, die lacht und lachen macht. Doch auch als bloß lachender Zeichner verfügt er über einen wechselvollen Reichtum an Erfindungen und eine Fülle unübertrefflich charakteristischer Epitheta voller Leben und Anschauung, voll Witz und Satz. Der Proben sind so viele und sprechende, daß der Leser nur zuzugreifen braucht und sich bei der Wahl in Verlegenheit findet, welche denn eigentlich die markanteren seien. Dazu kommt eine ganze Musterkarte von Scenerien, die man im lachenden Sinne geradezu als heillose Einfälle bezeichnen möchte.

Von Vorzügen trägt Hevesi an sich: Eine zweifellose Sprachmeisterschaft, eine bis in die kleinen feinen Züge eindringende Beobachtungsgabe von unbestechlicher Schärfe, dazu tiefes Gemüt, das sich eben grad in der richtig humoristischen Mitte von Scherz und Ernst, Lachen und Weinen, Spott und Wehmut bewegt, aber dabei immer gesund bleibt und Aug und Herz offen hält.

Zuweilen erzählt er eigentlich gar nichts; er bringt (man sehe die Nummer „Fanny, ein modernes Kind“) nichts als eine Federzeichnung, die aber überaus vernehmlich spricht und ans Herz klopft. Zuweilen ist er in einem überraschenden Grad originell und eigenartig; wohl kein Stück beweist das schlagender, als jenes allerliebste Genrebildchen innig gemütreichen Tones „In der Christnacht“, das mit seltsamem Anschlage beginnt: „Das kam nämlich so“, oder auch das ganz anders erklingende „Alexanders Neujahrsnacht“. Eine tüchtige Kraft, von der sicherlich noch viel Erfreuliches zu erwarten ist.

Wie höchst verschiedenen Charakters die Manier des Erzählens sein kann, wird klar, wenn man die Art der Erzählerin, der wir uns nun zuwenden, etwa mit der Hevesis zusammenhalten wollte. Es ist Sophie Junghans, deren neuester Roman: „Die Amerikanerin“ (Leipzig, Richter 1886) uns vorliegt. Welche Differenzen in Ton und Färbung!

Der Stoff ist der einfachste von der Welt: Eine durch ihren Stiefvater sehr reich gewordene amerikanische Miß kommt in ein deutsches Nest in Pension und macht da die gehörige Reihe von Abenteuern und Erfahrungen durch, indem sie's zunächst darauf abgesehen hat in die Aristokratie hineinzuheiraten. Als alles im besten Zuge, erscheint als Lump im letzten Stadium der Vater unserer Börsenprinzessin auf dem Theater und macht einen gewaltigen Riß ins Netz. Die Amerikanerin, kurz entschlossen, kehrt heim und heiratet da einen treuen ehrlichen Jugendkameraden, der leidenschaftlich in sie vernarrt ist. Man muß es der Erzählerin lassen: sie hat aus diesem wenig schwunghaften Stoffe das möglichste gemacht, daneben auch aus den zwei einzigen feinen Gestalten in der Geschichte ein glückliches Paar. Im übrigen macht diese Geschichte fast den Eindruck, als sei sie bloß erzählt, um die Kleinheit und Kleinlichkeit, die Borniertheit, Klatschsucht und neidische Malice im Gesellschaftsleben der deutschen Kleinstädtchen mit exemplarischer Anschaulichkeit zu zeichnen, und als kenne die Verfasserin das Weltleben nach dieser wenig liebenswürdigen Seite am besten.

Die im Grunde recht ärmliche, mit etwas Flitter und moralischen Redensarten verbrämte Pension der verwitweten Doktorin und ihre zwei Töchter, die ältere schon spekulationsfähig, die jüngere, als die gutmütigste des Kleeblattes, ein naiver Backfisch; der auf die Millionärin erpichte schuldenbeladene Lieutenant von Benkwitz mit dem übrigen Troß von fashionabler Welt; alle die Arrangements von ästhetischen Thees, Bällen, Gartenfesten, Ruderfahrten und was des Zeuges mehr ist, wären die prächtigsten Objekte für einen lachenden Humoristen, die Erzählerin aber trägt diese Tonnüance nicht an sich. Etwas romantisch klingt die ganze Partie an, welche sich um das Schicksal einer alten reichen Holländerin dreht, eine nicht uninteressante, verstaubte Traumwelt. Alles andere an dieser Erzählungsmanier ist scharf zugespitzt, keck und frisch, folgerichtig und fest den Faden des großen Intriguenspiels der fixierten Entwicklung entgegenführend; ich möchte sagen, die Manier hat selber etwas Amerikanisches. Daß sie uns nicht langweilig wird, daß der Text nirgends ins Fade und Ordinäre hineinfällt und durch immer neue Wechsel und Ausblicke fesselt, ist Verdienst des Autors. Die Spannung, in die wir versetzt werden, hat etwas vom Interesse einer Kriminalgeschichte, an die auch einzelnes streift.

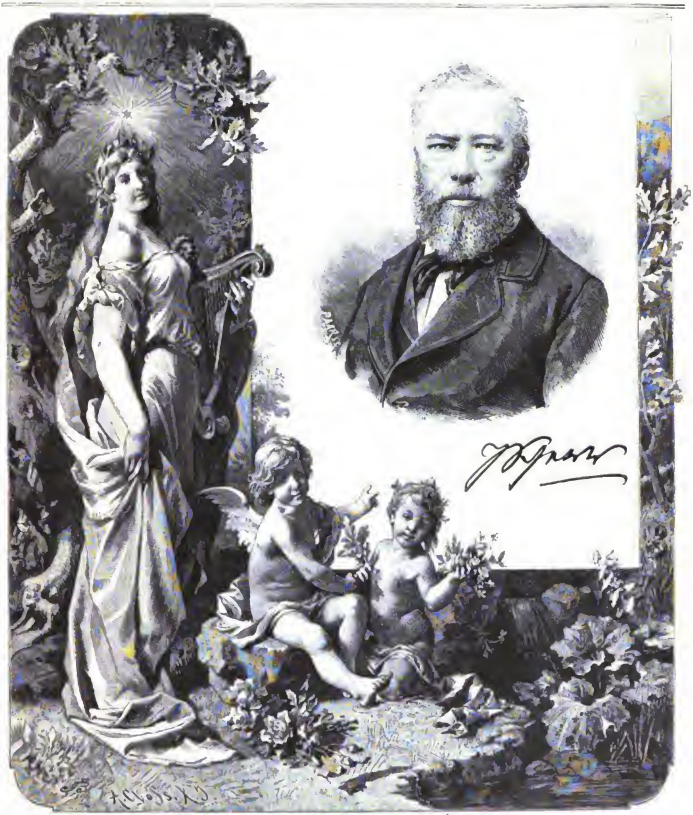
Zürich. **J. J. Honegger.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 7. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Januar 1887.



Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Auf der Schwelle.

Novelle von **Ludwig Laiſtner.**

Nach einer Reihe heller, ſonnendurchglühter Tage hatte ſich über der waldumſäumten Thalmulde eine jener flach geſchichteten, ſchwer laſtenden Wolkendecken ausgeſpannt, welche der Tagesſchwüle auch in der Nacht den Ausgang wehren und weit banger die Bruſt bedrücken als die drohend aufſteigenden, aber raſch ſich entladenden, hoch getürmten Dunſtballen zu thun pflegen. Von Nordoſten her, wo die ſanft geneigten Wände ſich zu einer mäßigen, von Bäumen entblößten Anhöhe zuſammenſchloſſen, fiel zwiſchen Wolkenſaum und Erde, wie aus tückiſch zwinkernden Lidern, ein fahler Schimmer, der letzte Nachglanz des entſchlafenen Tages, auf die weiße Mauer des kleinen Parkes, an deſſen anderem Ende, dem tief im Dunkel liegenden Weiler zu, das Dach des Schlößchens in düſterm Umriß, überragt von zwei unheimlich flimmernden vergoldeten Knäufen, ſichtbar war. Aus dem nahen Walde, wo kurz zuvor noch Hufſchlag erſchollen war, ſchritt ein hochgewachſener junger Mann auf der ſchmalen Fahrſtraße über die Felder dem Parke zu, ſprang, als er dieſen erreicht hatte, über den Graben des hier nach dem Dorfe abbiegenden Weges und ging entlang der ab und zu durch Buſchwerk gedeckten Mauer an den hoch in Halmen ſtehenden Roggenäckern dahin. Sein Auge war geſpannt auf den Mauerkranz gerichtet, als erwarte er von hier herab ein Zeichen. Er näherte ſich einer Stelle, wo aus dem Park heraus die weitragenden Äſte einer Buche ſich über die Steinwand legten in die von außen aufſtarrenden buſchigen Ruten einer breiten Haſelſtaude hinein.

„Hier bin ich, Urs,“ flüſterte eine Mädchenſtimme, und eine weiße Hand ward ihm von der Mauer herab aus dem Gezweig entgegengereicht.

„Meta, ſüßes Herz,“ ſtammelte er und bedeckte die Hand mit glühenden Küſſen. Dann faßte er raſch die trönenden Steinplatten, hing nach einem kräftigen Schwung auf den Ellbogen, ſtemmte ſich auf und ſaß im nächſten Augenblick auf der Mauerkante, ſtürmiſch die ſchlanke Geſtalt des Mädchens an ſich ziehend, das einen leiſen Ausruf der Beſtürzung hören ließ und ihn von ſich zu drängen ſuchte.

„Laß mich,“ bat ſie erſchrocken, „Du wirfſt ja die Leiter um. Du mußt gleich wieder hinunter, wenn Du mich lieb haſt; Du darfſt hier nicht bleiben. Lieber, lieber Urs, ich bitte Dich.“

„Was fällt Dir ein, mein goldiger Schatz?“ entgegnete er fröhlich. „Bin ich darum herüber getritten, haſt Du mich deswegen herbeſtellt, mein holder Engel, daß ich wie der Fuchs nach dieſen ſüßen Trauben heranſäugen und ſie ſauer ſchelten ſoll? Herunter will ich wohl von dieſem unbequemen Sitz, aber drüben bei Dir, mein Kind.“

„Nein, nein, um Gottes willen, nein,“ flehte ſie und fügte mit plötzlich herbe werdender Stimme hinzu: „Es wäre aus zwiſchen uns, alles aus, das ſag' ich Dir, wenn Du das thäteſt.“

„Aus? alles aus? ganz aus?“ erwiderte er ungläubig. „Als Du mir heute mittag ins Ohr rauntelſt, daß ich hieher kommen ſollte, wie frent' ich mich da über den köſtlichen Einfall. Einmal, ein einziges Mal, dacht' ich, will es mein tantenbewachtes Goldkind auch ſo gut haben wie andere Mädchen, die ihren Schatz am Brunnen treffen oder unter der Linde, ohne andere Zeugen als die leis atmende Nacht, ohne andere Wächter als den heiligen Reſpekt, welchen jeder ehrliche Burſche vor derjenigen hat, die einſt ſeine Frau werden ſoll. Wenn wir ſpäter an unſre erſte Liebeszeit uns erinnern mit ‚Weißt Du noch, mein Herz?‘, dann iſt da nirgends eine Heimlichkeit, keine Dämmerſtunde, keine einſame Bank im Walde, auf die wir uns im Geiſte nochmals ſetzen könnten: Alles taghell beleuchtet, ein Brautſtand mit Mitternachtsſonne; und ſo lieb wir uns haben — eine Liebſchaft haben wir wahrhaftig nie gehabt, das Schönſte fehlt uns noch für unſre Erinnerungen: das Verſchwiegene, Verſtohlene.

Digitized by Google

Sollten wir das aber auch noch uns sichern, dann war es hohe Zeit, den Tag vor der Hochzeit. Und nun redest Du so! Hab' ich Dich diesen Mittag nicht verstanden, oder versteh' ich Dich jetzt nicht?"

Sie antwortete nur mit einem schweren Seufzer und drängte sanft die Hände weg, mit denen er sie aufs neue an sich zog.

„Ach," sagte er scherzend, „das ist ja noch schlimmer, als wenn die Tante dabei wäre: Du kommst in Begleitung zweier Gouvernanten, einer zur Rechten und einer zur Linken, die mich nicht einmal wollen halten lassen, was doch mir gehört." Und er haschte nach ihren Händen und preßte sie abwechselnd an seine heißen Lippen.

„Ja, es ist thöricht," sagte sie mit einer Stimme, der man ein unterdrücktes Weinen anhörte. „Du wirst mich von selber nicht mehr halten wollen, wenn Du erst gehört hast, was ich Dir sagen muß. Ach, Urs, lieber Urs, es fällt mir so furchtbar schwer, und es muß doch sein, ich muß es Dir sagen, so lang Du noch frei bist; es wäre abscheulich schlecht von mir .... Siehst Du, nun läßt Du schon meine Hände los, eh' Du nur weißt, um was es sich handelt."

„Weil ich Dich lieber um den Hals fasse, mein Kind," erwiderte er und legte den Arm um ihre Schulter; aber sein Ton klang etwas gezwungen. „So, nun kann die Ohrenbeichte beginnen."

„Wenn es eine Beichte sein sollte," versetzte sie, „wenn ich etwas von mir zu bekennen hätte, meinst Du, das hätt' ich bis jetzt aufgespart? Und auch so geschieht es ganz gegen meinen Willen, daß Du es heut erst erfährst. Du solltest es ja gar nicht durch mich erfahren; ich hatte die Tante gebeten, es Dir mitzuteilen, gleich nachdem Du mir gesagt hattest, daß Du um mich anhalten wolltest. Sie ließ mich bei dem Glauben, als hätte sie es gethan; und auch als ich mich zu wundern anfing, daß Du niemals die Sache mit einer Silbe berührtest, redete sie mir ein, Dein Zartgefühl hindere Dich daran, bis ich endlich gestern abend aus einer unbedachten Äußerung, die sie freilich wieder vertuschen wollte, merkte, daß sie Dir noch gar nichts gesagt hat. Ach, mein Herz, nun ist es doch gut, daß Du Dich da herauf geschwungen hast; ins Ohr kann ich Dir's eher flüstern .... Du weißt, daß meine Mutter noch lebt?"

„Ja, mein Kind; in Paris oder sonst wo, und unbegreiflicher Weise nicht bei dieser holden Meta. Deine Tante hat mir in der That davon gesprochen. Ich sollte mich nicht wundern, sagte sie, wenn Deine Mutter nicht zu unsrer Hochzeit erscheine und wenn überhaupt ihr Name nicht genannt werde. Sie gehöre zu jener Spielart von jungen Witwen, welche den frühen Tod ihrer Männer als einen Freibrief ansehn, bei dem ihnen die Pflichten gegen Kinder als eine unbequeme Zugabe vorkämen."

„Dann hat sie Dir nicht alles gesagt," fuhr Meta mit zitternder Stimme fort. „Denn meines armen Vaters Tod hatte nichts mehr zu lösen an einer Ehe, die schon zuvor gerichtlich geschieden war. Später freilich hat sie schwache Versuche gemacht, wenigstens mit mir wieder eine Art Verbindung herzustellen — nur brieflich, denn gesehen habe ich sie nicht mehr: wie weit das wirklich aus Herzensdrang geschah, weiß ich nicht, und ich bilde mir so gerne ein, daß diese Frau, die ich als Kind abgöttisch verehrt habe, bei allen Verirrungen doch nicht der Mutterliebe bar sei. Du hast keine Vorstellung, wie schön sie war. Am bezauberndsten erschien sie mir in einem Augenblick, wo sie mir sehr wehe that — und wo sie zugleich im Begriffe stand, mir das bitterste Leid zuzufügen. Ich hatte mir an der Stirn eine Beule gefallen und saß, nachdem ich mich in Weinen und Schreien erschöpft, auf dem Schoß meiner Wärterin, so recht in der Stimmung (dessen entsinne ich mich noch gar wohl), mir schönthun zu lassen und Trost und Teilnahme in Empfang zu nehmen. Ein junger Husarenoffizier, der unser Landhaus seit einiger Zeit besuchte, war im Zimmer, und ich weiß noch, wie ich mir dachte, was für Zärtlichkeiten erst die Mama über mich ausschütten würde, wenn schon dieser so hübsch und freundlich zu mir war. Da kam sie, fertig zum Ausfahren, aber in einem Kleide, das ich sonst nicht an ihr gesehen hatte, es war grau, wie für eine Reise. Sie scherzte einen Augenblick mit mir, küßte mich erst auf die Beule, dann auf den Mund, reichte dem Offizier den Arm und winkte im Fortgehn so freundlich nachlässig zurück: behütet mir meinen Engel gut! Ich weiß nicht, warum sie mir damals so besonders schön erschien: machte es die Stimmung, in der ich sie erwartete und die sie dann durch ihre flüchtige Liebkosung so sehr abkühlte, oder kam es von der gewaltsam unterdrückten Aufregung her, worin sie sich sicherlich befand?... Sie ist an jenem Tage nicht wieder nach Hause gekommen und ich habe sie nicht mehr gesehen. Unterbrich mich nicht, Liebster, ich bin bald zu Ende. Mein Vater überlebte den Schlag nicht lange. Auch für den Entführer kam bald die Strafe: er fiel im Duell mit einem Nebenbuhler, der weder so jung noch so hübsch war wie er, dafür aber um so reicher. Diesem erblühte jedoch auch nicht viel

Digitized by Google

Bootfahrt. Gedicht von Wilhelm Jensen. Zeichnung von J. R. Weiß.

Digitized by Google

Bootfahrt.

Abend war's; im Dämmerhellen
Zog den Fluß hinab das Boot,
Auf der Wellen leisem Schwellen
Glomm des Himmels letztes Rot.

Alter Mauern stummes Trauern
Sah vom dunklen Bergesgrat,
Blauer Flieder warf in Schauern
Süße Wogen vom Gestad.

Seltsam irre, bleiche Lichter,
Und ein blaues Netz umspann
Schattendichter die Gesichter,
Und die weiche Nacht begann.

Nur mit traumesgleichem Schimmer
Durch die Flut am Nachenrand
Vor mir immer zog ein Glimmer
Deiner weißen Birkenhand.

Wilhelm Jensen.

Nanette.

Nanette, du reizend Sonnenkind
In der Mansarde droben,
Wie hat dich freundlich und gelind
Der Frühe Licht umwoben.
Die Morgenröte glüht so hold
Auf deinen zarten Wangen;
Die Sonne steigt, es bleibt ihr Gold
An deinem Scheitel hangen.

Nanette, du schmetterst froh dein Lied,
Das hoch die Wolken hören:
Der Straßen Lärm, der Störenfried,
Darf deinen Sang nicht stören.
Doch wenn die Glocken feierlich
Begraben deine Lieder,
Dann neigst du zum Gebete dich,
Schlägst fromm die Augen nieder.

Nanette, was auch dein Schicksal sei,
Du trägst es frohergeben.
Dein Herz ist wie die Vögel frei,
Die durch den Äther schweben.
Ob hier, ob dort der Wolken Zug
Gespenstig dich bedränge:
Du tauchst der armen Schwingen Flug
In die azurne Bläue.

Nanette, der Sturm zerstöre nicht
Dein kleines Blumenleben!
Wie lieblich blickt dein Angesicht
Durch Reben und Reseden.
Du rührst die Nadel Tag und Nacht
Mit fröhlichem Gelingen,
Den Stern, der dir zu Häupten wacht,
Sollt' kein Gewölk verschlingen.

Rudolf von Gottschall.

Im Winter.

Wie warst du schön, wenn über grüne Auen
Dein Roß mit dir in flücht'ger Eile stob,
Wenn sich hinauf zum Himmelszelt, dem blauen,
Dein Sonnenblick in trunkner Freude hob!

Der Rose gleich, die ihre Purpurhülle
Dem duft'gen Schmuck dem Schwanenbusen lieh,
Verwob dein Bild sich mit der Farbenfülle
In Wald und Feld zu sanfter Harmonie.

Nun hat der Sturm sein wildes Spiel getrieben,
Der Schnee bedeckt die Thäler und die Höhn;
Nur du, mein Kind, bist hold wie einst geblieben,
Nur du, mein Kind, bist trotz des Winters schön.

Ich weiß es wohl, es floh in seinen Schmerzen
Zu dir der Lenz, von Stürmen aufgeschreckt;
Nun schlummert er an deinem warmen Herzen,
Bis er dereinst sein blühend Reich erweckt!

J. G. Oswald.

Abwehr.

Verheiße mir nicht, buntes Leben,
Was doch kein Augenblick gewährt!
Laß mich entsagend, still ergeben
Hinwandeln stets, dir abgekehrt.

Was soll der flücht'ge Hoffnungsschimmer,
Der nur zu bald in Nacht versinkt?

Wohl zuck' ich auf, doch hasch' ich nimmer
Nach all dem, was mir lockend winkt.

Ich weiß, ich müßt' es bang bereuen;
Entflammt von jäher Sehnsucht kaum,
Beklagt' ich, ach! schon einen neuen
In nichts verflossnen schönen Traum.

Stephan Milow.

Digitized by Google

Glück; wenigstens hieß es, er sei an den unablässigen Aufregungen einer nur zu begründeten Eifersucht gestorben. Nun war sie im Besitz eines glänzenden Vermögens. Sie wechselte in der Folge noch mehrmals den Namen, und ....“

Ihre Stimme hatte allmählich einen seltsam tiefen Klang angenommen; das leise Beben, von welchem Urs anfangs ihre Gestalt erschauern fühlte, hatte aufgehört. Sanft, aber entschieden löste sie jetzt den Arm des Geliebten von ihrer Schulter, hielt seine Hand eine kleine Weile mit innigem Drucke und gab sie dann frei, während sie fortfuhr: „Nun wirst Du mich nicht mehr zur Frau haben wollen und ich kann Dir's nicht verdenken. Glaube mir, es ist nicht meine Schuld, daß Du jetzt erst davon hörst. Aber zum Überlegen ist es noch nicht zu spät. Auf mich brauchst Du keine Rücksicht zu nehmen: ich werde .....“

„Noch lange so fortfahren,“ unterbrach er sie, „wenn dieser Klotz von einem Menschen keine Silbe dazwischenwirft.“ Er faßte ihre beiden Hände und hielt dieselben aus Herz gedrückt, indem er fortfuhr: „Das also war es, meine angebetete Meta, was Dich immer so scheu und zurückhaltend machte? Traust Du mir wirklich zu, daß ich Dich — nein, von Dir will ich gar nicht reden: daß ich mich büßen lassen könnte, woran wir doch beide nicht die mindeste Schuld tragen? Glaubst Du, ich brauchte mich auch nur einen Augenblick zu besinnen? Wenn es sich darum handelte, ob unser Haus dieser Frau offen stehen solle, dann freilich müßte mein Entschluß wohl so ausfallen, wie es Deinem liebreichen, verzeihenden Gemüte nicht recht wäre. Aber das kommt nach der ganzen Lage der Dinge gar nicht in Frage. Wär' es möglich, daß ich Dich noch mehr liebte, so müßt' ich es jetzt, mein Kleinod, da ich sehe, wie rührend Du darauf bedacht bist, daß Dein Glanz nicht getrübt werde .... Meta, geliebtes Herz, was ist Dir, was hast Du?“

Sie fing heftig zu zittern an, schlang die Arme um seinen Hals und lag in fassungslosem Schluchzen an seiner Brust. Er gab ihr die süßesten Schmeichelworte, streichelte ihr das Haar, hob ihr Gesicht in die Höhe und bedeckte Augen und Mund mit heißen Küssen, die er in trunkener Wonne willig geduldet und innig erwidert fühlte.

„O, wie lieb mußt Du mich haben,“ stammelte sie endlich, „daß Du imstande bist, dies Bekenntnis so aufzunehmen. Aber sprich, mußt' ich es Dir nicht sagen, da es niemand sonst Dir sagte?“

„Ach, mein Kind,“ erwiderte er ernst, „woran mahnst Du mich? Welche Bekenntnisse hätte erst ich abzulegen, und die wirklich nur von eigener Verschuldung sprächen! Ja, mag ich es nicht, wenn Du selbst es so ernst nimmst ...“

„Still davon, Liebster,“ unterbrach sie ihn. „Du kannst nichts begangen haben, das Dir verböte, eine Frau in Dein Haus einzuführen; sonst thätest Du das nicht und sonst hättest Du nicht diese Augen. Ihr Männer lebet nach einem andern Gesetze, ihr seid für eure Vergangenheit weit weniger verantwortlich: ich hab' ein Recht auf Dich erst von morgen an, Dir aber schuld' ich auch meine ganze Vergangenheit.“

„Und meine Augen sagen Dir ....“, sprach er ablenkend.

„Ja, Liebster,“ entgegnete sie herzlich; „es sind so ehrliche Schwärmeraugen!“

„Höre, mein Kind,“ sagte er betroffen, „woher hast Du das?“

„Woher ich's habe?“ lachte sie. „Wenn nicht vielleicht von meinem kleinen Finger, so werd' ich's wohl selber gesehen haben.“

„Aber dieser Ausdruck!“ entgegnete er nachdenklich. „Sieh, meine Meta, nun bringst Du mich doch noch zu einer Beichte — — nein, Herz, Du darfst sie ruhig anhören. Du mußt wissen, ich war nicht immer so, wie ich jetzt bin, oder daß ich es recht sage, früher, eh' ich Dich hatte, wußt' ich nicht, wohin mit mir. Ich hatte von jeher ein Vergötterungsbedürfnis; eigentlich hätt' ich vor hundert Jahren auf die Welt kommen sollen. Und wenn dann meine Gottheiten ihren Glanz einbüßten, verfiel ich dem leidenschaftlichsten, tollsten Schmerze; auf der Schule nannten sie mich deshalb verrückt. Das Allerverrückteste und Unglaublichste aber ist mir noch als Fähnrich passiert. Die herrnhutische Erziehung, die ich als Knabe genoß, mag das Ihrige dazu beigetragen haben. Als Fähnrich hatt' ich meine erste Liebe, eine stumme natürlich, zu einem schönen Fräulein, das fünf Jahre älter war als ich; aber ich fühlte mich selig in ihrem Umgang — ich war in dem Hause eingeführt — und meinte, das müsse ewig so fortgehen. Da sie freundlich zu mir war, bildete ich mir ein, sie sei mir gut, und nun denke Dir meine Verzweiflung, als sie mir eines Tages mit der unbefangensten Heiterkeit ihren Verlobten vorstellte. Selbstmord war mir viel zu gemein. Lache mich nicht aus — ich wollte Mönch werden und zu diesem Zweck in aller Eile meinen Protestantismus ablegen. Wirklich lief ich in ein Kloster, und man hätte mich dort vielleicht gern behalten, aber die Sache scheiterte daran, daß meine Eltern mich zu enterben erklärten. Niemand Ge-

Digitized by Google

ringerer als der Bischof selbst bemühte sich damals, mir vorläufig Vernunft beizubringen — bis ich reifer sei zur Beurteilung eines so wichtigen Schrittes. Er gab mir nicht undeutlich zu verstehen, ich sei auf dem rechten Wege, und er sprach wie Du vorhin von meinen ehrlichen Schwärmeraugen. Nun fällt mir's ein bißchen aufs Herz, daß sich der Gute in ihnen getäuscht hat: aber meine alleinseligmachende Meta soll sich niemals in ihnen täuschen."

„O der desperate Mensch!" sagte Meta. „Ins Kloster wollte er gehen! Was sollte da aus mir werden? Und gegen den Willen seiner Eltern! Ach, Urs, thun wir auch recht? Es ist doch gar zu traurig, daß wir unsre Verbindung so geheim halten müssen, bis Du Deiner Familie statt der Verlobungs- die Vermählungskarten schicken kannst mit meinem bürgerlichen Namen neben ihrem adeligen..."

„Der aber ein gut Stück weniger adelig klingt als Dein bürgerlicher," scherzte er. Zwar auf der Karte nimmt es sich noch gut genug aus: Urs Egenolf Schmid von Klingen, Meta Wildenberg, Vermählte; aber nachher bist Du Meta v. Schmid und wirst Dich an der Freifrau schadlos halten müssen, die Du davor setzen darfst. Ich möchte wohl wissen, was der älteste Urs Egenolf geschmiedet hat, daß wir nach ihm die Schmiede von Klingen heißen. Mögen es Ränke gewesen sein — mein Glück ging jedenfalls auch unter seinem Hammer hervor, denn Du hast Dich natürlich nur in den Baron verliebt, nicht in diesen langen Urs und Brummbären."

„Natürlich," lachte sie, „wem könnte es auch einfallen, einen so lieben Menschen lieb zu haben? Komisch ist es übrigens, daß ich erst jetzt erfahre, wie ich heißen werde. Ich hatte mir aus Deinem langen Namen außer dem Rufnamen nur das Ende gemerkt und an die wenigen Menschen, denen ich unser großes Geheimnis unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit verriet, geschrieben, mein künftiger Herr sei ein Freiherr von Klingen."

Darüber entspann sich eine kleine, genealogisch-heraldische Unterhaltung, welche dem Leser schwerlich so anziehend sein dürfte, als sie den beiden war, und bald verlor sich das Gespräch in jenen märchenhaften Wunderwald wonnevollen Unsinns, wo das Wort aufhört, Begriffe und Gedanken auszudrücken, und zusammen mit Blick und Kuß und Herzen und Kosen zur urewigen, unmittelbar verstandenen Sprache der seligen Götter wird.

„Horch, es donnert," sagte Meta aufschreckend, als ein schwaches, dumpfes Rollen über den Himmel ging. „Ach, mir ist so bange, Urs; immer mein' ich, es könne nicht sein, und ich werde Dich doch noch verlieren. Wenn Du nun allein bist, werden Dir andere Gedanken kommen, ich begreif' es nur zu gut, und morgen erscheint statt Deiner ein Bote . . . ."

Er schloß ihr den Mund mit Küssen. „Siehst Du," sagte sie unter dem Versuche, sich ihm zu entwinden, „nun läßt Du mich nicht einmal ausreden, weil Du nichts zu erwidern weißt . . . Nein, so mußt Du mich nicht anfassen. Du thust mir weh. Ach, Urs, was mußt Du von mir denken, daß ich allein hieher gekommen bin? Geh, mein Herz — horch, schon donnert es wieder . . ."

„Das ist der alte Zeus," antwortete er glühend; „er donnert Gewährung unsern Wünschen, Bekräftigung unsern Gelübden."

„Ach, laß mich los, mein Herz. Ich vergehe vor Angst. Wenn Dich unterwegs das Gewitter überraschte. Urs, Urs", stammelte sie unter seinem erstickenden Kusse.

„Gute Nacht, mein Engel," flüsterte er hoch aufatmend, „wach über mir!"

Mit einem Sprunge stand er unten und reichte ihr beide Hände hinauf. „Laß mich noch von den Gouvernanten Abschied nehmen", sagte er, preßte ihre herabgebotenen Hände wider Augen, Wangen und Mund, setzte in seiner Wonnetrunkenheit die Zähne auf das zarte Gelenk, trat dann einen Schritt zurück, daß die Getreidehalme knisterten, ließ sich auf ein Knie nieder und hob wie ein Verzückter die Arme nach dem angebeteten Bilde, das im Dämmer der Zweige kaum noch zu erkennen war.

„O Du lieber, süßer Thor," sprach sie innig. „Ich sehe wohl, wenn nicht ich ein Ende mache, Du findest keines. Rasch, rasch zu Pferde und heim, eh' das Wetter kommt. Gute Nacht, mein Herz, gute Nacht."

Sie verschwand hinter der Mauer. Er hörte das Leiterchen rücken, auf dem sie gestanden war, lauschte ihren Schritten, welche in der Richtung nach der ihm wohlbekannten Tagwand sich entfernten, vernahm noch den dumpfen Fall der dort niedergelegten Leiter; dann war alles still. Jetzt erst erhob er sich und wandelte mit elastischen Schritten und hoch getragenem Haupte den schmalen Pfad zurück, der ihn bald wieder auf die Fahrstraße brachte, die er hergekommen war. Nicht lange, so begegnete ihm eine dunkle Gestalt, welche nach dem Dorfe zu ging, eine weibliche, wie er bei der Annäherung erkannte, ein junges Mädchen, nach der Stimme zu urteilen, mit der sie ihm guten Abend bot.

„Gute Nacht, mein Kind," sagte er und war

Digitized by Google

betroffen über den Ton und Ausdruck ſeiner Worte, ſo voll und ungedämpft klang daraus die Stimmung, die ſeine Bruſt ſchwellte. „Du biſt ja nicht gemeint, Dirnlein,“ ſprach er lächelnd im Weiterſchreiten vor ſich hin. „O Meta, meine Heilige. Das iſt dein himmliſches Gnadenwerk an mir, daß ich ſo empfinden kann.“

Mit einem unwillkürlichen Zucken der Schultern ſchien er die Erinnerung an minder heilige Empfindungen vergangener Jahre von ſich abzuſchütteln. Das hochklopfende Herz, das er bis in den Hals herauf fühlte, war ihm wie eine Gewähr, daß in ihm ein neuer Menſch erſtanden ſei; denn es hatte lange verlernt, in der Nähe derjenigen Frauen, deren Umgang er bisher aufgeſucht hatte, in raſcheren Gang zu geraten.

„Martin!“ rief er, als er kaum den Wald betreten hatte. Zwiſchen den Stämmen hervor führte ſein alter Diener zwei Pferde. Er ſchwang ſich in den Sattel und ſprengte das ungeduldige Tier den Hügel hinan in der Richtung nach dem Badeorte, wo er überſättigt vom Reſidenzleben ſeinen Sommeraufenthalt genommen hatte, und wo ihm der Stern ſeines Lebens aufgegangen war. Die Straße war wohlgebahnt, und raſch ging es auf der Anhöhe dahin. Die Gärung im Gewölk, die ſich vorhin durch dumpfen Donner angekündigt hatte, ſchien fortzudauern, denn eine dünnere Stelle ward ſichtbar, durch die der Mond zu brechen ſich mühte. Plötzlich, als die Straße in einen künſtlich angelegten Hohlweg mündete mit hohen, ſteilen Böſchungen, die auf der Höhe mit ſchlanken Pappeln beſetzt waren, zerriß das Wolkenzelt, und die bläuliche Lichtflut des Mondes überſtrömte die Landſchaft. Das Pferd bäumte ſich hoch auf, machte einen Satz über den ſchmalen Schatten einer Pappel, der quer über der Straße lag, ſtürmte wild vorwärts, ſcheute aufs neue bei dem nächſten Pappelſchatten und wand ſich unter der kräftigen Führung ſeines Reiters in unruhigen Sprüngen hin und her. Dann warf es ſich zitternd und ſchnaubend in die Bahn voll eingebildeter Hinderniſſe, die es doch nicht im Sprunge nehmen durfte, und flog, noch immer ſcheuend, aber zu gleichmäßigerem Lauf gezwungen, dem Ende des Hohlwegs zu, wo die Straße ſich rechts hin zum Thale wandte. Sei es, daß die plötzlich auftauchende Tiefe das Tier von neuem erſchreckte, ſei es, daß ſie den Reiter reizte, dem Roſſe ſeine Macht zu zeigen — auf dem hell vom Monde beleuchteten Rondell, welches die ſcharfe Biegung der Straße milderte, begann von neuem ein Ringen zwiſchen dem Tier und ſeinem Meiſter, und nicht ohne Beſorgnis ritt der alte Martin ſo dicht heran, als er wagen durfte, ohne ſeinen Herrn zu behindern. So heftig ſich das Pferd ſträubte, vorwärts zu gehen, und bald nach rechts bald nach links hin drängte, allmählich fügte es ſich der Leitung und beruhigte ſich unter dem freundlich gelaſſenen Zuſpruch ſeines Bändigers, der es bis dicht an den Rand der Berglehne vorführte, wo es mit heftig arbeitenden Flanken ſtille hielt.

Urs klopfte ihm den Hals und belobte es mit Schmeichelreden. Sein Auge, unverwandt auf die noch immer ſchreckhaft beweglichen Ohren des Tieres gerichtet, empfing trotz dieſer Aufmerkſamkeit zugleich den Eindruck des zauberiſchen Nachtbildes, das vor ihm in der Tiefe ſich entfaltete. Der kleine, längliche See, zwiſchen ſanfte Höhen gebettet, lag in vollem Mondlicht. Der drohende Himmel ſchien die Badegäſte nicht geſchreckt zu haben: wenigſtens verrieten leuchtende Furchen, daß Kähne ſich über die Fläche bewegten; vielleicht auch waren es die Bote von Fiſchern, welche in der ſchwülen Stunde auf einen ergiebigen Fang hofften. Muſik drang gedämpft aus dem Dorfe herauf, und die erleuchteten Fenſter der maleriſch zerſtreuten Villen blickten ruhig mit ihrem warm rötlichen Schein aus der kühlen Lichtflut, welche Land und Waſſer übergoß.

(Schluß folgt.)

Zahme Xenien.

Von Eduard von Bauernfeld.

Übergangszeit.

Bin anno zwei geboren,
Und mir klingt's immer in den Ohren:
„Wir leben in einem Übergang!“
So geh' ich über bereits hübſch lang,
Und ſo iſt mein Leben dahin gegangen,
Eh' ich zu leben recht angefangen.

Süße Natur.

„Süße heilige Natur“—
Die die Cholera uns geſpendet,
Erdbeben und Schneelawinen ſendet —
„Leite mich auf deine Spur,
Führe mich an deiner Hand“ —
Durch Sammum und Wüſtenſand —
„Wir ein Kind am Gängelband.“
Aus Philiſterphantaſie
Sprießt dergleichen Poeſie.

Digitized by Google

Der neue Prophet.

Ich hör' ein fernes Brausen
Wie wilder Männer Sang,
Wie grimmer Stürme Sausen,
Wie starker Wogen Drang.

Ich lausche seltner Kunde,
Die rings die Welt durchzieht,
Es tönt von Mund zu Munde
Ein halb verklungnes Lied:

Wenn sich die Zeit vollendet,
Von der geschrieben steht,
Erscheint uns neu gesendet
Der göttliche Prophet.

Im Schoß der Mitternächte
Verkündet ihn sein Stern,
Er kommt, der Knecht der Knechte,
Er naht, der Herr der Herrn.

Du fragst, woher er stamme,
Den Gott sich auserkor?
Er fährt wie eine Flamme
Aus einem Busch hervor.

Sein Ursprung ist verloren,
Der Geist hat ihn gezeugt,
Die Not hat ihn geboren,
Das Mitleid ihn gesäugt.

Er trägt kein Kleid von Seide,
Ihm winkt kein lecker Schmaus,
Sein Bett liegt auf der Haide,
Die Wildnis ist sein Haus.

Am Tage geht ein Stecken
Als sein Genoß mit ihm,
Mit Flügeln überdecken
Ihn nachts die Cherubim.

Wie alles sei zu schlichten
Im Leben rein und wahr,
Ihm wird es in Gesichten
Und Träumen offenbar.

So wächst er auf im Stillen,
Gesund an Bein und Mark,
Ein Mann nach Gottes Willen,
Ein Streiter kühn und stark.

Das Schicksal soll sich wenden,
Zum Werk ist er bereit,
Er gürtet seine Lenden
Und schlägt zur rechten Zeit.

Die Fesseln gilt's zu brechen
Verhaßter Sklaverei,
Er wird gewaltig sprechen:
Ihr Völker, werdet frei!

Bei seiner Augen Winken
Vergeht, was stolz und groß,
Und hinter ihm versinken
Die Reiter Pharaos.

Vor ihm erzittern Throne,
Erworbter Macht beraubt,
Er setzt die Fürstenkrone
Auf jedes freie Haupt.

Die Burgen müssen fallen,
Die sich zu hoch erkühnt:
Nur der herrscht über allen,
Der allen treulich dient!

Sein eigner Herr soll werden,
Wer seines Nächsten Knecht,
Ein Reich, ein Sinn auf Erden
Und allen gleiches Recht!

Geteilt vor seinem Volke
Entweicht das weite Meer,
Er zieht in goldner Wolke
Vor seinen Brüdern her.

Die Hungrigen zu segnen,
Erhebt er seine Hand,
Und Manna läßt er regnen
Auf dürren Wüstensand.

Er schlägt mit seinem Stabe
Ans Herz dem harten Fels,
Daß sich, wer dürstet, labe
Am kühlen Trank des Quells.

Zu hoher Weisheit Sitzen
Bewegt der Geist ihn fort,
Und in den Stein mit Blitzen
Schreibt er ihr Donnerwort.

Dann weh den feilen Spöttern,
Die murren seinethalb
Und opfern fremden Göttern
Beim Tanz ums goldne Kalb!

Sie büßen ihr Gelüste,
Des ew'gen Heiles bar,
Und werden durch die Wüste
Noch irren vierzig Jahr;

Indessen froh die Andern
Auf der erwählten Bahn
Dem Ziel entgegen wandern
Zum Lande Kanaan.

Max Kalbeck.

Digitized by Google

Die Weisheit Salomo's.

Schauspiel in fünf Akten von Paul Heyse.

Vierter Akt.

Reiches Gemach im Palast, links und in der Mitte Eingänge, durch Teppiche geschlossen; durch den mittleren sieht man in ein kleineres Vorgemach. Rechts ein viereckigs Fenster mit goldnem Gitter. Nieder Polstersitze im Zimmer verteilt.

Erste Scene.

Sulamith (kauert auf einem der Polster in der Mitte des Gemachs, den Kopf in die Hand gestützt).

Sulamith (traurig vor sich hin blickend). Sonst, wenn vom Bergwald ich hinüberfah
Zur Königsburg, wie dacht' ich oft: o könnt' ich
Nur einmal durch die goldnen Säle wandeln!
Jetzt bin ich hier — und ach, mein Herz ist schwer!
Den Vogel, der am Fenster singt, beneid' ich
Um seine freien Flügel. Wehe mir!
Was wird mit mir geschehn? (Steht auf, geht mit müden Schritten umher, nähert sich dem Fenster, blickt hinaus.) Da unten liegt
Der Garten. Blumen schicken ihren Duft
Zu mir herauf, als fragten sie: Wo bleibt
Die Gärtnerin? — Wer weiß, ihr Lieben, ob
Je meine Hand euch wieder tränken wird! (Blendet sich ab.)
Mir schaudert! — Dort vor jener Thüre steht
Ein brauner Mann mit Spieß und blankem Schwert
Und funkelt mich mit wilden Augen an,
Wie an der Kett' ein Wolf. O wüßte das
Mein lieber Vater! wüßt' es mein Hadad!
Mich sieht ein einz'ger nur, der alles sieht.
Er reckt den Arm aus über Hoch und Nieder,
Und nicht ein Mücklein wird des Vogels Beute,
So er es nicht erlaubt. (Erhebt die Arme.) O Herr mein Gott,
Blick her auf deine arme Sulamith!
Nimm von ihr diese Bangnis, laß sie wieder
Die Luft des Berges atmen, rette sie
Aus diesem goldnen Kerker, Herr mein Gott,
Und ewig wird sie deine Güte preisen!

Hadad (singt unter dem Balkon).
Unter den Cedern
Am Berge Karmel
Weidet' ich meine Schafe.
Ich tränkte meine Herde
Am Bache Kidron.
Wo weilt, die meine Seele
Speiset und tränkt?

Sulamith (hat mit wachsender Erregung gelauscht). Er ist's, Hadad, er singt — er ist mir nah! (Singt.)
Der Sperber trug
Zum hohen Neste
Die Nachtigall.
Gefangen ist die Taube
Im goldnen Käfig.
Der Herr mein Gott
Tröstet meine Seele.
Nichts! Alles still! Was könnt' er auch beginnen?
Ob er mich hörte? Ob er unten steht
Und harrt auf meinen Ruf? Ich will ihm winken,
Daß er hinweggeht. Wenn sie ihn ergriffen —
Er ist so wild — wer weiß, was er begönne!
(Geht nach dem Fenster, blickt hinunter.)
Nein, er ist fort — wie wird er traurig sein!
Vielleicht zum Vater ging er und vernahm,
Daß er mich selbst geschickt zur Königin. (Tritt wieder zurück.)
Und ich — nun wieder einsam und allein!
(Erblickt Hadad, der rasch durch die Mitte eintritt.)
O gnadenreicher Gott — O mein Hadad!

Zweite Scene.

Sulamith. Hadad (zu ihr hineilend).

Hadad. Ich bin's — bin's, meine Sulamith!
Sulamith. Ist's wahr?
Du bist's? O nun sind diese engen Mauern
Kein Kerker mehr!
Hadad (wild umblickend). Hier schleppten sie Dich her?
In diesen Käfig meine arme Taube?
Sulamith. Sei still! Sei gut! O sag, wie drangst Du ein?
Hadad. Ich stürmt' hinauf die Stiegen; an der Pforte
Fand ich den Wächter, der gezückten Speers
Mich drohend fortwies; doch vom Arme streift' ich
Den Silberreif, das einz'ge, was ich je
An Schmuck besaß, — entsinnst Du Dich? Der Herr
Gab ihn zum Lohn mir, da ich aus der Felskluft
Die Herde, die verirrte, heimgebracht.
Nimm! sprach ich zu dem Wächter. Sieh, da drinnen
Weilt meine Schwester. Nur ein kurzes Wort
Laß mich ihr sagen. Niemand wisse drum! —
Er nahm den Reif und wog ihn in der Hand,
Legte den Finger an den Mund und schob
Mich durch die Pforte. Sulamith — o sprich:
Wie kam's? Was hat der König nur —
Sulamith. Nicht er!
Hadad. Und wer hat Macht, in seinem Haus zu schalten,
Trotz seinem Willen?
Sulamith. Zu der fremden Fürstin
Mußt' ich schon früh. Voll Huld empfing sie mich,
Doch plötzlich finster ward ihr Blick — wodurch
Hatt' ich sie nur erzürnt? — und ließ mich führen
In dies Gemach, wo ich gefangen bin,
Ratlos und bang.
Hadad. Kein Haar auf Deinem Haupt
Soll sie Dir krümmen, weil Hadad noch atmet!
Komm, komm, ich führe Dich hinaus! (Will sie fortziehen.)
Sulamith (ihn abwehrend). Bist Du
Von Sinnen? Fliehn, o fliehn Du selbst, eh' Dich
Der Wächter mahnt. Wenn gar sie selbst Dich fänden —
Hadad. Sie fürcht' ich nicht. Ich fürchte niemand. Sieh!
(ein Messer aus dem Gürtel ziehend)
Dies Messer, das ich sonst zur Schafschur brauchte,
Ich stoß' es Deinem Hüter in die Brust,
Daß er zusammenbricht. Dann bist Du frei.
Sulamith. Frei? Und was hülfe mir's? Wohin entfliehn,
Daß mich der Arm der Mächt'gen nicht ereilt?

Digitized by Google

Nein, steck die Waffe fort. O daß Du kamst,
Ich dank' Dir's tausendmal — ich war so einsam,
So ganz verzagt. Nun bin ich still und froh
Und gutes Muts, nun geh! (Will ihn fortdrängen.)

Hadad. Ich weiche nicht,
Eh' ich Dich sicher weiß!

Sulamith (horchend). Still! horch! — Man kommt —
Von dort — die Königin —

Hadad. So mag sie kommen!

Sulamith (ängstlich dringend). Hadad, wenn Du mich liebst
— noch ist es Zeit —

Hadad. Ich will sie fragen —

Sulamith (verzweifelt umblickend). Willst Du meinen Tod?
Ich sterbe, wenn sie Dir ein Leides thun.
Kannst Du das wollen? Deine Sulamith
Verzweifeln lassen? Fort!
(Sie drängt ihn nach der Thür in der Mitte.)

Hadad. O Du bist grausam!

Sulamith. Ich bin's zu Deinem und zu meinem Heil.
Fort! fort! (Drängt ihn hinaus, schließt den Vorhang, lauscht.)
Er geht — er redet mit dem Wächter —
Nun, Herr mein Gott, der du die Himmel lenkst,
Nun sei mit mir!

Dritte Scene.

Sulamith. (Von links tritt) **Balkis** (hastig ein, hinter ihr) **Ben Jsbah** (bewaffnet, bleibt an der Schwelle stehen, während sie rasch auf Sulamith zuschreitet).

Balkis (auf Sulamith herabblickend, die auf ein Polster niedergesunken ist). Hast Du Dich nun bedacht?
Noch heut kehrt eine Schar von meinen Dienern
Mit einer Botschaft in mein Reich zurück.
Zwei meiner Frauen sollen freundlich Dir
Zu Diensten sein. In Saba findest Du
Ein köstlich Leben, wie Du nie geträumt,
Daß, wenn Du je an Deinen niedren Stand
Zurückdenkst, Du die Stunde segnen wirst,
In der Du Gnade fandst vor meinen Augen.
Sprich, Sulamith! Die Stunde drängt. — Du schweigst?

Sulamith (schüchtern, ohne aufzublicken). Weiß es mein Vater?
Wird er mit mir ziehn?

Balkis. Dein Vater — nicht sogleich. Doch folgt er Dir,
Deß sei gewiß. Er wird zufrieden sein,
Weiß er sein Kind gleich einer Fürstentochter
In meinem Schutz gehalten; und wofern
Ein Jüngling meines Volks Dein Herz gewinnt,
Will ich so reichen Brautschatz Dir verleihn,
Wie einer Tochter ich ihn gönnen würde.

Sulamith (vom Polster herabgleitend, ihr zu Füßen). O meine gütʼge Herrin, segne Dich
Der Herr mein Gott dafür mit reichem Segen,
Daß Du so huldvoll Dich mir zugeneigt!
Ich aber bleib' in all dem Reichtum arm!
Ja könnteſt Du mich selbst zur Herrscherin
Von weiten Reichen — keinen frohen Tag
Erlebt' ich mehr. Ich wär' ja nicht daheim,
Nicht bei den Meinen!

Balkis. Hör' ich recht? Du bleibst
Verstockt?

Sulamith (umfaßt ihre Knien). O zürne nicht! O haſſe nicht
Dies eigenwillige Herz, das brechen wird,
Wenn man es trennt von allem, was es liebt!

Balkis (tritt heftig zurück, so daß Sulamith zu Boden fällt). Haſſen? Wer bist Du, daß ich meines Haſſes
Dich würdigte? Den Wurm, den meine Sohle
Zertritt, beim ew'gen Licht, ich haſſ' ihn nicht,
Doch aus dem Wege soll er mir, bevor er
Mir in die Ferse sticht. — Ben Jsbah!

Ben Jsbah (tritt vor). Herrin —

Balkis. Nimm diese, führe sie hinab zur Sänfte.
Mit Deinem Haupte bürgst Du, daß sie nicht
Entkommt. Dann fort, in dieser Stunde noch!
Das Weitere weißt Du.

Sulamith (aufspringend, entsetzt). O erbarme Herrin —

Balkis (ohne sie anzublicken, mit eisiger Härte). Wenn sie sich sträubt, so fessle sie; dafern
Sie schreien will, ein Band um ihre Zunge!
Noch vor der Nacht mußt Du so ferne sein,
Daß nicht der schnellste Reiter Dich erreicht.

Sulamith. O Königin — beim ewigen Herrn der Himmel — (Faßt ihr Gewand.)

Balkis (sich losreißend). Fort! — Wer der Güte widerstrebt, der leide
Gewalt! (Schreitet rasch der Pforte links zu.)

Sulamith (zu Ben Jsbah). Erbarmen! O Erbarmen!
Rühre mich
Nicht an! Was that ich Dir? O Vater, Vater,
Wenn du dein Kind jetzt sähest! O Hadad,
Hilf deiner Sulamith!

Vierte Scene.

Vorige. Hadad (hereinstürzend).

Hadad. Wer wagt es, Hand
An meine Braut zu legen? (Gilt zu ihr hin, faßt sie am Arm, schwingt drohend das Messer gegen Ben Jsbah.)

Ben Jsbah. Frecher Knabe,
Zurück! (zückt das Schwert.)

Balkis (dazwischentretend). Halt ein! Die Klinge weg,
Ben Jsbah! (da dieser zaudert)
Gehorche! (Pause.) Wer ist dieser Jüngling? Wie
Drang er hier ein? Ward sie so schlecht bewacht?

Sulamith (in höchster Angst). O Königin, zürn ihm nicht!
Er ist mein Bruder —
Die Schwester sucht' er auf — sein Flehen rührte
Des Wächters Herz —

Balkis. Dein Bruder? Nannt' er Dich
Nicht seine Braut?

Hadad. So sagt' ich, Königin,
Und daß es wahr ist, mag mein Mut bezeugeln.
Drauß am Gebirge wuchs sie mit mir auf
Und schenkte mir ihr Herz, wie ihr das meine
Gehört, seitdem ich denken kann. Du wirst
Sie nicht von mir, mich scheiden nicht von ihr,
Denn eher stirbt sie hier durch meine Hand,
Als daß ich von ihr ließe.

Balkis (freudig betroffen, für sich). Hohe Götter,
Ihr zeigt den Weg zur Rache. — Sulamith,
Jst, was er spricht, die Wahrheit?

Sulamith. O vergieb,
Daß ich Dich täuschen wollt' um seinetwillen!
Doch wär's umsonst. Aus meinen Augen bricht's,
Daß er der Liebste mir auf Erden ist,
Daß es um ihn war, wenn ich Deine Gnade
Verschmähen mußte — doch nun seh' ich Dich
Bei unsrer Liebe, Herrin: trenn uns nicht!

Balkis (für sich). Ha, Salomo! So weise du auch bist,
Das Rätsel dieser jungen Mädchenbrust
Blieb deinem Blick verhüllt. So lerne denn,

Digitized by Google

Daß eitel auch dein Wille! (laut) Geh, Ben Jobah,
Eile zum Tempel, in der Priester Haus,
Und ihrer einen bring mir. Ungesäumt
Will ich den Ehbund dieser Liebenden
Vollzogen sehn.

Sulamith (kniet vor ihr). O Königin — Hadad,
Auf Deine Knie! Allgütiger Gott, wie soll ich
Dir danken, daß du ihr das Herz gerührt!
(Sie küßt den Saum des Gewandes der Königin. Ben Jobah ab.)

Balkis. Spar Deinen Dank! Was ich an Dir will thun,
Das thu' ich mir. Ich sättige mein Herz,
Indem ich Deines labe. Immerhin
Dank Deinem Gotte, daß er dies gefügt.
Denn wahrlich, hättst Du diesen nicht geliebt,
Nie wärst Du eines andern Weib geworden.

Fünfte Scene.

Vorige. Salomo (ist plötzlich geräuschlos eingetreten, hinter ihm) **Ben Jobah** (mit Geberden des Schreckens), die Kämmerer, Gefolge des Königs.

Salomo. Wo sind' ich meinen Gast? Im äußersten
Gemach des Frauenhauses, und bei ihr
Die Jungfrau, die ich schon verloren glaubte?
Sehr seltsam, in der That!

Balkis (ist zusammengefahren, hat sich rasch gefaßt, tritt Salomo mit schadenfrohem Hohn entgegen). Das Räthsel soll
Alsbald sich lösen. Dieses junge Kind
Hat sein geheimstes Herz mir anvertraut:
Sie liebt den Jüngling hier. Doch widerstrebt
Dem Bund ihr Vater, weil der Gidam ihn
Gering und arm bedünkt. Und so gedacht' ich,
Mein Gastrecht übend, dieses gute Kind
So auszustatten, daß der Mangel nie
An ihre Thüre pochte. Ist sie doch
Selbst eine Perle, goldner Fassung wert.
Wenn Du sie kenntest, so wie ich, Du gönntest
Ihr jedes Glück, das ihr bescheidnes Herz
Ersehnen mag.

Salomo. Von neuem, edle Freundin,
Erkenn' ich Deinen hohen Sinn. Doch irrt
Dein Glaube, daß mir dieser Perle Wert
Nicht wohlbekannt. So köstlich dünkt sie mir,
Daß ich, da sie verloren schien, mit Sorg'
Und Unruh sie gesucht — bis ich sie hier
In Deiner Obhut fand. Doch um ihr Glück
Zu schaffen, braucht es Deiner Großmut nicht.
Denn meiner eignen Krone Glanz zu schmücken
Mit diesem Kleinod, dazu kam ich her
Und trete nun vor diese Jungfrau hin,
Sie fragend, ob sie ihres Königs Hand
Ergreifen will, ihm auf den Thron zu folgen,
Geliebt, geehrt vor allen andern Weibern,
Die jemals Krone trugen.

Hadad (zurücktaumelnd). Ew'ger Gott!

Sulamith (deßturzt zu Balkis sich wendend). O gütige Königin, erbarm Dich, sprich!

Balkis (mit lauerndem Blick). Hör' ich den weisesten der Menschen reden?
Der Richter Israels, der allgerechte,
Vernahm er nicht mein Zeugnis für dies Kind?
Für diesen Jüngling glüht sie, ihrer Jugend
Gespielen. Wie nun hofft mein weiser Freund,
Ihr Glück zu schaffen, wenn er zum Gemahl
Sich selbst ihr anträgt, die den andern liebt?
Aus goldnem Becher würd' im Hochzeitswein
Sie Thränen trinken um verlorne Liebe.
Du aber bist gerecht. Du botest mir
Zum Gastgeschenk, was irgend mir gefiele.
Nur eins gefällt mir: dieses Mädchens Glück.
Wirst Du mir's weigern?

Salomo. Das sei fern! Von allem,
Was mein, sei Deinem Wunsche nichts versagt.

Balkis (triumphirend). Dank, edler Freund!

Salomo. Doch dieses Mädchens Wille
Ist frei! Ein jeglicher in Israel
Ist seines Gottes, keines Menschen Knecht.
Nur sie allein entscheide, was sie wählt:
Den Thron des Königs — oder einen Sitz
Am Hirtenfeuer auf der nackten Erde.

Sulamith (die Hände freudig zu ihm erhebend). O gütiger Herr —

Salomo. Du aber, Sulamith,
Bist jung. In jungen Herzen wohnt die Thorheit.
Sie greifen unberaten, unbedacht,
Nur vom Gelüst regiert nach jeder Frucht,
Die bunt sie anlacht, ob sie auch den Tod
Dran essen. Was das lange Leben bringt
Und fordert, hast Du's schon erkannt? Dir steht's
Noch vor der Seele wie ein Morgentraum.
Drum sag' ich: prüfe weislich, Sulamith,
Und wähle dann das Beste. Sieben Tage
Sollst Du in meinem Frau'ngemache wohnen,
Dort zu erfahren, wie im Königshaus
Die Stunden hingehn, ob Dein Herz von hier
Hinweg sich sehnt nach Deiner Bergeshalde.
Kein Mann soll dort Dir nahn, ich selber will
Dir ferne bleiben. Erst am achten Tag
Sollst Du mir sagen, ob Du diesen Hirten
Oder den König wählst von Israel.

Balkis. Adischa, hörst Du? O der list'ge Dämon!

Salomo. Amri und Simri, nehmt die Jungfrau hier
In Eure Hut und führt sie zu den Frauen.
(Die Kämmerer treten näher, Sulamith in ihre Mitte zu nehmen, die in Verzweiflung anschlüssig umherblickt.)

Hadad (rasch vorbrechend). Halt! Rührt sie mir nicht an!
Mein ist das Mädchen,
Und nicht auf Erden der Gewaltigste
Trennt sie von mir. Ha, denkst Du, großer König,
Ich sähe nicht, wohin Dein Anschlag zielt?
In Deinem üppigen Frau'ngemache soll
Ihr Herz verblendet werden, ihre Sinne
Umgarnt, daß sie das Gift der Wollust trinkt
Und den vergißt, den sie bisher geliebt.
Schwach ist das Weiberherz. Es soll kein Mann
Ihr nahn? Doch hundert Weiber werden dort
Ihr dienen, über die erhöht zu werden
Dünkt ihr wohl süßer, als des Hirten Los
Zu teilen, dem nur blödes Vieh gehorcht.
Lengne die list'ge Absicht, wenn Du kannst,
Ja lengne, König! — Seht, er schweigt! Das Wort
Der Wahrheit, auch aus Knechtesmund, beschämt ihn.
Und Du — Du wärst gerecht? ein Diener Gottes?
Der Räuber, den der Hunger treibt zum Raub,
Der Mörder, dem der Zorn das Messer wetzt —
Sie sind dem Auge Gottes wohlgefäll'ger
Als Du, an Lüsten Unersättlicher,
Der Du dem Armen raubst sein einzig Lamm
Und dieses Opfer zu den übrigen

Digitized by Google

Umſtricken willſt mit glühnden Molochsarmen.
(Alle ſtehen wie erſtarrt über die Kühnheit des Jünglings. Baltis betrachtet Salomo mit unverhohlenem Triumph.)

Salomo (will aufbrauſen, bezwingt ſich raſch; dann zu den Kämmerern, völlig gelaſſen). Thut, wie ich ſagte. Dieſen Knaben, dem Der Irrſinn aus den Augen flackert, ſoll Man in Gewahrſam nehmen und den Arzt Ihm ſenden.

Hadad (tacht bitter auf). Irrſinn? O Du weiſer König! So nennt der Hochmut ſtets, was ihn entlarvt. Doch wenn es wahr iſt, wenn mich Wahnſinn treibt, Nun denn, ſo wird der Herr wohl auch mit mir Nicht ins Gericht gehn, wenn ich thue wie Ein Raſender. Den Tod Dir in das Herz, Schamloſer Räuber! Stirb!
(Er ſtürzt auf Salomo zu, der ihn mit feſtem Blick erwartet hat und ihm das hochgeſchmungene Meſſer raſch aus der Fauſt windet.)

Salomo (gelaſſen). Noch iſt's nicht Zeit (wirft das Meſſer zu Boden). Ergreift den Tollen! Bindet ihn! Er büß' es Mit ſeinem Haupt, daß er die Hand erhob Wider des Herrn Geſalbten!
(Die Kämmerer ergreifen Hadad, Bewaffnete treten ein.)

Sulamith (Salomo zu Füßen ſtürzend). Höre mich, Erhabner König! O begnad ihn! Sieh, Ihm hat das heiße Blut den Sinn verwirrt, Ein Höllengeiſt die Hand bewaffnet wider Dein heilig Leben. Sieh hier meine Thränen, O neige Dich der armen Sulamith, Die Du ſo hoch geehrt vor allen Weibern! Nie wird ſie wieder froh, wenn er die Liebe Zu mir, der Unglückſel'gen, mit dem Leben Bezahlen muß!

Salomo (nach einer Pauſe in wachſender Erregung). Steh auf! — Wie? mir zu Füßen, Du, die ich heben will auf meinen Thron? Um Gnade flehend für den Wutentflammten, Der ſeinem König nach dem Leben ſtand? Und wenn er frei von hinnen geht, was dann? Wird nicht der Raſende, der das Geſetz Des Herrn verachtet, von Begier entzündet Durch alle Schranken brechen, um Dein Leben An ſich zu reißen? Sage, wird er's nicht? — Du ſchweigſt; Du kennſt ihn gut. Drum ſag' ich Dir: So wahr der Herr lebt, nie werd' ich Dich ihm Zur Beute laſſen. Was hat er gethan, Welch hohes Werk vollbracht, daß ich das Kleinod, Das höchſte meines Reichs, ihm gönnen ſoll Zum Lohn für ſeine tückiſch jähe That? Ich ehrt' ihn, da ich ihn als Wettbewerber Um Dich geduldet; ſo belohnt er mir's. Hier endet meine Langmut. Doch umſonſt Soll Sulamith nie eine Bitte ſtammeln: Erlebe — (Sulamith macht eine Bewegung, Salomos Hand zu faſſen; er erhebt abwehrend die ſeine.) — lebe! Doch mit dem Beding, Daß Sulamith ſich einen Hüter wähle, Der ſie beſchützt vor dieſes Wilden Glut. Nur zu der Königin von Israel Wird er den Blick nicht heben, das verhoff' ich. Und alſo geh in Deines Vaters Haus Und ſieben Tage bete dort zum Herrn, Daß er Dein Herz erleuchte'. Am achten Morgen Harr' ich des Worts, das Du mir ſenden wirſt.
(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

(Scene wie im zweiten Akt. Morgen.)

Erſte Scene.

Salomo (kommt langſam aus dem Hintergrunde links, bleibt ſinnend ſtehen).

Salomo. Des Armen einzig Lamm — hört' ich nicht ſagen,
Daß Nathan der Prophet das gleiche Wort Zu David, meinem Vater, zürnend ſprach, Um Bethſheba's, um meiner Mutter willen? Warum verfolgte mich's die ganze Nacht Mit jenem Tone, wie's der Jüngling rief? Wo wär' denn Blutſchuld hier? Wo wär' Urias? Iſt Sulamith ſein Weib? Er warb um ſie — Sie war ihm wohlgeneigt — was Wunder auch! Er war der erſte. Muß der erſte ſtets Der beſte ſein? Weil er mit ihr am Bach Die Lämmer weidete — und ich, der ich Ein treuer Hirte meines Volkes war, Mit ihm nicht dürft' ich um die Wette werben, Daß ſie ſich frei entſchlöſſe —? Frei! da liegt's. Iſt noch ihr Wille frei, da ſich's für ihn Um Tod und Leben handelt? Doch wie vieles Thun wir, gehorchend der Notwendigkeit, Was uns, die blindlings taſten ihren Pfad, Zum Glücke führt. Nein, ſtände Nathan jetzt Auf von den Toten, vor mich hinzutreten, Die Stirne ſenkt' ich nicht, wie David that. Nicht ſchriee wider mich unſchuldig Blut, Der ich begnad'gen will anſtatt zu töten, Wie ich wohl dürfte. Und du, Herr mein Gott, Der du die Herzen prüfſt, du weißt, ich will Das Glück nur dieſes Kindes. Daß auch meins An ſeinem Lächeln hängt, iſt's meine Schuld? So führe du's hinaus in deiner Weisheit, Vor der die unſre Thorheit iſt. (Steht einen Augenblick ſinnend, wendet ſich dann und geht langſam nach rechts in den Hintergrund ab.)

Zweite Scene.

Saphat (öffnet die Thür ſeines Hauſes, ruft) **Sulamith** (heraus, die traurig geſtreut vor ſich hinblickt).

Saphat. Komm, komm,
Du böſes Kind! So bleich! Und that die Nacht Kein Auge zu. Wenn Dich der König ſo Erblickt, wer weiß, es rent ihn ſeine Werbung. Er war ſo froh, als ich ſchon heut am Morgen, Statt erſt am achten Tag, ihm Botſchaft brachte, Du habeſt Dir's bedacht und willigſt ein. O wenn Rebekka, Deine arme Mutter — Gott hab' ſie ſelig — dieſen Tag erlebt, Wo ihre Tochter Krone tragen ſoll, Dem Herrn hätt' ſie gedankt mit Freudenthränen. Und dieſe Königsbraut thut gar, als ſollt' ihr Groß Leid geſchehn.

Sulamith (ſinkt auf die Bank mit einem Seufzer). Ich will mich zwingen, Vater, Um Deinetwillen.

Saphat. Was? Um meinetwillen? Und will ſich zwingen? Wunderliches Kind! Erzog ich Dich nicht in der Furcht des Herrn, Zu danken ihm für gut' und böſe Gabe? Und nun er Dich ſo reich begnadet hat, Daß Du erhöht wirſt über alle Weiber, Nun iſt mein frommes Kind wie ausgetauſcht?

Digitized by Google

Was soll der König denken, sieht er Dich
So abgehärmt an Deinem Ehrentag?

Sulamith. Der König meint es gut, so meinst Du's auch,
Doch siehst Du wohl, ich bin so vieler Güte
Nicht wert. — Ich wollt', ich wäre weit entrückt
Von hier zur Bergeswildnis, wo kein Mensch
Sich um mich kümmerte!

Saphat (sich erniedrigend). Will's da hinaus?
Möchtst in die Wildnis, meinst, da fändest Du
Den wilden, zorneswüt'gen Burschen wieder?
Der ist nun zahm gemacht und liegt im Turm,
Der Gottversluchte!

Sulamith (ernst aufblickend). Vater, schmäh ihn nicht!
Er that's um mich.

Saphat (immer heftiger). Um Dich! Der Lotterbube,
Hatt' er ein Recht auf Dich? Droht' ich ihm nicht,
Mit Schlägen würd' ich ihn von hinnen jagen,
Träf' ich ihn je uns Haus? Nicht, weil er arm:
Weil ich erkannt sein tückisch wild Gemüt,
Das ihn zur Wut treibt wie ein reißend Tier.
Hör, wenn Du mich nicht schwer erzürnen willst,
So nennst Du nie den Namen mehr.

Sulamith. Und hab' ich's
Gethan? Du thatest's. Weiß ich doch, ich soll
Auf ewig ihn vergessen. Diese Nacht,
Da ich die Sterne schlaflos wandeln sah,
Rief ich zum Herrn: O Herr, gieb du mir Kraft,
Zu thun nach deinem Willen. Schaffe du
Ein neues, tapfres Herz mir in die Brust,
Das seinen liebsten, tiefsten Wunsch vergißt
Und nur noch klopft, wie du gebeutst. O gieb,
Daß sich mein Vater mein erfreuen mag,
Und ihn, den Armen, der in Schuld geriet
Um mich, laß ihn erkennen, daß es so
Das beste ist! (Sie faßt den Kopf auf die Brust sinken.)

Saphat (sie streichelnd). So recht! So sprichst Du wie
Mein frommes Kind, die Krone meines Alters. —
Sieh nur, da kommen schon die Frauen, Dich
Zur Königsbraut zu schmücken.

Sulamith (aufschreckend, für sich). Wie? Schon jetzt?
(Aus dem Palast kommen Frauen, die das Hochzeitskleid und kostbaren Schmuck tragen.)

Saphat (geht ihnen entgegen). Ihr kommt zu meiner Tochter?
Seht, da sitzt
Das gute Kind, noch ganz verstört vor Glück.
's ist auch kein Wunder, daß sie in das Wunder,
So ihr geschieht, nicht gleich sich finden kann.
Komm, Sulamith! (Sulamith will aufstehen, sinkt wieder zurück.)
Sieh nur das Gotdgewand
Und diesen Brautschmuck! — Habt Geduld mit ihr.
Ihr wißt, sie ist nur einfach auferzogen.
Ihr müßt sie lehren, all die güldne Pracht
Recht königlich zu tragen. Komm nun, komm!
(Sulamith erhebt sich wankend.)
Ich will Dich führen, Kind! Stütz Dich auf mich!
(Sie gehen ins Haus.)

Dritte Scene.

(Von links) **Balkis, Adischa, Ben Jsbah.** (Während dieser Scene sieht man vor dem Gittertor die Karawane sich aufstellen.)

Balkis (sehr erregt). Jst alles bereit, Ben Jsbah,
Die Kameele gezäumt,
Die Rosse geschirrt?

Ben Jsbah. Alles geschah, o Fürstin,
Nach Deinem Wink und Wort.
Zum Südthor ist
Der Vortrab schon entsandt.
Die Sänfte harret Dein
An der Pforte des Gartens.

Balkis (sich umsehend für sich). Hier — hier war's —
Hier sah ich zuerst,
Wie niedrig gesinnt der Hohe! —
Adischa!

Adischa (sich nähernd). Herrin —!

Balkis (leise zu ihr). Schwöre mir, Alte,
Mir Wahrheit zu geben,
Und wäre sie tötlich!
Oh! sterben wär' Gnade der Himmlischen,
Statt zu leben
In Schmach und Qual!

Adischa. Was soll ich sprechen,
Was beschwören?

Balkis (sie an sich ziehend, tonlos). Gestern — Du weißt —
Als ich allein Dich ließ
Mit diesem Könige,
Was hast Du ihm von mir gesagt?

Adischa (bestürzt). Herrin, mein Liebling —

Balkis (mühsam). Sagtest Du nicht, Du habest ihm vertraut,
Was ewig nun Dich reuen würde?
Was war's? Wissen will ich's!
Hörst Du, Adischa?

Adischa (sich fassend). Deine Schönheit pries ich,
Deinen schlanken Leib,
Den Gazellenwuchs,
Den kein sterbliches Auge je
Erblickt, als Deiner alten Amme.
That ich übel daran,
Züchtige mich!

Balkis (flüsternd, ganz leise). Und meiner Seele Blöße
Decktest Du nicht auf?
Sagtest ihm nicht,
Was ich hier in der Nacht
Dir verriet und den Gestirnen?

Adischa (unterwürfig). Kennt meine Herrin
So schlecht die Getreue?
Eh' wär' ich gestorben,
Eh' seinem Hochmut
Ich hätte preisgegeben Dein Herz.
Mich aber wird's ewig reu'n,
Daß überfloß mein Herz
Von meines Lieblings Holdseligkeit
Vor dem kalten Mann, dem Verächter.

Balkis. So ist's gut! So ist mir wohl!
Hoch kann ich heben die Stirn,
Und lachen will ich,
Wenn ich erzähle daheim
Von diesem weisesten der Menschen,
Der Staub auflas von der Gasse
Und wähnt', es sei Gold,
Jndes ein Schatz ihm vor den Füßen lag,
Den er verachtete. — Ben Jsbah!

Ben Jsbah. Herrin!

Balkis. Poche dort an das Haus.
Es beherbergt die edle Braut,
Und ich denke, der Bräutigam weilt bei ihr.
Ruf ihn heraus,

Digitized by Google

Daß sein Gast ihm den Abschied sage.
Denn uns geziemt nicht,
Mitzufeiern ein Hochzeitsfest,
Das ein König begeht mit einer Magd.
Eh' seine Gäste trunken sind
Vom Hochzeitswein,
Wollen wir fern sein
Der hochragenden Stadt,
Wo die Thorheit sitzt auf dem Thron
Und ein Gott herrscht, den wir nicht kennen.

(Ben Jdbah nähert sich dem Hause. In diesem Augenblick tritt von rechts aus dem Garten Salomo auf.)

Vierte Scene.

Vorige. Salomo.

Salomo. Der Gott, den Du nicht kennst, er segne Dich!
Wen sucht in diesem Hause meine Freundin?

Balkis (tritt). Jm Haus des Herrn sucht' ich den Bräutigam.
Jhm aber schwillt von Wonnen so das Herz,
Daß enge Mauern es nicht fassen können.
Er wandelt einsam, seine Seele dichtet
Ein hohes Lied, das der Geliebten Schöne
Besingt und einem braunen Hirtenkind
Die Perlen seines Geistes streut zu Füßen.

Salomo. Du sagst es, Königin. Mein Herz ist froh
Und preiset meinen Gott, daß er im Herbst
Des Lebens mir geschenkt die Frühlingsblüte,
Die mich verjüngt mit ihrem Duft.

Balkis. So jung
Ward Salomo über Nacht, daß er die Bürde
Der Weisheit abwarf und der Thorheit frönt.

Salomo. Wo viele Weisheit ist, da ist viel Grämens.
Nur junge Thorheit lehrt der Nichtigkeit
Des Lebens spotten. Lieb' ist wie Wein,
Der unsre trunkne Seele fröhlich macht,
Daß wir die Welt anlachen, wie das Kindlein
Die Mutterbrust, die es ernährt. (Tritt auf sie zu.) O Freundin,
Sei Du auch fröhlich mit mir Fröhlichem.
Denn fremder Freuden sich erfreuen, ist
Der Weisheit Krone. So hat Gott der Herr
Mein Herz gesegnet, daß er mir zugleich
Mit neuer Liebe neue Freundschaft gönnte! (Er streckt ihr die Hand entgegen.)

Balkis (die Arme kreuzend). Die Hand der Freundschaft
muß sich Dir entziehn.
Es kam mir Botschaft, seit ich fern dem Reich,
Erhebe dort ein ungetreuer Häuptling
Des Aufruhrs Fahne. Jhn in Staub zu werfen,
Genügt ein Blick der echten Königin,
Und darum sucht' ich Dich, Dir Lebewohl
Zu sagen und für gute Gaben Dank.
Du hast mich viel gelehrt, was lebenslang
Jm Geist mir ruhn wird als ein goldner Schatz.

Salomo. Jst's wahr? Du willst hinweg? Und jener Bund,
Den Du begehrt zu stiften zwischen Deinem
Und meinem Volk — ?

Balkis. Es war ein thör'ger Traum.
Nicht gleichen Göttern dienen wir. Die meinen
Sind eifersüchtig. Darum will ich heim,
Mit Opfer und Gebet sie zu versöhnen.
Fahrwohl!

Salomo. Muß es denn sein? So sollen tausend
Gewappnete bis an die Grenze Dich
Geleiten. Mich hält hier die Pflicht zurück,
Am Tag der Hochzeit nicht der Braut zu fehlen.
Doch sie, der Du so große Huld gezeigt,
Wird Dir noch danken wollen.

Balkis. Jhres Danks
Begehr' ich nicht (wendet sich zum Gehen).

Salomo. Du siehst, hier naht sie selbst.

Fünfte Scene.

Vorige. Sulamith (in reichem Schmuck, tritt aus der Hütte, von ihrem Vater geführt, hinter ihr die Frauen).

Balkis. Halt aus, mein Herz!
Ha, wie schön sie ist!
Abischa, siehst Du sie? (Abischa zuckt verächtlich die Achseln.)
(Aus dem Palastthor kommt) **Abdiel,** (hinter ihm eine große Dienerschar, dann) Priester, zuletzt **Hadad** (in Ketten, zwischen zwei Bewaffneten).

Salomo. O Sulamith, Du trittst hervor, so lieblich
Wie aus dem Taugewölk der junge Tag,
Als Du mir Botschaft sandtest in der Frühe,
Dir sei des Herren Willen kund geworden,
Du sollest heut den Thron in Jsrael
Besteigen, da frohlockte meine Seele,
Und ich demütigte mich vor dem Herrn
Und rief: Gieb, Herr, daß ich dies junge Leben
So mag beglücken, wie sie meins beglückt!
Wenn eine Thräne je ihr Auge weint,
Die ich verhüten können, falle sie
Wie Tropfen glüh'nden Erzes auf mein Herz.
Herr, segne diesen Bund! (Er tritt auf sie zu, faßt ihre Hand, sie blickt unverwandt zu Boden.) Doch eh' ich Dich
Zum Tempel führe, lös' ich erst das Wort,
Das ich Dir gab! — Führt den Gefangenen vor!
Nehmt ihm die Fesseln ab! — Bethörter Jüngling,
Der Du nach Deines Königs Leben standst,
Geh frei hinweg; der Schuld bist Du entlassen.
Doch hüte Dich, je wieder vor mein Auge
Zu treten. Meine Kämmrer sollen Dir
Mit Gold die Taschen füllen, daß Du nicht
Zu darben brauchst, verbannt in fremdem Land.
Das Auge Gottes folge Dir und leucht'
Auf gutem Pfade Deinem Wandel!

Hadad (der erst sprachlos Sulamith angestarrt hat). Herr,
Wenn Du auf Dank gerechnet hast, so sende
Dein Sprnch zum Tode mich, anstatt zum Leben,
Zu einem Leben — trauriger denn Tod.
Mein Leben hing an dieses Mädchens Hauch;
Von ihr getrennt verschmacht' ich. Doch was liegt
An mir? Jch Thor! Nach meines Königs Haupt
Jückt' ich den Mordstrahl. Jn das eigne Herz
Hätt' ich ihn senken sollen. Dafür muß
Jch büßen; so ist's recht. Du aber — Du —
O Sulamith, weh Dir! Um welchen Preis
Hast Du mich losgekauft! Gelinder träfe
Das Henkerbeil —

Salomo. Genug! Heb Dich hinweg!

Hadad (sich gewaltsam fassend). Herr, ich gehorche. Sulamith, fahrwohl!
Der Herr des Himmels segne Dich! Vergiß
Den Unglückselgen, wenn Du glücklich bist,
Und — Gott mit Dir! (Er wendet sich und wankt hinweg. Die Menge teilt sich, ihn durchzulassen.)

Salomo. Nun, heil'ger Priester, schreite
Voran, den Bund im Tempel einzusegnen. (Er tritt zu Sulamith.)

Digitized by Google

Sulamith (die in mühsamer Fassung, immer die Blicke gesenkt, dagestanden, blickt plötzlich auf, schlägt die Hände vors Gesicht, wendet sich dann nach der Seite, wo Hadad sich entfernt, ruft mit ausbrechender Leidenschaft). Hadad! O mein Hadad!

Salomo (zornig auffahrend). Beim Herrn des Himmels —
(will ihre Hand fassen, sie entzieht sich ihm.)

Sulamith. Hadad! O geh nicht fort!

Hadad (stehen bleibend). Wer ruft mir!

Sulamith. Ich!
Ich, Deine Liebste, Deine Sulamith.

Salomo (heftig). Hast Du vergessen —

Sulamith. O mein gütʼger König,
Nichts, nichts vergaß ich. Deine Huld und Gnade
Und seine Schuld und meines Vaters Wunsch:
O Alles, Alles steht vor meinem Geist.
Ich aber kann nicht anders!

Saphat. Kind, o Kind —

Sulamith. Nein, Vater, 's ist umsonst. Ich weiß, Du wirst
Mir zürnen, zürnen wird mir auch der König,
Der überschwänglich mich begnaden wollte.
Undankbar werdʼ ich scheinen, ungehorsam
Dem Willen Gottes. Doch ich fühlʼs, ich stürbe,
Wenn ich nicht sagte, wie es mir ums Herz.
Nehmt diesen Schmuck mir ab —
(Sie löst ihr Diadem aus dem Haar.)
— den goldnen Mantel,
Der mich erdrückt — die Spangen —
(Sie streift sie ab.) — laßt mich wieder
Das arme Mädchen sein, und wenn mein Liebster
Dem Tod verfallen ist, dafern ich nicht
Die Krone tragen will in Israel,
So mögʼ er sterben, aber ich mit ihm!
Besser ein Häuflein Staubes sein zur Seite
Des Einen, den ich liebe, als getrennt
Von ihm ein Leben führen voller Glanz,
Den Gram im Herzen um verlorne Liebe!
(Sie hat alle zur Seite geschoben und ist zu Hadad hingeeilt, der während ihrer Worten sich mit Geberden unglaubiger Überraschung genähert hat und sie in seinen Armen auffängt, da sie vor ihm niedersinken will.)

Balkis (triumphierend). Ihr Himmlischen! Ich bin gerächt!

Hadad. Nein, Liebste!
Nein, das sei fern, daß ich in mein Verderben
Dich mit mir riffe! Leben sollst Du, leben
Und mich vergessen. Du bist rein von Schuld;
Ich aber — siebenfachen Tod verdientʼ ich,
Nähm' ich das Opfer Deines Lebens an.
Laß diesen Arm von mir — geh, geh ins Leben
Und mich laß in den Tod!

Sulamith. Still! Hörst Du nicht?
In Lüften klingt mir unser altes Lied:
Wo weilt, der meine Seele
Speiset und tränkt?
Hörst Du ihn, unsern Brautgesang? O wenn
Der letzte Hauch von unsern Lippen geht,
Dann wird mir sein, als hört' ich Engel singen:
Du bist's, der meine Seele
Speiset und tränkt!
(Sanft. Sie halten sich umschlungen.)

Balkis (zu Salomo). Wie nun? Wie stimmt zu Deinen
Hochzeitswonnen,
Mein Freund, dies Brautlied? Nun erkennʼ auch ich,
Daß Alles eitel. Glück weissagte Dir
Dein Herz von diesem Bunde, und dies Kind —
Aus Deinen Armen flüchtetʼs in den Tod.

Nun, weiser Freund, bewähre Deine Weisheit!

Salomo (der in fechtbarem Kampfe gestanden, plötzlich sich in voller Würde aufrichtend). Das will ich, dazu helfe mir mein
Gott! —
Ergreift den Jüngling! Haltet ihn, daß er
Mir nicht entrinne! (Zwei Krieger nehmen Hadad in die Mitte.
Sulamith tritt bestürzt zurück.) Setzt er seinem Trotz
Und Übermute nicht die Krone auf,
Indem er zeigt, daß von uns beiden er
Der Stärkre? daß geächtet und verbannt
Er doch die Macht hat, mir die Braut zu rauben?
Und sie, die Undankbare, der ein Los
Ich gönnte, Tausenden beneidenswert,
Verwundet sie nicht tötlich meinen Stolz,
Mir meine Gnade vor die Füße werfend,
Wie nicht'gen Tand? Bei meinem Leben, Fürstin,
Du lagst wahr: all meine Macht und Weisheit
Ist eitel. Dieses unvernünft'ge Kind
Mit einem Hauche stürzt es sie in Staub.
Und ich — das litt' ich wehrlos? Daß hinfort
Die Kinder hinter mir ein Spottlied sängen:
„Er schlug mit seinem Schwert Zehntausende,
Ihn aber überwand ein Hirtenmägdlein?"
Nun, bei dem ew'gen Gott! ihr triumphiert
Zu früh. So hoch will ich mich über euch
Erheben, daß ihr euch besiegt sollt geben
Und zeugen, daß ich doch der Stärkre bin. —
Tritt vor, Hadad! (Es geschieht.) Legt ihm den Mantel an,
In welchem ich zur Hochzeit schreiten wollte.
Der Kronen braucht's nicht. Ihre Lieb' und Treue
Krönt sie mit einem Strahlendiadem,
Das glänzen wird, so lange lebt die Liebe
Hadads und Sulamiths im Sängermund.
Du aber, hoher Priester, führe jetzt
Das Paar zum Tempel, die der Tod zu trennen
Nicht Macht besaß, fürs Leben einzusegnen.
(Große Bewegung. Sulamith und Saphat, während Hadad geschmückt wird, wollen Salomo zu Füßen fallen. Er wehrt sie mit einer Geberde ab, tritt zu Baltis.)

Und wir nun, meine Freundin? Du gedachtest
Den Brautschatz ihr zu schenken. Muß es nicht
An mir nun sein, den Bräutʼgam auszustatten,
Daß Saphat ihn als Eidam nicht verschmähte?
Und bleiben wir nicht noch in ihrer Schuld?
Was sie uns lehrten, ist's nicht köstlicher
Als alle Schätze: daß nicht alles eitel?
Daß es ein Ew'ges giebt im Wandelbaren:
Die Liebe, die da stärker als der Tod,
Die nicht der Hölle Pforten überwinden?
O darum sei gesegnet, holdes Haupt, (er legt Sulamith, die mit dem geschmückten Hadad vor ihm niedergesunken, die Hand aufs Haupt.)
Und Du, glückselʼger Jüngling, zeige Dich
So hohen Glückes wert. Steht auf! — (zu Baltis) Du aber,
O Fürstin, nicht verweigern wirst Du jetzt,
Das junge Paar zur Feier zu geleiten.
Doch wenn Du heimgekehrt, so möge dort
Auch Deiner harren ein nicht eitles Glück,
Das über Zeit und Tod unwandelbar
Dein Herz mit Wonne füllt. Dann denk des Freundes,
Der heut von neuem lernte: Fremder Freuden
Sich neidlos freun ist aller Weisheit Krone.
(Indem er der Königin die Hand reicht und sich zum Abgehn wendet, fällt der Vorhang.)

Digitized by Google

Johannes Scherr.

Von Karl Emil Franzos.

Einen alten „Triarier", welcher trotz der Last der Krankheit und der Jahre den Gladius und das Pilum nicht beiseite gelegt, hat sich dieser tüchtige, vielbegabte und tapfere Mann in seinem letzten Buche selbst genannt und damit uns das bezeichnendste Wort über ihn in den Mund gelegt, ja das einzig richtige, sein gesamtes Wesen kennzeichnende Wort. Denn wenn er beifügt, daß dieses historisch-belletristische Buch kein „Kampfbuch" sei; wenn er bereits in einem Vorwort seiner Novellen von 1873 betont, daß ihm, dem „die alte Streitfreudigkeit abhanden gekommen," die stille dichterische Thätigkeit doppelt erfreulich geworden; ja wenn er schon 1853 gelegentlich versichert: „Dies also ist friedliche Arbeit, wobei es fürderhin bleiben soll," so ist all dies nur ein Beweis mehr für die alte Wahrheit, daß wir nicht handeln, wie wir wollen, sondern wie wir müssen, und „nur frei sind in dem Notwendigen." In Wirklichkeit hat weder der „Alte vom Zürichberg", noch der Winterthurer Schriftsteller, noch der Stuttgarter Publizist und Volksredner, ja nicht einmal der Tübinger Student — in Wirklichkeit hat Johannes Scherr niemals in jenem Sinne, wie er es meinte, „friedliche Arbeit" gethan, sondern immer nur „Kampfbücher" geschrieben; sein letztes Werk, dessen Hauptkapitel sich mit Lucrezia Borgia und Christine von Schweden beschäftigen, verdient diesen Namen ebenso wie sein erstes, in welchem „ein brechend Dichterherz süße Düfte im Lied ergießen will", und heller Streitruf klingt auch aus der ganzen, fast unabsehbaren Reihe von Bänden, welche sich zwischen diesen Ausgangs- und Endpunkt des überaus fruchtbaren Autors legt, — es bedarf wahrlich keines leisen Ohrs, um selbst aus der mit innigster Pietät geschriebenen Biographie Schillers, ja sogar aus den Novellen diesen Ruf herauszuhören. Stellen aber, wie die drei oben erwähnten — und ihre Zahl ließe sich leicht auf ebensoviele Dutzende bringen — sprechen nicht dagegen, und während sie scheinbar einen Widerspruch in dieser merkwürdigen Individualität aufdecken, weisen sie thatsächlich auf ihre innere Einheit hin. Denn kein Klopffechter, der aus galliger Laune, geschweige denn aus unsauberen Beweggründen die oder jene Richtung oder Person befehdet, sondern ein rastloser, von echter Liebe, echtem Haß durchlohter Kämpfer für seine Überzeugungen ist Johannes Scherr gewesen, und wer fast ein halbes Jahrhundert lang „unentwegt" — wie bezeichnend für sein Wesen ist, daß ihm dies Wort zum Lieblingswort geworden! — den kriegspfad für seine Ideale wandelt; wer auch dann seinen Göttern treu bleibt, wenn es Rettung und Wohlleben brächte, den Götzen zu dienen, dem muß aus dem Gemüte die Kraft dazu quellen und ein Gemütsmensch sehnt sich zuweilen nach dem Frieden und wähnt, ihn gefunden zu haben. Aber „Frieden giebt nur der Tod", und ihm mehr, als allen anderen Mitlebenden in Deutschland, war es Gebot der innersten Natur, die Feder als Waffe zu führen. Kein Zweifel: es war der streitbarste Mann unserer Litteratur, der in der Frühe des 21. November zu Zürich ausgerungen hat, und in der Haltung eines kämpfenden werden wir sein Bild festzuhalten haben.

Der Streitbarste — das haben ihm Freund und Feind zu Lob oder Tadel nachgesagt, und schon um dieser verdienten Geltung willen wäre er eine interessante Erscheinung und doppelt interessant in einer Zeit, welche uns fast nur noch auf den weiten Feldern der Naturwissenschaft oder der Volkswirtschaft eine großzügige sachliche Polemik gewahren läßt, aber nicht mehr auf dem der schönen Litteratur und ihrer Grenzgebiete. Hiezu kommt, daß er an sich bedeutsam ist, nicht bloß relativ unser bemerkenswertester Polemiker. Wie immer, wenn ein Mann eine Ausnahmestellung erringt, zu deren Bezeichnung selbst der ruhige Bentleier die feine, wohl zu bewahrende Klinge des Superlativs aus der Scheide ziehen muß, waren es besondere Gaben der Natur und besondere Eindrücke des Lebens, die vereint zu solchem Ergebnis mitgewirkt. Freilich ist es immer ein Wagestück, die Biographie einer Seele andeuten zu wollen; es ist stets ein kaum angedeuteter Pfad, auf welchem wir die Wanderung vom Werdenden zum Gewordenen zurückzulegen haben; hier aber scheint mindestens das Wichtigste erkennbar. Es ist ein gemütreicher phantasievoller Knabe, welcher in dem Schulmeisterhause am Hohenrechberg unter der Hut einer weichen Mutter und eines ungewöhnlich begabten, wenn auch von der Not des Lebens halberdrückten Vaters heranwächst; die Stube ist eng, die Wissen sind schmal — Johannes ist das zehnte Kind! — und zu der Stickluft der Armut eint sich der Weihrauchdunst aus der nahen katholischen Kirche. In solcher Atmosphäre werden schwächliche Naturen leicht zu gedankenlosen Duckmäusern, aber kräftige leicht zu grübelnden Trotzköpfen; daß unser Knabe zum letzteren wird, bewirkt auch das Vorbild seines älteren Bruders Thomas, der sich auf Schweizer Boden als Pädagog seine Stellung gemacht und von den Geschwistern just diesen Bruder emporzieht, weil er so rasch begreift, solchen Heißhunger nach allem Gedruckten zeigt. So studiert Johannes, vom Bruder mit dem Nötigsten versehen, aber früh auf die eigene Kraft angewiesen, wenn er nur etwas Butter aufs Brod haben will, das Gymnasium in Schwäbisch-Gmünd und kommt dann auf die junge Hochschule nach Zürich, welche ein Jahr vorher, recht als eine Hochburg des freien Geistes, gegründet worden. Kein Wunder, daß der blutarme, katholische Schulmeistersohn aus dem stramm regierten Württemberg hier den Radikalismus mit allen Poren einsaugt; und ebenso, daß ihm auch die Schweizer Freiheit nicht lange genügt und das ferne Amerika

Digitized by Google

wie eine Verkörperung seiner Träume vor ihm auftaucht, so daß er nicht genug Bücher und Zeitungen von drüben lesen kann. Aber jene eherne Zucht, in welcher ihn Vater und Bruder gehalten und die allmählich zur ebenso ehernen Selbstzucht geworden, lassen ihn seine Studien — Philologie und Geschichte — mit stupendem Fleiße betreiben; ein gleichfalls ungewöhnliches Gedächtnis steht ihm dabei hilfreich zur Seite, aber die aufgespeicherte Masse des Wissens bleibt nicht tot, weil die rasche Auffassung und der Trotz des Knaben dem Jüngling treu geblieben; ein kritischer Kopf, selbständig bis zum Eigensinn, im Wesen wen'g manierlich und seines kaustischen Witzes wegen vielbemerkt, so tritt uns Scherr schon als Züricher, dann als Tübinger Student entgegen. Hier macht er seinen Doktor und geht dann wieder nach der Schweiz, als Hilfslehrer an seines Bruders Institut in Winterthur. Die drei Jahre, die er dort verbringt (1840—43), sind die eigentlichen Lehrjahre des Schriftstellers; hier reift, nachdem er das „barbarische Notwesch der Hegelei" überwunden, an Schopenhauer und Carlyle seine Weltanschauung, an Schlosser seine Art der historischen Auffassung, an Schiller und den Freiheitsdichtern sein Pathos, an Börne sein Straf- und Mahnton, und aus seiner Lektüre amerikanischer Zeitungen endlich wächst ihm nicht das einzige, aber das für ihn bestimmendste Vorbild seiner derbkaustischen Art zu. So viel und nicht mehr ist über seine Werdezeit mit Bestimmtheit zu erkunden; „der furor autobiographicus ist eine Krankheit unserer Zeit", hat er einmal an einen Wiener Freund geschrieben; niemals hat er leider — man darf dies bei jedem bedeutenden Menschen beklagen — eine Selbstbiographie verfaßt; nur ab und zu fällt in der und jener seiner Schriften eine Andeutung, und aus diesen verstreuten Steinchen ist die obige Mosaik zusammengefügt. Daß sie Lücken haben mag, ist selbstverständlich, aber wesentliches dürfte uns doch nicht fehlen; das erkennen wir, wenn wir die Gegenprobe machen, den Weg vom Gewordenen zum Werdenden einschlagen, obwohl auch dieser unsicher genug ist; es wäre Vermessenheit zu wähnen, daß man jemals eine Individualität in ihre Elemente zerlegen könnte, wie eine Summe in die Addenden. Schlagen wir nun also die Erstlingswerke Scherrs auf: Die „Lauten und leisen Lieder" (1842), die „Briefe eines jungen Deutschen aus dem Exil" (1843) und die Schrift „Württemberg im Jahre 1844", dann tönen uns daraus in durchaus individueller Verbindung die Stimmen der erwähnten Dichter und Denker entgegen, vor allem aber der Widerhall der Kämpfe und Nöten der eigenen, so überaus harten Jugend. Da tritt neben ein Pathos, zu welchem Schillers Erstlingswerke Gevatter gestanden, neben eine fast rhythmisch bewegte, mit Schlagworten und Bildern aufgeputzte Diktion, welche Herweghs und Becks klingende Verse in die Prosaform aufzulösen scheint, zuweilen plötzlich eine urwüchsige, ja oft ins Ungeheuerliche gesteigerte Derbheit, welche stellenweise durch Wendungen, wie: „kolkulier ich" und „ist ein Fakt" ihre amerikanische Ursprungsmarke verrät, freilich nur, was ihre Form, nicht was ihr Wesen betrifft, denn das ist dem trotzigen Schulmeistersohn eingeboren — und ähnliches könnten wir von Form und Inhalt anderer Stellen sagen, welche mit Börnes „zorniger Liebe" wetteifern wollen oder beweisen, wie mächtig sich der junge Autor durch Carlyles „Sartor resartus" oder dessen eben erschienene „Lectures on heroes" angeregt gefühlt, ohne gleichwohl dem originellen Schotten oder irgend einem anderen seiner Lieblinge gegenüber zum bloßen Nachtreter hinabzusinken. Es ist bisher, selbst nach Scherrs Tod, von diesen Büchern nirgendwo eingehend gesprochen worden, und doch sind sie unumgänglich für die Erkenntnis seines Wesens; wer die gereimten, „allen Reaktionären" gewidmeten Philippiten in den „Liedern", die Parallele zwischen den deutschen und schweizerischen Verhältnissen in den „Briefen", oder etwa das „mückerische Heldengedicht: Schrade und die Beschradeten oder Beschadeten" in der Schrift „Württemberg" liest, wird erkennen, warum der Hülfslehrer von Winterthur zur Feder des Schriftstellers gegriffen, warum er von vornherein sein mußte, was er dann unter demselben Zwange, dem seiner innersten Natur, geblieben: der Mann des Kampfes, der Polemiker.

Es hieße keinen Aufsatz, sondern ein Buch schreiben, wenn wir nun nachweisen wollten, wie sich dieser polemische Zug durch Scherrs gesamtes Schaffen im kleinen, ja im kleinsten erhärten läßt, und ebensowenig können wir hier bei jedem einzelnen seiner Bücher verweilen — hat er doch mehr Bände geschrieben, als deren eine reguläre deutsche Hausbibliothek zu zählen pflegt; die Zahl schwankt um das Hundert. Das ist selbst für 44 Jahre eines Lebens, dem die Arbeit der ganze Inhalt und die einzige Würze war, viel; rechnet man hiezu, daß er daneben immer noch eine andere zeitraubende Beschäftigung hatte — er war nacheinander Erzieher, Zeitungsschreiber, Abgeordneter, dann Dozent, wieder Erzieher und im letzten Vierteljahrhundert Professor — so ist es sehr viel, und in welchem Sinne es zu viel ist, soll später berührt werden. Unwillkürlich wird man versucht, die kleine Armee, der besseren Übersicht wegen, in einzelne Häuflein abzuteilen, was freilich nicht zwanglos abgeht bei einer Individualität, die immer mehr den Gesetzen der eigenen Entwickelung, als denen der Ästhetik gefolgt. Wohin sind z. B. jene bunten Sammlungen zu zählen, die mit dem „Mixed-pickles" (1864) beginnen, mit den „Geschichten und Gestalten" (1886) schließen und in welchen sich Novelletten, kulturgeschichtliche Aufsätze, Humoresken, Dichterporträts, politische Essays, Verse und manches andere friedlich unter einer Decke zusammenfinden?! — es ist eben „Farrago", wie auch eines dieser Bücher heißt. Oder wohin sind Werke wie das „Sommertagebuch des Jeremia Sauerampfer" zu zählen, zu den politischen oder zu den historischen Schriften? Aber während wir diesen geringeren Bedenken Ausdruck geben, will ein größeres in uns nicht verstummen, bis es die Feder niederschreiben muß: ist nicht in jedem dieser Werke, einige Geschichtsbücher und Kompendien abgerechnet, so viel vom Polemiker, vom Gelehrten, vom Dichter, daß eigentlich die Nebenzitel gleichgiltig sind? Und würde nicht zu jenen, die unser vergeblich Mühen belächeln, auch er gehören, sofern er noch unter uns wandelte? Doch nein! — er selbst hat ja jene Nebenzitel gewählt und namentlich sein dichterisches Schaffen streng von dem übrigen geschieden wissen wollen! Bleiben wir bei seiner Anordnung, legen wir neben jene Reihe bunter Sammlungen und politischer Schriften eine noch mächtigere geschichtlicher und sittengeschichtlicher Werke, dann die Schriften zur Litteratur; vergessen wir das einzige dünne Bändchen Lyrik nicht und häufen wir schließlich die Romane und Novellen auf. Mehr Titel, als bereits

Digitized by Google

in diesen Aufsatz eingeflossen oder noch einfließen sollen, seien an dieser Stelle nicht genannt; wohl aber muß nun angedeutet werden, was ihnen allen neben dem polemischen Zug gemeinsam ist, und inwieweit sich derselbe in ihnen durchweg äußert.

So weit zunächst, als er in der Weltanschauung Scherrs begründet ist. Man weiß, er huldigt, um sein eigen Wort zu gebrauchen, jenem Pessimismus, „welcher ganz Gefühl und Leidenschaft ist, das Elend des Daseins zu mildern", welcher, wie es der handschriftlich wiedergegebene Aphorismus in diesem Hefte besagt, dem Menschen auferlegt, seine Pflicht zu thun, obwohl der Weg des einzelnen wie der der Gesamtheit aus Nacht in Nacht geht. Man mag über die Richtigkeit oder Zweckdienlichkeit dieser Anschauung sehr verschieden denken, an sich inkonsequent wird sie keinem erscheinen, der selbst Pflichtgefühl hat, und er wird es begreiflich finden, wie sie diesem gemütreichen, unter Hunger und Bedrängnis zum Fanatiker der Pflicht auferzogenen Manne schon aus seinen eigenen Erfahrungen zum Evangelium werden mußte; daß sich ferner in seiner Weltanschauung jene der beiden Denker, welche den tiefsten Einfluß auf ihn geübt, Schopenhauers Sehnsucht nach der Nirvana und Carlyles Vergötterung der That, verschwistert, ist auch nicht zu verkennen. Diese Weltanschauung aber läßt jenen, den sie erfüllt, seinen friedlichen Mann sein, sie zwingt ihn zum Kampf für das Edle gegen das Schlechte, sie schärft ihm das Auge für das Richtige; sie läßt ihn auf Erden nicht viel Gutes erblicken. Dadurch zunächst ist allen Schriften Scherrs, von der ersten bis zur letzten, eine einheitliche Färbung gegeben, daneben durch die stets gleiche Begeisterung für dieselben Güter: das Vaterland und die Freiheit. Er war ein Mann von historischem Sinn und voll der innigsten, heißesten Liebe für sein deutsches Volk, darum grollte er nicht, daß die deutsche Einheit auf anderem Wege geworden, als einst seine Freunde und er angestrebt; ebensowenig hat er an seinem Programm der sozialen Freiheit starr festgehalten, wohl aber an dem der politischen und der religiösen Freiheit. Als ein gemeinsamer Vorzug seiner Schriften darf ferner gelten, daß seine Polemik eine sachliche ist, und gemeinsam ist ihnen auch mindestens bis zu einem gewissen Grade, soweit es eben der ungenauere Unterschied des Stoffs und der Zwecke gestattet, die Art der Darstellung; sie ist immer lebhaft, nie um ein Gleichnis, einen Witz, eine Unhöflichkeit verlegen; sie ist immer citatenreich und fast immer zu breit — er ließ sich eben leider selten die Zeit, knapp zu schreiben —; sie mischt gern in die wissenschaftliche Darstellung ein anschauliches Bild und in die poetische einen gelehrten Exkurs. Das erstere ist erfreulicher als das letztere. Wenn wir (in „Zwei Königinnen") nach einer langen Darstellung der Intriguen Elisabeths von England gegen Maria Stuart auf das Bild stoßen: „Es ist, als sähe man eine rothaarige Katze mörderisch mit einem schöngefiederten Vogel spielen," so erquickt und orientiert uns dies aufs beste, treffen wir hinwegen in der spannenden Novelle „Nemesis" auf zehn Seiten Polemik gegen die mystische Philosophie, so ist dies keine Kurzweil und die Belehrung problematisch. Mit noch größeren Einschränkungen, wie die Art der Darstellung, darf man seinen Stil als einen gemeinsamen gelten lassen. Es ist immer ein stark gefärbter, effektvoller, durchaus eigentümlicher Stil, zarter Töne fähig, aber doch am glücklichsten da, wo es zu donnern oder gar dreinzuschlagen gilt, reich an Kraft und Witz, an gelungenen Neubildungen und trefflichen Erneuerungen, nicht arm jedoch auch an trivialen und wenig natürlichen Wendungen; wie sehr dieser Stil Scherrs polemische Absichten fördert und die unpolemischen behindert — mit einem wuchtigen Schwert läßt sich schwer pflügen oder streicheln — beweist ein Blick in jedes seiner Bücher. Fast in allen Nekrologen ist zu lesen gewesen, daß Scherr, welcher anfangs fast ungefärbt geschrieben, allmählich in der Absicht, die Wirkungen zu steigern, die Farben immer stärker aufgetragen und absonderlicher gemischt und daß er so die Eigenart zur Manier habe ausarten lassen. Dies ist grundfalsch; man lese seine ersten und seine letzten Prosabücher und wird finden, daß sie fast in demselben Stil geschrieben sind. Die Geschichte von „Parsifal Feigeles und Isolde Purzel" könnte z. B. aus der Sammlung „Haidekraut" (1885) in jenes „Württemberg" von 1844 versetzt werden und die oben erwähnte Episode dieses Buches in die Sammlung von 1885, ohne daß dies der Form nach jemand auffiele, aber keines von beiden könnte man bei einer Sammlung aus den sechziger Jahren versuchen. Was geht daraus hervor? Daß der Kraftstil, den er zuerst und zuletzt schrieb, bei ihm kein Produkt der Berechnung war, sondern seine ureigenste Ausdrucksweise, die er auf der Höhe seines Schaffens mit künstlerischem Instinkt milderte und bändigte, als junger Mann aber und als Greis nicht bändigen konnte.

Diese letzten Bemerkungen gelten nur von seinen eigentlichen polemischen Schriften, nicht von seinen Erzählungen, in welchen eine andere Entwicklung des Stils wahrzunehmen ist. Wie vieles von seinen sonstigen Mühen und Verdiensten hier unerörtert bleiben muß — was er als Dichter geschaffen, darf diese Zeitschrift nicht übergehen. Johannes Scherr hat kein Kunstwerk hergestellt, welches seinen Namen einer ferneren Zukunft überliefern könnte, aber er gehört als einer der Schneidigsten und auch künstlerisch Begabtesten in die Reihe jener Erzähler, welche dem deutschen Volke in der traurigen Zeit von 1850 bis 1866 tröstende Bilder seiner eigenen Kraft und Tüchtigkeit entrollt, den Sinn für Freiheit und deutsche Art erhalten und gemehrt haben. Sein Roman „Michel", seine Novellen „Brunhild" und „Rosi Zurfrüh" sind nicht bloß noch heute gelesene Werke, sondern werden hoffentlich noch lange gelesen werden, denn sie sind gesunde und kräftige Kost. Überblickt man die lange Reihe Scherrscher Erzählungen, so ist zunächst Eines hervorzuheben: daß er, wenn ihm auch die Muße, vielleicht auch der Ehrgeiz, vielleicht die Gemütsruhe gefehlt, mit konzentrierter Kraft jenes Ziel zu erreichen, dem er im „Michel" nahe gekommen, und ein makelloses Kunstwerk zu schaffen, doch im ganzen auf dem richtigen Wege vom Geringeren zum Besseren fortgeschritten ist. Seine beiden ersten Romane: „Der Prophet von Florenz" (1845) und „Die Waise von Wien" (1847) sind gänzlich verschollen; den dritten, „Die Pilger der Wildnis" (1853), hat er später auch der Gesamtausgabe seiner Erzählungen einverleibt; es ist eine glatt, ruhig, fast ohne jeden Anklang an den „Scherr-Stil" geschriebene, sehr unbedeutende Erzählung, die Kämpfe der Puritaner in Nordamerika von 1675 schildernd. In frappierendem Gegensatze zu dieser Geschichte steht die nur ein Jahr später entstandene

Digitized by Google

Novelle „Nemesis“ (1854). Hier ist alles anders; aus der unmittelbarsten Gegenwart ist diese düstere Familiengeschichte aus österreichischen Adelskreisen geschöpft, die Fabel spannend erfunden, die Charakteristik der Personen wie der Zeit voll echten Lebens, die Sprache stellenweise zu wahrer poetischer Schönheit gehoben; selbst die Häufung des Tragischen stört nicht, eben weil es tragische und nicht bloß traurige Geschicke sind. Unterbrächen nicht, wie bereits erwähnt, die vielen Citate und Exkurse den Fluß der Darstellung, der Eindruck wäre noch ungleich mächtiger, aber so viel ist gewiß: nur ein echtes Talent kann sich so auf einen Ruck aus der falschen in die richtige Bahn lenken. Auch „Die Tochter der Luft“ (1855) ist eine Tendenz-Geschichte, diesmal aus dem Schwarzwald; obwohl hier einer verrotteten Adelswirtschaft in wohlthuendem Kontrast gesundes Leben aus dem Bürger- und Bauernstande entgegengestellt wird, wirkt sie schwächer, weil die Erfindung zu gewaltsam ist; in der Charakteristik aber ist ein weiterer Fortschritt unverkennbar, und einer lieblicheren Gestalt, als dem Aivli, sind wir selten begegnet. Zwischen diese Arbeit und seinen besten Tendenzroman, dem „Michel“, legt sich das lesenswerte Kulturbild „Schiller“; er schrieb es 1856, als eine Art Vorstudie zu seinem wackeren Buche „Schiller und seine Zeit“; es enthält mehr Schilderung als Handlung, hingegen wird es niemand der „Geschichte eines Deutschen unserer Zeit“, dem „Michel“ (1858), absireiten, ein wirklicher Roman zu sein. Voll quellenden Lebens und idealer Gesinnung, ein wahres Schatzkästlein an treffenden Beobachtungen und gesunden Anschauungen, ist „Michel“ auch in der Erfindung, der Darstellung, vor allem aber in der Charakteristik das Werk eines wahrhaftigen Dichters. Auch hier wäre manches Citat, mancher Exkurs lieber weggeblieben, aber empfindlich störend sind sie hier kaum irgendwo, und für minder anziehende Stellen des Weges, den uns der Dichter führt, entschädigen uns andere von hohem Reiz; man lese nur — ich hebe keine der auffälligen Glanzstellen hervor, sondern eine unscheinbare — das Kapitel, wie Michel von Jfolden den ersten Kuß erhält, und wird erkennen, daß dies ein Poet geschrieben, obwohl in demselben Kapitel die Entschuldigung steht: „Leser, ich bin leider kein Poet!“ Kann auch das Werk selbstverständlich für uns nicht jenen vollen Tendenzwert haben, wie vor dreißig Jahren, so bleibt es doch als Dichtung wie als Zeitbild aus dem deutschschweizerischen Leben der fünfziger Jahre gleich lesenswert. Was die große Zahl der Scherrschen Novellen betrifft, so sind die beiden besten bereits oben genannt; mindestens „Roß Zurrüh“ aber verdient noch ein besonderes Wort des Lobes, eine mit ungewöhnlicher plastischer Kraft und psychologischem Feinblick vor uns hingestellte Leidensgeschichte einer edlen starken Frauenseele, welche sich in einer furchtbaren Prüfung zu wahrhaft heldenhafter Größe emporschwingt.

Er war selbst ein Dichter, dazu ein Mann von ungewöhnlichem Scharfblick, von größtem Fleiß und geradezu enormer Belesenheit, und diese Vereinigung guter Eigenschaften hat ihn zu einem trefflichen Kritiker gemacht, der auch auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte wertvolles geleistet. Wenige seiner Kollegen sind der modernen Produktion so eifrig gefolgt, so wohlwollend gegenüber gestanden wie er. Denn er war trotz seiner Streitbarkeit von wahrhaftem Wohlwollen erfüllt, was ja ebenso ein Ausfluß seines innersten Wesens, seiner Weltanschauung war, wie die Streitbarkeit. Er hat, was ihm gut und lobenswert schien, gefördert, wo er konnte; auch dem Gegner hat er ehrlich gerecht zu werden gesucht, und während viele von uns jüngeren Schriftstellern ihm zu warmem Danke verpflichtet sind, giebt es wenige, die sich über Nichtbeachtung oder gar Ungerechtigkeit seinerseits mit Grund beklagen dürften. Zu seinen bleibenden Verdiensten gehört, daß er in seinem „Bildersaal der Weltlitteratur“ die beste Anthologie und in seiner „Allgemeinen Geschichte der Litteratur“ das einzige übersichtliche und orientierende Kompendium über diese ungeheure Materie geschaffen. Das Letzte, was er geschrieben, ehe ihm der Tod die Feder aus der nimmermüden Hand nahm, ist das Vorwort zur neuen, siebenten Auflage dieses Werkes, und mit dem Schlußsatze daraus seien auch diese Zeilen beschlossen: „Das Banner, unter dem ich mein Lebenlang gedient habe, führte die Jnschrift: „Wahrheit! Freiheit! Schönheit!“ Er hat diesem Banner furchtlos und treu gedient, Ehre dem Andenken dieses braven und tapferen Mannes.

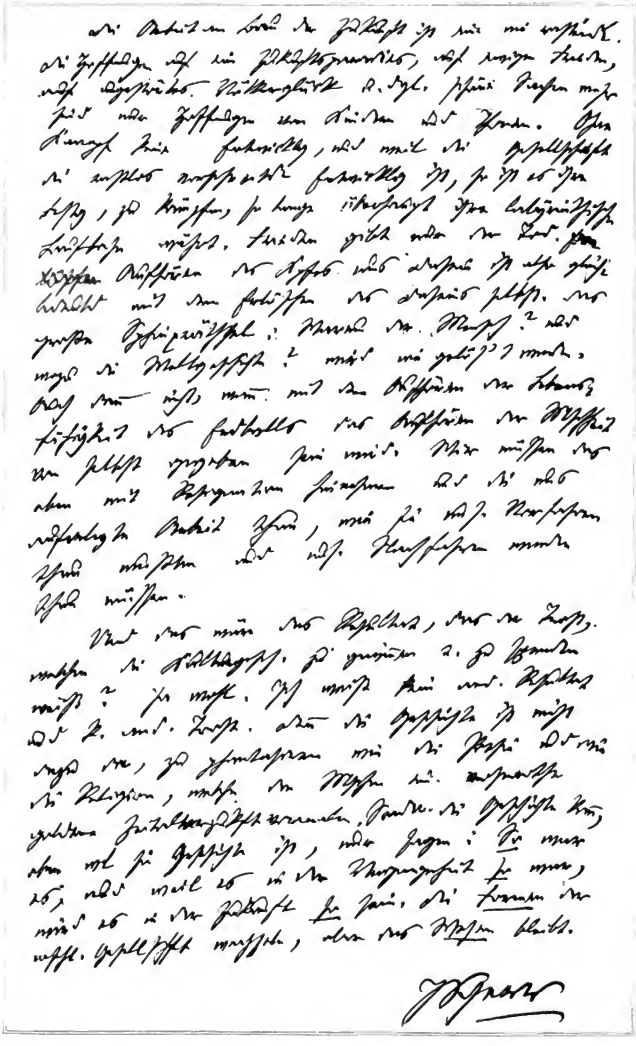
Aphorismen.

Von **Johannes Scherr.***)

Die Arbeit am Bau der Zukunft ist eine nie rastende. Die Hoffnungen auf ein Zukunftsparadies, auf ewigen Frieden, auf ein ungestörtes Völkerglück und dergleichen schöne Sachen mehr sind nur Hoffnungen von Mündern und Thoren. Ohne Kampf keine Entwicklung, und weil die Gesellschaft die rastlos vorschreitende Entwicklung ist, so ist es ihre Bestimmung, zu kämpfen, so lange überhaupt ihre labyrinthische Laufbahn währt. Frieden giebt nur der Tod. Aufhören des Kampfes ums Dasein ist also gleichbedeutend mit dem Erlöschen des Daseins selbst. Das große Sphinxrätsel: Warum der Menschheit und wozu die Weltgeschichte? wird nie gelöst werden. Auch dann nicht, wenn mit dem Aufhören der Lebensfähigkeit des Erdballs das Aufhören der Menschheit von selbst gegeben sein wird. Wir müssen das eben mit Resignation hinnehmen und die uns auferlegte Arbeit

*) Diese Aphorismen — der erste ist auch als Autograph mitgeteilt, sei hier aber der schwer lesbaren Handschrift und der Abkürzungen wegen in Druckschrift wiederholt — sind einer Reihe von Manuskriptblättern entnommen, welche sich unter Scherrs Papieren vorgefunden und die uns als das Einzige, was der Nachlaß Ungedrucktes enthält, von den Hinterbliebenen freundlichst für unsere Zeitschrift zur Verfügung gestellt wurden. Es sind Skizzen zu Vorträgen und beabsichtigten Arbeiten, deren Ausführung der Tod hinderte. Wir haben einiges ausgewählt, was sich selbständig wiedergeben läßt und zugleich für die Anschauungen Scherrs charakteristisch ist.

Digitized by Google



thun, wie sie unsere Vorfahren thun mußten und unsere Nachfahren werden thun müssen.

Und das wäre das Resultat, das der Trost, welchen die Kulturgeschichte zu gewinnen und zu spenden weiß? Ja wohl. Ich weiß kein anderes Resultat und keinen anderen Trost. Denn die Geschichte ist nicht dazu da, zu phantasieren wie die Poesie und wie die Religion, welche den Menschen eine rosenrote goldene Zeitalterzukunft vormalen. Sondern die Geschichte kann, eben weil sie Geschichte ist, nur sagen: So war es, und weil es in der Vergangenheit so war, wird es in der Zukunft so sein. Die Formen der menschlichen Gesellschaft wechseln, aber das Wesen bleibt.

*

Daß wirklich große Männer, d. h. Männer, welche mittelst idealer oder realer Thätigkeit auf die Geschicke ihres Volkes und dadurch auf die Geschicke der ganzen Menschheit bestimmend eingewirkt haben, ihrer Zeit den Stempel ihres eigenen Genius aufprägten, unterliegt keiner Frage. Aber ebensowenig kann bezweifelt werden, daß dieser Stempel hinwieder doch nur die Zusammenfassung und thatkräftigste Ausprägung der die betreffende Zeitepoche bewegenden Ideen und Bedürfnisse war und ist. Selbst die größten Menschen sind Produkte ihrer Zeiten, aber Produkte, in welchen und durch welche die höchsten Strebungen der Zeit ihre Erfüllung finden, ohne daß die Erfüller selber von den Mängeln frei wären, welche eben allem Menschlichen und allen Zeiten anhaften.

*

Alle denkenden Männer wissen es und nur jämmerliche Volksbeschleichler geben sich den Anschein, es nicht zu wissen, daß jedes Volk regiert werden muß, daß seine Führer es leiten, ihm seine wahren und dauernden Interessen deutlich machen müssen, wenn nicht der Staat dem erbärmlichsten Demagogentum und damit dem Zufall, der Willkür und Anarchie preisgegeben werden soll. Der wahre Volksführer soll herrschen, d. h. er soll den vernünftig geleiteten Willen der Bürger zum entsprechenden thatsächlichen Ausdruck bringen. Freilich ist ein solcher Zustand eben zu schön, zu frei, zu menschenwürdig, als daß er jemals lange dauern könnte; denn es ist ja eine tiefschmerzliche These der Weltgeschichte, eine sich immer wiederholende Thatsache, daß die Menschen nicht dazu augethan sind, das Schöne, Große, Würdige, Edle lange zu ertragen, während sie das Joch des Dummen, Gemeinen und Schlechten geduldig Jahrhunderte und sogar Jahrtausende schleppen.

*

Der Prozeß der Weltgeschichte ist im ganzen und großen ein streng gesetzter. Er vollzieht sich nach seinen eigenen, zwischen den Gegenpolen von Schuld und Sühne sich drehenden Gesetzen, und mögen die aufeinanderfolgenden Generationen der Menschen in dem unaufhaltsam einherflutenden Strome dieser logischen Notwendigkeit schwimmen und ringen, wie sie wollen, er trägt sie doch alle unwiderstehlich und mit ruhiger Majestät hinaus in den endlosen Ozean der Zeit. Aber eben das macht einen gewaltigen Unterschied, wie man in diesem Strome schwimmt und ringt. Wollte man auf dieses Wie? kein Gewicht legen, so würde das ethische Prinzip, würde das Grundgesetz der Sittlichkeit, des Rechtes und der Ehre, würde also alles, was die Menschen über das Tier erhebt, was die menschliche Gesellschaft bindet und zusammenhält, aus der Welt verschwinden. Die Menschheit müßte zunächst einem brutalen Fatalismus verfallen und später zu einer Blasiertheit verstumpfen, welche die Species Mensch gar bald aus dem System der Zoologie austilgen würde.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Ossip Schubin, „Gloria victis!“ Roman in vier Büchern (2 Bände). Berlin, Paetel 1887.

„Ruhm den Besiegten!“ Diese Besiegten sind die alten Adelsgeschlechter Österreichs, und ihr rücksichtsloser Besieger ist die Finanzaristokratie. Der Adel wird von einem seiner Vertreter als eine „romantische Ruine“ bezeichnet; ein anderer führt das Bild weiter aus: „Eine Zeit lang wird die Ruine doch noch stehen und die rings um sie her aus der Erde schießende neue praktisch moderne Architektur einschließlich mittelst ihrer zeitgestemmten vornehmen Unbrauchbarkeit, und dann . . . beim nächsten Erdbeben — — krach — (er macht eine kurze charakteristische Handbewegung). Die, welche jetzt am meisten an uns herumnapfen, werden's erst nach dem Umsturz einsehen, welch großes Stück Poesie und Zivilisation unsere Trümmer begraben müssen. Mit uns geht's zu End', aber . . . was kommt nach?“

In diesen Worten ist die Grundidee des Romanes ausgesprochen, um welche sich die einfache Handlung gruppiert. Der frühere Arzt Alfred Stein, der in seiner Jugend bei vornehmen Damen viel Glück gehabt, hat sich durch waghalsige und teilweise sogar zweifelhafte Spekulationen zum Besitzer vieler Millionen und zum „Conte Capriani“ emporgeschwungen. Eine glühende Sehnsucht erfüllt ihn, sich an dem hohen Adel für alle Demütigungen und für die Zurückweisung, die er noch immer erdulden muß, zu rächen. Den alten Grafen Malyin hat er zu schwindelhaften Unternehmungen verlockt und, nachdem er ihn ruiniert, dessen Herrschaft Schneeburg erworben. Dem deposidierten Sohn des Grafen bietet er eine Stelle auf dem Gute an, um ihn seinen Sieg mit brutaler Freude empfinden zu lassen. Um so bitterer ist ihm die hochmütige Unnahbarkeit der Familie Lodrin, deren Nachbar er durch den Ankauf der Schneeburg geworden. Aber auf dem Schicksal des jungen Grafen Oswald Lodrin, des glänzendsten und stolzesten Repräsentanten seiner „Rasse“, lagert ein furchtbares Geheimnis. Oswald ist der Abgott seiner Mutter; er wird von dem ganzen Volke leidenschaftlich geliebt; er ist seit kurzem der glückliche Bräutigam seiner schönen Cousine. Doch in leisen Ahnungen und Andeutungen, dann immer deutlicher und greifbarer, zuletzt mit schrecklicher Gewißheit tritt jenes Geheimnis vor ihn hin, das seinem Stolz und seinem Leben den tötlichen Schlag giebt: er ist der Sohn des gehaßten, des verachteten Capriani. In einem Duell, welches er selbst provociert hat, ehe er den Zusammenhang geknnt, läßt er sich willig von dem wütenden Capriani niederschießen. Die Mutter überlebt ihn, innerlich gebrochen.

Diese Handlung — sie konnte hier nur flüchtig angedeutet werden — leidet an einem großen Fehler: an Unerquicklichkeit. Die Gestalt des Helden entbehrt zu sehr der Größe, um uns der tragische Typus jener „Besiegten“ sein zu können, und das Verhängnis, welches wir zwei Bände lang über seinem Haupte schweben sehn, verliert durch ewige Andeutungen zuletzt seine Schrecken so gänzlich, daß die Enthüllung nicht mehr erschütternd, sondern nur peinlich wirken kann. Für die knappere Form der Novelle hätte der Stoff gerade ausgereicht; aber als er in einen Roman

Digitized by Google

gedehnt wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß allerlei mutwilliges Füllsel sich heyndrängte.

Die bedeutenden Gaben der Verfasserin (der Schleier ihres Pseudonyms ist ja längst gelüftet) verleugnen sich auch in dieser Arbeit nicht. Sie besitzt eine überlegene Weltkenntnis, scharfe, nüchterne Beobachtung, hervorragende Kraft der Objektivierung und eine ganz originelle Art des Erzählens, in der sich Hingebung und Ironie, Leidenschaft und Müdigkeit seltsam vermischen. Sie spricht mit Vorliebe vom Duft der Nachtviolen; es ist der Duft, den ihre ganze Poesie ausströmt. Eitzige Schulung ist zu ihrem ungewöhnlichen Talent fordernd hinzugetreten; man erkennt bald, daß ihr unmittelbarer Lehrer Turgenjew gewesen ist. In der That hat sie in einigen Novellen sich als eine berufene Schülerin dieses großen Meisters erprobt.

Ossip Schubin ist sehr jung zu hohen litterarischen Ehren gelangt. Das ist ein Glück und eine Gefahr. Ein Glück: denn früher Erfolg verleiht den rechten Wagemut, verdoppelt jede glücklich bewährte Kraft und spornt an zu rastlosem Schaffen. Aber auch eine Gefahr: denn es ist möglich, daß jener Wagemut in Selbstsicherheit, jene eigenartige Kraft in Manier, jene Schaffensfreude in Überhastung ausartet. Am Rande der Gefahr erblicken wir die Dichterin in ihren letzten Arbeiten. Man hat ihre Originalität gelobt und sie fängt an mit dieser Originalität zu kokettieren; sie unterstreicht ihre Eigentümlichkeiten, als wollte sie uns zurufen: so mache ich es, ganz anders wie die andern. Ein Beispiel für viele: der Roman „Gloria victis“ ist, mit wenigen Ausnahmen, vom Anfang bis zum Ende im Präsens erzählt. — Auch die Züchtigkeit in Conception und Ausführung hat in diesem neuen Werke einen nicht unbedenklichen Grad erreicht. Es wäre eine Versündigung gegen das große Talent der Verfasserin, wenn man das nicht mit aller Klarheit betonen wollte, ehe es zu spät ist. Wie im Roman die Finanz den Geburtsadel besiegt, so besiegt heute oft genug das rohe Tagesbedürfnis die adelige Anmut. Ob es aber auch hier einmal heißen wird: Ruhm den Besiegten? —

München. **Ludwig Fulda.**

Die klassischen Schriftsteller des Altertums in ihrem Einflusse auf die späteren Litteraturen. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Von Karl von Reinhardstoettner. Erster Band: Plautus. Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele. Leipzig, Wilh. Friedrich 1886.

Von allen europäischen Litteraturen hat sich nur eine einzige, die hellenische, ohne maßgebende äußere Einflüsse aus sich selbst heraus entwickelt. Von ihrer geistigen Übermacht wurde die römische Dichtung bald nach ihrem Beginne geknechtet, und beide zusammen haben dann auf alle Folgezeit die entscheidende Einwirkung gehabt, werden sie für alle Folgezeit haben. Selbst das Mittelalter, das des historischen Sinnes bar seine eigenen Anschauungen und Formen auf alle Zeiten übertrug, konnte sich der Abhängigkeit von der antiken Litteratur nicht völlig entziehen. Auch die mittelalterlichen Epiker Frankreichs, Deutschlands, Spaniens dichteten von Alexanders und Aneas Zügen, vom Kampf der Troja und den von Ovid befungenen Verwandlungen. In Virgilischen Hexametern erzählte ein St. Galler Mönch von Waltharis Kampf mit den Burgunden und mit Terenz ging die sächsische Nonne einen Wetteifer ein. Blieb selbst im Mittelalter, das den Zauberer Virgil verehrte, die antike Litteratur eine fortwirkende Macht, so verkündigten die Humanisten die Alleinherrschaft der römischen und hellenischen Autoren. Die Entwicklungsgeschichte der neueren Litteraturen, mögen wir nun an Petrarca oder Sidney, Tasso oder Spenser, Racine oder Dryden, Opitz oder Goethe denken, wird zu einer Geschichte des ständig wechselnden Verhältnisses, in welchem antikes Muster und Überlieferung zu den in den einzelnen Völkern und Individuen sich selbständig regenden Kräften treten. Der Widerstreit zwischen Shakespeare und Ben Jonson, wie der Kampf der Dichter der Plejade, der Gegensatz von Romantikern und Klassikern in Italien und Frankreich im 19. Jahrhundert sind ebensoviele Episoden dieses Kampfes von antiken und modernen Elementen. Ihn historisch unter all den wechselnden Formen zu erkennen und zu schildern, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Litteraturgeschichte, durch deren Erfüllung sie auch der neuesten Tagesstitteratur, vielleicht mehr als diese meint, nützlich sein kann. Schon vor dreißig Jahren hat C. L. Cholevius es versucht, eine „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ zu schreiben. Eine unvergleichlich größere Aufgabe hat sich Karl von Reinhardstoettner gestellt. Wenn der Einfluß des Altertums auf die nachfolgende Litteratur im allgemeinen eine bekannte Thatsache ist, so ist doch für die Erforschung des Maßes und Grades des Einflusses der einzelnen Schriftsteller wenig bisher geschehen. Wir können angesichts der Lage des Landes, die wichtigsten Füllse, die höchsten Vergeschenke, eine wissenschaftliche Erschließung und Durchforschung des Landes steht noch aus. Reinhardstoettner, um in dem Gleichnisse zu bleiben, ist nun der entschlossene, aufopferungsvolle Reisende, der die öden ausgedehnten Landstrecken, die versteckten Thäler durchwandert und durch seine Mühe die dann von allen andern unsichwer zu erlangende genaue geographische Kenntnis erringt, wohl auch die vorteilhafte Ausnutzung des neu erschlossenen Gebietes herbeiführt.

Es ist fürwahr eine ungeheure Aufgabe, deren Lösung Reinhardstoettner mit ebenso reichem Wissen als trefflicher Methode ausgerüstet unternommen hat. Er giebt uns die pragmatische Geschichte der einzelnen antiken Schriftsteller und ihrer Werke. Die Übersetzungen und Nachbildungen, die Verwertung einzelner Charaktere, Situationen, Motive in neueren Dichterwerken wird nachgewiesen. Eine erschöpfende bibliographische Vollständigkeit ist dabei so gut wie unerreichbar, irgendwie Bedeutendes dürfte aber in dem ersten vorliegenden Bande, der sich mit Plautus, zum Teil auch mit Terenz beschäftigt, nicht übergangen worden sein. Schon ein bloßes Verzeichnis der Plautusnachahmungen wäre eine höchst dankenswerte Gabe; Reinhardstoettner hat sich aber keineswegs auf diese bibliographische Arbeit beschränkt. Die Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen soll sich zu einem Stück Kulturgeschichte gestalten und findet hierin ihre höchste Bedeutung. Die Inhaltsangaben werden unter folgenden Gesichtspunkten zusammengefaßt: „Welche von den Komödien des alten römischen Lustspieldichters hat die Teilnahme der modernen Völker am meisten für sich beanspruchtt, welches Volk hat sich der Antike am meisten, welches am wenigsten genähert, was ist unter verschiedenen Himmelsstrichen, zu verschiedenen Zeitaltern und unter dem Einflusse verschiedener religiöser, politischer, sozialer Strömungen aus dem gleichen Stücke geworden?“ Um aus der überreichen Fülle nur ein Beispiel herauszugreifen, welches die ganze Bedeutung dieser vergleichenden Studien Reinhardstoettners deutlich macht, nenne ich nur ein paar der hervorragendsten Amphitruo-Bearbeitungen. Eine spanische des Fernan Perez de Oliva von 1530 hat Reinhardstoettner ueben im ersten Bändchen seiner spanischen Neudrucke (München 1886) veröffentlicht; eine Übersetzung der Amphitryone des Camoens verdanken wir Wilhelm Storck. Shakespeare hat in seiner Komödie der Irrungen die Menächmen und den Amphitruo des Plautus in ein tolles Lustspiel zusammen verschmolzen. 1690 dichtete John Dryden seine comedy Amphitryon. In Frankreich hatte unter andern Rotrou, der Vorgänger des großen Corneille, den Stoff bearbeitet; am 12. Januar 1668 kam Molières Bearbeitung auf die Bühne. Molières frivol sinnliche Komödie dichtete am Anfang unseres Jahrhunderts Heinrich von Kleist im Sinne des romantischen Mysticismus um, und der größte Volksdichter Deutschlands, Raimund, entnahm 1825 der römischen Komödie Motive für sein Zauberspiel „Alpenkönig und Menschenfeind“. Thut sich hiemit bereits ein weiter Ausblick auf, so wird derselbe noch erweitert, wenn wir einzelne Seiten und Gestalten des antiken Lustspiels betrachten. Von den griechischen Komikern hat Plautus die Gestalt des miles gloriosus überkommen, den die italienische Volkskomödie zum capitano Rodomonte sich ausgebildet hat und in dessen Familie die Falstaffe und Paroles, Corneilles Menteur und Gryphius' Horribilicribrifax und so viele andere gehören bis herab auf das jüngste schwächliche Familienglied lieutenant Reif-Reißlingen. Es ist ein streng wissenschaftliches Buch, sind Ergebnisse jahrelanger treuer Forschung, was Reinhardstoettner uns vorlegt, aber nicht nur der Litterarhistoriker, sondern auch der selbstthätige Dichter wird Anteil und Belehrung aus dem Werke schöpfen.

Digitized by Google

Möchte dem Verfasser Lust und Kraft zur Fortführung seines großen Werkes ungeschmälert bleiben, die verdiente Anerkennung ihm in reichstem Maße werden, denn was er in dem ersten vorliegenden Bande geliefert hat, ist ein ebenso gelehrtes wie geschmackvolles anregendes Werk.

Marburg i. H. **Max Koch.**

Neue Anthologien.

Daß diese Anzeige nach Weihnachten erscheint, mag unädicht wie ein arger Anachronismus berühren, denn die meisten modernen Anthologien bezwecken ja nichts, als Weihnachtsbücher zu sein, gefällige Dingerchen, zu deren Erzeugung nichts weiter nötig gewesen, als ein großer Haufen anderer Anthologien und eine Schere, als Wichtigstes aber eine geschickte, auf der Höhe ihrer Zeit stehende Buchbinderei, welche durch ihre Leistung die voraufgegangenen in den Schatten stellt. Und wohl noch weit wichtiger wäre ein anderes Bedenken. Gehören die obligaten Anthologien überhaupt zu jenen Erscheinungen der Litteratur, welche ernsthafter Recension würdig sind? Gewiß, ernsthafter und strenger Recension, damit es allmählich Stil werde, daß sich auch der Herausgeber ein wenig anstrenge und nicht bloß der Buchbinder. Denn prinzipiell muß man ja wohl nicht die Wichtigkeit derartiger Sammelwerke verkennen; erstens aus jenem Grunde, welchen Goethe einmal in die Worte faßt: „Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mitteilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Wert in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt" — ferner aber, weil sie angesichts der traurigen Verhältnisse unseres litterarischen Marktes schier der einzige Weg sind, auf welchem sich das neue lyrische Talent dem Publikum bekannt machen kann.

Dieser Grund kann freilich der empfehlenswertesten Anthologie, die wir heute anzuzeigen haben, kein Fürsprecher sein, denn ihr Titel lautet: „Fürs deutsche Haus. Blütenlese aus der Bibel und den mustergiltigen griechischen und römischen Schriftstellern, als der Grundlage unserer Volks- und gelehrten Bildung von Daniel Sanders." Hier hat ein guter und selbständiger Gedanke sachverständige und gewissenhafte Ausführung gefunden. Die einzelnen Stücke sind gut gewählt; ebenso hat der auch sonst wohlverdiente Herausgeber in der Wahl der Übersetzungen eine glückliche Hand erwiesen, welche Zustimmung im allgemeinen eine Einwendung im einzelnen nicht ausschließt; warum z. B. kein Abschnitt aus der Odyssee mitgeteilt worden, will uns nicht einleuchten, und unter den Übersetzungen hätten wir einzelne Leistungen der neueren Zeit, so vor allem Geibels herrliches „Klassisches Liederbuch" gern reicher vertreten gesehen. Ein Fülle von erläuternden Noten ist beigegeben und soll jugendliche Leser und solche, denen die humanistische Vorbildung fehlt, orientieren. Das Buch verdient vornehmlich für diese Zwecke warme Empfehlung; die Ausstattung, welche ihm der Verleger (S. Rosenbaum in Berlin) gegeben, ist nicht prunkvoll, aber gediegen.

Eine andere eben erschienene Anthologie, „Dichterstimmen" (Berlin, Allemann 1887), macht durch den Titel und die Typen zunächst einen wenig günstigen Eindruck: beide erscheinen unerlaubt abgenützt; auch ist der Gedanke, Sentenzen unter bestimmten alphabetisch gereihten Schlagworten zu geben, nicht so neu, wie der Herausgeber, Edmund Braune, meint. Doch ist dem Buche ein großer Vorzug nachzurühmen: es schöpft thatsächlich aus den Quellen und berücksichtigt auch die neueste Litteratur. Leider tritt zu dem großen Fleiße nur ein recht leutseliger Geschmack: Tiefes und höchst Triviales stehen hart neben einander. Die Ausstattung ist, wie bemerkt, eine dürftige.

Hiegegen können wir Druck, Papier und Buchbinderarbeit an der Sammlung: „Das Leben der Mutter in Gebet und Lied" (Leipzig, Fr. Richter) warm anerkennen, der Inhalt läßt uns kühler. Der Herausgeber G. Leonhardi gehört sichtlich zu den Allerfrömmsten im Lande, was uns an sich nicht im geringsten stören würde, sofern die Tendenz den künstlerischen Wert der Sammlung nicht so arg beeinträchtigt hätte. Fromme und atheistische Dichter, sofern sie zugleich schlechte Musikanten sind, mißfallen uns gleich gründlich. Nun ist aber Herr Leonhardi nicht bloß, wie seine Gedichte in dieser Sammlung beweisen, ein Poet, von welchem des Recensenten Höflichkeit schweigen will, sondern huldigt auch dem wenig christlichen Grundsatz, daß eigene Gedichte zu drucken angenehmer ist, als wenn man dies mit fremden thut: etwa jedes sechste Gedicht der Sammlung ist von ihm und daneben taucht ein J. Leonhardi auf, der wahrscheinlich ein leiblicher, sicherlich aber leider ein geistiger Verwandter unseres Dichter-Herausgebers ist. Und so kommt's, daß neben der Familie Leonhardi nicht einmal Chamissos „Mutterglück" oder die „Die junge Mutter" von der Droste-Hülshoff Platz gefunden, geschweige denn irgend ein neuerer Lyriker; auch in der Auswahl an sich scheint Herr Leonhardi nur auf die Gesinnung geachtet zu haben, nicht auf den dichterischen Wert. Da hat sich ein anderer Herausgeber von gleichfalls scharf ausgeprägter religiöser Gesinnung, Robert Koenig, in seiner Sammlung „Deutsches Frauenleben im deutschen Liede" (Oldenburg, Stalling) als ein innerlich freierer und geschmackvollerer Sammler erwiesen; das mit Takt, Geschick und großer Belesenheit zusammengestellte Buch enthält thatsächlich das Schönste und Beste, was unsere Lyrik aller und neuer Zeit über das durch den Titel umschriebene Thema hervorgebracht. Hätten wir einen Wunsch zu äußern, so wäre es der nach größerer Berücksichtigung der neuesten Lyrik.

Eine recht eigenartige Erscheinung hat der Leipziger Verlag von Otto Wigand knapp vor Weihnachten auf den Markt gebracht, freilich trotz der brillanten Ausstattung schwerlich mit der Hoffnung, das Buch auf vielen Weihnachtstischen zu sehen. Zum mindesten wären die „Stimmen des Weltleids" eine kuriose Gabe zum fröhlichsten und heimeligsten der Feste gewesen. Das Buch giebt eine überaus große Zahl pessimistisch gefärbter Gedichte aus allen Zeiten und Ländern. Der Gedanke zu einer solchen Sammlung scheint in der Luft zu liegen; schon im vorigen Jahre erschien ein „Pessimismen-Gesangbuch", welches sich allerdings nur auf deutsche Dichter beschränkte, sehr viele überwältigend schlechte Gedichte brachte und nicht bloß durch die Tendenz einen traurigen Eindruck machte. Das war die schlechte Durchführung eines unberechtigten Gedankens; „Dolo Fereus" bingegen, wie sich der Herausgeber dieser neuen Anthologie offenbar pseudonym auf dem Titelblatte nennt, hat seine Auswahl im ganzen geschmackvoll gemacht, obwohl viel Mittelmäßiges unterläuft — aber der Gedanke eines solchen Liederbuchs des Jammers und der Verzweiflung erscheint uns deshalb nicht berechtigter. Man mißverstehe uns nicht. Der Pessimismus an sich ist gewiß eine ebenso berechtigte Weltanschauung wie der Optimismus, und nichts steht uns ferner, als den Ausdruck dieser Weltanschauung aus der Poesie verbannen oder nur geringschätzen zu wollen — aber das soll dem Leser die Qual, sich durch einen dicken, engedruckten Band von 500 Seiten voll Jammers, voll Anklagen gegen die Weltordnung oder Weltunordnung durchzuwinden, aufwiegen? Etwa die Erkenntnis, daß es zu allen Zeiten Dichter gegeben hat, welche das Weh der Kreatur empfunden? Du lieber Himmel, das weiß er ohnehin! Hiezu kommt aber noch, daß Sammlungen wie diese und das im vorigen Jahre erschienene Machwerk einer oberflächlichen und thörichten Auffassung des Pessimismus Vorschub leisten. Nicht jeder Dichter, der einmal auch einer verzweifelten Stimmung im Liede Ausdruck gegeben, ist deshalb ein Pessimist und nicht jedes derartige Gedicht ein pessimistisches. Eine knappe Sammlung der Perlen der echt pessimistischen Lyrik ließen wir uns schließlich noch gefallen; sie wäre nicht ohne litterar-historisches und ästhetisches Interesse. Dem vorliegenden Sammelwerke läßt sich beides nur in sehr beschränktem Maße zugestehen.

Wien. **Otto Hartung.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Horn' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 8. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Januar 1887.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Auf der Schwelle.

Novelle von **Ludwig Laiſtner.**

(Schluß.)

„An Ruhe iſt doch noch lange nicht zu denken,“ ſprach Urs für ſich, wandte vorſichtig das Pferd vom Abſturz hinweg und übergab es dem Alten mit dem Bedeuten, er werde zu Fuß nachkommen. Dieſer bat um die Erlaubnis, der größeren Sicherheit wegen es ſelber beſteigen zu dürfen, und führte ſein eigenes, temperamentloſeres Tier am Zügel nebenher, im Schritte bergab reitend. Urs aber erklomm auf einem ſchmalen Fußſteige die Böſchung, wo er am Waldrand eine ſtille Bank wußte. Das Klappern der Hufe, die Muſik aus dem Badeort, der von neuem aufgrollende Donner übertönte ſeine Schritte. Als er um das Gebüſch biegend zur Stelle kam, erhob ſich, wie erſchreckt von ſeinem plötzlichen Erſcheinen, eine weiße Frauengeſtalt von der Bank, die er einſam zu finden gehofft hatte.

Selber ein paar Augenblicke wortlos ſtarrte er das gleichfalls ſtumme Bild an, das wie eine Ausgeburt ſeiner erregten Phantaſie geiſterhaft vor ihm ſtand, der ſchönen Waldfrau des Märchens vergleichbar, die ſich durch den Mondſchein aus ihrer geheimnisvollen Einſamkeit auf die Pfade der Menſchen hervorlocken läßt. Niemals glaubte er etwas Beſtrickenderes, Sinnbethörenderes erblickt zu haben, als dies faſt kindlich aus den leichten Falten eines um Kopf und Schulter geſchlagenen weichen Tuches hervorblickende Angeſicht. Dabei aber ſtand ſie hoch und gebietend, und die Formen, welche das weiße Gewand verhüllte, verrieten die vollentfaltete Reife des Weibes. Wie bezaubert blickte er in die großen, dunkeln, ſchweigend auf ihn gerichteten Augen und ſtand gebannt unter dem Eindruck des im milden Mondlicht überirdiſch ſchön erſcheinenden Antlitzes.

Der Zoll unwillkürlicher Bewunderung, der in ſeiner Betroffenheit lag, mochte für die Frau etwas Angenehmes haben. Ein Lächeln, ganz leiſe nur, erhellte ihre Züge, und dies Lächeln gab ihr plötzlich eine Ähnlichkeit mit Meta. Er erſchrak über dies Gaukelſpiel des Zufalls oder ſeiner Sinne.

„Ich ſtöre, wie ich ſehe,“ ſagte er kühl. „Es geſchah abſichtslos, und ich eile . . .“

Sie fiel ihm in die Rede: „Sie ſtören durchaus nicht, und um ſo weniger, als ich ohnehin im Begriffe war zu gehen.“

Die Worte waren langſam geſprochen, in einem Tone, der weder unverbindlich noch höflich war, nur müde. Und dabei lag ein klagender Klang in dem weichen, tiefen Laut ihrer Stimme, etwas, das um ſo mehr Anteil wecken mußte, je weniger es ihn zu heiſchen ſchien.

„Gleichwohl werde ich das Feld räumen,“ erwiderte er; „der Gedanke wäre mir peinlich, Sie doch vielleicht früher vertrieben zu haben, als in Ihrem Wunſche lag.“

Sie verharrte noch immer in derſelben ruhigen Stellung, den ſchimmernden Umwurf mit den in einander gelegten Armen ſtraff über die Schultern gezogen haltend. „Sie halten mich für rückſichtsvoller, als ich bin,“ ſagte ſie. „Um Ihnen jedoch jenen peinlichen Gedanken zu erſparen — darf ich Sie einen Augenblick einladen?“

Sie bewegte leicht die Hand nach dem Sitze und ließ ſich darauf nieder.

Wiederum dies gefährlich trügende Lächeln; und der beſtrickende Klang der Stimme noch verwirrender, weil er eine gewiſſe Wärme angenommen hatte. Urs wappnete ſich dagegen und ſagte gemeſſen: „Wenn Sie befehlen. Dann aber geſtatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorſtelle.“ Er nannte ſeinen kurzen, bürgerlich klingenden Namen, nicht ohne ihm in dem vorgeſetzten Von das diſtinguierende Bändchen anzuheften.

„Wozu das?“ verſetzte ſie, während er an ihrer

Digitized by Google

Seite Platz nahm. „Was haben Sie davon, wenn Sie erfahren, daß ich Clarissa Izsumow heiße? Eine so flüchtige Begegnung! Bilden Sie sich ein, Sie hätten mir einen fallen gelassenen Fächer aufgehoben, und ich sagte ‚Danke‘ darauf: hielten Sie da auch eine Vorstellung für nötig? Übrigens bin ich in der That in der Lage, Ihnen Dank zu sagen.“

„Mir Dank zu sagen?“ entgegnete er verwundert; „— ich kann mir nicht denken . . . .“

„Ich kenne Sie länger, als Sie glauben,“ versetzte sie und ließ wie träumerisch ihren Blick über ihn hingleiten.

„Wie wäre das möglich!“ rief er lebhaft. „Ich sollte Ihnen begegnet sein, und die Erinnerung daran wäre mir entfallen? Das ist undenkbar, ganz undenkbar.“

Ihr Auge begann von einer heimlichen Freude zu leuchten. Sie lächelte und nickte langsam vor sich hin. „Ja, ja,“ sagte sie, und aus ihrer wehmütigen Stimme klang es wie Seufzer. „Und doch ist es so, ich sehe Sie nicht hier zum erstenmale — das wollen Sie nun nicht glauben! O, es war schön, darf ich Ihnen sagen.“

Er blickte sie verwirrt an. „Nein, nein,“ erwiderte er eifrig, „Sie irren sich, Sie irren sich ganz gewiß. Diese Züge vergißt niemand, der einmal das Glück hatte . . . .“

„Meinen Sie?“ unterbrach sie ihn; es lag ein Anflug von Bitterkeit in ihrem Tone, der seine Verlegenheit steigerte; und sie schien sich an dieser Verlegenheit zu weiden. „Sie waren Offizier,“ warf sie hin.

„Also damals!“ rief er und blickte immer gespannter in das schöne Gesicht, das sich ihm mit einem leisen Ausdruck schadenfrohen Übermutes zuwandte.

„Bei den — schweren Reitern,“ fuhr sie etwas unsicher fort und schloß einen Moment lang die breiten Lider, die sie dann langsam wieder zu ihm aufschlug.

„Ganz recht, gnädige Frau,“ fiel er ein. „Aber — ich bin in Verzweiflung — kommen Sie meinem Gedächtnis zu Hilfe!“

Sie hielt eine Weile das leicht zur Seite geneigte Haupt ihm voll zugekehrt, als wolle sie ihm Gelegenheit geben, sich auf die Züge zu besinnen, welche, in der herrlichsten Schattenwirkung vom Mondlicht überspielt, es in der That unbegreiflich erscheinen ließen, wie man sie jemals vergessen könne. Dann wandte sie sich wieder ab und sagte leise: „Hab' ich denn gesagt, daß Sie mich gekannt hätten?“

Betroffen erwiderte er nun gleichfalls leise: „Also ich kannte Sie nicht. Aber wie ist das möglich! In den kleinen Garnisonen, wo oft die fraglichsten Schönheiten Aufmerksamkeit erregen, wie hätte dies Wunder unbeachtet bleiben können!“

Sie blickte ihn rasch mit leuchtenden Augen an, dann sah sie wieder vor sich nieder und sagte mit dem weichsten Wohllaut so verloren hin: „Und muß es denn damals gewesen sein?“

„Rätsel über Rätsel!“ rief er und fuhr mit warmem Tone fort: „Sie spannen mich auf die Folter, schöne Frau. Lassen Sie mich nicht länger herumraten. Ich bekenne Ihnen ja zerknirscht, daß es der unverantwortlichste Frevel ist, in Ihrer Nähe gewesen zu sein, sogar in solcher Nähe, daß Sie, wie Sie vorhin thaten, von einer Absicht zu danken sprechen können und dennoch nicht zu wissen . . . Ich bitte Sie: war es früher? war es später?“

„Früher war es nicht,“ sagte sie und schlug die Augen nach ihm auf.

„Also während der letzten drei Jahre!“ rief er.

Sie nickte nur und sah ihn unverwandt an.

„Aber wo? wo?“ fragte er dringend.

„Es ist sehr schwül,“ sagte sie plötzlich abspringend.

„Sie sind aber auch eingemummt,“ versetzte er, „wie am kühlsten Herbstabend.“

„Das hat seine Gründe,“ sprach sie wieder melancholisch, als redete sie von einem Trauerkleide.

„Neid vermutlich,“ sagte er.

„Ja,“ versetzte sie mit einem kurzen, hellen Lachen, „— gegen die Fledermäuse.“

Urs war in der seltsamsten Stimmung der rätselhaften Unbekannten gegenüber, die ihn zu kennen vorgab. Wie ein Zauberlied befing ihn der träumerische Wellenschlag der immer gleichmäßig langsamen Rede mit ihrem klagenden Wohllaut — und nun dies angenehme Lachen: unwillkürlich kam ihm die Vorstellung, welch wundervolle Musik es sein müßte, diese Stimme von Empfindung und Leidenschaft belebt! Dem Aufruhr in seinem Blute konnte nichts Verführerisches widerfahren, als diese Begegnung.

„Die armen Fledermäuse!“ rief er, um nur etwas zu sagen.

Sie lachte von neuem. „Sie scheinen sehr mitleidig,“ sagte sie. „Und in der That könnte es gefährlich werden für die armen Thiere, mir ins Haar zu geraten. Es ist nur locker aufgesteckt. Zu Hause hatt' ich es gelöst, weil mir die Flechten heiß machten, aber die Erleichterung war so gering, daß ich es vorzog, ins Freie zu gehn. Und so begreifen Sie . . . .“

Digitized by Google

Digitized by Google

Es war einmal in alter Zeit
Ein Maler, reich an Frömmigkeit;
Der trachtete mit seiner Kunst
Nur nach der Himmelskön'gin Gunst.
Wo immer er ein Kirchlein fand,
Malt er Maria an die Wand.
Er malte sie mit großem Fleiß,
Die Wangen rot, die Stirne weiß;
Und immer schöner schuf er sie,
Je mehr ihm Geist und Kunst gedieh. — —
Nun: Das gefiel denn auch Marie! —
Denn auch die heiligste der Frauen
Mag sich an ihrem Bild erbauen:
Dem Jüngling, fromm und wohlgezogen,
Ward Frau Maria recht gewogen. —
Einmal in einem Dom am Rhein —
Es mag wohl Köln gewesen sein! —
Hat wieder er ihr Bild vollendet,
Viel Fleiß und Kunst darauf verwendet. —
Wie nun auf schwindeludem Gerüst
Demütig er den Schuh ihr küßt,
Und voller Reiz und Majestät
Die Frau auf Wolken vor ihm steht,
Entdeckt er unter ihren Füßen
Unmutgefüllt noch leeren Platz.
Er ruft nach kurzem Kopfgekrat:
„Hei, mächtig wirkt der Gegensatz:
Die Lücke zu der Heil'gen Füßen, —
Die Lücke soll der Teufel büßen!"

Und flugs mischt er aufs neu die Farben,
Läßt's nicht an Ruß noch Mennig darben
Und malt, den er doch nie gekannt,
Risch rasch den Teufel an die Wand,
Den Teufel, wie er leibt und lebt:
Malt wunderhäßlich ihn, genau
Wie wunderschön die hohe Frau,
Die sieghaft ihm zu Häupten schwebt. —
Schon ist er fertig ganz und gar,
Jetzt auch das struppig rote Haar:
Zum Schluß, mit ernstem Bemühn,
Malt er den Schwanz ihm erbsengrün. —
Doch kaum vollendet gleißt der Schweif, —
Mit einer Kralle wie ein Greif
Packt ihn von hinten schon der Böse
Und faucht mit gräßlichem Getöse:
„Hab' ich dich itzt, du Sudelklexer,
Du Engleinlarvenfratzenhexer?
Jetzt schmeiß' ich dich von dem Gerüst,
Daß dein Gehirn den Estrich küßt."
Wohl war der Jüngling erst erschrocken,
Doch kühn bald schüttelt er die Locken:
„Ich biete deinem Wüten Trutz,
Ich steh' in Sankt Mariens Schutz!"
„Der Schutz," höhnt der, „wird heut nichts nützen,
Denn Lügner darf sie nicht beschützen."
„Wo log ich je?" — „Auf dieser Wand!"
„Wie? Wenn Maria dir bekannt,
So weißt du: — das ist nicht geschmeichelt!"
„Nun — zwar gehätschelt und gestreichelt, —
Doch ja: so etwa sieht sie aus.
Allein — Ich! — Freundchen, welch ein Graus!
Das ist doch Liebedienerei
Dort bei der Himmels-Maiestei,
Daß ich so schreußlich häßlich sei!
Beweist du das mir nicht zur Stell',
Fliegst du hinab, du Luggesell."
Und schon am Kragen griff er ihn.
Da rief der Jüngling zu Marien:
„O hilf, wenn ich dich je geehrt!"
Da hat zum Christkind sich gekehrt
Die reine Magd: „Mein Gott und Kind
Und Vater, hilf dem Mann geschwind:
Thut ihm der Wilde was zu Leide,
Wer malt noch je so schön — uns beide?"
Das Christkind hob das Fingerlein
Und drohte lächelnd: „Mütterlein,
Er malt zwar öfter dich als mich,
Viel mehr mit dir befleißt er sich.
Doch nimm! Dies sei dem Erzfeind Riegel."
Er bot ihr dar den ersten Spiegel,
Der je auf Erden ward verwandt.
Sie schob ihn in des Malers Hand,
Der gleich auch den Gebrauch verstand.
Er hielt ihn vor den Satan dicht
Und rief: „Sag an, du arger Wicht,
Erkennst du hier dein Angesicht?
Ist's häßlicher um vieles nicht,
Als ich dich hier hab' hergericht't?
Auch Leib und Glieder, gar und ganz:
Ich schuf dir erbsengrün den Schwanz!
Das war geschmeichelt! Denn, sprich selber,
Gefällt dir mehr dein schwefelgelber?"

Der Teufel in den Spiegel sah:
Wovon ihm solcher Schreck geschah,
Daß mit Geheul er und Gestank
Sofort von dem Gerüste sank:
Er schlug mit Rücken, Schweif und Sterz
Auf Marmorstein und pfiff vor Schmerz
Und fuhr durchs Pflaster höllenwärts. —
Der Maler aber pflichtgetreu
Den Schwanz gelb übermalte neu,
Dann sank er betend auf die Knie
Und dankte laut Jungfrau Marie. —

*

Ihr Männer aber lernet nun,
Daß eure Frauen nicht Sünde thun,
Gebrauchen gern des Spiegels sie:
Zuerst hat sein gebraucht Marie,
Den ihr Herr Christus selbst verlieh;
Und dient er, daß die Teufel weichen,
Darf man auch Holdes drin vergleichen! —

Digitized by Google

„Wenn Sie das Tuch nicht abnehmen wollen," fiel er ein, „so läßt es sich doch vielleicht lüften."

Sie blieb stumm darauf und er fuhr fort: „Lüften Sie wenigstens den Schleier des Geheimnisses unsrer Bekanntschaft!"

„Sie würden mir zürnen," versetzte sie.

„Was trauen Sie mir zu!" beteuerte er. „Ich bitte Sie, wo war es?"

„Hier in der Nähe," sprach sie zögernd.

„Und wann?"

„Vor zehn Minuten — da drüben sah ich Sie zu Pferde."

Er biß sich auf die Lippe.

„Sehn Sie wohl," sagte sie mit dem demütigsten Gesicht, „nun sind Sie mir doch böse. Und ich möchte Ihnen so gerne danken. Der Anblick hat mir wohlgethan: Kraft und Milde gepaart .... Sehen Sie nicht so finster drein."

„Diese Mystifikation!" murmelte er.

Sie ließ die Hand neben sich auf die Bank gleiten. Er wollte es in seinem Ärger nicht beachten. „Aber woher wissen Sie, daß ich Offizier war, gnädige Frau?" sagte er.

„Darf ich die Gegenfrage stellen," sprach sie mit leichter Schalkheit, „warum Sie mich gnädige Frau anreden?"

„Und bei den schweren Reitern!" fuhr er fort.

„Das war nur geraten," sagte sie leise und machte Miene sich zu erheben.

„Berübeln Sie mir nicht," sprach er mit einem gedrückten Lachen, „daß ich einen Augenblick betreten war ...."

Er haschte nach ihrer Hand und führte sie an die Lippen. Ein blendender, voller Arm kam zum Vorschein. Sie zog hastig das Tuch darüber und erhob sich schroff.

„Nun wird es Ihnen nicht mehr peinlich sein," sagte sie kalt, „diese Bank allein zu behaupten. Und ernstlich, ich war zuvor schon im Begriff ... Sehen Sie den Himmel an!"

„Gnädige Frau ...," stammelte er verwirrt, indem er gleichfalls aufstand und an ihr vorübertrat, um ihr den Pfad nach der Straße freizugeben.

„Bitte," sagte sie, „eben hierhin geht mein Weg. In der kleinen Villa da drüben am Waldsaum hab' ich gestern mein Quartier aufgeschlagen."

Er wandte den Kopf in der Richtung, wo er in der That erleuchtete Fenster durch die Büsche schimmern sah, kaum eine halbe Minute entfernt.

Sie stieß einen leichten Schrei aus, und als er rasch wieder umblickte, sah er sie die Hände hinter das Haupt erhoben stehn, bemüht, das nach rückwärts gesunkene Tuch heraufzuziehen. Eine Fülle des üppigsten Blondhaares quoll ihr über Nacken und Schultern, und ein berauschender Duft wehte ihm entgegen. „Gütiger Himmel," rief er, „welch wundervolles Frau-Venus-Haar!"

Nur eine Sekunde währte der Anblick. Plötzlich war alles in Finsternis gehüllt. Eine jagende Wolke verdeckte den Mond, ein jäher Windstoß brauste durch den Wald.

„O, mein Herr ...," stammelte sie.

Ein fahler Blitz durchzuckte den schwarzen Himmel. Urs fühlte, wie sie angstvoll nach seinem Arm faßte. Er legte rasch den ihrigen darein und wandte sich der Richtung zu, wo die Lichter schimmerten.

„Beruhigen Sie sich," rief er, „wir sind im Augenblick am Ziel."

Aber der Fußsteig war kaum zu unterscheiden, und es galt Vorsicht, da er dicht am Abhang hinführte.

Jetzt brach ein prasselnder Donner los, und sie schmiegte sich dichter an ihn. Ein neuer Blitz zeigte ihm, daß es ein paar Stufen hinabging zu dem Zaune, dessen Thürchen in den Angeln kreischte. Er tastete sich behutsam an dem Geländer hinab, die Zitternde sorgfältig stützend.

„Gottlob," sprach sie aufatmend, als sie den Gartenweg betraten, auf dessen Kiesel Lampenschein fiel.

In diesem Augenblick rauschte ein Sturzregen hernieder. Sie flog die Terrassenstufen hinan und riß die Glasthür auf. Urs stand noch unten. Im Rahmen der hell erleuchteten Thüre sah er die herrliche Gestalt, umwallt von goldenem Haare.

„Was zaudern Sie?" rief sie leise herüber und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Darf ich denn — Frau Venus?" fragte er heiser.

„In diesem Wetter!" entgegnete sie. „Oder fürchten Sie sich vor mir?"

Er lachte kurz auf und folgte.

Von dem nächtlichen Gewitter war keine Spur mehr zu sehen. Ein leuchtender, wolkenloser Himmel blaute über der erquickten Erde, und die metallenen Knäufe des Parkschlößchens funkelten jetzt lustig in der Morgensonne. Meta stand im einfachen Hauskleide am Fenster und begrüßte den herrlichen Tag als einen glückverheißenden Zeugen der heutigen Feier. Die Tante, welche geschäftig ab und zu ging, den Brautanzug rüstend, weckte sie aus ihrer stummen Liebesandacht.

Digitized by Google

Nein, er schickt keinen Boten, dachte Meta lächelnd in der Erinnerung an das, was sie gestern abend zu Urs gesagt hatte, und hielt vor dem Spiegel den Brautkranz prüfend über ihre Stirn. Da kam die Tante mit bestürzter Miene herein.

„Urs ist draußen," sagte sie; „er sieht ganz verwildert aus. Er müsse Dich auf der Stelle sprechen, die Sache leide keinen Aufschub. Gott, was mag das bedeuten?"

Meta legte erbleichend den Kranz auf das Pfeilertischchen. „Laß uns allein," war alles, was sie erwiderte.

Wenige Augenblicke später stand Urs vor ihr. „Meta," stieß er mit zuckender Lippe hervor. Er reichte ihr keine Hand, nicht einmal sein Blick begrüßte sie.

„Du hast Dir's überlegt während der Nacht, Urs," sagte Meta mit gewaltsamer Fassung. „Ich kann mir's denken. Einen Brief wolltest Du nicht schicken, wolltest mir selber sagen, daß es Dir nicht leicht geworden: ich glaub' es Dir, Urs, ich danke Dir .... Wie Du aussiehst, armer Freund; ach ja, es ist hart, so ohne alle Schuld ....."

„O Meta, Meta," brachte er mühsam und hastig hervor. „Ohne Schuld, sagst Du. Du denkst an Deine Mutter — das führt mich nicht her, an das hab' ich gar nicht gedacht .... das trennt uns nicht, es ist etwas anderes, etwas ganz anderes. Du hast gestern meine Beichte nicht hören wollen, heute mußt Du sie hören."

„Und was uns gestern nicht trennte," entgegnete sie, „sollte uns heute trennen? Was Dir gestern und all die Wochen her keinen Skrupel gemacht hat — Du weißt ja, wir haben darüber gesprochen."

Er winkte abwehrend mit der Hand und fuhr fort: „Du hattest einen andern Menschen aus mir gemacht, Meta; nicht bloß mein voriges Leben versank hinter mir, seit Du mir aufgegangen bist — auch mein voriges Wesen fiel von mir ab. So wähnt' ich wenigstens. Und in einem Punkt, ja, da ist es auch so: Deine reine, heilige Nähe duldet keine Falschheit, heucheln kann ich nicht vor Dir. Vor jeder andern vielleicht, die ich zur Frau genommen hätte, wie man eben eine Frau zu nehmen pflegt: da würd' ich es lächerlich finden, viel Aufhebens zu machen, würde stillschweigend eins zum andern legen, das Neue zum Alten. Sage nichts dagegen — fürchte nicht, daß ich Dein Ohr beleidigen werde mit Dingen .... Und daß ich nicht anders kann als wahrhaftig sein gegen Dich, das ist es nicht einmal im letzten Grunde, was mich hergeführt hat. Aber ich bin irre an mir geworden, ich finde mich nicht zurecht: wenn das möglich gewesen ist, wie darf ich hinstehen und es wagen, das Gelübde der Treue abzulegen, ein Mensch, der keine innerliche Treue hat? Es wäre alles aus zwischen uns, hast Du gestern gesagt, wenn .... weißt Du noch? Es ist aus zwischen uns, ich weiß keinen Ausweg — ein Mensch, der sich nicht auf sich selber verlassen kann, wie könnt' ich Dir zumuten ...."

Meta hatte bleich und mit bangem Blick zugehört. „Urs," sagte sie jetzt leise, „Urs, sieh mich einmal an, Du hast mir ja noch nicht einen Blick gegönnt. Und Dein Auge — Du weißt ja, was ich Dir gestern gesagt habe — Dein Auge muß ich sehen können. Wird es Dir denn gar so schwer? Dann laß es nur — ich kenn' es ja seit lange schon. Und kennt' ich's nicht, Urs — meinst Du, ich wüßte nicht, was das zu bedeuten hat, daß Du jetzt zu mir kommst, wüßte nicht, daß Du ein Stück von Dir suchst? Ist das nicht beredt genug? Du bist irre an Dir, meinst, ich müßte es auch sein. Ich kenne Dich besser, Urs; glaubst Du aber wirklich, Du könntest Dich nicht auf Dich verlassen, dann verlaß Dich auf mich. Gestern gehörtest Du mir noch nicht, gehörst mir jetzt noch nicht; willst Du's aber wagen im Vertrauen auf mich, glaube mir, ich fühle die Kraft in mir, Dich zu halten. Denke nicht, das sei eitel gesprochen — ich weiß ja doch, daß mir Dein Herz gehört."

Urs sank vor ihr auf die Kniee und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Ein unterdrücktes Schluchzen erschütterte seinen Körper.

„Was thust Du, Lieber?" sagte sie. „So darfst Du nicht vor mir knieen. Das kommt Dir nicht zu. So nicht; anders, im Scherze, so oft Du willst. Bedenke doch, Du sollst mein Herr sein."

„Das trifft auf uns nicht zu," sagte er dumpf, indem er sich erhob, „— Du hast mir etwas zu vergeben."

„Zu vergeben?" sprach sie. „Noch hab' ich ja kein Recht auf Dich. Und wenn auch — hast nicht Du mir das Beispiel gegeben? steh' ich nicht in Deiner Schuld? Du übersiehst so vieles an mir, was ich anders wünschte. Denk an gestern, denk an meine Mutter."

„Wohl, an gestern!" sagte er.

„Aber mißverstehe mich nicht, Urs," fuhr sie sehr ernst und beinahe schüchtern fort, „weil ich in drängender Stunde meinen Entschluß so ohne Besinnen gefaßt habe. Ich weiß sehr gut, was ich vergeben darf, was nicht. So, wie ich erzogen bin, so müßtest Du mich haben: von sogenannter

Digitized by Google

Vorurteilsloſigkeit iſt nicht viel in mir. Mißtrauſt Du alſo Deiner, unſrer gemeinſamen Liebe — noch iſt es Zeit, und . . . . überreden will ich Dich nicht."

„Glaubſt Du an mich, Meta?" fragte er.

Sie ſah ihn mit einem vollen Blicke an. Er faßte ihre Hand und beugte ſich darauf, ließ ſie aber wieder los. „Meine Lippen ſind nicht wert . . .," ſagte er.

Sie errötete leiſe, nahm ſein Geſicht zwiſchen ihre Hände und küßte ihn auf den Mund. Er blickte ſie in tiefer Bewegung an und rang nach Worten.

Ein haſtiges Klopfen kam von der Thüre des Nebenzimmers. Gleich darauf ward dieſe aufgeriſſen, und die Tante trat verſtört herein. Sie zog Meta beiſeite, raunte ihr etwas ins Ohr und eilte wieder hinaus.

„Eine unvermutete Störung, lieber Urs," ſagte Meta, „— nicht etwa für uns beide in dem, was wir vorhaben. Ich muß Dich jetzt verlaſſen. Verſäume die Stunde nicht. Bis Du zurückreiteſt, vergeht noch eine gute Weile. Und wenn Du wieder kommſt und aus dem Wagen ſteigſt, blick ein wenig heiterer drein, willſt Du? Lebe wohl, Liebſter; auf Wiederſehn."

Sie verließ das Zimmer. Als ſie auf den Flur hinaustrat, kam eben über die teppichbelegte Steintreppe herauf die Tante mit einer ſchwarzgekleideten Dame.

„Iſt ſie das?" hob dieſe mit umſchleierter Stimme an. „Wird auch meine Meta ihrer Mutter ſagen, es ſei ein Theaterſtreich, zum Freudentag ihres Kindes zu kommen, ihres ſo lang und ſo ſchmerzlich entbehrten Kindes? Nur dieſe Stunde will ich miterleben; aus einer dunkeln Ecke laß mich Zeugin Deiner Trauung werden: dann verlaſſ' ich dieſe Schwelle wieder, aber gehoben von der Gewißheit, daß an dem Kinde nicht heimgeſucht werde . . . ."

„Sei willkommen, Mutter," ſagte Meta, ihr die Stufen hinab entgegen gehend.

Hinter ſich hörte ſie den Schritt ihres Bräutigams. „Mein Verlobter . . .," ſagte ſie, indem ſie den Kopf nach ihm zurückwandte. Sie ſchaute in ein leichenfahles Geſicht.

Langſam und mechaniſch hob Urs den Arm, um den Hut abzunehmen; ſeine Augen ſtarrten glanzlos auf die Fremde. „Clariſſa!" ſtöhnte er.

„Sieh da," rief dieſe mit fröhlichem Wohllaut, „eine alte Bekanntſchaft. Ich bin ſehr erfreut, ſo unvermutet . . . ."

„Sind Sie erfreut?" ſagte Urs tonlos. „Ich kann leider dieſe Freude nicht ſo recht von Herzen teilen. Denn", — er warf einen ſcheuen Blick auf Meta, die, den ausgeſtreckten Arm wider die marmorne Treppenwange ſtützend, mit hinten über geneigtem Haupte ſtand, die Augen faſt bedeckt von den geſenkten Lidern und durch die leicht geöffneten Lippen angſtvoll atmend — „ſie koſtet mich ein bißchen viel, dieſe Bekanntſchaft, . . . die weder ſo alt, noch ſo . . . entfernt iſt, als Sie Ihr Kind möchten glauben laſſen: ſie koſtet mich . . . alles."

Er wankte die Treppe hinab.

„Barmherziger Gott, was iſt das?" rief die Tante, ratlos von einem zum andern blickend. „Meta, mein Kind! Clariſſa, ſprich!"

„Mir ſcheint," ſagte Clariſſa, „hier liebt man Scenen. Was mit ein wenig Haltung ins Gleiche zu bringen war, mit einem Grane Vorurteilsloſigkeit . . . ."

Sie verſtummte vor Metas Blick. Den Schleier über die Augen ziehend wandte ſie ſich gleichfalls dem Ausgange zu.

„Laß mich, Tante!" bat Meta, als dieſe ängſtlich und fragend auf ſie einredete. „Eine Brautſchaft hat ſich zerſchlagen, weiter nichts; nun weißt Du, was er vorhin bei mir wollte."

Sie ſtieg langſam die Stufen wieder empor und ſetzte ſich im Zimmer auf einen Stuhl, während die Tante, keines Wortes mächtig, in den Fauteuil ſank. Sie ſaß gerade aufgerichtet, den Kopf leicht zur Seite geneigt, in der Haltung einer Lauſchenden, als folge ſie dem Hufſchlag von Urs' Pferde, dem Rollen von Clariſſas Wagen. Über eine Viertelſtunde ſaß ſie ſo, und die Aufregung einer immer heftiger raſenden Gedankenjagd ſpiegelte ſich auf ihrem blaſſen Geſichte. Plötzlich ſchnellte ſie mit einem lauten Schrei in die Höhe. „Er iſt tot!" ſagte ſie ſchaudernd und ging aus der Thüre, nach ihrem Schlafzimmer. Dort riegelte ſie ſich ein.

Eine Stunde ſpäter kam die Nachricht, Urs' Pferd ſei ſcheu geworden und mit dem Reiter abgeſtürzt, dort wo die Straße von der Höhe nach dem See hinab ſich wendet.

Digitized by Google

Die gute Herrin.

Ein nordiſches Idyll von Heinrich Kruſe.

Verleihet mir, ihr ländlichen Camönen,
Den Landmanns ſtilles Leben zu verſchönen!
Laßt mich mit gleichem Klang wie Schwalben ſchweifen,
Dem Boden nah, doch nie den Boden ſtreifen!

Lucky he in life, who knows a few such women!
Thackeray.

Der Welt nicht, meinem Herzen wohl bekannt
Liegt wo ein ſtilles Thal in fernem Land.
Die Minsja zieht durch Wieſen friedlich hin
Wie in gewohntem Gleis zufriedner Sinn.
Bei jedem Hügel hält ſie gern ſich auf
Und ſchlängelt ſich in ſanftgekrümmtem Lauf.
Kaum, daß ſie, vom Gewitter angeſchwellt,
Ein wenig ſteigt, faſt bis zum nächſten Feld,
Und, iſt ſie einmal ungewöhnlich dreiſt,
Das friſch gewordne Heu vom Ufer reißt.
Bald zieht ſie ruhig hin in alter Weiſe
Am Uferſchilf und murmelt kaum, ſo leiſe.
Kein Vogel geht hier, ſeine Netze ſpannt
Kein Fiſcher, keine Straße führt durchs Land.
Die Welt und ihre Künſte ſind ſo weit,
Und hier iſt nur Natur und Einſamkeit.
O, wärſt du, Flüßchen, meines Lebens Bild!
O, ſtrömt' es nicht ſo raſch, ſo voll, ſo wild!
Wir, wenn der Frühling kaum den Strom entteilt,
Der wilden Schwäne Schwarm nach Norden reiſt —
Sie ſchiffen froh dahin in langen Reihn,
Ihr weißer Fittich glänzt im Sonnenſchein —
So möcht' ich aus der lauten Welt oft fort
Nach meinem ſtillen Thal im hohen Nord.

Auf Pfingſten war es, daß ich hier mich fand,
Vom ſteilen Ufer ſchaut' ich auf das Land.
„Es ſtand", ſo ſingt Ovid, „in den Geſchicken,
Ich ſollte auch das Scythenland erblicken."
Auf Pfingſten ſtieg der heil'ge Geiſt hernieder,
Auch heute ließ der Geiſt des Herrn ſich wieder
Zur Erd' herab, doch nicht im Sturm und Wetter,
Kein, leiſe, wie der Lenz haucht durch die Blätter.
Kaum ſchatteten, ſeit geſtern erſt belaubt,
Die jungen Eichen über meinem Haupt.
Blickt durch die braunen Blättchen Sonnenſchein,
So ſcheinen ſie von lichtem Gold zu ſein.
Ein Himmel iſt darüber ausgeſpannt —
Wan ſpricht von Latium und Griechenland.
Ich fand Italiens Himmel ziemlich grau, —
Doch dies hier, fehl, iſt echtes Himmelblau!
Litthauen glänzt um mich im hellſten Strahl,
Die Ferne ſcheint ein Birkenwald zumal.
Dazwiſchen liegen näher Wieſ' und Feld,
Mit üpp'gem Korn und zartem Lein beſtellt.
Es iſt, die Sabbathsſtille rings zu ſtören,
Auch nicht ein fernes Glöckchen nur zu hören.
Kein Menſch, kein Laut zu ſpüren weit und breit;
Nur Adam war in ſolcher Einſamkeit.
Ich wandle mich, verließ den jungen Hain,
Ging durch die Schlucht und trat zum Garten ein.
Der Weg geharkt, die Beete friſch beſtellt;
Dichts Seltnes, aber alles, was gefällt.
Aurikeln, Veilchen und der ganze Flor
Des Frühlings bricht, dem Boden nah, hervor.
Dichts gleichet ihrem reizenden Gewühle;
Sie ſind wie erſte kindliche Gefühle!
Die Harke ſchafft das Unkraut raſtlos fort,
Kein Hälmchen keimt hier am verkehrten Ort.
Dichts ſtört, als nur, vom Zweig herabgeſchneit,
Ein weißes Blütenblatt die Sauberkeit.
Es blühet Apfelbaum an Apfelbaum,
Und alles iſt ſo ſchön als wie ein Traum.
Ich hatte über Stille mich beklagt,
Das hat der Wind der Nachtigall geſagt!
Horch, wie ſie anhebt mit dem vollſten Schlag!
Es tönt in meinem tiefſten Herzen nach.
Und ſchweigt ſie, hört man leiſe, wie die Immen
In einem Meer von Wohlgerüchen ſchwimmen,
Ein Baumſtamm liegt am andern, ganze Reihn,
Und ſauber abgeſchält, was mag das ſein?
Die Bienen fliegen ab und zu, wir haben
Die Bienenkörbe vor uns voller Waben,
Einfacher iſt es nicht im Wald zu ſehn:
Ein Stamm wird ausgehöhlt, ſo iſt's geſchehn.
Kunſtlos und einfach iſt hier alles nur,
Doch Einfachheit iſt nahe der Natur.
Fleiß, Ordnung, Sinnlichkeit — das iſt der Geiſt
Der Herrin, der im Garten ſich erweiſt.
Und ſieh, da ſteht ſie an des Hauſes Schwelle.
Sie grüßt mich, und ich eile froh zur Stelle.
Mich lockt ſo ſehr der ganze Frühling nicht,
Als wenn ſie ſanft und klug und lieblich ſpricht.
Sie hält den Strauß, den eben ſie gepflückt,
Damit er uns die erſte Tafel ſchmückt.
Sie zeigt damit die Güter in der Runde,

Digitized by Google

Giebt von den Nachbarn mir willkommne Kunde.
Sie kennet Jedes Schwächen (auch die meinen!
Denk' ich dabei), doch sie verpoltet keinen,
Und freundlich läßt sie aus des Schicksals Walten
Der Menschen Seelenbilder sich gestalten.
So zart, so schön und fast noch jung an Jahren,
Hat sie der Last, der Leiden viel erfahren,
Und mild, wie ihrer Maienglöckchen Duft,
Weht um sie einer reinen Seele Luft.
Sie zeigt am Fluß ein Hüttchen noch, von Weiden
Geflochten, um zum Bad sich auszukleiden.
„Und was ist das?“ „Das — das ist die Kapelle.“
So sagt sie, und ihr Blick bleibt nicht ganz helle,
Die Stimme scheint nicht mehr so klar, so rein.
„Ich habe noch zu thun.“ Sie geht hinein.
Ach, Oswald schläft ja dort und Adolar,
Der ihres Lebens erste Wonne war!
Sie schlummern draußen in den Birkenschatten,
Sie ruhen auch im Herzen noch der Gatten,
Und ihrer denkend bangt sie für die Lieben,
Die, kaum gehofft noch, ihr zum Trost geblieben.
Die Ahnung sagt ihr — weh, und nicht vergebens! —
„Sie bleibt mir nicht, die Krone meines Lebens!“
Die holde Stimme! Ach, es ist schon lang,
Daß sie nicht mehr zu meinen Ohren drang;
Doch tönt noch jeder Klang und jedes Wort
In meinem Herzen sanft melodisch fort!
Kommt! Folgen wir der guten Landfrau nach
Und treten unter ihres Hauses Dach.
Das Haus von Holz ist niedrig, ärmlich fast,
Doch seine Herrin macht es zum Palast.
Die Räume hell und freundlich, weit und breit,
Und alles glänzt und strahlt von Sauberkeit.
Die Wände frisch geweißt, die Sessel nur
Aus Rohr geflochten, nirgend eine Spur
Von Üppigkeit und Glanz und jenem Geist,
Der uns in Wünschen immer weiter reißt.
Sieh dir des reichen Städlers Prunksaal an,
Er zeigt, wie viel man leicht entbehren kann.
Wie wenig, o wie wenig brauchen wir!
Das zeigt die ländlich stille Wohnung hier.
Kein Gold, kein Vierat, welcher prunkt und blitzt,
Der Decke Balken nur sind hübsch geschnitzt,
Und frische Maien, ausgestreckt zum Fest,
Sind aller Schmuck, der hier sich blicken läßt.
Das grüne Tuch, auf dem die Bälle fliegen,
Verheißt für Regenlage uns Vergnügen.
Heut aber blickt der helle Sonnenschein
Durch klare Scheiben vom Gehöft herein.
Der Rasen vor der Thür umpflanzt mit Bäumen,
Die alle Hofgebäude freundlich säumen.
Im Kreise sieht man rings die Ställe liegen,
Und, wohlgeheizt im Herbst, die großen Riegen,
Wo man die Garben trocknet, reif geworden
Im Nebel und im frühen Reif des Norden.
Man fährt den schönsten Klee soeben rin,
Mehr rot als grün — so soll der Klee ja sein!
Wie das gefleckte Vieh daran sich weidet!
Die Leute sind gesund und wohlgekleidet,
Und alles lächelt seiner Herrschaft zu;
Ja, selbst die Kühe brüllen froh ihr Muh!
Nicht immer war es so. Die kleine Welt
Ist gleichsam aus dem Nichts hierhergestellt.
Was sag' ich? Aus dem fünften Element
Der Polen, das man sonst auch — Schmutz benennt.
Ihr Mann that alles, hört man sie; allein
Des Werkes beste Hälfte ist nicht sein.
Der Landmann, sagt man, hängt vom Himmel ab,
Vom Himmel, ja, der solch ein Weib ihm gab!
Wenn Weiten weit für ihn die Fluren sprießen,
Sein schönstes Glück muß doch sein Arm umschließen.
Sie lernte, jung verwaist und ganz verlassen,
Als kluges Mädchen früh sich schon zu fassen.
Sie war in einer alten Base Hut,
Die kostbar Haus hielt auf dem kleinen Gut.
Die Bauern sah sie nicht für Menschen an.
Sie sind nur da, damit sie schwelgen kann!
Und haben sie des Tages sich zerplagt,
So wird der Nachtdienst ihnen angesagt;
Die gnäd'ge Frau kann nicht die Frösche hören,
Die nachts mit Quaken ihre Ruhe stören.
Die Bauern müssen drum mit langen Stangen
Des Nachts am Schloßteich jeden Frosch abfangen.
Sobald sein breites Maul sich röchelnd hebt,
Schon über ihm die große Stange schwebt,
Die dann der Länge nach ins Wasser klatscht,
Wenn unversehrt der Frosch auch weiter patscht
Und wieder seinen Nachtgesang versucht,
Indes der müde Bauer schimpft und flucht.
Die Gnäd'ge führt indes ein Traum zurück
Nach Mitaus Schloß und ihrer Jugend Glück.
Die herzogliche Zeit, die goldne Zeit,
Von der sie immer spricht, ist, ach! schon weit;
Es ist die Zeit, wo sie Bewunderer fand.
Ein kaltes Herz, von Eitelkeit entbrannt,
Preist sie die Tage, wo der Puderquast
Verschönerte des Haarbaus stolze Last,
Und, bauscht' ihr Reifrock im Redoutensaal,
Als Schleppe folgte der Verehrer Zahl.
Wenn Schmink' und Schönheitswässerchen es thäten!
Allein vom Fische blieben nur die Gräten.
Beim hübschen Kinde hofft sie zu erneuen
Triumphe, die ein rotes Herz erfreuen.
Doch Henriette hat den Sinn gestellt
Nicht auf die bloße Eitelkeit der Welt.
Sie wählte selbst im stillen ihren Mann
Und sah dabei das brave Herz nur an.
„Ist's möglich?“ „„Wir sind übereingekommen.““
„Du kannst ja zwanzig bessere bekommen!
Er ist nur schlecht und recht, sein Gut verschuldet;
Nein, Deine Mutter hätt' es nie geduldet!
Du zählst, mein liebes Kind, erst achtzehn Jahre,
Kaum bietet wer, verschleuderst Du die Ware.
Liebhaber finden sich genug zum Kaufen,

Digitized by Google

Sie werden sich die Sohlen noch ablaufen;
Und hundert elend machen, das Entzücken
Ist größer noch, als Einen zu beglücken.
Nein, nein, Du mußt ihm Deine Hand verweigern.“
„„Soll ich mich denn im Weissgebot versteigern?““
„Du hast mir sonst doch immer nachgegeben!“
„„Man muß doch einmal mündig sein im Leben.““
Die Dichte, die sie stets am Gängelband
Geleitet, will entschlüpfen ihrer Hand?
Die Kleine will das Scepter ihr entwinden?
Die Tante kann sich gar nicht darin finden,
Sie schreit und hal, als Kunst aus aller Zeit,
In ihrem Beistand Thränen stets bereit.
Sie heult umsonst! Bald seufzt sie nur noch leise
Und tröstet sich zuletzt in ihrer Weise:
„Je nun, er ist ja doch von gutem Adel
Und Pferde wie Livreen sind ohne Tadel.“
Die Hochzeit wird gefeiert in der Stille;
Denn hier entscheidet ja des Bräutchens Wille.
Der Gatte führt sie heim im Galawagen,
Vor dem vier reichgeschirrte Rappen jagen,
Der Kutscher goldbetreßt: so fährt sie ein.
Ach, muß das Gut denn so verkommen sein!
Der Weg abscheulich, ohne Baum und Damm,
Das Haus verwittert, feucht und voller Schwamm;
Die Ställe und die Scheunen sind verfallen,
Und nichts als Klagen hört man rings erschallen.
„Wir müssen bau'n!“ so hebt sie lächelnd an.
„Ein wenig jetzt, bald mehr, mein lieber Mann!“
„„Ja, aber —““ „Wo das Geld hernehmen? Wie?
Wir haben ja noch etwas Silber, sieh!
Auf dem Geschirr, das man entbehren kann.
Was brauchen wir am Ende das Gespann?
Der Wagen selbst ist viel zu schön für mich.
Verkaufen wir's! das andre findet sich.“
Er zögert, doch sie lächelt und er mit.
So war gethan der erste, schwerste Schritt,
Und wenn sich neue Schwierigkeiten finden,
Mit solchem Lächeln kann man überwinden!

Jenseits der Berge, sagten einst die Alten,
Da sollen stille, fromme Menschen walten
Apollo liebt sie, und der Schwanenwagen
Muß ihn zu den Hyperboreern tragen,
Die aller Welt verborgen friedlich leben:
So war's mir bei den guten Menschen eben.
Lebt man auch einsach, von der Welt geschieden,
So hat man doch das beste Gut, den Frieden.
Hier hat man keine Künste noch erdacht,
Womit man rasch sich reich und glücklich macht.
Der Segen keimt nur aus der Erde Schoß,
Und nur der Himmel wirft des Landmanns Los.
Wie schon vor tausend Jahren spannet man
Am selben leichten Pflug die Pferdchen an.
Als Egge kannst du hier, halb abgehaun
Die Äste, eine junge Fichte schaun.
Zum Dreschen gehn reihnweise mit Gesang
Die Frau'n und Männer auf dem Korn entlang.
Und alles ist so schlicht und einfach, kaum
Dünkt uns das goldne Alter hier ein Traum.
Noch sind des Gutes Hörige, leibeigen,
Doch siehst du sie die Furcht des Knechtes zeigen?
Sie glauben nicht dem Lande zu gehören,
Sie möchten, daß das Land ihr sei, beschwören.
Sie fürchten nicht, daß, wenn sie nun mit Fleiß
Den Acker angebaut in saurem Schweiß,
Der Herr sie austreibt, wo mit Weib und Kind
Auf ödem Grund sie wieder elend sind.
Sie fürchten nicht, daß, wenn das Korn nicht reicht
Und man zu Hof um Darlehn schüchtern schleicht,
Die „Brotpeitsch“ erst auf ihrem Rücken knallt,
Und mancher Fluch des Herrn dazwischen schallt,
Will er nicht gar sie in die Wälder weisen:
„Da könnt ihr, Hundevolk, Baumrinde speisen!“
Weithin gen Osten bis zum stillen Meer
Dehnt sich ein Weltteil aus, doch menschenleer,
Denn die Bewohner sind nur Ackervieh,
Sich selbst nicht, ihrem Herrn gehören sie
Mit ihrem Leibe und mit ihren Seelen,
Wonach die Herren ihren Reichtum zählen.*)
Ein Land, so fruchtbar und so reich es sei,
Ist ohne Menschen eine Wüstenei.
Wie wohl die freundliche Base thut
Dem Menschenfreund, der Herren schönes Gut!
Es leben Hofgesind und Wirte schier
In einem kleinen Paradiese hier.
Wenn einer über viele herrscht allein,
So kann er Himmel oder Hölle sein.
Ringsum ist Hölle oder Fegefeuer
Und ihnen ihre Herrschaft doppelt teuer;
Sie leben froh und denken nicht an morgen
Und sagen nur: „Die Herrschaft wird schon sorgen.“
In Krankheit und in Kummer und in Not
Schickt man zur Herrin hin, ja selbst im Tod.
„Der alte Jan, dem bald die Augen brechen,
Wünscht noch die liebe, gnäd'ge Frau zu sprechen.“
Auf solche Botschaft läßt sie alles stehn,
Um zu dem armen alten Jan zu gehn.
Der Priester wohnet weit, und wenn sie leise
Ihm Mut und Trost zuspricht — wie Himmelsspeise
Erquickt ihn das. Er sagt nicht einmal Dank
Für jede Wohlthat, all sein Leben lang.
Er hat nach ihr geschickt. Das sagt ja schon,
Wie er es meint, und das ist all ihr Lohn.
Jan hat zu Hof gedient, und sie zu sehn,
Das kommt ihn an wie Paradieseswehn.
Er lächelt. Seine Herrin ist gegangen.
„Jan, trägst Du nach Gebeten nicht Verlangen?“
So lasen sie ihm dem Gebete vor
(Die er nur halb vernimmt mit tauben Ohr)
Ganz ohne Unterschreidung, Wort für Wort,

*) Die kleine Dichtung spielt zu Zeiten des Kaisers Nikolaus. Seitdem ist in Rußland vieles anders und besser geworden. Anm. des Verf.

Digitized by Google

Von einem Satze in den andern fort.
Und als sie ihre Litanei beendet,
Sahn sie ihn an; doch Jan hat schon vollendet.
Noch steht auf seinen wetterbraunen Wangen
Das Lächeln, von der Herrin ausgegangen.
Nur selten kommt der Arzt, die Stadt ist fern,
Auch seinen Dienst versieht sie oft und gern.
Einst hört' ich großes Weheschrei im Saal
Und fand — o, welche große Kinderzahl!
Die Kleinen zappeln auf der Mutter Arm,
Halb ausgezogen, wie entblößt zum Harm.
Sie schreien und sie schluchzen laut und wild,
Vom Kindermord zu Bethlehem ein Bild.
Es ist der Stahl auch schon für sie bereit:
Ein Länzchen nur, nicht wert, daß man drum schreit.
Die Herrin naht und nimmt das erste Kind,
Hält fest den Arm und macht geschickt, geschwind
Drei Schnitte mit dem Länzchen, hält sodann
Im Kiel bewahrt, die reinste Lymphe dran.
Heilsame Krankheit impft sie ihnen ein,
Drum achtet sie auch nicht der Kinder Schrei'n;
So ist es mit uns großen Kindern auch,
Wenn Gott zum Heil uns Weh schickt, ja der Brauch.
Sie legt Verband an, spricht dem Kindchen zu,
Allein es kommt sodald noch nicht zur Ruh.
Die Mutter streift den Ärmel wieder auf
Und nimmt noch gute Lehren in den Kauf.
Und stets, sobald ein Schreihals weggebracht,
Ist etwas minder doch der Lärm gemacht.
Die letzte Mutter geht und nimmt mit Dank
Noch Lehren für zwei Kinder in Empfang,
Die krampfhaft sich zu größrer Sicherheit
Festhalten stets an ihrer Mutter Kleid.
Sie hatten sich erbeten, mitzugehn,
Die Kleinen, um das Wunder anzusehn;
Das größte Wunder ist doch, daß sie schweigen,
Die Plappermäulchen, und sich sprachlos zeigen.
Sie stehn mit großen Augen da und sagen
Kein Wort und keinen Laut auf alle Fragen.
Nur als es Kuchen gab, da plötzlich löste
Ein Jüngelein sich und rief: „Weins ist das größte!"
„„Versucht es nur, verteilet Gunst und Gaben,
Ihr werdet immer Schwierigkeiten haben!
Dem lieben Gott sogar gelingt es nicht.""
So sprach sie sanft mit lächelndem Gesicht,
Indem sie jenen Stahl bei Seite that,
An dem die Unschuld heut' geblutet hat.
Matt ward die Herrin, nicht verdrossen; nun
Kann sie, der Stille froh, gemächlich ruhn.
Sie hat viel Mittel, die der Kranke lobt,
Die meisten einfach, doch sie sind erprobt,
Und ganz besonders schlägt, damit ihr's wißt,
Jedwedes an, das von der Herrin ist.
Auch schickt sie Wein zur Labung, Kronsbeersaft,
Der kühlt und stärkt und wahre Wunder schafft.
Der Kranke kann nicht ohne sie genesen,
Denn Heilen, Lindern, Trösten ist ihr Wesen.
Drum hat sie selten eine Stunde frei,
Wo nicht geschickt wird, sei es, was es sei.
Selbst, wenn ein Haupt es ist — im Hause nicht,
Im Stalle nur! — dem's irgendwo gebricht,
Sie wird es wissen, was dem Tiere fehlt,
Daß es nicht fressen will und stumm sich quält.
Sie weiß die bösen Seuchen zu vertreiben
Und Mensch und Vieh das Beste zu verschreiben;
Das sagen alle Leute, vor wie nach,
So oft sie auch den Ruhm ablehnen mag.
Doch giebt es Plagen auch, von Gott gesandt,
Wo nichts vermag des schwachen Menschen Hand.
Ein braver Bursch bekommt die Wasserscheu,
Man sperrt ihn ein im Stall auf einer Streu.
Er durstet, aber bringt man ihm zu trinken,
So rast er, sieht er nur die Fläche blinken.
Er kennt sein Schicksal, und er murret nicht,
Nur etwas fordert er: ihr Angesicht!
Als sie voll Mitleid an der Thür sich zeigt,
Da blickt er auf und sieh! sein Toben schweigt,
Es ist, als fiele in des Armen Nacht
Ein Sonnenstrahl, der ihn vernünftig macht.
„Kommt nicht zu nah! Ach Gott! ich könnt'Euch beißen,
Den Saum des Kleides will ich nicht zerreißen!
Ach, gönnt ihn mir! Ach, gönnt ihn mir! Ach ja!
Ja, tretet nur, bis ich ihn fasse, nah!"
Mit Inbrunst küßt er ihres Kleides Saum
Und preist sie feurig, vor dem Munde Schaum,
Und segnet sie als beste aller Frauen:
„Maria werd' ich erst im Himmel schauen!"

Maria, Mutter Gottes herrschet noch,
Zwar schmerzensreich, im weiten Polen doch.
Auf Wegen und auf Stegen steht ihr Bild
Und blicket auf den Sünder hold und mild.
Wo auf dem Hügel Grab sich reiht an Grab,
Hebt hoch vom Himmel, seht! ein Kreuz sich ab,
Darüber ist ein hübsches Dach gestellt,
Das Bild zu schützen, wenn der Regen fällt.
Ein Heiland hängt da mit den Wundenmalen,
Die purpurn auf dem weißen Leibe strahlen,
Und an des schönen Kruzifixes Fuß
Steht eine Bank, auf der man beten muß.
Der Friedhof aber ist geteilt in zwei.
Hier kommt in goldnem Kleid die Klerisei,
Der Weihrauch dampft und Romas Hymnen schallen.
Da drüben sieht man nichts von diesem allen;
Die ernste Kirche schätzt nur strenges Denken
Und will der eitlen Sinnenlust nichts schenken.
Das Kreuz ist klein und grau und halb verwittert,
Der rechte Arm ist, sieh! sogar zersplittert.
Er wackelt schon; ein Nagel hält ihn noch,
Allein der nächste Windstoß fällt ihn doch.
Denn auf das Äußere, so saget man,
Denn auf das Äußre kommt es ja nicht an!
Wie viele wüßten, die hier ruhn, zu sagen,
Weshalb sich ihre Priester nicht vertragen?

Digitized by Google

Sie litten gleiche Mühsal, Not und Pein
Und schliefen mit derselben Hoffnung ein.
Sorgt nicht um sie! Die Toten ruhen gern
Und harren auf die Zukunft unsres Herrn.

Das was man treibt, muß man gehörig treiben
Und muß, so lang man lebt, lebendig bleiben.
„Es hielt das Jahr nicht, was es erst versprach,
Doch darum taugt uns doch ein froher Tag!“
So sagt die Herrschaft und sie ladet ein
Zum lieben Erntefeste groß und klein.
Sie denkt nicht wie ein Herr, der vor dem Fest
Des Gutes Wirte sich versammeln läßt.
„Das Jahr ist schlecht, der Mangel klopft ans Haus,
Ich legte schon für Euch die Steuern aus.
Ihr wißt, daß Ihr das Geld mir schuldig seid;
Nun bietet sich dafür Gelegenheit.
Wir lassen dieses Jahr den Erntekranz aus.
Ich streich' Euch dann dafür die Rechnung aus.
Dann wißt Ihr, daß mein Vogt Euch nicht mehr treibt,
Und habt den Vorteil, daß Ihr nüchtern bleibt.“
So ist der Herr großmütig, und der Bauer
Küßt dankend ihm den Rock, süß oder sauer.
Nein, war das Jahr auch schlecht, das Heu verdorben,
Die jungen Lämmer vor der Schur gestorben,
Wuchs auch das Korn aus in den Garben: nein,
Der arme Bauer muß doch fröhlich sein!
Ist weniger sein Schweiß als sonst geflossen?
Zog er die Schlenßen auf, die sich ergossen?
Verregnete sein kleines Feld nicht auch?
Kommt, feiert um so mehr den alten Brauch!
Und Fiedel, Hackbrett, Klarinette klingt,
Und alles auf der Tenne tanzt und springt.
Man tanzt von Mittag bis zu Mitternacht,
Von Mitternacht bis Morgen, unverzagt.
Den Musikanten gönnt man keine Ruh,
Sie spielen selbst noch schlafend immerzu.
Aus Lust wird Jauchzen, und aus Jauchzen Toben,
Man kann nicht besser die Bewirtung loben.
Was wissen wir von Lust? Das Volk sieh an!
Ein wahrer Mensch ist, wer sich freuen kann.
Ein Bäuerlein tanzt flink mit nacktem Fuß,
Daß ihn ein Bestris drum beneiden muß;
Denn Sprünge macht er, die kein Mensch uns glaubt;
Bald sind die Füße oben, bald das Haupt,
Er überschlägt sich, wirbelt sich herum;
Man wird vom Ansehn schwindlig fast und dumm,
Die Kinder tanzen draußen lustig nach.
Nur Unschlittlichter dämmern im Gemach.
Doch säh' ich gern den Saal mit tausend Kerzen,
In welchem halb so viele frohe Herzen?

Die Herrin hat für Jeden heut ein Wort,
Und Jeder geht von ihr zufrieden fort.
Das macht, sie hat ein Herz in ihrer Brust
Für dieser armen Leute Schmerz und Lust.
Wo sie nur geht und steht, wird sie umdrängt
Vom Volke, das an ihren Lippen hängt.
Schilt auf Gefallsucht, doch sie sucht ja allen,
Sogar dem Ärmsten Weibe zu gefallen.
Sieh, wie die Huld, die Fürsten schon entzückt,
Barfüß'ge Bauernkinder heut beglückt!
Gefallen ist bei andern oft nur Schein,
Es muß bei ihr der Seele Wesen sein.
Stets um sie sein, das ist das große Los.
Es sehnt sich nach dem Hofdienst Klein und Groß.
Wenn jemand träg' ist, trunken, liederlich,
Unsauber, oder widersetzt er sich,
Und wird er aus dem Hofdienst weggeschickt:
So wird darin die härt'ste Strafe erblickt.
Ein Vorwurf schon aus ihrem Munde schneidet
Sich tiefer ein, als wenn man Streiche leidet.
Hier sehet, Könige und Kaiser, an,
Daß Milde mehr vermag, als Strenge kann!
Wär' ihrer Herrschaft jede andre gleich,
Die Erde würde bald zum Himmelreich.
Der Fremdling selbst geht nicht vorbei am Chor,
Er spricht denn bei der guten Herrschaft vor.
Der Händler keucht herbei, der auf dem Nacken
Ein Warenlager trägt — ein Berg von Packen, —
Kramt aus — was könnt' uns hier erwünschter sein? —
Und bildet einen Jahrmarkt ganz allein.
Du kannst vom Schnürband bis zum Pfefferkuchen,
Vom Fingerhut zur Schürze alles suchen.
Er weiß geschickt die hundert Kleinigkeiten
Mit Lob und guter Laune zu begleiten,
Daß von dem Fräulein bis zur Küchenmagd
Zuletzt ihm keine den Tribut versagt:
Mit Recht hat man demselben Gott geweiht
Die Handelschaft und die Beredsamkeit! —
Der blinde Bettler, welcher draußen singt
Und ruhig wartet, bis die Münze klingt —
Was ist er für ein glücklicher Rhapsode!
Denn gleich und bar bezahlt wird jede Ode.
Wie schön der Kopf, wie kräftig die Gestalt!
Er gleicht Homer, vom Silberbart umwallt.
Beim süßen Lichtskhyn, Singen, 'rum sich treiben,
Kann wohl ein solcher Sänger rüstig bleiben,
Indessen unsre Dichter ewig klagen:
Der Kopf ist schwach, die Brust und ach, der Magen!
Der Ärmste, der das Obst der Gärten pachtet
Und ohne Arbeit zu verdienen trachtet —
Die Bauern müssen sich sogar bequemen,
Für ihn vom Baum die Äpfel abzunehmen;
Die Hand der Juden ist nun einmal weich,
Und Gottes Volk wird ohne Schwielen reich —
Der Kluge, der auf grobe Arbeit geht,
Wozu sich selbst der Bauer nicht versteht,
Auf Roden und auf Gräbenziehn gelehrt,
Der mehr als Menschen schafft und mehr — verzehrt,
Der seine trüben Weisen lustig singt,
Gutmütig lacht und singt, und lacht und trinkt —
Zigeuner auch mit jenen dunklen Augen,
Die ihre Glut aus wärmern Sonnen saugen —
Der Roßkamm — jedem, der im weiten Land

Digitized by Google

Umherzieht, ist der Hof hier wohlbekannt.
Sie wissen, diese armen Vagabunden,
Daß man sie hier am Hof nicht hetzt mit Hunden,
Und hat man ihrer Dienste selbst nicht not,
Sie doch nicht fortschickt ohne Salz und Brot.
Man sieht sie wie des Himmels Vögel an,
Für die man etwas Nahrung streuen kann
Zur Winterzeit — und für den Armen ist
Die Jahreszeit ja schlecht zu jeder Frist.
Doch sind es gar Bergknappen, die da wandern
Vom Erzgebirg, aus einem Land zum andern,
Bei Hochzeit anspielen und Gelag,
So giebt es einen frohen Feiertag.
Ein jeder faßt die nächste beste sich,
Schwenkt sie herum und freut sich königlich.
Und Hüons Horn erschallt die halbe Nacht,
Bis daß der Herrin Ruf ein Ende macht.
Doch glänzen hochrot schon die Vogelbeeren,
Ihr Aufenthalt kann nicht mehr lange währen.
Im Winter wird die Landfrau Städterin,
Doch zweifelhaft erscheint ihr der Gewinn.
Sie sagt: „So gern ich Winters mich zerstreue,
Ich sammle lieber Sommers mich aufs neue."
Und zieht sie endlich zu der Stadt hinein,
Dann scheint der Himmel schwarz im Sonnenschein.
Ein jeder wirft sich hin und küßt ihr Kleid,
Sogar ein kleiner Junge heult und schreit,
Und man bestürmt sie, wenn bereits der Wagen
Abfährt, mit Segenswünschen noch und Klagen.

Bist du so schön, o Thal? Warst du es nur,
Die mich erquickte, himmlische Natur?
Warst du bloß Hintergrund der Huldgestalt,
Die mich bezwang mit freundlicher Gewalt,
Daß ich ihr gern des Kleides Saum geküßt,
Zum Dank dafür, daß solch ein Wesen ist?
Leibeigen bin ich nicht, doch möcht' ich zeigen,
Daß meine ganze Seele ihr zu eigen.
Nicht Leidenschaft war's, die mich zu ihr zog,
So oft sich sonst mein junges Herz betrog.
Ich sah sie zwar mit zartem Reiz geschmückt,
Doch jeglicher Begierde weit entrückt;
Sie war ein Bild, sich daran zu erheben
Und, wenn auch noch so fern, ihr nachzustreben.
Nichts, das uns mehr beglückt, als fremder Wert,
Den man von ganzem Herzen still verehrt.
So flossen meine Tage freundlich fort
An jenem vor der Welt verborgnen Ort.
Der Sommer war dahin, ich merkt' es kaum;
Der Winter kam, und alles war ein Traum.
Allein ein Traum, der mich noch heut beglückt,
Der mich noch heut wie Abendrot entzückt,
Wie Abendrot, das dort um Mitternacht
Hoch strahlt in unvergleichlich hoher Pracht,
Indes die Mädchen, Flachs ausrauschend, singen,
Daß fern davon die stillen Felder klingen.
Die Muza selbst, sonst voll Bescheidenheit,
Wallt dann dahin in stolzem Purpurkleid,
Doch sanft wie sonst; man muß schon lange lauschen,
Will man nur hören, daß die Wellen rauschen.
O, wärst du, Flüßchen, meines Lebens Bild!
O, strömt' es nicht so rasch, so voll, so wild!

*

Der wilde Birnbaum in der Schlucht hat oft
Seitdem geblüht; doch hab' ich stets gehofft,
Die Stätte noch einmal zu sehn nach Jahren,
Wo wir zusammen jung und glücklich waren.
Wir war, als hört' ich schon den Ton, den süßen,
Der guten Herrin mich von weitem grüßen.
Da dringt die Schmerzenskunde an mein Ohr,
Daß diesen holden Schmuck die Welt verlor!
Es rauscht schon längst an ihrem Grab die Linde
Mit leisem, süßen Duft im Frühlingswinde.
Die wurde, teure Frau, dir offenbar,
Wie treu und dankbar ich dir immer war,
Und, wenn auch meine Hand es nie dir schrieb,
Mein ganzes Herz dir doch ergeben blieb.
Die Blumen, die ich auf der Flur gepflückt,
Die ich so gern in deine Hand gedrückt,
Ich kann sie jetzt nur auf das Grab dir legen,
In stillem Schmerzgefühl mit Dank und Segen,
Und der, den du verkannt hast und verletzt,
Hat weinend dieses Denkmal dir gesetzt.

Deutsche Sprache.

Sie wähnen, teure Sprache, dich hart und rauh,
Voll Kraft und Mark wohl, aber an Wohllaut arm —
Und o! wie reich von deines Dichters
Munde die weicheren Töne gleiten!

Doch nur die Liebe lauschet verständnisvoll
Dir alle Reize, welche dich schmücken, ab;
Verborgen bleiben sie den andern,
Welche sich täppisch an dir vergreifen.

Du bist Brunhilde: Wenn sich ein Siegfried naht,
Auf deine Lippen lösende Küsse drückt,
So fällt von deinen schönen Gliedern
Ab die verhüllende, rauhe Brünne.

Dann liegt vor ihm ein lächelndes Götterweib,
Das in sich Kraft mit edelster Anmut eint;
Und ihrem staunenden Erwecker
Giebt sich das herrliche Weib gefangen.

Eugen Reichel.

Digitized by Google

Dichterlos.*)

Uns blüht im Leben mancher Troſt,
Unſer Los iſt zu beneiden . .
Von Frau'n und Verlegern wird man liebkoſt
Und dann verkauft von beiden.

Heinrich Leuthold.

*) Hingedruckter Nachlaß.

Spruch.

Rauch Feuer brennt,
Das durch eignen Rauch ſich trübt,
Wie ein ſchönes Talent,
Das ſich an unſchönen Stoffen übt.

Friedrich Bodenſtedt.

Einſchlafen.

Der Tag iſt aus, und nun — wie himmliſch wohl wird's thun,
Vergeſſend ſeine Mühn in ſanftem Schlaf zu ruhn.
— Es war ein harter Tag. — Vorüber und vorbei!
Gott gebe, daß der kommt ein minder harter ſei;
Wenn nicht — nun denn, nun denn! — zu leiden und zu ſtreben,
Ob mit, ob ohne Lohn, das nennen wir ja leben.
Die oft erſehnte Stund', ſie bleibt nicht aus am Ende,
Da man zu ew'ger Raſt darf kreuzen ſeine Hände.
Erlöſungbringer Tod! wer hat nicht dein gedacht,
Als er ſich hingeſtreckt zum Schlaf in ſtiller Nacht?
Der Schlaf iſt kurzer Tod, wir können Probe halten
Vom dunkeln Schickſalsſtück, darin als Held zu walten
Jedwedem einſt beſtimmt. — Wär's jedem auch beſchieden,
Mit ſich und mit der Welt dahinzugehn in Frieden.
In ſel'gem Frieden . . . Ach, braucht ich zu wünſchen nur,
Die Menſchen hätten ihn, ihn hätte die Natur,
Kein Weſen fühlte Qual, ſelbſt nicht der kleinſte Wurm,
Ich ſchafft' auch Ruh dem Meer, der Wolke und dem Sturm . . . . .

Ein ſonderbares Wort hab' ich dereinſt vernommen
Und komm' darüber nie zu voller Klarheit kommen.
— Nirvana war das Wort. Das heißt . . . o Müdigkeit! —
Nicht denken jetzt, nicht mehr — es iſt ja Schlafenszeit,
Willkommen, holde Zeit; ſei gnädig mir, entrücke
Mich allem Leid.
Ich wollt, ich fänd' einmal die Brücke,
Die aus dem wachen uns, dem voll bewußten Sein
Ins halbbewußte Reich des Traumes führt hinein.
Ein zarter Wunderbau, ein rätſelhafter Steg,
Nur das geſchloßne Aug' entdeckt zu ihm den Weg — — —

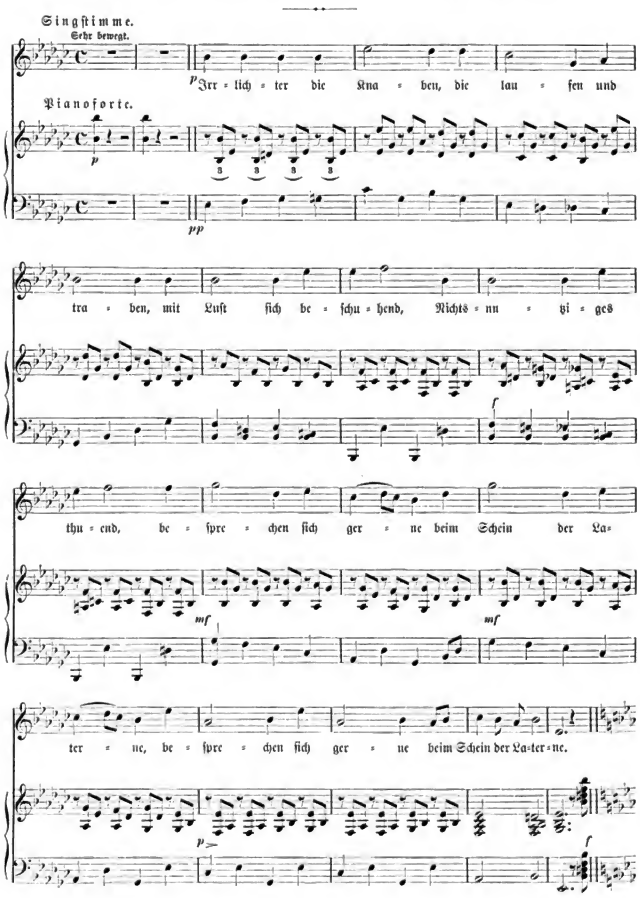
Ei horch, wie's ſummt und klingt: — die Spieluhr regt ſich wieder
Und bringt ihr Liedchen vor vom muntren Seifenſieder . . .
Der es ſo gerne hört, mein ferner Liebling, du,
Wann endlich kehrſt du heim? wann jauchzt dein Gruß mir zu? . . . .
Viel Zeit muß noch vergehn und Sommer muß es ſein,
Und linde Luft muß wehn durch unſern Fichtenhain . . .
Da ſteht er ja, er ſelbſt — umhaucht von Harzesduft,
Die Wipfel ragen ſchlank und ſchimmernd in die Luft. —
Ich ſeh' die Wieſen rings im Frühlingsglanz ſich breiten
Und durch das junge Grün ein junges Kindlein ſchreiten . . .
So komm! — wo biſt du nun? . . . gar nirgends zu entdecken —
Beim erſten Wiederſehn ſpielt ſchon das Kind Verſtecken — —
Mit ihm verſchwand der Tag; ſchneeweiße Nebel wallen,
Die qualmend ſich zerſtreun, die ſich zuſammen ballen —
Und jetzt — o Seligkeit — o Himmelsblumen: Sterne!
Ich ſchweb' im Weltenraum . . . aus lichtverklärter Ferne
Erhebt ſich's wie Geſang ſo mild und rein —
Ich ſchlafe nicht, noch lange nicht — o nein — — —

Marie von Ebner-Eſchenbach.

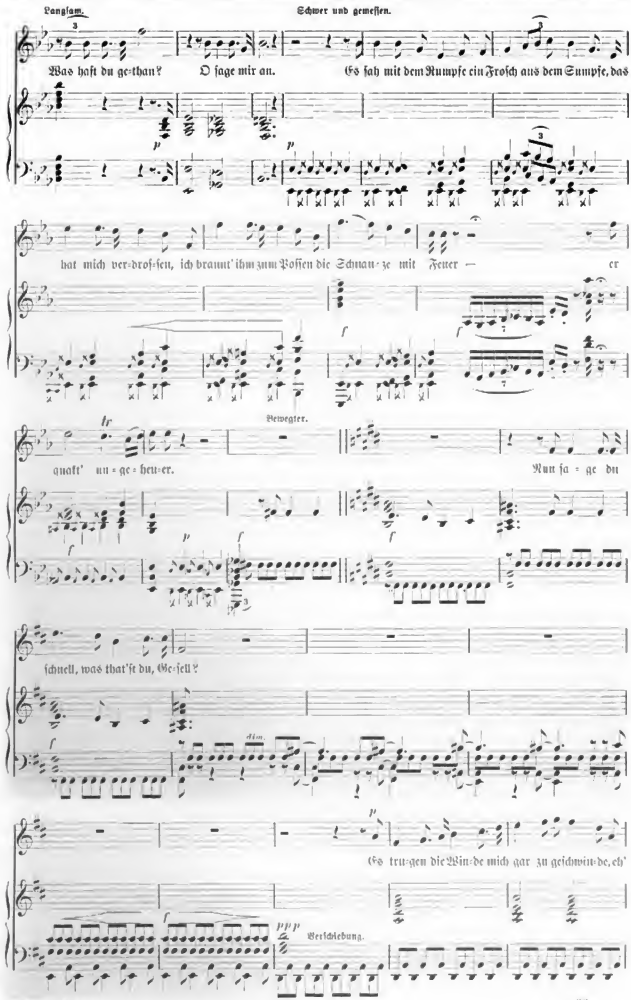
Digitized by Google

Irrlichter.

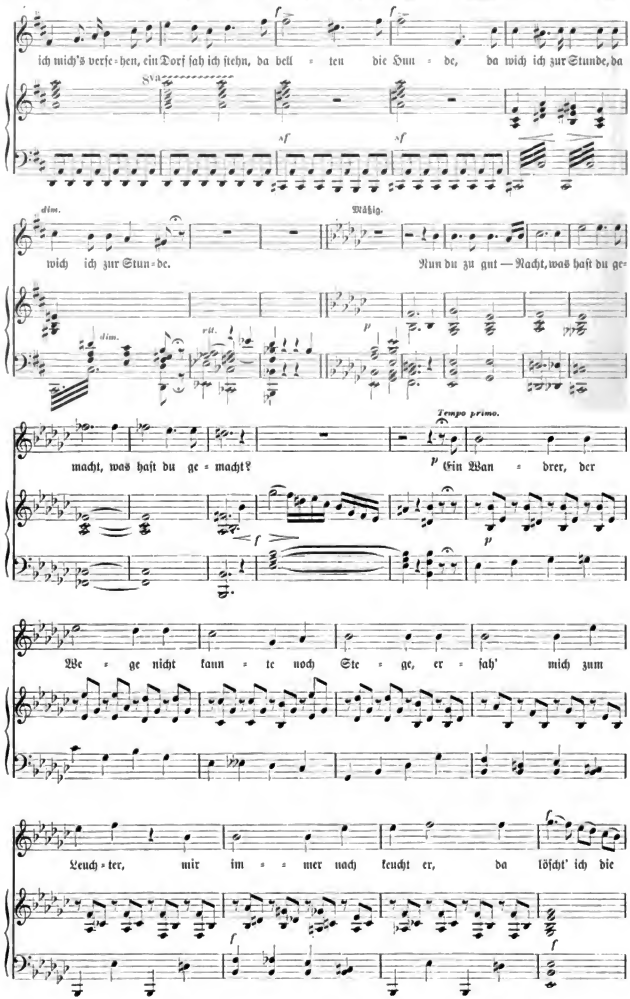
Gedicht von **Friedrich Rückert.** Kompoſition von **Karl Goldmark.**



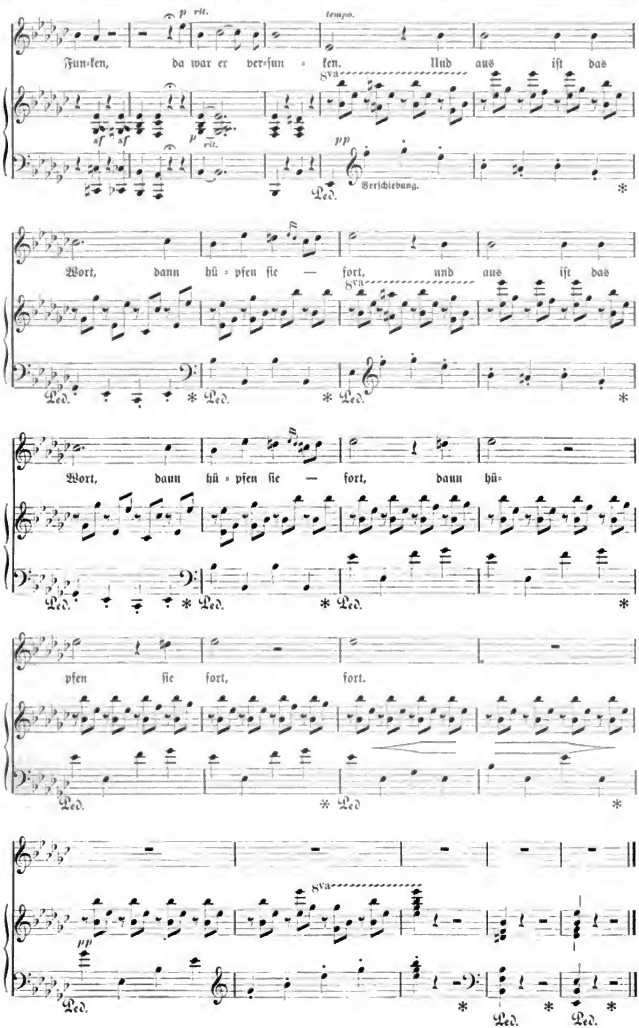
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Karl Goldmark.

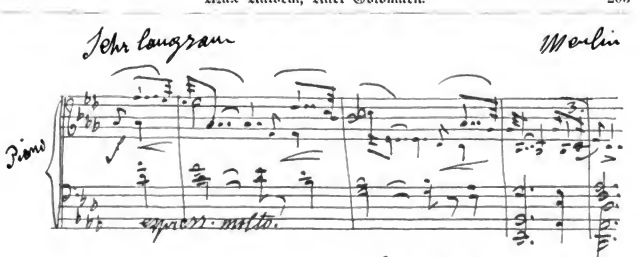
Von **Max Kalbeck.**

„Wer iſt die, die herauf gehet aus der Wüſte wie ein gerader Rauch?“ Räthelhaft in ihrem Urſprung und fremdartig in ihrer Erſcheinung iſt uns die Tonmuſe Karl Goldmarks begegnet. Von den Steppen des Oſtens war ſie hergekommen, Patriarchenluft und Morgentau hatten ſie genährt, Cedern und Palmen umrauſchten ihr Haupt, und ihr Haar troff von Myrrhen, Weihrauch und köſtlichen Salben. Die verkörperte Sulamith aus dem Hohenliede des königlichen Sängers, ſtand ſie vor uns da, und der Name ihres Komponiſten war das Loſungswort, welches uns die Wunder des Orients aufſchloß. Und nun zeigt dieſe morgenländiſche Schönheit uns plötzlich ein anderes Geſicht. Sie, die nicht gleich ihren poetiſchen Schweſtern ein künſtliches Gebilde der alle Länder und Zonen erobernden Romantik geweſen iſt, verleugnete ihre urſprüngliche Herkunft und nahm deutſche Sitte und Gewohnheit an. Die kühlen Schatten des Hochwaldes empfingen ſie, unter dem blühenden Weißdorn auf das grüne Moos gelagert, betrachtete ſie träumeriſch ihr zitterndes Spiegelbild in den Fluten des einſamen Bergſees, ein weißer Hirſch mit goldenem Geweih wurde ihr Spielgefährte, und wie das Uhlandſche Königskind trug ſie ein verrätheriſches Lindenblatt in den dunkeln Locken. „Wo Lindenblätter fallen, da iſt die Linde nah.“ Merlin der Wilde hat es ihr angethan; die heißblütige Tochter des Morgenlandes iſt eine minniglich deutſche Jungfrau geworden, und nur die Glut ihrer dunkeln Augen verräth noch ihre alte Abſtammung.

Durch die Aufführung ſeines „Merlin“ hat der Komponiſt der „Königin von Saba“ die Blicke des Publikums auf ſich gezogen, neugierige und erſtaunte Blicke, die ihn nach der Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Kunſt fragen, und ſo mag der Schöpfer jener Oper, welche den uralten deutſchen Sagenſtoff in ſo künſtleriſch wirkſamer Weiſe behandelt, der Komponiſt ſo vieler deutſcher Lieder — deren eines auch dieſe Nummer ſchmückt — um des Intereſſes willen, welches ſeine neueſte Schöpfung erregt, die Reihe jener Tondichter eröffnen, welche die „Deutſche Dichtung“, ihrem Programm gemäß, neben den Poeten und Schriftſtellern vorzuführen zugeſagt hat.

Goldmark iſt am 18. Mai 1832 zu Keszthely am Plattenſee in Ungarn geboren worden. Sein Vater war ein iſraelitiſcher Kantor, der von vierundzwanzig Kindern, welche er in die Welt ſetzte, ein lebendiges Dutzend zu ernähren hatte. Da der alte Goldmark kein Vermögen beſaß und nur über ein Jahreseinkommen von zweihundert Gulden verfügen konnte, ſo wird man ſich leicht vorſtellen, unter welchen Entbehrungen der kleine Karl aufwuchs. Das natürliche Geſetz der grauſamen Not trieb die Kinder früh aus dem Vaterhauſe fort. Es war die Regel, daß jedes, ſobald es ſein dreizehntes Lebensjahr erreicht hatte, ſelbſt für ſeinen Unterhalt weiter ſorgte. Auf welche Art dies geſchah, war Sache der Kinder. Die Eltern glaubten genug für ſie gethan zu haben, wenn ſie ihnen das nackte Daſein gaben, ſie mochten dann zuſehen, was ſie mit dem zweifelhaften Geſchenk anfingen. Der Jude, und beſonders der arme Jude, iſt ein geborener Optimiſt; er baut auf den Gott ſeiner Väter und auf die Verheißung, welche dieſer vor Zeiten dem Abraham gegeben hat. Eines aber hatte Karl Goldmark vor ſeinen Geſchwiſtern von Hauſe aus empfangen: ſeine reiche muſikaliſche Begabung. Sie war, der allgemeinen Anſicht zuwider, welche den Charakter vom Vater, den Intellekt von der Mutter auf den Sohn fortpflanzt, väterliches Erbe. Dieſer Umſtand darf nicht überſehen werden; denn aus ihm erklärt ſich die zähe Ausdauer und leidenſchaftliche Energie, mit welcher Goldmark ſein Talent hämmerte und ausmünzte. Er verſtand, ſolange er daheim blieb, kaum zu leſen und war des Schreibens völlig unkundig, aber die Geige wußte er zu ſpielen, denn er hatte ſich nicht geſcheut, den zwei Stunden weiten Weg nach Ödenburg, wo er von einem gutherzigen Violinlehrer Unterricht erhielt, einigemale in der Woche zurückzulegen. Nachhaltiger als dieſe umſtändlichen Lektionen mögen die frommen Geſänge in der heimiſchen Synagoge auf den muſikaliſchen Geiſt des Knaben gewirkt haben. Die tauſendjährigen Überlieferungen altheiliger Kunſt, welche der Jude rein und treu und unabhängig von fremden Einflüſſen in ſeiner Tempelfeier ſich zu bewahren wußte, wurden in der jungen Seele lebendig und bildeten den geheimnisvoll verdämmernden Untergrund für die Tongeſtalten, die ſich ſpäter leuchtend von ihm abheben ſollten. Goldmark verdiente ſich ſein Brot mit der Geige und ging im Alter von fünfzehn Jahren nach Wien, mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſich zum Virtuoſen auszubilden. Bei ſeinem älteſten Bruder, der es bis zum Primararzt am allgemeinen Krankenhauſe gebracht hatte, fand er Aufnahme und Pflege. Der Bruder war ihm auf der dornenvollen Bahn des Lebens mit Ehren vorangegangen und er wurde gewiſſermaſſen ſein Erzieher; aber er wurde es mehr durch das gute, nachahmungswürdige Beiſpiel, das er dem Jüngeren gab, als daß er bei ſeinen Berufsgeſchäften und den Wirren der Zeit, die ihn ſtark in Anſpruch nahmen, ſich perſönlich hätte um die Studien des angehenden Künſtlers

Digitized by Google



kümmern können. Dies schien auch bei einem so eifrigen und wißbegierigen Knaben nicht einmal nötig. Goldmark besuchte das Konservatorium, um das Wunderinstrument, das er bisher noch nie mit eigenen Augen gesehen hatte, das Klavier, spielen zu lernen, und trat auch in den Kursus der Harmonielehre ein, um für seine Kompositionsversuche ein sicheres Fundament zu gewinnen. Außerdem vervollkommnete er sich bei Jansa im Violinspiel und suchte die Lücken seiner elementar-wissenschaftlichen Kenntnisse zu ergänzen.

So schien alles in erwünschter Weise eingeleitet und geordnet. Da kam das Jahr 1848, und der systematische Lehrgang Goldmarks, der so hoffnungsvoll begonnen hatte, erfuhr eine jähe Unterbrechung, um später nie wieder fortgesetzt zu werden. Das Konservatorium wurde geschlossen, und der Bruder, der Mitschuld an der Ermordung des Grafen Latour angeklagt, mußte nach Amerika entfliehen — erst lange Zeit darauf ist der Prozeß auf Betreiben des ungerecht Angeklagten wieder aufgenommen und zu dessen Gunsten entschieden worden. Auf den Rat des dem sicheren Tode glücklich Entronnenen kehrte Goldmark nach Hause zurück und bereitete sich auf einen praktischen Lebensberuf vor. Er wollte Techniker werden, und es gelang ihm durch seinen eisernen Fleiß schon nach einem halben Jahre die erforderliche Abiturienten-Prüfung in den Realfächern der Neustädter Schule zu bestehen. Wieder jedoch wurden seine Absichten vereitelt, diesmal zu seinem Glücke. Goldmark mußte als Seufzemann in den Ödenburger Landsturm einrücken, und das kurze militärische Intermezzo ist schuld daran, daß die Welt zwar um einen kleinen Baumeister ärmer, um einen großen Tonkünstler aber reicher geworden ist. Nach seiner Entlassung begann für den vom Schicksal launisch Hin- und Hergeworfenen ein rastloses Wanderleben, das ihn, mit der Geige unterm Arm, durch die Theaterorchester von Ödenburg, Raab und Ofen führte, bis er 1850 in den Hafen des Wiener Karltheaters zu längerem Aufenthalte einlief. Sieben Jahre hindurch saß Goldmark Abend für Abend am Geigenpulte und spielte zu den Sprüngen der leichtgeschürzten Operette auf. Aber dieser Frondienst um Lea war kein verlorener, denn er kam seiner erwählten Rahel, der Oper, später zu statten. Durch den täglichen Verkehr mit den Berufsgenossen und das fortwährende Hineinhören in die klingende Partitur verschiedener Werke erwarb er sich sein feines Gefühl für den instrumentalen Zusammenklang und dessen vielfach abgestufte Nuancen. Das Orchester wurde ihm gleichsam unter den Fingern lebendig, und als er für dasselbe zu komponieren anfing, war seine praktische Erfahrung seiner theoretischen um ein beträchtliches Stück vorausgeeilt. Er kannte die jedem einzelnen Instrument eigentümliche Natur und Wirkung, ehe bevor er auch nur die geringste Ahnung von der Instrumentationslehre hatte, und es verschlug ihm nichts, daß er die Partitur zu seiner ersten Ouvertüre als Geiger im Violinschlüssel schrieb, ohne von den Transpositionen der Bläser und deren verschiedener Notierung etwas zu wissen.

Gleichzeitig versuchte er dem Klavier nach seiner autodidaktischen Weise beizukommen, und, obwohl kein Meister ihm dabei half, erwarb er sich doch allmählich soviel technische Kenntnisse, daß er dieselben wieder für eigene und fremde Zwecke weiter ausbeuten konnte. Er, der Unbelehrte, wurde der Lehrer anderer. Mit welchem Erfolge, zeigte seine Schülerin, die berühmte Sängerin Frau von Gomperz-Bettelheim, welche, ehe sie zur Bühne ging, sich in Wien und anderen großen Musikstädten als Pianistin hören ließ.

Auch als Komponist wurde Goldmark sein eigener Lehrer. Es steht fest, daß er außer in den fünf Monaten, während deren er Konservatoriumszögling war, niemals wieder musikalischen Unterricht genossen hat. Was das heißen will, versteht nur der zu würdigen, der den komplizierten technischen Apparat der musikalischen Theorie kennt. Die ersten Anregungen, die Goldmark von Schauspiel und Oper erhalten hat, gingen von Raimunds „Verschwender" und Weigls „Schweizerfamilie" aus, deren Aufführungen er als ein zwölfjähriger Knabe im Ödenburger Theater als glückseliger Besucher der obersten Galerie mit gerötheten Wangen und pochendem Herzen verfolgt hatte. Aus denselben Tagen stammen seine frühesten Kompositionsversuche: Lieder, Konzerte und Duos für Violine. Seine Thätigkeit als Orchestergeiger konnte ihn begreiflicherweise auf die Dauer nicht befriedigen, und er

Digitized by Google

schloß sie mit einem großen Kompositionskonzert ab, dessen Programm außer der schon genannten Ouverture ein Klavierquartett, einen Psalm für Soli, Chor und Orchester sowie mehrere Lieder enthielt. Das bedeutungsvolle Konzert wäre gar nicht zustande gekommen, wenn nicht auf eine Empfehlung Eduard Hanslicks hin, der damals schon seiner geistreichen Kritiken wegen in allgemeinem Ansehen stand, ein begüterter Kunstfreund die Kosten gedeckt hätte. Goldmark wiederholte sein Konzert in Budapest mit dem nämlichen Erfolge und ließ sich daselbst als Musiklehrer nieder.

Discendo discimus. Wie viel ihm fehlte, um in Kunst und Wissenschaft den hohen Zielen näher zu rücken, die ihm vorschwebten, empfand Niemand so tief und schmerzlich wie Goldmark. Doch ließ er sich durch keine Schwierigkeit von dem steilen Wege abbringen, sondern überwand in unausgesetztem Kampfe mit der Not des Lebens alle Anwandlungen von Schwäche, Kleinmut und Verzagtheit. Die beiden in Budapest verlebten Jahre sind als die eigentliche strenge Prüfungszeit des Komponisten zu betrachten. Bach und Beethoven wurden seine stillen Lehrmeister, bei ihnen holte er sich Rat, Hülfe und Trost, und besonders war es das „Wohltemperierte Klavier", mit welchem sein unermüdlicher Lerneifer sich beschäftigte. In diesem Fundamentalwerke der modernen Musikwissenschaft erkannte Goldmark mit richtigem Blicke den magischen Schlüssel, der alle Schlösser öffnet. 1860 legte er vor der Öffentlichkeit die Proben seiner Fortschritte ab. Neue Lieder, ein neues Quartett, die Klavierstücke „Aus Sturm und Drang" und das B-dur-Trio fanden freundliche Aufnahme; das Trio erschien als op. 4 bei Hasslinger, und ebendaselbst kamen auch die Klavierstudien, mit denen später Karoline Bettelheim als Schülerin Goldmarks zum erstenmale vor das Publikum trat, ohne Opuszahl heraus. Seinen Ruf aber begründete der Komponist mit dem prächtigen B-dur-Quartett (op. 8), in welchem die Glut einer leidenschaftlich aufgeregten Phantasie zu wilden Flammendränden emporlodert. Hellmesberger nahm das Werk und das ihm folgende Quartett 1863 in sein Repertoir auf, und der Stern des Komponisten stieg am Himmel der Kunst empor, um nicht wieder unterzugehen. Was das Quartett, sein ihm geistesverwandter Nachfolger und die ebenfalls aus dieser Zeit herrührende Violin-Suite für die Kammermusik bedeuteten, das wurden ein Orchesterscherzo und die weltbekannte Sakuntala-Ouverture für den Konzertsaal. In dem pathetischen, von Wohllaut gesättigten und mit verschwenderischer Farbenpracht ausgestatteten Vorspiele zu dem altindischen Drama des Kalidasa schlägt Goldmark zuerst jene sinnberückenden Töne an, welche ihm ausschließlich eigentümlich sind. Bemerkenswert ist der Unterschied zwischen dem Charakter der Sakuntala-Ouverture und dem alttestamentarischen Wesen, welches in der „Königin von Saba" zum musikalischen Ausdrucke kommt. Die Blätter des Mangobaumes rauschen anders als die Cedern vom Libanon, und der Seidenglanz des gestreiften Tigerfells sticht von dem Gold und Purpur des salomonischen Teppichs sehr auffällig ab. Hier wie dort aber sammeln wir Sinneseindrücke, welche durch das Medium der Musik vermittelt, neben Goldmark noch kein zweiter Komponist uns geboten hat. Immer fühlen wir uns in eine durch zeitliche und räumliche Entfernungen von unserer Gegenwart getrennte Welt versetzt, und, was das Entscheidende ist, wir glauben an die Realität dieser Welt, von deren musikalischen Traditionen wir wenig oder gar nichts besitzen. Zum Vergleiche ziehen wir noch das E-dur-Andante aus der Penthesilea-Ouverture heran, welches das Rosenfest im heiligen Haine der griechischen Göttin Artemis illustriert. Auch hier werden ganz bestimmte Vorstellungskreiben in unserer Phantasie lebendig, über deren Provenienz wir uns keinerlei Rechenschaft zu geben vermögen. In diesen wie in anderen Stücken Goldmarkscher Erfindung treffen wir auf eine sinnliche Kraft und Wahrheit der Intuition, welche mit den Künsten des Malers und Dichters wetteifert, ohne in ihr Gebiet hinüberzustreifen. Überall, wo Goldmark ein allgemeines und weniger bestimmtes Lokalkolorit verwendet, wie z. B. bei seiner symphonischen „Ländlichen Hochzeit" oder auch bei einzelnen Scenen des „Merlin", verflacht sich und verblaßt sein musikalischer Ausdruck.

Unvermerkt sind wir von dem Lebensgange des Komponisten auf die charakteristische Erscheinung seiner Kunst zu sprechen gekommen. Wir finden dieselbe in einer höheren Art von dekorativer Wirkung. Goldmark ist als reiner Musiker erfinderisch und auch verliert genug, um über der glänzenden Schale den gehaltvollen Kern nicht zu vergessen. Die bunten Teppiche, welche er an den Wänden aufhängt, sind kein toter Schmuck für ein leeres Zimmer; ihre Farben leben und versetzen den Bewohner des Zimmers in den phantastischen Rausch einer idealisierten Sinnlichkeit, welche das Leben zum Traum verwandelt und die Ereignisse desselben mit einem ätherischen Schleier umkleidet. Darum ist Goldmark der geborene Dramatiker der Opernbühne, welche nur mit Handlungen und Konflikten zu rechnen hat, die nicht rein poetischer, sondern zugleich musikalischer Natur sind und sich in Stimmungen auflösen lassen. Die Mehrzahl seiner Kammer- und Konzertmusiken ist als Vorbereitung für den Opernkomponisten oder wenigstens als Voraussetzung desselben zu betrachten. Seit der „Königin von Saba" (1875) hat Goldmark das Regiment der Opernbühne ergriffen, und mit dem „Merlin" (1886) hat er es behauptet. Beide Werke verleugnen ihre Schwächen nicht, aber diese werden von Vorzügen in Schatten gestellt, welche jedem musikalischen Zuhörer einleuchten und das große Theaterpublikum desto sicherer gewinnen, je weniger es daran gewöhnt ist, in der Oper — Musik zu hören.

Dank seiner Erfolge sieht sich Goldmark in der angenehmen Lage, ein sorgenfreies, nur seinen künstlerischen Bestrebungen gewidmetes Leben zu führen, das ihm zwischen Wien und Gmunden im Verkehr mit Kunstgenossen, Freunden und Verehrern angenehm und behaglich verläuft. Für seine persönliche Liebenswürdigkeit spricht es, daß er trotz seines materiellen und ideellen Wohlstandes keine Feinde hat. Der Glückliche!

Digitized by Google

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neues von und über Scheffel.

Noch liegt in verschlossenen Laden zu Karlsruhe der handschriftliche Nachlaß Scheffels unberührt und ungesichtet; wie viel oder wie wenig wir daraus zu erwarten haben, wissen wir noch nicht. Das neue Büchlein des Dichters, welches uns heute vorliegt — „Fünf Dichtungen" (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) — darf nur darum als nachgelassenes Werk gelten, weil es nach seinem Tode erscheint, doch hat er selbst es noch zusammengestellt, auch die Veröffentlichung für den Spätherbst 1886 gewünscht; daß er das Erscheinen des schmucken Bändchens, zu dessen Herausgabe er sich nach jahrzehntelangem Schweigen entschlossen, nicht mehr erleben sollte, hat er damals nicht geahnt. Scheffels letzte Gabe! — schon deshalb werden Tausende pietätvoll nach ihr greifen, doch verdient sie nicht deshalb allein in Ehren gehalten zu werden. Gleich die erste der Dichtungen, „Die Mär vom Rockenweibchen", giebt in kräftiger und charakteristischer Sprache eine Schwarzwaldsage wieder, die zweite, „Der Brautwillkomm auf Wartburg", enthält einige hübsche Lieder im Stil der „Frau Aventure"; die dritte, „Die Linde am Etersberg", ein 1878 zum Regierungs-Jubiläum des Großherzogs von Weimar gedichtetes Festspiel, enthält drei vortreffliche Gedichte, welche zugleich die Perlen dieses Buches überhaupt sind: „Ludwig des Heiligen Abschied zum Kreuzzug", „Johann Friedrich und Lucas Cranach" und „Des deutschen Palmenordens Stiftung", kleine lyrisch-epische Dichtungen von sorglichster Ausciselierung. Das vierte und fünfte Stück endlich, gleichfalls zu bestimmten festlichen Gelegenheiten verfaßt, geben der patriotischen Gesinnung unseres Dichters für Kaiser und Reich warmen Ausdruck und enthalten viele echt Scheffelsche Wendungen von glücklicher Wirkung. Das Büchlein wird keiner seiner größeren Schöpfungen ihren Platz in unserem Herzen streitig machen, aber gern reihen wir es dem Übrigen an, was wir von ihm besitzen.

Derselbe Verlag bringt die erste selbständige Biographie des Dichters: „Joseph Viktor von Scheffel. Sein Leben und Dichten. Von Alfred Rubemann." Auch dieses Buch — ein stattlicher, schön ausgestatteter Band, mit Porträts, Autographen und Illustrationen geschmückt — sieht gewissermaßen noch unter dem persönlichen Zeichen Scheffels: der Dichter autorisierte den Autor auf dessen Ersuchen unter Nachweisung einiger Quellen zur Abfassung der Biographie, welche ursprünglich als Festgabe für die Heidelberger Tage gedacht war und nun nach dem Tode des Dichters vielen als Erinnerung an einen ganzen Mann und Poeten willkommen sein wird. Der Wert des Buches liegt weniger in den kritischen Ausführungen — Rubemann steht dem Dichter mit unbedingter Bewunderung gegenüber — als in der pietätvollen Emsigkeit, mit welcher die meisten bisher bekannt gewordenen Details über die Schicksale Scheffels samt den Ergebnissen eigener Nachforschungen hier gesammelt und zu einem warm geschriebenen Lebensbilde vereinigt erscheinen. Die Mitteilungen über Scheffels Schulzeit, dann die amtliche Thätigkeit und die ersten schriftstellerischen Versuche enthalten viel Neues und sind recht dankenswert. Daß freilich die Artikel in den „Vaterländischen Blättern für Baden" (1849), welche Rubemann Scheffel zuschreibt und von denen er einige citiert, wirklich von Scheffel herrühren, möchten wir nicht unbedingt unterschreiben; auch das Hauptstück, die „Unterredung mit dem Teufel", ist unseres Erachtens weniger im Stil Scheffels, als vielmehr dem jener Zeit gehalten. Auch bezüglich des sehr bekannten, nach den Mitteilungen des Oberamtsrichters Schwanitz in Ilmenau und der Ansicht Rubemanns unbedingt Scheffel zuzuschreibenden Gedichts „O Heidelberg, o Heidelberg, du wunderschönes Nest" haben wir unsere Bedenken. Doch das sind Kleinigkeiten; im ganzen und großen wird das Buch den Verehrern Scheffels gute Dienste thun, auch manches Neue nicht bloß über ihren Lieblingsdichter, sondern auch von ihm bieten. Rubemann hat nämlich auch eine Reihe zerstreut erschienener, bisher in die Sammlungen nicht aufgenommener und auch sonst wenig bekannt gewordener Gedichte Scheffels in seine Darstellung verwoben, ebenso viele Briefe, darunter auch ungedruckte von Interesse, so die Seite 316—319 mitgeteilten aus dem Kriegsjahre 1870. Bei einer neuen Auflage, zu der es bei der Popularität Scheffels und der pietätvollen Wärme der Biographie leicht kommen kann, wird größeres Gleichmaß in der Behandlung der einzelnen Partien herzustellen sein; jetzt sind die Mannesjahre dem Vergleiche zu der Jugendzeit etwas knapp besprochen. Einzelne Stellen (Seite 10, 15, 35 u. a.) würden wohl einer stilistisch ruhigeren und darum wirksameren Fassung bedürfen.

Sehr gut gemeint sind auch die „Erinnerungen an Dr. Josef Viktor von Scheffel." Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Jernin (Darmstadt, Ed. Zernin 1886), welche bereits in zweiter verbesserter Auflage vorliegen. Der „Doktor", welcher auf dem Titelblatte dem Namen des populärsten deutschen Dichters vorgesetzt erscheint — natürlich der Wahrheit gemäß: der Dichter des „Effehard" ist ja auch wirklich ein „Doktor" gewesen — läßt den Kundigen vieles ahnen, gutes und minder gutes, was alles auch nicht getäuscht wird. Der Verfasser, ein alter Offizier, welcher mit Scheffel von 1878—85 in vielfacher Berührung gestanden, teilt uns ausführlich Alles mit, was er aus Scheffels Munde gehört und an Briefen von diesem empfangen, Bezeichnendes und Unwichtiges, Alles. In der Gewissenhaftigkeit dieser Aufzeichnungen liegt der Wert des Buches, in dem Mangel an kritischem Blick seine Schwäche; der Leser muß nun für den Autor die Arbeit verrichten, sich das Wichtige herauszusuchen und über das Unwichtige hinwegsehen. Wer diese Gedenkbücher, erfährt manchen bezeichnenden Zug zum Bilde des Dichters, so die humorvolle Art, in der Scheffel sich über die Angriffe der Zeitungen anläßlich seines Festspiels: „Die Linde am Etersberg" und ähnlicher Publikationen, äußerte — ach! er dachte nicht immer so gleichmütig darüber, wie Schreiber dieser Zeilen aus Briefen weiß, die er von Scheffel zur selben Zeit über das gleiche Thema empfangen — oder wie er sich z. B. über sein Verstummen als Poet aussprach. Auch des Dichters Leben auf der Mettnau, seine Fischerei-Prozesse, sein Verhältnis zur Musik und ähnliches wird uns ehrlich, zuweilen etwas sehr ausführlich, aber ganz gut vorgeführt; der Bericht über Auerbachs Besuch bei Scheffel, über des Dichters nähtliches Verhältnis zu seinem Sohn sind dankenswerte Mitteilungen und vieles davon wird auch ein künftiger Biograph Scheffels verwerten können. Das gäbe nun freilich insgesamt einen stattlichen Artikel; zu einem stattlichen Büchlein schwellen die Aufzeichnungen dadurch an, daß das „Erlebte" eben insgesamt vorgeführt und jedes Zettelchen von Scheffels Hand mitgeteilt wird (Briefe wie die auf Seite 24, 49, 75, 81, 85, 89 abgedruckten gehören doch wahrhaftig nicht in die Öffentlichkeit und hoffentlich werden andere Korrespondenten Scheffels es Jernin nicht nachthun und nur eben das irgend Interessante und Bezeichnende drucken lassen), ferner aber, indem Jernin auch „Erfahrenes" beigefügt hat, von dem aber das geringste an dieser Stelle berechtigt ist. Zu diesem Wenigen zählen wir den Bericht von Scheffels Arzt über dessen letzte Krankheit, Hauptmann Kloles Mitteilungen über Scheffels Nachlaß, Major von Pfisters hübsche Notiz, wie der Dichter bei seinem Geburtstagsbankette von 1876 auf Bismarcks Glückwunschtelegramm schlagfertig erwidert:

„Einige Zeilen Geschichte
Sind uehr, denn tausend Gedichte."

Fast alles übrige „Erfahrene" hätten wir gerne vermißt, schon weil wir es bereits oft genug erfahren haben. Der Autor teilt nämlich aus den Erinnerungen, welche Fräulein Hermine von Hillern kürzlich in der „Deutschen Revue" aus dem Leben ihrer Mutter, der Dichterin der „Geyer-Wally", veröffentlicht, aus Ganzhorns so oft excerpiertem „Gedenkblatt", aus Auerbachs Briefen, aus Felix Dahns „Erinnerungen an Scheffel" und anderen allgemein zugänglichen und äußerdem in allen Hauptstellen von hunderten von deutschen Blättern reproduzierten Quellen

Digitized by Google

viele, viele Seiten mit. Nun hat wohl ein Biograph das Recht und die Pflicht, alles vorhandene Material zusammenzufassen, und führt er einmal eine besonders wichtige Mitteilung mit den Worten des Originals vor, so ist auch dieses berechtigt, aber was soll derlei in einem Büchlein, welchem so sehr der Charakter persönlicher Erinnerungen aufgeprägt ist?! Unter „Erfahrenem" versteht man doch nicht, was ein Autor, der persönliche Erinnerungen schreibt, über seinen Helden im Lese-Kabinett erfährt! Auch bezüglich der Gedichte beschränkt sich Jernin nicht, wie Ruhemann, auf weniger Bekanntes oder erst jüngst bekannt Gewordenes, sondern teilt auch Gedichte mit, welche längst durch die gesamte Presse gegangen, ja noch mehr, auf Seite 70—73 wird uns sogar ein Poem Scheffels mitgeteilt, welches seit seiner Entstehung von dem Dichter dem „Gaudeamus" eingereiht wurde; das allbekannte Würzburger Jubiläumslied nämlich. Kurz, weniger wäre mehr gewesen.

Das letzte Buch, welches wir in diese Anzeige einbeziehen wollen, gehört gleichfalls zur Scheffel-Litteratur, obwohl es ein rein poetisches Werk ist, an dem keine Zeile von unserem Dichter herrührt. Wir meinen die nette Märchensammlung, welche Frau Alberta von Freydorf unter dem Titel „In der Geißblattlaube" (Dresden, Meinhold 1886) herausgegeben hat. Neben acht Stücken, welche die genannte Karlsruher Dame selbst erfunden, enthält das Büchlein auch eines („Der ausgetretene Kinderschuh"), welches ganz aus der Feder der trefflichen Mutter unseres Dichters, Josefine Scheffel, geflossen, und zwei andere („Strickstrickel" und „Das Märchen vom Hirsebrei"), welche diese liebenswürdige Frau nur zum Teil aufgezeichnet, aber doch so weit, daß der Herausgeberin eine Ergänzung möglich war. Selbstverständlich muß uns das erste Märchen hauptsächlich interessieren, weil es die Eigenart der seltenen Frau in Stil und Empfindung am reinsten ausprägt. Nun denn, hier haben wir ein Dokument zur Entwicklungsgeschichte unseres Dichters, so charakteristisch und sprechend, wie wir ihrer nicht viele besitzen. Scheffels wiederholt getaner Ausspruch: was er Poetisches in sich habe, habe er von seiner Mutter, und seine gleichfalls nicht vereinzelte mündliche Versicherung: „Ihr habe ich das fröhliche Herz und den Sinn für Kunst zu verdanken", werden durch diese kleine Dichtung nicht bloß bestätigt, sondern erhalten nun erst die rechte lebendige Bedeutung. Die frei schweifende Phantasie, die echt romantische Empfindung, die schalkhafte Laune, die bis zum Derben und Satirischen geht — wie mahnen all diese Eigenschaften der Mutter an das Schaffen des Sohnes! Das schöne Kapitel von den Dichtermüttern, für welches unsere Litteratur so viele erfreuliche und erhebende Beispiele giebt, erfährt hier eine höchst interessante Bereicherung. Das war die echteste Dichtermutter, daneben in jeder Beziehung, wie das Vorwort beweist, eine treffliche Frau. Von und über Scheffel selbst enthält dies Vorwort nur einige liebenswürdige Verse und einiges Wenige, was dem Verehrer des Dichters als Beitrag zu seinem Wesen wertvoll sein kann — aber böte es nach dieser Richtung noch weniger, so wäre das Büchlein doch um jenes Märchen und des Charakterbildes seiner Verfasserin willen ein wertvoller und dankenswerter Beitrag zur Scheffel-Litteratur. Mögen ihm recht viele folgen und uns das Bild des Dichters immer klarer vor Augen stellen.

Wien. **Karl Emil Franzos.**

Elfriede. Erzählung von George Taylor. — Leipzig, S. Hirzel.

Der sich unter dem obigen, seltsamen Pseudonym verbergende Heidelberger Theologie-Professor, der bisher historische Romane geschrieben, bereitet der Lesewelt mit seinem neuesten Buche eine angenehme Überraschung. „Elfriede" ist eine Geschichte aus unseren Tagen, eine äußerst einfache, mit erstaunlich geringfügigen Mitteln wirkende Geschichte. Ein Autor, der bisher durch Kostüme und archäologische Fachkenntnisse in seinen Romanen sich Bewunderer gewonnen und dem Modegeschmack des Durchschnittspublikums gehuldigt hat und nun mit einer solchen Erzählung vor die Öffentlichkeit tritt, muß sich seines dichterischen Könnens wohl bewußt sein und sich nicht fürchten, vor das Forum der aus rein ästhetischen Gesichtspunkten prüfenden Kritik zu treten. So macht uns schon dies mutige Unternehmen George Taylor sympathisch. Wer da nichts zu sein prätendiert, als ein Dichter, und sich nicht auf seine akademischen Würden und Ehren dabei beruft, wenn es sich um die Frage handelt, ob er's sei, der darf den Anspruch erheben, von der Kritik ernst genommen zu werden. Und „Elfriede" ist alles in allem unstreitig ein lesenswertes Buch. Es erweist die dichterischen Qualitäten seines Verfassers deutlich genug und ruft den lebhaften Wunsch in uns wach, ihm häufiger auf den gleichen Bahnen zu begegnen. Wenn es dann auch vielleicht keine „stilvollen" Einbände giebt, und das Publikum sich zu Weihnachten nicht ganz so kauflustig zeigt, wie früher: zu den Gebildeten seiner Nation, in deren Herzen der Dichter sich seine Stätte gründen soll, und zu der Litteraturgeschichte der Zukunft gelangt man nur durch Bücher, die ein ähnliches Ziel vor Augen haben, wie das vorliegende.

„Elfriede" ist freilich noch lange kein Meisterwerk. Es ist ein wunderliches Buch, mit großen Vorzügen und großen Schwächen. Die ganze Einfleidung der Erzählung mit ihrer allegorisch-symbolischen Verschnörkelung wirkt, obgleich an sich poetisch, recht unbehaglich. Diese praktische Anwendung der Prädestinationslehre will uns ganz und gar nicht gefallen. Überhaupt hat es etwas Mißliches, die Gestalten einer Erzählung nur zu Trägern bestimmter Ideen zu machen, die dadurch verkörpert werden sollen; die Gestalten verlieren dadurch an Lebenswahrheit und werden leicht zu blutlosen Schemen.

So ist die Gestalt der Elfriede bei aller rührenden Innigkeit doch ein wenig zu „ätherisch" ausgefallen, um noch vollen Anspruch auf Glaubwürdigkeit und ächte Lebenswärme zu erheben. Dagegen atmen alle die mehr episodischen Rollen, mit denen der Verfasser nichts „beabsichtigt" hat, als Gestalten aus dem vollen Leben der Gegenwart zu geben, soviel Kraft und innere Wahrheit, daß Taylor schon allein durch ihre Zeichnung sich als ein ächter und rechter Dichter erweist. Da sind es vor allem der Freiherr und seine Frau nebst dem weiblichen Anhang der letzteren, die durch eine Fülle von trefflich beobachteten Einzelzügen fesseln und in voller, greifbarer Deutlichkeit und Wahrhaftigkeit vor uns hintreten. Ganz vorzüglich sind auch die Herren Schüler geschildert, die ihre geheime „Verbindung" haben, und nur zu wahr wird das Treiben der modernen Conleursstudenten veranschaulicht. Da ist überall mit kurzen, klaren, scharfen Strichen ein vollendet richtiges Bild gegeben. Sehr ergötzlich ist auch der Medizinalrat, eine Figur, die in unserer Belletristik, wo die Ärzte durchweg nur immer als Retter der Menschheit auftreten, ein völliges Novum darstellt, aber leider ganz nach dem wirklichen Leben gezeichnet ist. Weniger wahrhaftig, wenn auch nicht unmöglich, will uns der Untersuchungsrichter erscheinen.

Sehr interessante Streiflichter läßt der Verfasser auf die „Examinanten" fallen. Auch der Charakter des Johann, wenngleich etwas stark grau in grau gemalt, bleibt festelnd vom ersten Auftreten bis zum letzten, vor allem konsequent, aus einem Guß, wie denn das Gärtnerpaar und Fritz Glimm in ihrer Art gleichfalls, obschon im Gegensatz dazu, sehr licht- und liebevoll behandelt, einheitlich und lebenswahr vor uns hintreten. Das Buch ist ferner reich an feinen Bemerkungen, z. B. über Kindererziehung, Vererbung u. s. w., immer anregend und geistvoll geschrieben und verrät überall den gewiegten Menschenkenner und den erfahrenen, hochgebildeten Gelehrten. Schade nur, daß das epische Grundgesetz der Objektivität häufig durchbrochen ist, und schade, daß der Verfasser sich einen Helden wählte, für den sich zu interessieren wirklich fast unmöglich ist, geschweige denn, daß sich Elfriedes Liebe zu diesem Jammerbilde begreifen ließe. Wir fordern und wünschen keine makellosen Idealhelden im Roman; aber ein Halbkretin, wie dieser Nik, der nach keiner Seite hin eine andere Empfindung als die des Widerwillens, kaum die des Mitleids erregen kann, gehörte nicht in den Vordergrund der Erzählung; es müßte dann zum mindesten ein liebenswerter oder fesselnder Zug an ihm hervortreten! Immerhin aber ist „Elfriede" ein Buch, das man lesen soll und dem wir Nachfolger wünschen!

Mentone. **Konrad Telmann.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bony' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

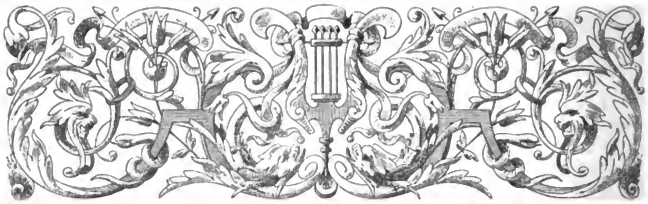
I. Band. 9. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. Februar 1887.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google



Die Heimkehr.

Eine Erzählung von **L. Anzengruber.**

Die Sonne brannte hernieder, die Steine auf der Straße waren ſo heiß, daß kein Bettler ſie aufgeleſen haben würde, um damit nach bellenden Hunden zu werfen, wenn es an dieſem Tage welche gegeben hätte, denn die Tiere hatten ſich verkrochen und lagen mit lechzender Zunge, die Beine von ſich geſtreckt, längelang in irgend einem Winkel. Feiner fahlgrauer Staub lag über allen Wegen, ſtob unter jedem Tritte, unter jedem Wagenrade auf, aber da die Füße ſachte traten und die Räder langſam Speiche für Speiche ſich umdrehten, ſo ſanken die Wölkchen, welche Fußgänger und Wägen auf Steigen und in Geleiſen aufjagten, ſchwerfällig und wie matt an der Stelle in ſich wieder zuſammen. Kein Lüftchen regte ſich, es war ein Mittag zum Verſchmachten und Erntezeit noch dazu. Die Felder waren belebt von Arbeitern, die mit Mühe ihrer Ermattung Herr blieben; die Häuſer der Ortſchaften ſtanden verlaſſen.

Auf weite Ferne zeigte ſich die Straße, die an den Dörfern vorüberführte, unbegangen und unbefahren, denn das einzige Gefährte, das ab und auf zu erblicken war, ſtand am Fuße eines kleinen Hügels wie angewurzelt; es war ein ſogenanntes Steyrerwägelchen, das braune, magere Pferd davor hielt den Kopf tief geſenkt, es ſchien von ſeiner Entſchließung abgehangen zu haben, ob es weiter wolle oder nicht, und angeſichts des anſteigenden Weges hatte es ſich offenbar für das letztere entſchieden und war ſtehen geblieben.

Auf dem Kutſchſitze befanden ſich zwei ſchlafende Männer: ein kleines, greiſes, verrunzeltes Bäuerlein, der Fuhrmann; ſeinen Händen waren die Zügel entglitten, die Peitſche lag im Straßenſtaube, der Hut war dem Alten rückwärts ins Korbgeflechte gefallen und ſein Kopf mit der ſchwarzen Zipfelmütze lag quer über dem Magen des zweiten Schläfers, eines überlangen, robuſten Menſchen, der in einer ganz unglaublichen Körperverdrehung hinten über und ein gut Stück ſeitwärts zum Wagen hinaushing.

Je länger er in dieſer Stellung verharrte, je empfindlicher mußte ſich ihm das Unbehagliche derſelben merkbar machen. Plötzlich fuhr er mit einem Ruck aus dem Schlafe empor, wobei er den Kopf des Männleins etwas unſanft von ſich ſtieß, ſo daß der Alte, der nicht gleich wußte, wie ihm geſchah, in ein klägliches Gewimmer ausbrach.

„No, no, Hans Melcher," beruhigte ihn der Lange, „ſei nur gut. Komm zu Dir. Es war nit bös' g'meint, is nur ungern g'ſchehn. Schau, ſein mir heilig all zwei da eing'ſchlafen. Is kein Wunder bei ſo einer einduſeligen Hitz'. Ich glaub' gar, der Braun' halt't auch a Schlaferl. Thut mir leid, das Vieh aufwecken zu müſſen, aber das Büherl (Bühel = Hügel) muß er uns ſchon noch h'naufziehen, dann könnt's weiter ſchlafen, wie's wollt's."

„Du wollſt doch nach Elberfeld, wie D' g'ſagt haſt?" fragte der ermunterte Fuhrmann.

„Freilich will ich nach Elberfeld, aber ich hab' mir's überlegt; ich ſteig' enter'm (hinter dem) Bühel ab und geh 'n Feldrain nach mein's Weg's."

„Ah, bei Leib'", meinte der Alte, „da fahrn wir doch in einer klein' halben Stund' grad' zum Ort ein; über dö Steig' gangſt doch weitmächtig um und noch dazu mit der Kirchen ums Kreuz; kamſt ja am verlornen End' hinzu, als wollſt Dich einſchleichen."

„Vielleicht is's eh' nit anderſcht", entgegnete

Digitized by Google

der Lange. „Halt'n mer uns nit länger auf. He, ſuchſt Dein Peitſchen? Jo, dö liegt da drunten. Wart, müh Dich nit, ich reich' Dir's ſchon h'rauf.“ Er ſprang vom Wagen, hob die Peitſche auf und ſchwang ſich dann wieder auf den Kutſchſitz. „So, hitzt laß's g'mach vorangehn, ſchreck mir dös arme Bräunl nit mit ein' gachen Streich auf. Wohl, no, wohl, hiö!“

Sie fuhren den Hügel hinan und lenkten an der anderen Seite ſachte hinab. Das Wägelchen hielt an einem Feldwege.

„Dös wär' der Weg, den D' wohl meinen magſt, wann Dir 's mit'm Gehn ernſt is,“ ſagte der Alte mit einem forſchenden Ausblick.

Der Lange ſtieg vom Wagen. „Mein völliger. No', dank' ich Dir ſchön und da haſt Dein Ausbedungens.“ Er reichte dem Alten ein paar Münzen hinauf.

„No, vergelt Dir's Gott und behüt' Dich,“ nickte freundlich der Fuhrmann. „Wird nit alt werd'n im Weſtetaſchel bei ſo einer dürſtigen Zeit. Hehe!“ doch der andere ſchritt ſchon auf dem Feldwege dahin und nun blickte das Bäuerlein ihm kopfſchüttelnd nach. „Der will auch wohl mit Müh' hinzu, wo er g'rad'wegs leichter hintreffen könnt', oder gang' er gar auf üblen Wegen, weil er's Einſchleichen nit verred't? No, ſo möcht' mer ſich eh' nimmer begegnen und 's geht mich um und auf nix an.“

Er ſchnalzte mit der Peitſche und das Pferd trabte langſam weiter.

Der Mann, der das Gefährt verlaſſen hatte und nun, ohne nach ſelbem umzuſehen, den Fußſteig über eine weite Wieſe verfolgte, gehörte wohl der Sprache nach zu den Leuten in der Gegend, aber die Tracht machte ihn fremd und er mochte von weit hergekommen ſein.

Das breite, etwas derbe, aber gutmütig ſcheinende Geſicht, mit blaſſen, eingefallenen Wangen, beſchattete ein grober, breitrandiger Strohhut, wie ihn die bei Bahnbauten und Erdaushebungen beſchäftigten Italiener häufig tragen, eine leichte, graue Bluſe ſaß ihm etwas ſtramm an den breiten Schultern und über dem weiten Bruſtkorb und hing dann faltig bis zu den Knieen herab, die Zwilchhoſe, die darunter ſichtbar wurde, hatte er in die hohen Röhrenſtiefel geſchlagen. Freihändig, ohne Bündel oder Stock, ſchritt er bedächtig dahin, der Sonnenbrand riet zu nachdrücklich von jeder Eile ab und dem Wanderer ſchien auch nicht an ſolcher gelegen, denn ſo oft er auf einen der wenigen Sträuche traf, die an dem Raine wuchſen, ſtreckte er ſich auf den Raſen nieder und verſchnaufte und wiſchte ſich die perlende Stirne mit einem ſchreiend roten, gelbgeblümten Tuche.

So legte er in einer ziemlich geraumen Zeit die unter andern Verhältniſſen kurze Strecke bis Elberfeld zurück und erreichte ſchließlich den Ort, wie der Fuhrmann vorhergeſagt hatte, bei dem „verlorenen Ende“, da wo nach der weiten Halde hinaus noch vereinzelte Gehöfte, weit ab von einander lagen.

Auf eines dieſer Anweſen, das ein wenig beſſer herſah wie die umliegenden, ſchritt er nun ziemlich raſch zu; ſchon von ferne ſah er auf der Bank neben der Hausthüre eine Geſtalt ſitzen, und er hielt zögernd inne und machte einen langen Hals, dann murmelte er vor ſich hin, als ſchelte er mit ſich ſelber, und ſtand in wenigen Augenblicken vor einem alten, dürren Männlein. „Grüß' Gott, Anzinger,“ ſprach er es an.

„Auch ſo viel,“ ſagte der Bauer mit einer feinen, dünnen Stimme; er blickte mit den tiefliegenden Triefaugen ungewiß auf. „Wer is's denn?“

„Denk' mir's,“ ſagte der Lange, „daß D' mich halt wohl nimmer erkennen magſt. Der Tritz Poldl bin ich.“

Der alte Bauer wackelte mit dem Kopfe, der ihm wieder auf die Bruſt geſunken war, dann hob er ihn und hielt ihn mit Mühe auf dem vorgereckten Halſe aufrecht. „Jeſus, Maria und Joſeph,“ kreiſchte er, „der Tritz Poldl!“ Er griff mit den zitternden Händen nach dem Stocke, der an ſeiner Seite lehnte, und verſuchte ſich zu erheben.

„No, fürcht Dich nit, fürcht Dich nit, Anzinger, ich thu' Dir nix,“ begütigte Poldl. „Nur ſag'n ſollſt mir, ob Dein Weib noch lebt.“

„Jo, jo, leb'n that 's wohl ſchon noch.“

„Is mir recht lieb. Mit ihr hätt' ich was z'reden, denn Du biſt all' Dein' Zeit lang a g'ſchreckt's Simandl (Pantoffelheld) g'weſen, mit dem mer ſich nit verſteh'n konnt', außer 's hat Dir zuvor Dein Weib dö Wörter, dö D' vorbringen durft'ſt, aus ihr'm Fürtuch zugählt. Sie wird wohl daheim ſein?“ Er machte Miene, in das Haus zu treten.

„Halt aus,“ ſchrie der Alte und ſtreckte ſeinen Stock quer über die Schwelle. „Du haſt nix mit uns z'ſchaffen. Geh Deiner Weg'! Ins dritt' Jahr liegt ſ' hitzt (jetzt) ſchon, lahm an' Füßen, in' Bett. Willſt mir ſ' leicht z'tot ſchrecken, wann D' h'neinkamſt, ſo gach (jäh) und unverſehn?!“

„Das bedauert mich,“ ſagte der Lange, „daß ich ſie ſo ſiech und elendig betreffen muß. Aber geh Du nur h'nein zu ihr, ſag ihr, der Tritz Poldl wär' da und hätt' ihr manch's z'ſagen. Weißt, ich

Digitized by Google

Ständchen. Gedicht von Max Kalbeck. Zeichnung von W. Gause.

Digitized by Google

Ständchen.

Den Tag schon seh' ich grauen,
Denn Morgen will es sein.
Vom Frühlau glänzen die Auen,
Was träumst du, schönste der Frauen,
Am Fenster noch allein?
Ist über Nacht
Dein Herz erwacht,
Ach, dann gedenke mein!

Viel weiße Rosen ranken
Hinauf sich am Spalier,
Du siehst sie zittern und schwanken,
So gehn der Liebe Gedanken
Allzeit zu dir von mir.
Ein Röslein blaß,
Von Thränen naß,
Ich dürft' ich's bringen dir!

Max Kalbeck.

Ein Lebewohl.

Der Winter holt sich seinen Raub;
Der Nord pfeift scharf und kalt,
Ein herber Duft von welkem Laub
Weht durch den Eichenwald.
Es sinkt die Sonne blaß und fahl
In Wolken, regenschwer —
Nun grüß' ich dich zum letztenmal
Und seh' dich nimmermehr! —

O, sage mir: War's denn nicht hier,
Wo Küsse wir getauscht,
Wo, unterm Baume kosend, wir
Der Nachtigall gelauscht!
Was uns so selig hat gemacht,
So wonnig uns durchbebt,
War's nur ein Traum der Frühlingsnacht,
Von Elfenhand gewebt?

War hier des Sprossers Nest erbaut
In Laub und Blumenschmuck?
Kein Weinen und kein Klagelaut,
Nur stiller Händedruck! —

Das Nest vom kleinen Vogelpaar
Zertritt des Wanderers Fuß. —
O, warum nun für immerdar
So eis'ger Scheidegruß!

Am Waldsaum steht ein Rosenbeet,
Gar traurig anzuschaun,
Vom Frost zerstört, vom Sturm verweht,
Und alles dürr und braun.
O, such nicht auf der Blütengruft
Den Keim für künft'gen Mai! —
Verglüht, versprüht in Glanz und Duft,
Und alles ist vorbei! —

Mit trocknem Aug', verstummtem Mund,
So trennen wir die Bahn —
Da schlägt im Thal zur rechten Stund'
Das Totenglöcklein an.
Das tönt so dumpf, so trüb und hohl
Zum düstern Grabgeleit — —
Ein Lebewohl, ein Lebewohl
Für alle Ewigkeit! —

Emil Rittershaus.

An ein schlafendes Kind.

Du mit rosigen Wängelein,
Süßes, schlafendes Engelein!
Wie deine Stirne so heiter ist!
Ach kein Fältchen ließ auf der glatten
Kindischen Leides flüchtiger Schatten;
Selber das Lächeln voll Schelmenlist
Hält nicht länger dein Mündchen gebogen,
Ernsthaft ist es hinabgezogen,
Heilige Unschuld hat es geküßt.

Schleier der Reinheit decken dich zu. —
Ach, wer noch schlafen könnte wie du!
Aber was Tags verborgen lag,
Hat uns die Nacht ins Antlitz geschrieben,
Züge vom Hassen, Züge vom Lieben,
Und wie das Auge in Thränen brach,
Über die Stirne Gedanken sich jagten,
Lippen sich bäumten, zürnten und klagten —
Innerster Seele Jauchzen und Ach.

Uns verklären die Träume nicht,
Unser Erwachen ist kein Gedicht;
Wie ein Geier stößt aus dem Felsorließ
Mecht uns der rasende, hungernde Morgen,
Klirrt mit der ehernen Kette der Sorgen,
Daß sie aufs neue das Herz umschließ'.
Aber dich grüßt er mit zärtlichem Klingen,
Lächelnd mit blauen, mit goldenen Schwingen,
Wie ein Vogel vom Paradies! —

Ilse Frapan.

Digitized by Google

denk' nit, daß sie sich vor mir fürcht't, sie muß doch denken, eher hätt' ich ein Grund, sie z'scheuen. Also thu mir den G'fall'n, Anzinger, und richt ihr dös aus."

„Nein, nein," greinte der Alte, „eh' laß' ich bevor mich erschlagen, als ich s' Dir preis gab'. Versündig Dich nur gleich an mir auch! Nimm uns allzwei aufs G'wissen!"

„Du bist a Narr, Anzinger, weder ihr noch Dir will ich übel," sagte der Poldl.

„O! Han? Und warum denn kam'st zu einer Zeit, wo D' 's G'sind af'm Feld und uns zwei arme Hascher allein da weißt?!"

„Weil ich allein mit der Bäuerin reden und lang', vor 's G'sind heimkehrt, wieder weg sein will. Also ich bitt' Dich, Anzinger, sei so gut und bring ihr mein' Botschaft vor. Wann sie sich fürchten sollt', sie braucht's nur frei h'raus z'sagen, so geh' ich gutwillig wieder von da weg."

„Ah, jo freilich, ich weiß, Du rechenst halt auf ihr verwogene Kuraschi. Döselbe hätt' s' noch heutig'ẽ Tags, jo, o, wohl, aber da is 's Denken 'm Mou sein' Sach' und dös giebt's nöt, ewig nöt, daß ich ihr so ein Mörder und Leutumbringer zulieg'!"

„Anzinger!" schrie der Poldl auf. Er erhob die geballte Faust, schlug sich aber sofort selbst vor die Brust, daß es dröhnte, und fuhr nach einer Pause in ruhigem Tone fort: „Anzinger, schau', sei nit dumm. An was könnt' mir g'legen sein? Geld brauch ich keins. Wo ich war, mußt' ich arbeiten und hab' verdient, wenn auch nit viel, aber auf die Dauer kommt doch was z'samm. Um 's Euere is mir wahrlich nit, um was denn nachher dann?"

„O, Du Schlaucher, könnt'st uns nit unsre Zeug'ausfag' vor G'richt heimzahlen woll'n?!"

„Aber, Bauer," lachte der Poldl laut auf, „Du bist doch noch der nämlich' Lippel,* der D' vorch' g'wen (gewesen) warst. Denk doch nur a bissel nach. Wenn ich af so was ein' Gedanken hätt', krahet schon kein Hahn mehr nach Eng zwei. Meinst, da stünd' ich Zeit und Weil' h'rum und ließ' mich erst af ein' langen Plausch ein? Nur g'scheit sein, Anzinger! Hab Dein' Will'n, geh h'nein zur Bäuerin und sag ihr mein' Post. Ich setz' mich derweil da af's Bankel nieder und wart' 'n Bescheid ab. Will d' Anzingerin nit, so will s' nit. Magst ihr's auch gleich ausrichten, von Nutzen wär's ihr nit, was ich vorz'bringen hab', aber sie wurd' dann um all's wissen, wie's her'gangen is, und das dürft' s' vielleicht doch verintressiern."

* Lippel, Lapp = beschränkter Mensch.

Der Alte erhob sich mühselig vom Sitze. „Jo, dös, dös that's wohl mich aber auch."

„Du kannst ja nebensitzen und zulosen" (zuhorchen), sagte der Tritz Poldl, auf der Bank Platz nehmend.

Der Alte verschwand im Hausflur, man hörte das Aufklapfen seines Stockes, bis es hinter einer sich öffnenden Thüre erstarb.

Der Mann, der da auf der Bank vor dem Hause saß, stemmte beide Ellbogen auf seine Kniee, legte den Kopf in die hohlen Hände und versank in Nachsinnen. Er gedachte, wie oft er einstmals hier gesessen habe, den Blick in dieselbe weite Gegend gerichtet, — vor langen Jahren — vor nahzu zwanzig — und wie weder zu hoffen noch zu glauben war, daß er jemals wieder an dieser Stelle sitzen werde. — — —

Der alte Bauer war in eine geräumige, aber düstere, dumpfige Stube getreten, sie lag nach dem Hofe hinaus. Die kleinen vierscheibigen Fenster waren sorgfältig geschlossen, überdem durch kattunene, geblümte Vorhänge geblendet, trotz außen die Hollunderſträuche mit ihren dichten Zweigen davor schatteten. In der Ecke stand ein Bett und darin ruhte die sieche Bäuerin; durch viele Polster, die ihr hinter den Rücken geschoben waren, unterstützt, hielt sie sich mit dem Oberleibe fast aufrecht. Die vielen Runzeln in dem fahlgelben Gesichte und noch mehr die faltige Haut an den abgezehrten Armen, die sie vor sich auf der Bettdecke liegen hatte, ließen darauf schließen, daß sie einst eine Frau von stattlichen, fülligen Formen gewesen sein mochte, jetzt war sie gar hinfällig und herabgekommen anzusehen, nur die großen, dunklen Augen, die sich nach dem Gegenstande, der ihre Aufmerksamkeit herausforderte, mit einer gewissen Entschiedenheit richteten, verrieten, daß diesem der Auflösung nahen Körper eine starke Willenskraft innewohnte, die nun durch das schwere Siechtum niedergehalten, aber noch nicht gebrochen wurde.

Als der alte Bauer zur Thüre hereingehumpelt war und diese hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, sagte er, die Augenbrauen hochziehend und das Kinn schiefhaltend: „Du, Mutter!"

„No, was giebt's denn?"

„Denk Dir, wer jetzt da draußt sein thät? Aber Du kannst Dir's gar nit denken!"

„Ei, so sag gleich, wer's ist!"

„Du dürfst aber nit d'erschrecken, denn ich bin's nit schlecht, wie er af amal vor meiner g'standen is."

„Schneid nit viel h'rum!"

„Der Tritz Poldl!"

Digitized by Google

„Jeſſes und Joſeph! Wie käm' denn der her? Biſt aber auch g'wiß?“

„No, wann er's ſelber ſagt, wird er's wohl ſein.“

„Und daher kimmt er, daher g'traut er ſich, wo er ſich doch denken mag, mer ließ' ſich mit'm leibhaftigen Gottſeibeiuns grad' ſo lieb ein, wie mit ihm?! Was will er denn?“

„Reden will er, mit all'm G'walt reden mit Dir und Dir von all'm 'n Hergang ſag'n. Ich — hat er g'ſagt — dürft' auch dabei zulofen, jo!“

„So, na iſ ja recht. Der kimmt mer eben g'legen. Ruf mir'n nur h'rein. Wann mer ſo in Tagen und Nächten daliegen muß und fort und fort ſelberigene Gedanken ſich machen und böſelb'n auch allanig austragen wie ich armer Wurm, da trifft ſich ſo a extraiche Neuigkeit wie g'wunſchen, wann's Ein'm auch dabei a biſſel kalt übern Rucken lauft und g'gleich in' Fäuſten juckt. Hol'n nur h'rein!“

„Aber, Mutter, ſo ohne Überleg'n —“

„Du weißt's nit, wie a öften (oftmal) ich mir ſchon in Gedanken vorg'ſtellt hab', ich kam' mit ihm noch amal z'Reb' und könnt' ihm all's h'neinſagen, was ich von damal im Herzkammerl einb'ſchloſſen b'halten mußt, ſammt was ſich zeither hinzug'funden hat. Der klein' Bremsler von vorhin, wie ich hör', 's Geträumte wollt' mit eins leibhaft auf mich zu, iſ ſchon verwunden. Überlegens hat's weiter bei mir nit not. Laß'n nit z'lang warten, bring 'n!“

Der Alte ſtolperte hinaus. Bald ließen ſich neben ſeinen ſchlurfenden, von Stockgeſtampfe begleiteten Schritten die feſten Tritte des Erwarteten vernehmen. Er trat mit dem Bauern zugleich ein.

„Grüß' Gott, Bäuerin,“ ſagte er. „Es thut mir leid, daß ich Dich ſo finden muß. D'Hand will ich Dir nit reichen, denk', Du wurd'ſt ſ' nit annehmen.“

Die Bäuerin nickte ihm mit einem böſen Lächeln zu. „Da haſt ſchon recht. Ich muß wohl ſagen, ein Begegnen von uns zwei hätt' ich af derer Welt nimmer d'erwart't und in der andern wär'n wir, wie ich von Gott's Barmherzigkeit wohl erhoffen darf, nit an ein'm Ort z'ſammg'troffen! Wie ſich aber das ſchicken konnt', daß Du jetzt doch da zur Stell' ſein magſt, möcht' ich wiſſen; biſt aus-g'brochen?“

„Nein, ſie haben mich freig'laſſen. Der Kaiſer hat ein' Bub'n g'kriegt und da iſ, wie ſie's benamen (benennen), a Amneſtie ausg'ſchrieb'n word'n und weil ich mich im Straſhaus brav g'halten hab', hat mich der Verwalter für dö Begnadigung empfohlen und ich konnt' gehn und komm' grad' noch z'recht, daß ich mich meiner alten, verlaſſenen Mutter annehmen kann, dö d'Leut' unſchuldigerweis für das hab'n leiden laſſen, was doch nur ich gethan hab'. Zu ihr war mein erſter Gang, ihr mein Eing'kauft's und Erſpart's zutrag'n, mein zweiter war daher zu Dir.“

„Und Du haſt Dich nit lieber ins Erdwinkerl, wo 's ſelb' alte Weib hauſt, verſchloſſen, daß Du von uns nig weißt und wir nit von Dir? Macht Dich Dein unverhofft' Glück ſo weit übermütig, daß Du mir aus Trutz unter d' Augen gehſt, nit anderſcht, als wollt'ſt mir aufweiſen, daß ich Dir damal nit g'nugſam g'ſiucht hätt'? Und Du fürcht'ſt Dich nit, daß ich's nachhol'? Gleichwohl, wann ich's unterlaß', g'freu Du Dich nit, denn ich thu's nur meinerwill'n, kein' Sünd' mehr auf mich z'laden, wo ich — wer weiß wie bald ſchon — vor Gottes Thron muß! Doch ſei ſicher, daß ich da drob'n unſern Heilaud fortzeit anſiegen will, daß Dir nimmer kein' ruhige Stund' af Erden g'ſchenkt ſein ſoll!“

„Red doch nicht ſo weibfahrig.* Du wärſt a rare Heilige, die d' Sünd' ſich für'n Himmel aufſpart. Meiſter' a wenig Dein' Zorn und hör mich an. Eb'n Dein'm damaligen Fluchen wegen bin ich da, aber nit Dir zu Trutz, ſondern um Dir z'ſagen, Du hätt'ſt zum wenigſten Not und Anlaß dazu g'habt.“

„Willſt Du vielleicht auch mir ins G'ſicht leugnen, wie 'n G'richtsherren, daß Du 'n Scheibner Franzl erſchlagen haſt?“ ſchrie das Weib erregt.

„Bewahr', Dir will ich ja anvertrau'n, was weiter kein' lebende Seel' af Gott's Erdboden von mir erfahren ſoll! Dö G'richtsherrn hab' ich freilich wohl ihr'n eigenen Weg gehn laſſen und dö hab'n mir ſchließlich auch alles fein und findig g'nug auf- und nach-g'wieſen und mich af Lebenslang verurtelt; vorm Eing'ſtehn aber hat mich der Doktor g'warnt, der mich verantwort't hat, denn af a ſolch's hin hätten ſ' mich auch aufhängen können und das wär' mir der Scheibner doch nit wert g'weſen. Und wie mir der nämlich' Doktor das Hölzl g'worfen (die Andeutung gemacht) hat, ich möcht' mich ausreden, wir wär'n zufällig ſtrittig word'n und unverſehens üb'reinand' g'raten, da hab' ich auch kein G'hör d'rauf geb'n, es wär' a Lug g'weſt und Sünd' wollt' ich keine, 's Scheibners weg'n, af mich nehmen.“

„Heilige Mutter Anna!“ zeterte entſetzt die Bäuerin und ſchlug die mageren Arme über dem Kopfe zuſammen. „Kein' Sünd', ſagt er, kein' Sünd', wie a leichtverzeihliches Lugen iſ, wollt' er zweg'n dem

* Fahrläſſig wie ein Weib.

Digitized by Google

af ſich nehmen, den er ums Leben bringt! Ja, rechenſt Du die Mordſchaft an ihm, wie D' ihn vom breiten Weg in' Wildbach g'ſtürzt haſt, für kein' Sünd', die Dir ſein'thalb af der Seel' brennen ſoll, Du dreifach verhöllter Mordknecht, Du?!"

Der Triz Poldl winkte beſchwichtigend mit der Hand. „B'halt nur Deine Wort' im Gedenken, Bäuerin, wir kommen ſpater ſchon noch d'rauf z'ruck."

„O, wohl behalt' ich alle meine Wort im Gedenken, auch mein' erſten Schrei weiß ich noch all'z'gut, wie damal Dein' Mordthat is offenkundig word'n; 'n Tag hab' ich verflucht, wo Du uns unters Dach kämma biſt!"

„Dadrauf kommen wir auch," brummte der Poldl.

Aber die Bäuerin fuhr laut ſchreiend fort: „Wann Du nit g'weſen warſt, Du Auswürfling, wann Du nit der Vikel ihr'n Schatz vom Leben g'bracht hätt'ſt, ſo ſäß' ſ' jetzt af'm Scheibner-Hof als d' reichſte Bäuerin im Thal!"

„Sie ſäß nit, Anzingerin! Da kommen wir erſt recht d'rauf!"

„Willſt Du mich narren mit Dein'm ewigen D'raufkommen? Laß Dir ſagen, worauf ich Dir g'kommen bin, was Du freilich Dich ausz'ſagen g'ſcheut haſt und was ich bis heut' bei mir b'halten hab', weil ich's nit vor aller Welt vorbringen wollt'; es wär' uns nur a Schand' g'weſt. Aber Dir ins G'ſicht, Du Schuft: Verliebt warſt in unſer' Vikel! Schon gleich anfangs hab'n mir die Augen nit g'fallen, mit dö Du dös noch halbwüchſige Menſcherl betracht't haſt und wie ſ' mannbar war, hab' ich wohl g'merkt, wie Du um ſie h'rumgſchlichen biſt, aber Zeit hab' ich Dir keine gelaſſen und Gelegenheit hab' ich Dir keine geb'n, daß Du mit ihr hätt'ſt verkehren können, erſt wie ich g'wiß war, daß Du ihr ſo z'wider warſt, wie ſie Dir lieb, hab' ich 's Lauern ſein laſſen. Aus Eiferſucht haſt Du ihr 'n Scheibner Franzl erſchlagen! Weil Du nit, ſollt' ſie auch kein anderer haben, und weil ſ' nit mit Dir Dein Elend teil'n wollt', ſollt' ſ' auch von kein'm Glück nix ſagen können + Laugn', daß 's anderſcht war, wann D' kannſt!"

„Die Lieb' zu der Vikel laugn' ich Dir nit, aber was D' mir an thörichten Eifern und an ſchandbarer Bosheit zuſchreibſt, dös trifft nöt zu. Die Dirn' war mir lieb wie mein Leben. Wann ich dö neunzehn Jahr' und drüber, dö ich inner 'n Mauern g'ſeſſen bin, freiledig h'rumgloffen wär', ich hätt' mich doch um kein' andere umg'ſchaut, freilich, — nachdem ſ' vom Scheibner mit ein' Kind 'gangen is, — auch um ſie nimmer, aber dazu hätt' mich nicht erſt 's Strafhaus z'bemüſſen g'braucht, daß ich ledig bleib'; ich wurd' nach keiner Zweiten g'ſucht hab'n." (Schluß folgt.)

Aphorismen.

Von **Marie von Ebner-Eſchenbach.**

Wie jede ſchöne Daſeinsblume verwelkt im Alter auch der Ehrgeiz; perennierend aber iſt die elende Kleine Eitelkeit.

*

Offene Thüren werden meiſt mit großem Geräuſch eingerannt. Der ſich müht, ein Kunſtſchloß zu öffnen, thut es in behutſamer Stille.

*

Einem Künſtler, von dem nichts gefällt, dem kann auch nichts gefallen.

*

Bevor aus deinem Stil etwas werden kann, muß aus dir ſelbſt etwas geworden ſein.

*

Der geſunde Menſchenverſtand iſt der größte Feind der Phantaſie und doch ihr beſter Berater.

*

Es giebt keine ſchüchternen Lehrlinge mehr, es giebt nur noch ſchlichterne Meiſter.

Mit wenig Talent macht man's ſchlecht, ohne Talent macht man gar nichts.

*

Es geht uns ſchlecht und wird erſt beſſer werden, wenn unſere Philoſophen mehr von der Welt, und unſere Welt mehr von den Philoſophen wiſſen wird.

*

Wir ſträuben uns alle gegen das Leiden, wer aber möchte nicht gelitten haben?

*

Schwing dich nur auf, verſuch's immer wieder, laſſe dich nicht abſchrecken, auch nicht durch den ſchmerzlichſten Sturz. Endlich ſchlägſt du dich tot, oder es wachſen dir Flügel.

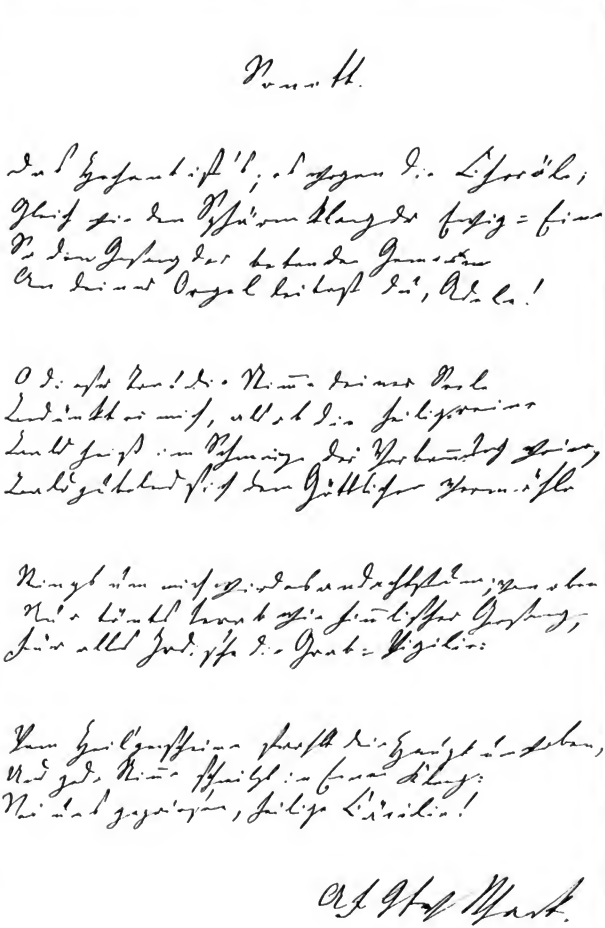
*

Manche Menſchen haben ein Herz von Eiſen und mitten drin ein Flechchen ſo widerwärtig weich wie Brei.

*

An dem ganzen Bereich menſchlicher Schuld giebt es nur eine unverzeihliche: Nicht verzeihen können.

Digitized by Google



Wiedergabe in Typen auf Seite 240.

Digitized by Google

Lied einer Mutter.

Pfeife, pfeife, Winterwind,
Durch das Dach der Kammer!
Wenn erstarrt die Glieder sind,
Endet all' der Jammer.
Sing in Schlaf, der lange währt,
Meine armen Kleinen!
Pfeife, daß mein Ohr nicht hört,
Wie nach Brot sie weinen.

O warum in diesem Schoß
Wußt ich sie empfangen?
Wenig Schritte sind sie bloß
Durch die Welt gegangen,
Und sie ruhten von den Mühn
Lieber schon im Grabe,
Als durchs Leben hinzuziehn
Mit dem Bettelstabe.

Welch ein Dasein! Auf den Quais,
Auf dem Markt, der Brücke,
Tagelang trotz Sturm und Schnees
Flehn um Kupferstücke!
Abends keine Kost, kein Herd,
Nicht ein wärmend Bette;
Wenn der Stier zum Stalle kehrt,
Hat er bessre Stätte.

In dem dunklen Kohlenschacht
Zwischen Grubenwettern
Müssen sie in ew'ge Nacht
Tief und tiefer klettern,
Daß ihr Geist erlöschend irrt
Mit den Flackerherzen
Und es klar und finster wird
In den kleinen Herzen. —

Und das Ende? Wer vermag,
Daß er mir es künde?
Lauernd schleicht bei Nacht und Tag
Um sie her die Sünde,
Grinst und stiert die bleiche Not,
Lockt zu Raub und Morden,
Bis zur Beute ew'gem Tod
Ihre Seele worden.

Pfeife, pfeife, Winterwind,
Durch das Dach der Kammer!
Wenn erstarrt die Glieder sind,
Endet all der Jammer.
Sing in Schlaf, der lange währt,
Meine armen Kleinen!
Pfeife, daß mein Ohr nicht hört,
Wie nach Brot sie weinen!

A. F. Graf v. Schack.

Zweikampf.

Mein Sinn und mein Wahnsinn
Vollführen vor mir
In des Schädels Arena
Ein seltsam Turnier.

Mein Sinn ist ein Wisent
Mit wehrhaftem Haupt,
Und er wittert den Gegner
Und zittert und schnaubt.

Mein Wahnsinn hält scheu sich
Ins Dunkel gedrückt
Wie ein Panther, der meuchlings
Zum Sprunge sich schickt.

Der Stier beut die Stirn ihm;
Er duckt sich bei Seit,
„Ist's heut nicht, ist's morgen
Gelegnere Zeit."

Und rechts nun umschleicht er
Und links nun den Platz;
Nun spannt er die Sehnen
Zum tödlichen Satz.

Und vorbei am Balkon sich
Das Kämpferpaar hetzt,
Daß mir Höllenangst würgend
Den Atem versetzt.

A. Silger.

Ein Wunder.

Von allen Leuten hört' ich oft
Die Wundermäre sagen,
Wie dürre Stecken unverhofft
Lenzgrünes Laub getragen.

Wollt ihr dasselbe Wunder schau'n,
Ich will's an mir euch zeigen.

Der Stecken, gestern dürr und braun,
Ergrünt von frischen Zweigen.

Wer schuf den Stock durch Zauberei'n
Zum freudigen Gewächse?
Ich glaub', es ist ein Engelein,
Vielleicht auch eine Hexe.

Rudolf Baumbach.

Digitized by Google

Epiſche Dichtungen.

Von Adolf Friedrich Graf von Schack.

Roſe und Nachtigall.

Es war in der Erde Jugendzeit.
Noch prangten im lichten Frühlingskleid,
Geſtickt mit bunter Blumen Glanz,
Die Fluren und Hügel des Perſerlands.
Hin wallte durch die klare Luft
Der Frühe leichter Lebenshauch
Und hängte ſich zitternd im Morgenhauch
An Gräſer und Halme, an Baum und Strauch.
Dicht einen Tropfen des Taues hatten
Die Winde von den Wieſen geſtreift,
Keine rauhen Borde die Wallen,
Die ewig grünenden, noch bereift.
Leichter auf ihren Schultern liegen
Fühlten die Menſchen des Lebens Joch,
Hernieder aus Lichtgewölben ſtiegen
Die Götter zu den Sterblichen noch
Und miſchten ſich, dem Himmel entflohen,
Froh in die Spiele der Jugendfrohen.

Da wo die Stadt des Geſangs und des Weins
Inmitten des duftenden Roſenhains,
Das ſchöne Schiras, nachher erſtand,
Herrſchte ein König, Schirud genannt.
Ihm konnte in Perſiens weiten Reichen
An Macht und Schätzen kein Fürſt ſich vergleichen.
Aus lachender Gärten Blütenflor
Ragte ſtolz ſein Palaſt empor.
Ein tauſendjähriger Cedernwald
Umrauſchte den wonnigen Aufenthalt.
Von Perlen und Indiens Edelgeſtein,
Blitzend, wie wenn der Sonnenſchein
Sich bricht auf des Springquells ſprühendem Strahl,
Strotzte des Königs Schatzhausſaal.
Doch als ſein köſtlichſtes Kleinod pries
Er ſein Töchterchen, das Gulnare hieß.
Ihr Antlitz war wie der Morgen ſchön,
Wenn her er wandelt von Sikans Höhn.
Unter dem ſeidenen Wimpernpaar
Sahn ihre Augen hervor ſo klar,
Wie Anahid, die in der Sterne Reigen
Als erſter mit goldnem Schimmer blinkt
Und bei der Tageskönigin Steigen
Zuletzt im wogenden Lichl verſinkt.
Unfern vom Palaſt des Königs lag
Ein üppig blühender Roſenhag.
Dort war, daß in der Gefährtinnen Kreis
Sein Liebling drin wohne, auf das Geheiß
Des Vaters an eines Baches Borden
Ein Luſthaus erbaut für die Tochter worden.
Roſen umgaben es allunther
Gleich einem wallenden Blütenmeer.
Die eine ſtand an der andern ſo dicht,
Man ſah vor Roſen den Boden nicht.
Sie klommen empor zu des Schloſſes Dach,
Sie rankten ſich bis in Gulnarens Gemach,
Daß ſüßer Duft, wenn die Augen ſie ſchloß,
Über die Schlummernde ſich ergoß.
Dann in der Frühe, wenn dämmernd noch kaum
Aufſtomm am Himmel ein bleicher Saum,
Klopften ſie an ihr Fenſter ſacht,
Sie zu wecken vom Schlaf der Nacht.
Von Kind auf hatte Gulnare vertraut
Ihnen wie Schweſtern ins Antlitz geſchaut
Und kral, erſtanden vom nächtlichen Pfühle,
Zu ihnen hinaus in die wonnige Kühle.
Sie ſchritt dahin durch die Garlenwege
Und durch den blühenden Morgentau,
Daß ſie ihrer Lieblinge pflege.
Wenn aus wolkenloſem Blau
Die Sonne dann glühende Pfeile entſtud,
Sprengte ſie von des Baches Flut
Tropfen auf die Verſchmachtenden nieder,
Denen das Haupt ermattet ſank;
Und erquickt von dem labenden Trank
Sah'n ſie ihr freundlich ins Auge wieder.
Von leichtem, roſigem Kleid umfangen,
Mit den lächelnden Lippen, den Wangen,
Die gleich dem Himmel des Morgens glühten,
War ſie ſelber wie eine der Blüten.

Wenn mit Säuſeln der Abendwind
Durch die Kronen der Cedern wehte,
Cummelte ſich das Königskind
Hin durch der Gärten Gänge und Beete,
Schaukelte mit der Geſpielinnen Schwarm
Sich im Nache von Welle zu Welle,
Ließ durch die Luft mit bebendem Arm
Fliegen die leichten Federbälle,

Digitized by Google

Bis, von der Wonne des Tages matt,
Sie niedersank auf die Schlummerstatt.

Einst, als aus duftigem Nebel gewoben
Der Schleier der Nacht die Erde umfing
Und an der Sternenkuppel droben
Des Mondes goldene Ampel hing,
Lag sie noch wach, indessen schon tief
Der Gefährtinnen jede schlief.
Schwül war die Luft um das Lager her,
Die Atemzüge gingen ihr schwer.
Da vor dem Fenster hörte den West
Sie rauschen durch der Cedern Geäst,
Welche die Wipfel, die breitverzweigten,
Herab zum Söller des Schlosses neigten.
Nicht länger im Gemache litt sie
Des Herzens Pochen; leise schritt sie,
Daß sie die schlummernden Mädchen nicht weckte,
Unter den Himmel, der tiefen Blaus
Ihr zu Häupten sich wölbte, hinaus.
In einer Laube von Rosen streckte
Sie sich nieder auf eine Bank
Und schlürfte der Nachtluft erquickenden Trank.
Und über ihr in der Ceder Krone
Hub ein Klingen, ein Singen an;
So lieblich war es, daß bei dem Tone
Ein Schauer durch ihre Seele rann.
Und immer voller rauschte der Klang
Herab aus des Baumes dunkelnden Zweigen;
Nicht von der Erde schien der Gesang,
Er schien vom Himmel herab zu steigen.
Bald sanft hinwallte das Lied wie der Hst,
Der mit den Knospen des Lenzes kost.
Dann mächtiger, immer gewaltiger schwoll
Im Wipfel das melodische Sausen,
Es scholl wie durch Klippen der Wogen Geroll,
Wie im Walde des Sturmes Brausen.
Wunsch erfüllte den ganzen Raum,
Die Winde wagten zu atmen kaum;
Und wie bei eines Gottes Nähe
Blickte Gulnare zu Boden bang.
Ihr war, aus der Ceder Wipfel wehr
Zu ihr herab seiner Stimme Klang.
Sie kniete nieder mit Händefalten.
Da aus den Zweigen, die beim Getön
Des Liedes auseinander wallten,
Hervor trat ein Jüngling, wie Götter schön.
Er glich nicht andern Söhnen des Staubes:
Vom tiefen saftigen Grün des Laubes
War das Gewand, das ihn umfloß.
Ihm auf dem Haupte lag ein Kranz,
Der von den Schläfen smaragdenen Glanz
Auf sein Antlitz herniedergoß.
Im Arme tragend die Leier von Golde,
Blickt er lächelnd hinab auf die Holde,
Die, in Ehrfurcht die Stirne neigend,
Am Boden kniet. Herab zu ihr steigend
Spricht er und beut ihr zum Gruße die Rechte:
„Schöne, ich bin nicht vom Göttergeschlechte!
Ein Sänger bin ich, der mit der Leier,
Die Herzen zu laben mit seinem Lied,
Wandernd von Orte zu Orte zieht.
Als ich Dich jüngst bei des Neujahrs Feier
An der Seite des Vaters erblickt,
Hast Du mich, Holde, mit Liebe umstrickt.
Lang gesonnen dann über den Plan
Hab' ich, wie ich Dir könnte nahn.
Wenn mir grüne Gewande die Glieder
Vom Haupt bis zu den Füßen umwallen,
Für den Gott der Jugend, für Chidher,
Dacht' ich, würden Alle mich halten,
Und, scheu weichend bei meinem Gesange,
Mich nicht hemmen auf meinem Gange.
So, der ich lang Dir gehuldigt von fern,
Nah' ich Dir, herrlicher Frauensternt;
Meines Herzens Opfer empfange!"

Als ihr der Jüngling zur Seite stand,
Immer noch dachte Gulnare erschrocken,
Er sei ein Gott im Erdengewand;
Ihre Pulse fühlte sie stocken.
Doch als dann in die tiefen, klaren
Augen sie schaute dem Wunderbaren,
Als er sie zog in seinen Arm
Und sein Herz an dem ihren schlug,
Während von seinem Munde warm
Sie umwehte der Atemzug,
Wurde die Königstochter entzückt,
Daß er ein Sterblicher sei, sich bewußt.
Heiligen Schweigens lagen beglückt
Lang sie einander Brust an Brust.
Flüsternd dann in süßem Gekose
Nannte der Jüngling sie seine Rose,
Lehrte sie, ihren Verlobt ihn nennen,
Und ließ seinen Kuß auf den Lippen ihr brennen.
Drauf gelobten mit teuren Eiden
Treu einander zu sein sich die beiden.
Auch als die Mondesstrahlen erblichen,
Dachten sie immer noch nicht ans Scheiden.
Erst als rötlich im morgendlichen
Scheine die Häupter der Cedern glommen,
Riß von Gulnare sich los Verlobt,
Versprach, allnächtlich wiederzukommen,
Und, ins Gezweig emporgeklommen,
Schnell durch die Wipfel nahm er den Pfad.
Fernhin und ferner, nachdem er schied,
Hörte die Jungfrau sein Spiel und sein Lied,
Wie es von Baume zu Baume schallte
Und in den Ästen gemach verhallte.

Zum Kampf mit den Nachbarfürsten war
Der König gezogen mit seiner Schar,
Und die Tochter mit ihren lieben

Digitized by Google

Freundinnen einzig zurückgeblieben.
Wohl den Jüngling seltener Art
Hatten die spähenden Mädchen gewahrt.
Doch als ein Gast aus der Götterwelt,
Der sich ihrer Herrin gesellt,
War der Liebliche allen erschienen;
Aber, ahnte auch eine von ihnen,
Daß ein Sterblicher ihr sich genaht,
Gulnaren drohte von ihr kein Verrat.

Allabendlich wieder im Rosengarten
Saß die Jungfrau, des Teuern zu warten.
Und wenn mählich verglühte der Tag,
Wenn länger die Schatten der Cedern sich dehnten,
Klopfte in hohem und höherm Schlag
Das Herz entgegen ihr dem Ersehnten.
Dann, wenn die Sonnenfackel gesunken
Und mit leuchtenden Sternenfunken
Sich das Himmelsdach übersäte,
In die dämmernden Wipfel spähte
Ihr das Auge, sie lauscht' und lauschte,
Ob sein Tritt nicht von Ferne rauschte.
Horch! und melodisches Tönen von Saiten
Hört sie daher durch die Bäume gleiten,
Hört von Äste zu Äste leise
Ein Zittern gehn, bis vollere Kreise
Ringshin die tönenden Fluten schlagen.
Hin durch des Waldes Wölbung getragen,
Dringt ihr die Stimme Ferhads ans Ohr;
Und die Wipfel umher im Chor
Widerhallen dem Terzton,
Indessen Ferhad, der Sänger, kühn
Hinschreitet durch das wogende Grün.
Dann behend aus der Cedernkrone
In den Garten sich niederschwingend
Grüßt er Gulnare als seine Braut,
Und mit den Armen einander umschlingend
Rosen und flüstern sie süßvertraut.
Drauf im blühenden, duftenden Mai
Unter Rosen ruhten die zwei.
Erst wenn im säuselnden Morgenwind
Die Blätter nunher zu säuseln begannen,
Eilte behende Ferhad von dannen,
Barg sich im Schlosse das Königskind.

Aus dem Felde, inmitten der Krieger,
Kehrte der König Schirud als Sieger.
Wie ein Held auf dem Schlachtgefilde,
War er im Frieden voll Güte und Milde.
Dennoch fühlte die Tochter Zagen,
Ihr Geheimnis ihm anzuvertraun.
Wie einer Schuld sich bewußt, kaum wagen
Mochte sie, zu ihm aufzuschaun.
Schon in der Erde ersten Tagen,
Ach! bei der Menschen frühstem Geschlechte
Galten für nichts des Herzens Rechte.
Da schon herrschten die starren, kalten
Satzungen, die noch heute walten,
Und nicht durfte dem niederen Sänger
Sich die Königstochter vermählen.

Es kam der Tag, wo sechzehn Jahre
Vollendet hatte die holde Gulnare.
Drum dachte der König, verschieben nicht länger
Dürfe die Tochter, den Gatten zu wählen.
Und in seinen Palast zum Feste
Entbot er aus allen Reichen die Gäste.
Durch die Länder hin und die Städte
Hallte der Schmetterton der Drommete.
Von des Herolds Stimme gerufen,
Sich zu bewerben um die Schöne,
Drängten von rings die Fürstensöhne
Sich heran zu des Thrones Stufen.
Verschieden an Sprachen und an Gewändern,
Aus des Orients Fabelländern
Kamen sie und aus wundersamen,
Entlegnen Inseln, fremd von Namen.
Von der Sabäer Weihrauchküsten
Und den Oasen des lieblichen Sogd
Zogen sie durch unendliche Wüsten,
Die noch kein Fuß zu durchschreiten vermocht:
Aus Indiens Bergen, wo hoch wie vom Himmel,
Wenn die Sonne das Wintereis schmelzt,
Sich im donnernden Wogengetümmel
Gauga hinab in die Tiefe wälzt.
Jedem folgten mit flatternder Fahne
Diener, welche Geschenke brachten,
Perlen des Meeres von Caprobane,
Gold und Gestein aus Ophirs Schachten,
Silberne Vasen und Prachtgeschirre,
Gefüllt mit Jemens köstlicher Myrrhe.
Geschmückt zum Feste der Gattenwahl
War reich des Palastes großer Saal;
Teppiche, übersät mit Demanten,
Längs der Wände gebreitet, spannten
Von Gemache sich zu Gemach.
Es leuchteten die gewölbten Decken
Gleich dem gestirnten Himmelsdach.
Und hochauf aus marmornen Becken
In jedem Saal und jeder Halle
Wogten des Springquells klare Krystalle.
Unter purpurnem Baldachin,
Auf dem Haupte die goldene Krone,
Mit Smaragd besetzt und Rubin,
Ruhte Schirud auf seinem Throne.
Ihn umgaben die Großen des Reiches.
Auf anderem Sitze, ihm zur Seite,
Saß Gulnare, die gramgeweihte;
Halb verhüllt war ihr kummerbleiches
Antlitz von lichtgewobnem Schleier. —
Die Höfe füllten sich und die Gänge
Mit der Festgenossen Gedränge.
Heran in Reihen traten die Freier
Und nahmen am Throne des Königs Stand,

Digitized by Google

Verbend nun seiner Tochter Hand.
Nachdem sie der Fürstin geneidigt hatten,
Bat sie den Vater, ihr Frist zu gestatten,
Bevor sie Einem böte den Ring.
Als dann die Werber von dannen gegangen,
Gewahrte der König, wie bleich sie von Wangen,
Und sprach, indem er sie zärtlich umfing:
„So blaß, mein Töchterchen? Welches Weh
An Deinem Herzen nagt, gesteh!“
Doch sorglich in der Brust lief innen
Hielt die Jungfrau geheim ihre Liebe;
Auf das Eine stand all ihr Sinnen:
Daß so viel ihr der Frist nur bliebe,
Um mit dem teuern Verlobten zu flehn.
Sie flehte zum Vater auf den Knieen:
„Wohl Dir zu gehorchen ist mir Pflicht;
Doch soll ich in Verzweiflung nicht sterben,
Einem derer, die um mich werben,
Als Weib zu folgen, zwinge mich nicht!“
Und gerührt von der Tochter Weinen
Sprach der Vater: „Getrost nur, Kind,
Keinem Gatten sollst Du Dich einen,
Der Dir Liebe nicht abgewinnt!
Aber noch fehlen der Freier viel,
Die zu dem Feste gemeldet worden;
Fernher von des Axus Borden
Werden sie nahen, wie vom Nil,
Und von der Meeresküste der Tyrer,
Wohl willkommen wird einer ihrer
Als Gatte Dir, als Eidam mir sein.“

Am nächsten Tag, als wieder in Reihn
Sich dahin durch das Königsschloß
Der Schwarm der Festgenossen ergoß,
Als vor dem Thron die Freier erschienen,
Nahm also der Herrscher das Wort zu ihnen:
„Länger, wackere Helden, laßt
An meinem Hof euch gefallen die Rast!
Glück und Unglück fürs ganze Leben
Hängt für die Tochter an dem Bescheid;
Zeit drum muß ihr der Vater geben,
Eh' sie Gehör der Werbung leiht.
Unterdessen in meinen Sälen
Soll es an Festlust euch nicht fehlen!“

Die Fürsten, wenn auch zürnend im stillen,
Fügten sich stumm in des Königs Willen.
Doch einer, ein Sohn des Kaukasus,
Lodert empor in wildem Grimme,
Und donnernden Tons erschallt seine Stimme,
Wie wenn nach des Frühlings Wetterguß
Auf des Bergstroms Wogen die Eisesschollen
Im Alpursgebirg in die Tiefe rollen:
„Betrug nur, König, lang hab' ich's geahnt,
Als her Du uns locktest, hast Du geplant.
Gleich wähle die Jungfrau den Gemahl,
Das ist die Satzung der Gattenwahl.

Und wenn Du also höhnst das Gesetz,
Zersprengen will ich des Truges Netz!
Kündet nicht Deine Tochter zur Stunde,
Welchem der Freier die Hand sie gewährt —
Wohlan! statt des Wortes von ihrem Munde
Entscheiden möge des Kampfes Schwert!“

Er sprach's. Ausstieß einen Schreckensschrei
Gulnare, ans Herz dem Vater sinkend;
Und der König, den Wachen winkend,
Rief: „Holt meine Krieger herbei!“
Doch gesticht schon hatte die Klinge der Freche:
„Auf, das Schwert statt der Zunge spreche!
Der ich entsprossen vom Göttergeschlecht,
Mein ist auf die Jungfrau das erste Recht.
Wer sich getraut, daß dem Arkawus,
Dem Fürsten der Fürsten im Kaukasus,
Das erborene Weib er entringe,
Vortret' er, ich harre sein mit der Klinge!
Und Du, wenn ich führe die Braut von dannen,
Vergebens gebietest Du, König, mir Halt;
Denn nah' hier die Berge, die Thäler starren
Von Kriegern, die meines Geboten harren;
Winkt' ich, so brechen meine Mannen
Zum Schutz mir hervor aus Schlucht und Wald.“

Verwandelt, als so gesprochen der Wilde,
Schien flugs der Palast zum Schlachtgefilde;
Es flogen mit den blinkenden Schneiden
Die Schwerter der Freier aus den Scheiden.
Doch alle hielt noch zurück ein Zagen,
Den Kampf mit dem Riesenstarken zu wagen.
Da schritt mit Schwert gewaffnet und Lanze,
Vom Haupte zum Fuß gepanzert in Stahl,
Mit dem Helme geschmückt, statt sonst mit dem Kranze,
Verhad hervor aus der Gäste Zahl.
Nicht einer, als unter ihnen er stand,
Hatte den Sänger in ihm erkannt.
Er rief, das Schwert in der Rechten schwingend,
Zum Kampfe wider Arkawus dringend:
„Die sollst Du Gulnare die Deine heißen;
Selbst wenn auf des Kaukasus höchstes Haupt
Du sie führest — Deinen Armen entreißen
Würd' ich das Weib, das dreist Du geraubt.“
Und Hieb auf Hieb aneinander prallten
Die Schwerter der Zwei; die Säle hallten,
Die Höfe rings von des Kampfes Wut.
Da häuptlings stürzte der riesenhafte
Arkawus hin; vorströmte sein Blut
Aus der Wunde, die bis ans Herz ihm klaffte.
Vom Falle dröhnte der Boden dumpf,
Aus der Menge tönte der Ruf: Triumph!
Als Sieger stand da der junge Held;
Stolz unter den hohen Brauen flammten
Die Augen ihm, daß er den göttergleichen
Herrscher, des Kaukasus Fürsten gefällt.
Hochragend noch, gleich der Bergesrupreste,

Digitized by Google

So ſtand er. Da lagerte Leichenbläſſe
Sich auf ſein Geſicht; in des Kampfes Hitze
Nicht hatt' er gefühlt, wie der Gegner die Spitze
Der Lanze ihm in die Bruſt gebohrt:
Ihm wurde der Blick von Nacht umſtort.
Mit ſchwankenden Schritten nahte und ſank
Über den Sterbenden nieder Gulnare;
Auf ſeinem blaſſen Lippenpaare
Ruhn ließ ſie im Kuſſe den Mund; ſie trank
Den letzten Hauch ſeiner Atemzüge
Und legte zu prüfen, ob es noch ſchlüge,
Die Hand auf ſein Herz — doch einmal klopfte
Es leiſe, leiſe — dann ſtockte ſein Schlag,
Und mit dem rinnenden Blute tropfte
Das Leben hinweg. — Starr, regungslos lag
Die Jungfrau, geſchwunden der Wangen Rot,
Neben des teuern Jünglings Leiche,
Und der ſorgende König gebot,
Aufs Lager zu bringen die Totenbleiche.
Doch ſie mit erlöſchender Stimme bat,
Daß dort, wo der Sänger zuerſt ihr genaht,
Man in der Roſen Mitte ſie bette.
So unter der Ceder am rieſelnden Bach
Ward ihr bereitet das Brautgemach.
Um ſie hielten vom Abend zum Morgen,
Von der Frühe bis in die Nacht
Die Gefährtinnen treu die Wacht.
Bis an das Haupt in Blumen verborgen,
Lag ſie halb träumend und halb wach,
Und mit der Luft, die mit leiſem Hauche
Die Düfte wehte von Strauche zu Strauche,
Miſchte ſich ihres Herzens Ach.
Aus der Ceder herniederquollen
Die Melodien, die ſehnſuchtsvollen,
Die vordem ihr die Seele umſtrickt,
Doch halb nun von Klagelauten erſtickt,
In Weh hinſchmelzend und ſanft gedämpft.
Ihr war: von dem Sänger, der für ſie gekämpft,
Für ſie das Leben verhaucht, getragen
Würden zu ihrem Ohre die Klagen.
Mit dem Beben der Saiten und dem Geſang
Verſchmolz ſich Schmettern, ſüßes Geflöte;
Die Roſen erglühten in höherer Röte,
Da ſie vernahmen den Himmelsklang.
Und in des Liedes wallende Fluten
Fühlte Gulnare ihr Herz verbluten.
In die Töne, die ſanft durch die Lüfte
Herniederwogten, die Blütendüfte
Verhauchte den Odem die Sängerbraut.
Und fort und fort, wenn die Roſen blühn,
Noch tönt durch der Bäume dunkelndes Grün
Der herzbeſtrickende Zauberlaut,
In dem ſich in Schmerz und in Wonne die Seelen
Ferhads und ſeiner Gulnare vermählen.

Meduſa.

I.

Von Syriens Strand bis zu Gibrallars Felſen
Rauſcht jede Welle nur von Dir,
Und ſonnt ſich in dem Ruhme, junger Nelſon,
Den Du erkämpft bei Abukir.
Mit Jubel fort trägt auf den Wogenlippen
Der Ozean den Siegsbericht,
Und hochauf leuchten Englands Kreidefklippen
Wie Alpenhöhn im Morgenlicht.
Die Inſelkönigin von ihrem Throne,
Vom Schimmer reinen Ätherblaus
Das Haupt umleuchtet, ſchüttet ob dem Sohne
Der reichſten Ehren Füllhorn aus.
Wie einſt zu eng für ihre Erlogfahrten
Die Welt den Wikingern erſchien,
Nun ſollen durch das Meer in dichtgeſcharten
Geſchwadern ihre Flotten ziehn.
Und auf dem Vanguard ſchon zu weiterm Fluge
Geräuſtet ſteht Du, Held; der Aar
Britanniens ſpannt vor Dir zum Siegesfluge
Von neuem aus ſein Schwingenpaar.
Glück auf! o Nelſon, kämpf für andres nimmer,
Als für die Freiheit und das Recht!
Hell ſtrahlen dann wird Deines Ruhmes Schimmer
Fort von Geſchlechte zu Geſchlecht.
Allein mir bangt, wie nach Neapels Küſte
Die Winde Deine Segel blähn,
Nicht ſtechenlos einſt werde Deine Büſte
Im Pantheon der Helden ſtehn.

II.

Welch Jubeln! Von des Feuerberges Fuße
Bis nach dem Grabe des Virgil
Jauchzt Schiff dem Schiffe zu mit Donnergruße
Bei tauſend bunter Flaggen Spiel.
Hin durch Neapels kranzgeſchmückte Gaſſen
Wälzt ſich die Menge, und empor
In den Balkonen hallt und den Terraſſen
Bei Tag und Nacht ihr Freudenchor.
Und unten an des blauen Meeres Welle,
Wo ſich in Melodie und Glanz
Die Welle wiegt, beim Schall der Caſtagnette
Schlingt ſich der Tarantellentanz.
Heil, Tag der Freiheit, den heraufzuführen
Vergebens Maſaniello rang!
Geſprengt ſind nun St. Elmos Kerkerthüren,
Es ſchweigt der Ketten dumpfer Klang;
Und von der Anjous, von der Aragoner
Und der Bourbonen Joch befreit,
Schaun trunknen Blicks Parthenopes Bewohner
Die neue Strahlenherrlichkeit.

Digitized by Google

Sie knieen vor den Bildern der Madonne,
Des San Gennaro hin und flehn:
Ihr Göttlichen, laßt nie die Freiheitssonne,
Die langersehnte, untergehn!
Um alle Inseln tönt, wie Orgelschallen,
Den schönen Posilipp entlang,
Und in der Grotten dämmerkühlen Hallen
Der Wogen Feierhymnenklang.
Doch zu des Freistaats Untergang verschworen,
Heran von Süden rücken schon
Ergrimmte Feinde zu der Hauptstadt Thoren,
Ihr Losungswort: Altar und Thron!
Mit Lazaronen, wüsten Räuberhorden,
Halbnackt, gebräunt vom Sonnenstrahl,
Und Mönchen, Priestern, zieht zu Land und Norden
Ruffo heran, der Kardinal.
Entgegen wirft mit einem Heer der Rolle
Sich Radali, der tapfre Held;
Da sichtbar wird bei Capri eine Flotte,
Die Segel hoch vom Süd geschwellt.
Das Volk drängt sich in atemlosem Schweigen
Am Molo und am Hafendamm
Und sieht die Masten hoch und höher steigen,
Ein dichter Wald, Stamm neben Stamm.
Nur hier und da mit bangem Flüstertone
Raunt's: König Ferdinand ist das!
Mit neuem Heer zurückkehrt der Eidbrüchlohne,
An uns zu stillen seinen Haß. —
Schon naht die Flotte dräu'nd den Uferborden. —
Da plötzlich — unverhofftes Glück
Für die Bedrohten! — treibt ein Wind aus Norden
Jenseits von Capri sie zurück.
Schnell wandelt sich zum großen Arsenale
Neapels Hafen, und bemannt
Stößt mit Caracciolo, dem Admirale,
Ein Kriegsgeschwader ab vom Strand.
Am zweiten Tag, als kaum die Nacht gewichen,
Vom Mastkorb schallt der Ruf herab:
„An euern Platz! Dort sind die Königlichen
In Sicht, nah' bei Minervas Kap!" —
Die Schlacht entbrennt, aus der Kanonen Rachen
Wälzt wetterwolkengleich sich Dampf,
Und durch die Wogen schleicht bei ihrem Krachen
Bis auf den Meeresgrund ein Krampf.
Schon fliehn die Königlichen, die Verhaßten
Verfolgt Caracciolo; doch bald
Gewahrt er andre Maste neben Masten,
Auf denen Englands Fahne wallt.
Als ob sie aus der Tiefe Schoß erstünden,
Mehr noch der Schiffe, immer mehr;
Die Salve kracht aus hundert Feuerschlünden
Und Trümmer decken rings das Meer.
Des Freistaats Flagge senkt sich, stolz als Sieger
Steht Nelson auf dem Vanguard da,
Und wolkenan erschallt um ihn der Krieger
Hochrufen: Rule Britannia!

III.

Es ist ein Schloß, das der Castellamare
Auf Golf und Inseln niederschaut;
Als Zwingburg ward — nun sind's 600 Jahre —
Von Karl von Anjou es erbaut.
Die finstern Mauern, öde und zerfallen,
Umschuf der König Ferdinand
Sodann zu prächt'gen Sälen, weiten Hallen,
Hoch ragend an der Felsen Rand.
Nachdem er der Verbannung Qual erlitten
Und sich in heißem Grimm verzehrt,
Weilt er da oben nun, im Schutz der Britten
Nach seinem Reich zurückgekehrt.
Durch Gärten hin, wo der Orangen Blüten,
Der Myrten Duft die Lüfte tränkt,
Dort wandelt er, sein Geist in dumpfes Brüten,
Das all sein Denken füllt, versenkt.
Der Blick hinab vom hangenden Altane,
Der sonst die starrsten Herzen schmelzt,
Erhellt nicht seinen Geist, der finstre Plane
In seiner nächt'gen Tiefe wälzt.
In ihm oft tritt, die Stirne tief umdüstert,
Die Gattin Karoline hin,
Und leise, leise so ins Ohr ihm flüstert
Die junge schöne Königin:
„Was zögerst Du und schonst noch der Rebellen?
Sie alle lilg aus Deinem Reich!
O hätten sie Ein Haupt, ich ließ es fällen
Mit Eines Henkerschwertes Streich!
Bedenk, das sind dieselben argen Banden,
Durch die das Grauselle ich litt,
Die lachend in Paris ums Fallbeil standen,
Das meiner Schwester Hals zerschnitt.
Raff auf Dich, Antoinettens Tod zu sühnen!
Mein Rachedurst wird erst gestillt,
Wenn von den Blöcken und den Henkerbühnen
Das Blut der Frevler stromweis quillt!" —

Bald nun aus ihren Häusern reißen Sbirren
Von dannen Männer, Greise, Frau'n,
Auf allen Straßen hallt der Ketten Klirren
Aus unterird'scher Kerker Grau'n.
Allein in seinem Thun mit ernstem Mahnen
Gebeut dem König Nelson Halt:
„Erniedern laß' ich nicht Britanniens Fahnen
Zu Dienerinnen der Gewalt.
Auf Englands meerumbrausten Felsen schauen,
Als auf des Rechts, der Freiheit Hort,
Von rings die Nationen mit Vertrauen
Wie Schiffer auf den Rettungsport.
Drum der Besiegten, ich verlang' es, schone:
Folgst Du der blinden Rachbegier,
Nicht mehr hält schützend über Deinem Throne
Dann Großbritannien sein Panier!"

Gezwungen dem Vergebung des Begangnen
Verhieß der König Ferdinand;

Digitized by Google

Aufthaten sich die Kerker der Gefangnen
Und wiederkehrte, wer verbannt.
Neapels Herrscherpaar — denn es vermochte
Vor Nelsons Machtbefehle nichts —
Verbarg den Grimm, der ihm im Herzen hockte,
In holdes Lächeln des Gesichts.
Bald nach Neapels strahlenden Palästen,
Caserias Gartenparadies
Den Feldherrn luden sie zu üpp'gen Festen,
Bald in das Prachtschloß Portici.
Es fluket aus der Gärten Lorbeergängen
Zum Thor herein der Gäste Schwarm,
Sorrents, Neapels schöne Frauen hängen
Süß flüsternd an der Männer Arm.
Und durch die Hallen schwingt in Girandolen
Von tausend Kerzen sich der Strahl;
Der Flöten Schall, der Hörner und Violen
Hallt klangreich hin von Saal zu Saal.
Nelson, den nicht mehr mit dem rauhen Erze
Des Kriegsgotts Panzer nun umstarrt,
Giebt sesellos sich hin der Lust, dem Scherze,
Dem Kind der heitern Gegenwart.
In Portici beim ersten Festbeginne
Hat er ein junges Weib erblickt,
Das ihm durch seine Reize Geist und Sinne
Mit wunderbarer Macht bestrickt;
Der Kön'gin Ehrendame ist's, die holde
Tochter Britanniens, Lady Jane,
Um deren Stirne, wie aus lauterm Golde
Gewebt, die Lockenhaare wehn.
Bleich war ihr Antlitz gleich der weißen Rose,
Wenn ihre Augen auf ihn sahn,
Schien ihm, als sei weit, bis ins Grenzenlose,
Der Himmel vor ihm aufgethan.
Dem Augenblicke wünscht er ew'ge Dauer,
Wenn ihre Stimme ihm erscholl,
Und durch sein Wesen hin ein heißer Schauer
Von ihres Atems Wehen quoll.
Und doch eiskalt auf ihrem Angesichte
Sah er es ruhn, wie, wenn der Pst
Aufglimmt im ersten bleichen Dämmerlichte,
Die Erde starrt im Winterfrost.
Dahin durch seine bange Seele fuhren
Grau'nvolle Zweifel, wenn sie schwieg.
War, statt ein Weib, sie eine der Lemuren,
Die aus dem Schoß des Abgrunds stieg?
Dann nen durch Zauber wie beim Blick von Schlangen
War er sich seiner nicht bewußt,
Stets glühnder in ihm aufstieg das Verlangen,
Zu ruhn an dieses Weibes Brust!
So faßt' er Mut um ihre Gunst zu werben;
Von ihren Lippen nur ein Kuß,
Wie sollt' er nicht mit ewigem Verderben
Erkaufen solchen Vollgenuß?
Doch Lady Jane spricht also bittern Hohnes:
„So lang Ihr denen Schutz gewährt,
Die sich verbündeten zum Sturz des Thrones,
Hofft nicht von mir, was Ihr begehrt.
Allein zieht von den Häuptern der Empörung
Die Hand zurück, die sie beschirmt,
Helft sie vernichten, und ich geb' Erhörung
Dem Flehn, mit dem Ihr mich bestürmt."
Bei solchen Worten, von ihr abgewendet,
Sprach er zu sich: „Die thu ich's, nie,
Durch mich wird Englands Name nicht geschändet;
Sei Mann, Horatio, und entsieh!"
Doch immer wiederum mit ihren Netzen
Weiß zu umstricken ihn das Weib,
Wenn er sich von ihr abkehrt mit Entsetzen,
Reißt sie zurück ihn durch ihr: „Bleib!"
Er hebt das Glas, schon halb berauscht, betrogen,
Füllt es mit Wein, der seine Glut
Aus des Vulkanes Lavafeld gesogen,
Und schlürft die dunkelrote Flut.
An Jane dann, während ihn mit Zaubertönen
Der Wirbel der Musik umkreist,
Das was sie heischt, um seinen Wunsch zu krönen,
Gelobt er mit verwirrtem Geist.

Als Jane dem König ihren Sieg verkündet,
Frohlockt das junge Herrscherpaar,
Und Alle jubeln, die mit ihm verbündet,
Am Thron zu retten und Altar.
Kaum nach der Festnacht grüßt im Purpurflore
Der Morgen die erwachte Welt,
Als seinen Einzug durch Neapels Thore
Im Pomp der bleiche Schrecken hält.
Entfesselt wälzen wilde Lazaronen
Sich plündernd, sengend durch die Stadt,
Um nichts auf ihrem Würgerzug zu schonen,
Selbst wenn von Mord schon übersatt.
Für Jeden, der gefolgt der Freiheit Fahnen,
Bereitet ist der Untergang,
Nicht Tugend, nicht Verdienst, nicht Ruhm der Ahnen
Schützt vor dem Henkerbeil, dem Strang.
Errichtet sind auf offnem Markte Schranken,
Und seit dem ersten Morgenlicht,
In langen Reihn, geführt von Häschern, wanken
Gefange zu dem Blutgericht.
Wohl viele, die für sich das Schwert geschliffen
Schon sahen, sieht von Meer bei Nacht;
Doch sie entrinnen nicht: von Britten schiffen
Ist rings die Hafenbucht bewacht.

Nelson steht zu des Königspaares Seiten,
Gelehnt an seines Schiffes Rand;
Es nach Castellamare zu geleiten,
Verlassen will er schon den Strand.
Von Flüchtigen, die sich umsonst zu retten
Versuchten, da trägt einen Schwarm
Ein Ruderboot heran; schwer wuchten Ketten
Von Erz an Jedes Fuß und Arm.
In einem Greise, der mit schwankem Schritte
Ihm nahte, sprach der König so:

Digitized by Google

„Dich sind' ich hier in der Empörer Mitte,
Mein Admiral Caracciolo?“ —
Und jener drauf: „Zurück in Deine Rechte
Gab, König, ich das Feldherrnamt;
Nicht einer wollt' ich sein der Fürstenknechte,
Seit Freiheit mir das Herz entflammt.
Des Rechts, des Vaterlandes Banner tragen,
War Ruhm für den Pelopidas.
Doch wenn's zum Frevel ward in unsern Tagen,
Wohl, sättige an mir den Haß!“
Nelson fiel ein: „Laß diesen Greis uns schonen,
O König, und das Richtschwert ruhn;
Die Milde ist der schönste Schmuck der Kronen,
Genug des Blutvergießens nun!“ —
Bei diesem Worte schon begann zu tauen
Im Busen Ferdinands das Herz;
Allein der Königin und ihren Frauen
Blieb kalt der Sinn und starr wie Erz.
Und Lady Jane, zum Feldherrn hingewendet,
Maß ihn mit stolzem Blick und sprach:
„Wer weibisch sich durch feiges Mitleid schändet,
Verachtung treffe den und Schmach!
Bis Ihr den letzten dieser Missetäter
Nicht sein Verbrechen büßen ließt,
Wortbrüchig steht Ihr da und als Verräter
An dem, was, Nelson, Ihr verhießt!“ —
Nelson erbebt bei ihrer Stimme Grollen
Von wonnevollem Gram, als sei's
Des Frühlings erstes mächt'ges Donnerrollen
In schwüler Mitternacht des Mai's.
Ihm ist, als schau' auf ihn durch Wolkenrisse
Ein Cherub, aus des Himmels Höhn
Hinabgestürzt in ew'ge Finsternisse
Und dennoch wie die Engel schön.
Ein Taumel reißt, durch Sinn und Geist ihm kreisend,
Ihn fort zum schrecklichen Gebot,
Und, mit der Hand auf die Gefangnen weisend,
„Führt,“ heischt er, „diese fort zum Tod!“ —
Gefaßt von Schergen werden die Erblaßten,
Und grausig hin von Bord zu Bord,
Zu Hochgerichten wandelnd alle Masten,
Hält seinen Schreckenszug der Mord.
Hinabgestürzt dann werden in die Wellen
Die Leichen, und als es gethan,
Rauscht fort, indem im Wind die Segel schwellen,
Der Vanguard auf der feuchten Bahn.

IV.

Auf Meer und Klippenstrand schon liegt der blasse
Mondschein; da, bei des Abends Wehn,
Hin auf Castellamares Schloßterrasse
Mit Nelson wandelt Lady Jane.
In einer Laube, myrtenzweigumgittert,
Zieht sie ihn nieder auf die Bank,
Auf die das Mondlicht matt herniederzittert,
Und spricht: „Horatio, habe Dank!
Wenn sonst Dein Herz den Opfern Mitleid zollte,
Erbarmungslos, zu Eis erstarrt
Wie meines ist es nun, daß, was ich wollte,
Von Dir vollbracht als Meister ward.
Vernimm, was ich gewesen und geworden!
Ich stamm aus edlem Brittenhaus;
Doch nach der Weltstadt an der Seine Borden
Früh wanderten die Eltern aus.
O Nelson, schön wohl war die Sonnenhelle,
Die meiner ersten Jugend schien;
Wie drängten sich die Feste da, die Bälle
Im Louvre, in den Tuilerien!
Im Freudenrausche schwanden mir die Bächte,
Der Stunden Fliehen spürt' ich kaum;
Daß mir die nächste Nacht noch Schönres brächte,
War jedes Tages wonn'ger Traum.
Ein Jüngling von des Königs Ehrenwache
Schien dieser Feste Glanzstern mir.
Für ihn, daß freundlich mir sein Auge lache,
Anlegt' ich meine schönste Zier.
O Wonne, wie er schwur, sich mir zu einen,
Wie sanft mich traf sein Atemzug,
Und seiner Seele Flamme mit der meinen
In Einem Brand zusammen schlug!
Da brach, den Frevler lang im stillen sannen,
Der Aufruhr aus in Frankreichs Fluch,
Und Raoul rief des Königs Dienst von dannen,
Eh' uns gereint des Priesters Spruch.
Bald dann hinkohte, Freiheitsbäume pflanzend,
Der Pöbel längs der Boulevards,
Und um die rote Mütze schwangen tanzend
Sich Weiber wild verwornen Haars.
Was nun ich sah, gleich Fiebertraumgebilden
Zog es an meinem Blick vorbei,
Ein Höllenspuk; ich hörte aus dem wilden
Gewühl der Teufel Hohngeschrei.
Ein dichter Knäul bewegter Menschenmassen
Wälzt' in Begier nach Raub und Mord,
Von Markt zu Markt, von Gassen sich zu Gassen
Und längs des Quais der Seine fort.
Wenn ich die Wohnung ließ, vor dem Gebrause,
Das ringsher mir entgegenscholl,
Floh ich zurück zu meiner Eltern Hause
Und barg mich drin entsetzensvoll.
Doch bald aufs neue dann durch Räderrollen
Und Wutgebrüll ward ich erschreckt,
Von einer Flut von Menschen, hochgeschwollen,
Sah ich weithin den Platz bedeckt;
Da ragte ein Schafott, an dessen Säulen
Ein Richtbeil auf und nieder glitt
Und bei des Volks Gejauchz und wildem Heulen
Vom Rumpf die blut'gen Häupter schnitt.
Ich wollte vor dem Anblick fliehn voll Grauen,
Allein, als hielt' mich eine Hand,
War, Tag für Tag das Schreckliche zu schauen,
Ich an das Fenster hingebannt.
Und — Fluch dem Augenblick! Von keinem Gotte
Weiß ich seitdem — einst sah ich ihn,

Digitized by Google

Sah meinen Raoul ich an dem Schafotte,
Das Haupt dem Eisen beugend, knien.
Es sank das Fallbeil; nach dem Blutstrom starrte,
Der auf den Boden rann, ich lang,
Indessen Frost des Todes eine harte
Eisrinde um das Herz mir schlang.
Der Freiheit, welcher diese Opfer brachten,
Gelobt ich Haß mit heil'gem Eid;
Ich schwur der Hölle, alle die zu schlachten,
Die sich des Molochs Dienst geweiht.
Seitdem in Hekatomben hingesunken
Sind Freiheitsstreiter meiner Wut;
Doch ganz erst heut, von Blut und Thränen trunken,
Hab' ich gestillt des Durstes Glut.
Dank, mein Horatio, daß Du das Erbarmen,
Das feige, in der Brust erstickt!" —
Sie spricht es und umfängt ihn mit den Armen,
Indes sie grinsend nach ihm nickt.
Herab fällt zitternd durch der Laube Bogen
Auf Lady Jane des Mondes Licht
Und zeigt, von wirrem Schlangenhaar umflogen,
Ihr leichenhaftes Angesicht.
Entsetzensvoll zur Flucht in weite Fernen,
Hat Nelson sich emporgerafft;
Doch lange mit den fieren Augensternen
Blickt sie ihm nach medusenhaft.

V.

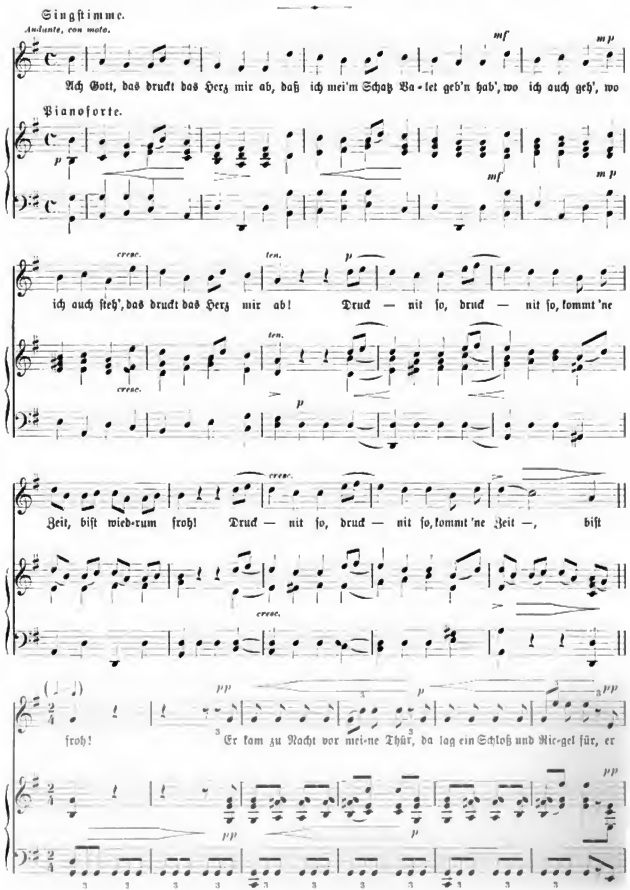
Der Feldherr flieht; fort trägt ihn die Fregatte
Vom Schauplatz seiner Missethat.
Doch die Erinn'rung folgt ihm wie sein Schatte,
An das, was er gefrevelt hat.
Vergebens leuchtet ihm im morgenroten
Lichtglanz der schöne Orient,
Nacht bleibt's in ihm wie in dem Reich der Toten,
Das keiner Dämm'rung Helle kennt.
Rings von den Ufern, wo er wagt zu landen,
Entgegen quillt ihm Blutgeruch,
Und an den Klippen aus der Wogen Branden
Vernimmt er der Erwürgten Fluch!
Er sucht Vergessenheit, wo im Orkane
Am wildsten sich die Meerflut türmt;
Allein umsonst, daß er zum Ozeane
Hinaus durchs Thor von Calpe stürmt.
Im Norden nicht, wo Schollen em'gen Eises
Ihn hemmen auf der Schreckensflucht,
Noch in der Sonnenglut des Wendekreises
Wird ihm der Friede, den er sucht.
Wenn Kriegesstürme doch sein Banner schwellten,
Statt daß er so von Pol zu Pol
Ruhlos umherirrt zwischen beiden Welten,
Dann, denkt er, würd' ihm wieder wohl!
Und ja! bald scholl von Englands Felsenwarte
Der Ruf: „Auf, Leu von Albion,
Erwache! keiner kann den Buonaparte
Zu Boden schmettern außer Dir!"
Nelson vernimmt's, indes durch jede Ader
Das Blut ihm mächt'gen Schlages kreist,
Und Feuer in das britische Geschwader
Sprüht seines Führers Heldengeist.

So wie am Himmel, den es tief umnachtet,
Gewölk sich ballt, verderbenschwer,
Zieht Frankreichs Flotte schon, mit Sturm befrachtet,
Nach Süden durch Biscayas Meer.
Auf sie flößt, dicht gedrängt wie Seegevögel,
Das aus den Klippennestern fliegt,
Englands Geschwader, Segel neben Segel,
Als nun Trafalgars Cap sie biegt.
Auf Nelsons Wink — vorn auf den Vanguard trat er —
Entbrennt die Schlacht; und aus dem Schoß
Der Schiffe, wie aus Ätnas Flammenkrater,
Bricht donnernd das Gewitter los.
Hinüber und herüber spei'n mit Krachen
Aus der Kanonen ehernem Mund
Verderben, Untergang die Meeresdrachen —
Salt wird von Raub der feuchte Schlund.
Es dunkelt; durch der Rauchgewölke Qualmen,
Den Schwefeldunst und Pulverdampf,
Beim Sturz von Masten, die das Deck zermalmen,
Wälzt sich von Bord zu Bord der Kampf.
Auf Frankreichs Admiralschiff lecken Flammen
Empor zu Stangen und zu Raa'n;
Zuletzt zertrümmert bricht's in sich zusammen,
Wie ein erlöschender Vulkan.
Dann Prasseln wie von hundert Donnerschlägen;
Aufsteigt es — über ihm ein Kranz
Von Feuergarben — durch den Aschenregen
Wallt übers Meer blutrot der Glanz. —
Die Feinde flohen; Freudenfahnen wehten
Auf Englands Flotte, seggekrönt
Stand Nelson da, vom Schmettern der Drommeten
Und seines Heers Gejauchz umtönt.
Da plötzlich — was den Pulsschlag fühlt er stocken?
Was auf die Wellen starrt er so?
Ein Haupt taucht aus der Flut mit weißen Locken,
Es ist der Greis Cararciolo. —
Und allhin steigen der Erwürgten Leichen
Aus Schiff her aus dem Wogengrab;
Langsam wiegt sie die Meerflut in des bleichen
Mondlichtes Strahlen auf und ab.
Rückstinkend sieht er, wie mit fieren Blicken
Ihm Lady Jane zur Seite steht,
Wie ihre Schlangenarme ihn umstricken,
Ihn ihr Medusenhaar umweht.
Er ächzt und sucht vergebens sich zu regen;
Gleich einer Eisenklammer dicht
Fühlt er Entsetzen um sein Herz sich legen,
Bis es im Frost des Todes bricht.
Voll Schrecken herangeeilt sehn die Matrosen
Erloschen seiner Augen Strahl
Und denken, durch die Kugeln der Franzosen
Gefallen sei der Admiral.

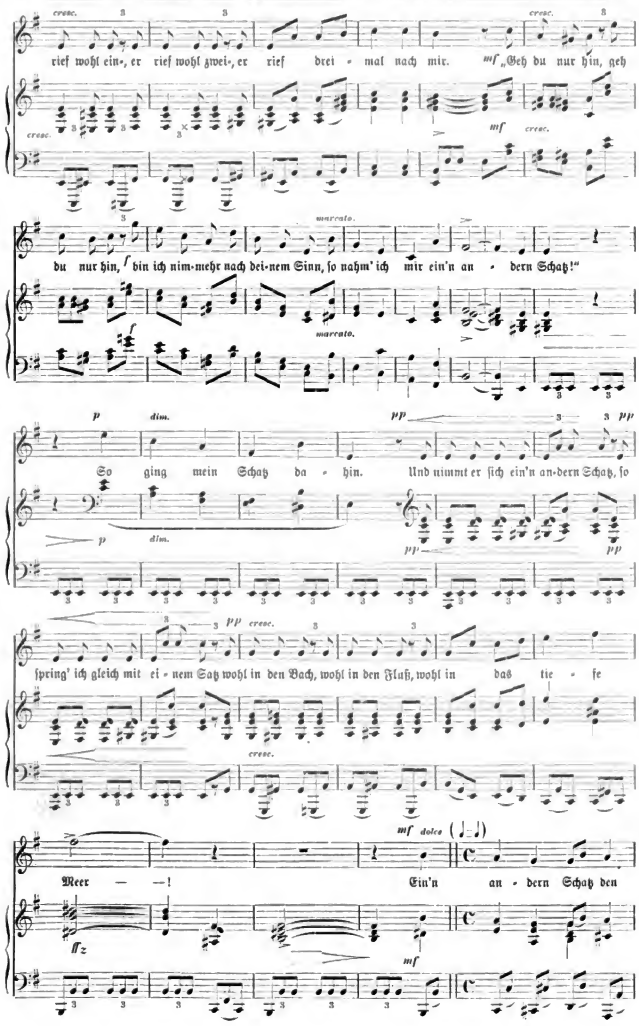
Digitized by Google

Herzensbeklemmung.

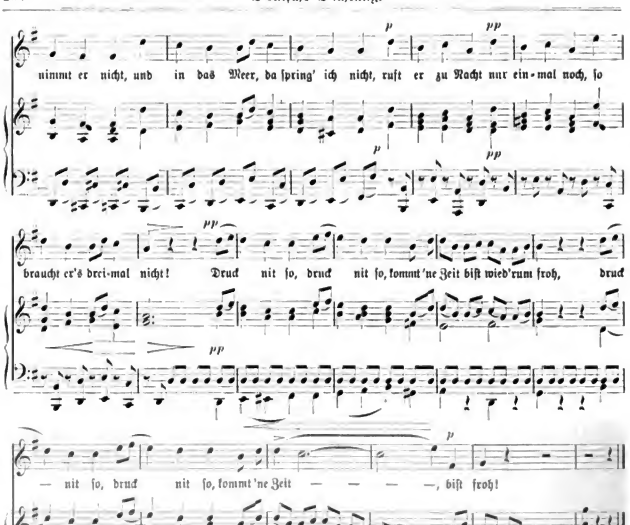
Gedicht von **Otto Roquette.** Komposition von **Richard Heuberger.**



Digitized by Google



Digitized by Google



Die Pest.

Einst hat ein Mann die Pest gesehn
Frühmorgens durch die Felder gehn:
Die Hähne krähten nur heiser und schwach,
Mißtönig nur bellten die Hunde ihr nach.

In einem grauen Leichenkleid,
Gebückt, so hinkte sie durch die Haid,
Nach allen Seiten langsam dreht'
Ihr rotes Auge sie und späht.

Und wo ein Dorf von fern sie sah,
Stumm nickend stehen blieb sie da

Und suchte hastend im Gewand
Und nestelte mit gelber Hand —

Und wedelt', wie man Mücken schreckt,
Ein weißes Tuch, von Blut befleckt,
Dreimal und schnell — dumpf rinen Fluch
Murrt sie, dann barg sie rasch ihr Tuch.

Und hüstelnd schlich sie fort am Stab,
Und wo sie trat, sprang auf ein Grab,
Wohin sie winkte, Haus für Haus
Starb Dorf um Dorf zum Abend aus.

Ferdinand Avenarius.

Sprüche.

Ameisenfleiß bringt's mit den Jahren weit,
Der rege, stündliche;
Doch nie entdeckt die bloße Gründlichkeit
Das Unergründliche.

Ja wenn die Welt gescheiter wär',
Dann ging's dem Teufel schlecht;
Die Dummheit ist von Alters her
Der Bosheit Henkersknecht.

Ludwig Fulda.

Digitized by Google

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Von Hans Lambel.

Zwanzig Jahre sind es nun, daß Schack zum erstenmale mit einer selbständigen Sammlung von Gedichten hervortrat. Seither erschien zum Teil in überraschend schneller Folge Dichtung auf Dichtung und zwar in allen Gattungen. Dennoch trug keine die Spuren einer die Produktion übereilenden Hast an sich; im Gegenteil, alle wiesen mehr oder weniger das Gepräge der Reife. Aber es war auch kein Jüngling mehr, der damals die ersten Proben seines Talents einem weiteren Kreise vorlegte, sondern ein Mann, beinahe hinaus über die Mittagshöhe seines Lebens, überhaupt kein Neuling in der Litteratur. Er hatte sich durch Werke wie die „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien“ (1845), der zwanzig Jahre später die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien“ folgte, sein „Spanisches Theater“ (1845), seine klassische Nachdichtung des Firdusi (1851) u. a. längst als ebenso gründlichen wie geschmackvollen Litterarhistoriker und als Meister der Übersetzungskunst bewährt und viele kannten ihn fast nur als solchen, auch nachdem er angefangen, mit seinen eigenen Dichtungen hervorzutreten, denen es nur langsam und allmählich gelang, die Sprödigkeit des Publikums zu überwinden. Diese waren aber nicht in derselben raschen Folge entstanden, in der sie erschienen. Er hatte sich nur nicht beeilt, damit hervorzutreten, wiewohl er seinem eigenen Geständnisse zufolge seit früher Jugend sich als Dichter versucht hatte: mancher Erstlingsversuch mag ganz unterdrückt worden sein; anderes, wie der „Lothar“, ruhte und reifte jahrelang im Verborgenen, ehe es das Licht sah, oder wurde, wie der „Memnon“, das jüngste Werk Schacks, erst nach Dezennien vollendet und dabei vollständig umgeschmolzen. Solche Art des Schaffens giebt an und für sich schon Zeugnis von den hohen Kunstforderungen, die der Dichter an sich selbst stellt, und sie erklärt zugleich das scheinbar Überraschende der ganzen Erscheinung.

Aufgetreten ist Schack zuerst als Lyriker mit jener eingangs erwähnten Sammlung „Gedichte“ (1866). Ihr folgten 1878 die „Weihgesänge“ und 1883 die „Lotosblätter“. Alle drei Sammlungen, namentlich die erste und letzte, enthalten Gedichte aus den verschiedensten Lebensepochen des Dichters, und darum mögen sie auch hier zusammengefaßt werden. Um ihrer inneren Beziehung und Verwandtschaft willen, als ein Bekenntnis, wenn auch nicht in rein lyrischer Form, reihe ich ihnen auch noch die „Nächte des Orients oder „Die Weltalter“ (1874) an.

Gleich aus der ersten Sammlung blickte uns eine bestimmte Physiognomie an. Durchgebildeten Formensinn verriet mehr noch, als der Wohllaut der Verse und Reime, der Adel und die Schönheit der Sprache, die glückliche Harmonie von Form und Inhalt; und dieser zeigte eine Persönlichkeit von vornehmer Bildung, ungewöhnlicher Vielseitigkeit und hohen Interessen. Neben Liedern voll Stimmung und Anschaulichkeit, neben Romanzen und Balladen, welche bald in ruhigem Fluß getragener Erzählung, bald dramatisch bewegt, den verschiedensten Stoffen und Motiven gerecht werden, steht eine für Schack noch charakteristischere Gruppe von Gedichten, in der ein glänzendes, bei etwas weniger Zucht der Phantasie aber auch gefährliches Schilderungstalent sich verbindet mit der entschiedenen Neigung zum Erhabenen, zu begeistertem Hymnenschwung und gehaltvollster, den höchsten Fragen des Menschendaseins zugewendeter Gedankendichtung; denn bei ihm sind diese farbenprächtigen Bilder „aus allen Zonen“ keine bloßen Schau- und Prunkstücke, sie sind dem Menschen, dem sinnenden Denker zu Erlebnissen geworden. Und er giebt sie in uns durchweg vertrauten Formen. Denn wie gern er auch die selbst geschauten Wunder des Orients in den Bereich seiner Dichtung zieht und unsere Poesie dadurch bereichert hat, seine fremdartigen Strophenformen mochte er so wenig sich aneignen wie, das Distichon ausgenommen, die hellenischen Rhythmen, und auch von den südlichen Maßen wendet er nur die an, denen sich die deutsche Sprache leicht und ohne Zwang fügt. Und so ist es auch geblieben. Die jüngste lyrische Sammlung unseres Dichters hat mit der ältesten auch im äußern Bestande wesentliche Ähnlichkeit; nur daß jetzt die Ballade und Romanze fehlt, dafür aber das starke Nationalgefühl des Dichters in einer besonderen Gruppe zu Worte kommt. Sonst auch hier wieder neben Liedern die charakteristische Abteilung „Aus fremden Ländern“, und hier wie dort glänzende Beispiele jener höheren Lyrik und Gedankendichtung. Ganz ausschließlich dieser gehören, wie schon ihr Titel ankündigt, die „Weihgesänge“ an.

Solche Gedankenlyrik aber kann eigentlich doch nur aus einem Dichtergemüte geboren werden, das nach einer zusammenhängenden Weltanschauung ringt oder eine solche sich bereits gebildet hat. Schack bestätigt dies. Seine poetische Beichte aber ist niedergelegt in den „Nächten des Orients“. Orientalisch ist, abgesehen von dem farbenreichen Hintergrunde, an dieser Komposition nur noch die Verbindung von fünf Erzählungen durch eine Rahmengeschichte. Jene fünf Erzählungen aber zeichnen ebensoviele Epochen der Menschengeschichte, wie sie ein alter

Digitized by Google

Magier den Dichter im Traume selbst erleben läßt. Das Ergebnis ihrer Geschichtsbetrachtung, an der der Widerstreit pessimistischer und optimistischer Auffassung zum Austrag kommt, ist die Überzeugung: „Der Mensch ist nicht von einem ursprünglich reinen und glücklichen Zustande später entartet, hat sich vielmehr im Laufe unzählbarer Jahrtausende allmählich aus tierischer Roheit erhoben und steigt zu immer höherer Entwicklung auf; nicht in der Vergangenheit liegt das goldene Zeitalter, sondern in der Zukunft." Zwei Wurzeln hat diese Weltanschauung: die moderne Naturwissenschaft und die ebenso moderne geschichtliche Betrachtungsweise der Dinge, die in der Entwicklungstheorie der heutigen Naturwissenschaft diese selbst beherrscht. Dadurch hängt diese Anschauung und Schacks Dichten zusammen mit den Hauptströmungen unserer Zeit, die ihn als einen ihrer entschiedensten poetischen Vertreter wird anerkennen müssen, so abseits führende Wege er auch manchmal zu wandeln scheint. Übrigens wird jene Anschauung uns nicht etwa dogmatisch vorgetragen, sondern, wie schon angedeutet, der Prozeß ihrer Entwicklung tritt uns als fortschreitende Handlung entgegen, und es dient wesentlich dazu, daß der Dichter seinen Magier Ali selbst zu einer leidenschaftlichen Anteil nehmenden Gestalt machte.

Was uns diese Dichtung mit einem ungeteilten Strahl beleuchtet, das zeigen uns die „Weihgesänge" in vielfarbig gebrochenem Lichte. Das Paradies, hörten wir, liegt in der Zukunft und die Poesie läßt sich ihr Recht nicht nehmen, es dem Menschen als fernes Ziel seiner aufwärts steigenden Entwicklung vorzuhalten. Was diese fördert, das wird gepriesen: vor allen „Eros", das Symbol jener Liebe, die dem Dichter „die höchste der Religionen" ist und die auch in den „Nächten" den ersten verklärenden Strahl in das dürre Menschendasein wirft; aber auch die großen Männer aller Zeiten und Völker: selbstverständlich, daß unter ihnen der Verkündiger der Religion der Liebe nicht fehlen darf, der hier, wie auch sonst öfter, im Lichtglanz seiner reinen Lehre dem schon in den „Nächten" gebrandmarkten, mit Blut und Feuer bekehrenden Glaubenseifer gegenübergestellt wird. Nach dem alten Osten und dem jungen Westen blickt der Dichter dem ersehnten Morgen einer neuen Zeit entgegen, jeder Schimmer desselben wird jubelnd begrüßt; man glaubt das Hüttenecho „es ist eine Freude zu leben" wieder zu vernehmen, wenn er das „mächt'ge Tagen" in dem ungehaltenen Fortschritt der Wissenschaften preist, und selbst der Tod verliert seinen Stachel vor der allbezwingenden Lebensfreudigkeit, die durch diese Gesänge weht.

Es ist nun ganz natürlich, daß diese Ideen auch aus den epischen und dramatischen Werken Schacks widerscheinen.

Das älteste ist die epische Jugenddichtung „Lothar" (1872). Den Inhalt bilden die vom Helden selbst erzählten bewegten Schicksale eines deutschen Adeligen, der, von seinem Vater erzogen in den Ideen und Hoffnungen der Befreiungskriege, durch die trostlosen Verhältnisse des Vaterlandes aus demselben vertrieben, an den spanischen und griechischen Freiheitskämpfen der zwanziger Jahre sich beteiligt, in Gefangenschaft erst eines afrikanischen Bey, dann der Türken gerät, aber beidemale, zuletzt durch seine Jugendgeliebte und seinen alten Lehrer gerettet wird und mit jener vereint in die Heimat zurückkehrt, um sich zwar geläutert, aber treu den Idealen seiner Jugend, dem Dienste seines Vaterlandes zu widmen und dessen ersehnte Wiedergeburt herbeiführen zu helfen. Den Charakter eines Jugendwerkes hat auch die wiederholte Feile, die der spät herausgegebenen Dichtung gewiß zu teil wurde, nicht ganz tilgen können. Noch schweift die glühende Phantasie zuweilen aus, noch weiß der Dichter seinen Reichtum nicht so sicher zu beherrschen, um das vollendete Ebenmaß späterer Kompositionen zu erreichen. In der Charakterzeichnung verzichtet der Dichter hier wie später grundsätzlich auf die kleinen Züge realistischer Individualisierung, selbst auf die Gefahr, vereinzelt vielleicht doch nicht anschaulich und deutlich genug zu werden.

Denselben Glanz der Darstellung, zugleich aber eine staunenswerte Vielseitigkeit charakteristischer Behandlung verschiedenster Stoffe entfalten die „Episoden" (1869). Es sind zehn poetische Erzählungen: die Geschichte der Glöckerstochter von St. Sebald im mittelalterlichen Nürnberg, deren furchtbare Tragik aber der erhebenden und versöhnenden Wirkung entbehrt; zwei Bilder antiker Frauenliebe, „Ghnera" und „Lais"; ein Beispiel hochherziger Freundschaft (ein vom Dichter überhaupt gern behandeltes Motiv) aus der spanisch-maurischen Geschichte, „Der Flüchtling von Damascus"; ein phantastisches Märchen, „Der Regenbogenprinz"; der Rest italienische Künstler-, Helden- und Liebesgeschichten: „Giorgione", „Ilbaldo Lapo", „Heinrich Dandolo", „Stefano" und „Fiordispina". An Großartigkeit mögen „Dandolo" und „Der Flüchtling" um die Palme streiten, von keiner andern aber, wie viel Schönes man auch im einzelnen rühmen könnte, werden an seelenvoller Tiefe und Kraft der Leidenschaft „Lais" und „Fiordispina" übertroffen.

Vereinzelt schon in der ersten lyrischen Sammlung und wieder in dem Märchen der „Episoden" war feine Ironie und Begabung für Komik zu Tage getreten. Noch unendlich reicher entfaltet sich diese Seite von Schacks dichterischer Individualität in den beiden im Stile der Italiener Pulci, Berni, Fortiguerra u. a., die früh, viel früher als die von jenen abhängigen Engländer auf ihn gewirkt, geschriebenen komischen „Romanen in Versen". Der ältere, „Durch alle Wetter" (1870), ironisiert in der Geschichte eines preußischen Gesandtschaftsattachés und einer Sängerin, die von einander getrennt, erst nach vielen Abenteuern und Verwicklungen sich wiederfinden, vornehmlich die Sucht unserer Zeit nach dem Sensationellen. Der zweite Roman, „Ebenbürtig" (1876), geißelt die Vorurteile des Adels, indem er von den seltsamsten Mesalliancen in einer fürstlichen Familie erzählt. Diese Gattung sagt unserm Dichter besonders zu, sie gestattet seiner lebhaften Phantasie die freieste Bewegung, denn dem Vorwurfe der Unwahrscheinlichkeit ist von vornherein die Spitze abgebrochen oder doch durch die geschickteste Verknüpfung begegnet, und selbst das Gewagte, ja das Gräßliche beleidigt uns nicht, da es sich ja doch nur um ein geistreiches, übermütiges Spiel handelt, das seine heitere Laune über alles breitet; das hier durch die Gattung gerechtfertigte Hervortreten des Dichters im Wechsel von Erzählung und Reflexion gewährt nicht nur seinem Witz den freiesten Spielraum, auch die tiefere Empfindung und der Schwung der Begeisterung kommen zu ihrem Rechte; und diesem reichen, scheinbar regellosesten, in der That aber fein abgewogenen Wechsel der Stimmung schmiegt sich die mit vollendeter Technik behandelte Oktave auf das

Digitized by Google

glücklichste an und folgt auch seinen originellsten und eigensinnigsten Launen mit nie versagender Sicherheit und Leichtigkeit.

Aber so glücklich dies heitere Spiel dem Dichter auch gelingt, seine tiefere Natur duldet es doch nicht auf die Dauer dabei. Und aus wie mannigfachen Quellen der Bildung sein Geist geschöpft, zu keinem Volke und seiner Kultur kehrt er lieber immer wieder zurück, als zum hellenischen. Kein Wunder, daß er den Vorwurf zu seiner vollendetsten epischen Schöpfung, „Die Plejaden" (1881), von daher nahm. Doch ist kaum ein Zweifel, daß auch die Wiedererhebung Deutschlands ihren Anteil an der Wahl des Stoffes hat. Es ist der Freiheitskampf der Hellenen gegen die Perser, insofern sich dieser in den Schicksalen eines jungen Atheners, Kallias, und Aretes, der Tochter des von den Athenern ungerecht verbannten, von Xerxes freundlich aufgenommenen Phanor, spiegelt. Der Stoff ist fruchtbar an großen, zum Teil hochgespannten Situationen, er giebt dem Dichter auch wieder Gelegenheit, seine Kenntnis des Orients in glänzenden Schilderungen zu zeigen; eine Reihe bedeutender, interessanter Charaktere steht auf beiden Seiten. Einzelne Motive, wie das Emporblicken zu einem symbolisch verwendeten Sternbild (daher der Titel), die Stellung des Helden zwischen zwei liebenden Frauen finden wir schon im „Lothar", letzteres — überhaupt ein von Schack öfters variiertes Motiv — auch in „Durch alle Wetter". Aber was bedeutet alles Stoffliche in einer Dichtung, deren Zauber in dem vollendeten Aufbau und reinsten Ebenmaß der kunstvollen Komposition, dem feinen Kunstverstande in der Vorbereitung und Motivierung, durch die auch das Wunderbare an der richtigen Stelle wie etwas Natürliches erscheint, und dem edlen Maße selbst in den gesteigertsten leidenschaftlichsten Situationen ruht; einer Dichtung, in der alles bis auf die Sprache und den schon in den „Epischen" für klassische Stoffe gebrauchten Vers, den reimlosen fünftaktigen Trochäus, Harmonie ist?

Es folgen (1884) die „Tag- und Nachtstücke", eine Sammlung von 23 größeren und kleineren Dichtungen. Sie erinnern in der Mannigfaltigkeit der allen Zeiten und Völkern entnommenen Stoffe und deren Behandlung an die „Epischen". Und doch sind sie diesen nur bedingt zu vergleichen. Die größte Zahl ist allerdings rein episch und zu diesen gehört die reizende, mit liebenswürdigster Schalkhaftigkeit erzählte Novelle in Oktaven „Elsbeth und Reinhold", in der sich der Dichter von einer teilweise doch wieder neuen Seite zeigt. Zu manchen aber, wie „Camoens in Cintra" oder „Der Gefangene von Valladolid", versetzt er sich in die Seele anderer, um ihren Gehalt auszusprechen, oder die Erzählung wird ihm zum Spiegel seiner eigenen Geschichts- und Weltanschauung, und solche Stücke rücken den uns schon bekannten Gedankendichtungen nahe, wie namentlich „König Cheops", den ein Seher in die künftigen Epochen der Menschheit blicken läßt, die Umkehrung der „Nächte".

In der Mitte zwischen Dichtungen der letzten Art und den rein epischen, wie die „Plejaden", steht „Memnon" (1886), vom Dichter selbst als „eine Mythe" bezeichnet. Aus zerbröckelten Resten einer verschiedenen Zeiten entstammenden Überlieferung hat der Dichter sich die festgefügte Erzählung von dem Sohne der Eros gestaltet, der ausgezieht, seine sehnsüchtig harrende Mutter zu suchen, in Irrtum und Schuld verfällt, aber nach unsäglichen Leiden und furchtbarer Sühne den Vater und sich vom Fluche der Götter erlöst und mit der Mutter in ihrem Reiche vereint wird. Die hohe Symbolik verleiht der Erfindung besonders Gehalt und den Charakter des Mythus; die Wunder des alten Ägypten und die Märchenpracht des Orients gaben dem Dichter auch hier wieder Gelegenheit, den Reichtum und Glanz seiner Phantasie zu entfalten, die keine Abnahme an Erfindung und sicherer Gestaltungskraft verrät.

Aber so gerne unser Dichter auch in Hellas oder im Orient weilt und in seinem Sinnen bis in die Urzeit des Menschengeschlechts vordringt, er hängt doch mit unzerreißbaren Fäden mit seiner Zeit und am innigsten mit seinem Volke zusammen. Für die Erniedrigung des Vaterlandes und für seine Hoffnungen, wie für die endliche Erfüllung derselben, fand er stets die vollen Töne des Schmerzes, Zornes und begeisterten Jubels. Zeugnis dafür sein „Lothar", der erzkräftige Epilog zu „Durch alle Wetter," der den Helden, als sollte das glückliche Paar sein Glück erst durch den Blutzoll um das Vaterland verdienen, in den deutsch-französischen Krieg führt, der Schluß der „Nächte", die „Weihgesänge" und in gewissem Sinne sogar „Die Plejaden". Der Umschwung von 1870 veranlaßte den Dichter, auch mit zwei politischen Lustspielen hervorzutreten (1873), in denen nach dem Vorgange Platens die aristophanische Komödie wieder aufgenommen, aber vom litterarischen auf das ihr von Hause aus nichts weniger als fremde politische Gebiet übertragen wird. Das erste dieser Lustspiele, „Der Kaiserbote", bereits 1850, unmittelbar nach dem Zusammenbruche der letzten, an die Bewegung von 1848 geknüpften Hoffnungen geschrieben, züchtigt die Verkehrtheiten der verschiedenen Parteien, die ihn verschuldeten. Es knüpft an die Sage vom Kyffhäuser an, aus dem Barbarossa seinen Boten Klaus entsendet, um sich über die Vorgänge in Deutschland berichten zu lassen. Da giebt es nun freilich wenig Tröstliches. Allenthalben Geschrei nach Freiheit und Einheit bis zu den Schulbuben herab, Demagogen und Sturmpetitionen, aber auch Partikularismus und Reaktion, die nach der Ablehnung der Kaiserkrone siegreich hereinbricht. Über all das gießt der Dichter die Lauge seiner Satire, er hat auch Humor genug, sich selbst und seine Komödie mit einzuflechten.

Diese Form sagt seinem Witze, seiner Begabung für Ironie und komische Wirkung ebenso zu, wie der komische Roman in Versen; aber wie dort füllt ihn der Spott nicht aus, der Komik liegt — und das giebt ihr Gehalt und Weihe — ein tieferster Anteil zu Grunde und dieser hält auch zum Schlusse fest an dem unverlierbaren Glauben an die Zukunft des Volkes. In die Zeit der Erfüllung dieses Glaubens führt uns das zweite Lustspiel, „Ganean". Der Titelheld, ein wahrer Protens, ist der Repräsentant des entarteten Franzosentums; er ist auch der Jugendfreund und das Werkzeug eines Olivier, denn er braucht ein fettes Amt um seine Tänzerin zu bekommen. Das Kaiserpaar, die verlotterte Regierung, die zum Kriege treibenden verderbten Instinkte des Volkes, vor allem seine Selbstüberschätzung, werden gegeißelt, der gallische Hahn tritt auf, zuletzt kläglich zerrupft, und im Chorus neben Garden, Chasseurs und Turkos die Affen des zoologischen Gartens. Der Ton ist hier erregter,

Digitized by Google

schärfer als im „Kaiserboten“: dort spottet über die Schwächen des eigenen Volkes ein Humor, der im wörtlichen Sinne, während das eine Auge lacht, mit dem andern schmerzliche, aus dem tiefen Herzen quellende Thränen vergießt; hier schwingt der gerechte Zorn eines beleidigten, herausgeforderten Volkes die Geißel über den übermütigen Feind, der es unterschätzt hat. Und doch fehlt es auch hier nicht ganz an jener Gerechtigkeit, die auch an einem solchen Gegner die besseren Eigenschaften nicht verkennt und in einer sympathischen Gestalt verkörpert.

Mit diesen beiden Komödien konnte Schack nicht hoffen die Bühne zu erobern. Aber seit 1872 erschien eine Reihe von Tragödien, die darauf allerdings ernstlich Anspruch machen. Und gleich mit der ersten, „Die Pisaner“, gelang es wirklich, wenigstens so viel ich weiß in München. Der Held, der herrschsüchtige gewaltthätige Ugolino, ist an sich kein einnehmender Charakter; aber seine Herrschsucht und sein zweifelloses Herrschertalent dienen zugleich einem großen Zwecke, der Einigung des von der Parteiwut der Welfen und Ghibellinen zerrissenen Italien: das mildert seine Schuld, und das Verhältnis zu seinen Kindern bringt ihn uns menschlich nahe; sein Kampf und Untergang machen einen echt tragischen Eindruck. Gewaltige Gegensätze, große Leidenschaften prallen aufeinander, das giebt eine bewegte Handlung von stark dramatischem Zuge und hochgespannten, erschütternden Situationen. Ob der Dichter nicht doch in einzelnen zu weit gegangen, darüber entscheidet am sichersten die Probe der Aufführung und die in München scheint einen derartigen Vorwurf nicht bestätigt zu haben; mit dem physischen Leiden des Hungertodes aber verschont uns der Dichter und begnügt sich maßvoll mit einer einzigen mehr andeutenden als ausführenden Scene. Gegen den Aufbau der Handlung wird man wenig Stichhaltiges einwenden können.

1879 folgten „Timandra“ und „Atlantis“ („Dramatische Dichtungen“ 1. und 2. Bändchen). Mit der ersten betreten wir wieder klassischen Boden. Aber wie im Epos hat es der Dichter auch hier verstanden, dem altgriechischen Stoffe die allgemein menschliche Seite abzugewinnen durch den Konflikt zwischen der Mutterliebe, die darum von Anfang an stark betont ist, und der Vaterlandsliebe, dem Timandra erliegt. Und auch Pausanias verfällt gerade durch seine menschlich liebenswürdigsten Züge, seine freiere humane Weltauffassung, höhere Bildung und künstlerische und durch das Streben nach der Einigung Gesamtgriechenlands seinem bösen Dämon Maudane und mit dieser dem Verderben. In der That bewährte „Timandra“ auch auf der Bühne ihre Wirkung und fand entschieden entgegenkommendes Verständnis.

Ob „Atlantis“ etwa ein älterer erst später veröffentlichter Versuch ist, hat der Dichter nicht angedeutet: die dramatische Technik läßt es fast vermuten. An feinen Zügen im einzelnen fehlt es nicht, auch der Grundgedanke ist bedeutend genug. Fürst Wolfgang, mit den Zuständen in Deutschland unmittelbar vor der französischen Revolution unzufrieden, führt eine Schar Auswanderer nach Amerika, um dort sein staatliches Ideal zu verwirklichen. Aber der Fluch der alten Welt folgt ihm in den Sünden des verderbten Geschlechts und in der eignen sündhaften Liebe zu eines andern Weibe und reißt ihn ins Verderben. Leider aber fehlt es der Führung der Handlung an jener Sicherheit, Klarheit und Strenge des Zusammenhanges, welche dies zur vollen Anschauung brächten, und der Fürst erliegt mehr den äußeren Verhältnissen als jenem Fluche. Übrigens ist dieses Drama neben dem „Kaiserboten“ auch das einzige, in dem Schack sich zu abgeklärter Charakteristik neben dem sonst von ihm im Drama wie in seinem ganzen poetischen Schaffen ausschließlich festgehaltenen Verse der Prosa bedient.

Eine der edelsten, gehaltvollsten Dichtungen Schacks ist die Tragödie „Heliodor“ (1878). Das in sich zerbröckelnde, unter dem Drucke Roms noch einmal sich emporraffende Hellenentum mit seinem schönheitsseligen Götterdienst und das Christentum, bereits fanatisiert bis zur Preisgebung des Vaterlandes, stehen sich hier gegenüber. Der Vertreter des ersten ist Heliodor, ein edler Charakter, der auch im Siege Mäßigung bewahrt und indem er die alten Heiligenfeste wiederherstellt, auch den Christen Duldung gewährt. Aber der Fanatismus auf beiden Seiten läßt solche Mäßigung auf die Dauer nicht zu und reißt nach der Ermordung seiner Gattin Makrina durch ihren christlichen Bruder auch Heliodor mit fort und ruft endlich Alarich ins Land, der mit seinen Scharen an den verblendeten Christen, die ihn hereingeführt, nicht minder seine Rache kühlt, als an den Anhängern der alten Götter. Gerade aber der hohe Gehalt, den Schack in diese auch durch eine Fülle fein gegeneinander gestimmter Charaktere ausgezeichnete Dichtung legte, hat teilweise die dramatische Technik derselben beeinträchtigt. So sehr auch die ganze Tragödie den Geist der Duldung atmet, jener Gehalt ist ganz besonders zusammengedrängt in die große Mysterienscene zu Beginn des fünften Aktes, die sich ganz im Geiste der „Nächte“ und „Weihgesänge“ zu einem Hymnus auf die Liebe gestaltet, vor der wie die alten Götter so auch dereinst Kreuz und Halbmond sinken müssen. Ich möchte sie nicht, wie dies selbst von wohlwollender Seite geschehen ist, „mehr äußerlich angehängt“ nennen. In ihr liegt auch der tragische Moment, der dem Helden mit dem Bewußtsein seiner Schuld die Überzeugung bringt, für eine verlorne Sache zu kämpfen, und die Katastrophe einleitet. Aber sie ist nichtsdestoweniger dramatisch bedenklich: denn abgesehen von ihrem visionären Charakter (eine Vision haben wir auch schon am Schluß des dritten Aktes), macht sie sich zu breit und hemmt den Gang der zum Ziele drängenden Handlung, die an dieser Stelle schwerlich einen Ruhepunkt verträgt.

In die Zeit der Kreuzzüge versetzt uns „Kaiser Balduin“ (1883). Die weite zeitliche und örtliche Ausdehnung, die freilich zur vollen Entwicklung der Handlung schwer zu entbehren war, giebt dieser Tragödie allerdings einen gewissen, vom Dichter selbst nicht ganz geleugneten epischen Zug; aber der jähe Sturz des Helden von glänzender Höhe und sein Tod, zu dem seine eigene, von ihrem Buhlen umgarnte Tochter mitwirken muß, dieselbe, der zu liebe er die Schuld auf sich geladen, durch die er fiel, sind von erschütternder, echt tragischer Wirkung.

Der zwischen zwei liebenden Frauen stehende Held, kehrt auch in den Dramen wieder. Schon Pausanias steht so zwischen Diotima und Maudane. Aber nirgends ist das Motiv als Quelle tragischer Konflikte so ausgenützt wie in „Gaston“ (1883). Indem dieser von seiner bescheidenen, selbstlosen Jugendgeliebten Lena zu der berückenden, leidenschaftlichen Jolanthe schwankt, bringt er

Digitized by Google

sich selbst um seine so hoch gehaltene Unabhängigkeit und über seine kleine aber glückliche Grafschaft, bis dahin noch das letzte friedliche Asyl der Waldenser, die Schrecken der Inquisition. Zu spät aus seinem Taumel erwacht, vermag er nichts mehr als seine Schuld zu sühnen, indem er für die Seinen kämpfend mit ihnen untergeht. Es verbindet sich hier jenes die Motiv mit dem Schack nicht minder geläufigen der Glaubenskämpfe zu einer, wenn irgend nach der bloßen Lektüre ein Urteil möglich ist, dramatisch höchst wirkungsvollen Handlung, auf deren Motivierung alle hier allerdings besonders nötige Sorgfalt verwendet ist. „Gaston" darf als eine der besten Tragödien, überhaupt als eine der schönsten Dichtungen Schacks bezeichnet werden, wenn auch unsere Bühnen sich aus leidigen Rücksichten ihr gegenüber spröde zeigen.

Es ist eine stattliche Reihe hervorragender Werke, die uns der Dichter geschenkt hat, aber noch, gerade in denen der letzten Jahre, ist nirgends eine Schwäche des Alters zu gewahren, und wir haben voraussichtlich noch nicht die letzte seiner Schöpfungen empfangen. Auch die Teilnahme des Publikums scheint dem lange Vernachlässigten seit den letzten Jahren mehr und mehr sich zuzuwenden. Allerdings ein populärer Dichter in der landläufigen Bedeutung wird er kaum so bald werden; seine gedankenschwere Lyrik, seine trotz des Reichtums, der Pracht seiner Phantasie und seiner glänzenden Technik bloß äußerlich blendende Effekte verschmähenden größeren Dichtungen werden stets nur von dem immer verhältnismäßig kleinen Kreise ganz gewürdigt werden können, der wie er selbst an den großen Kunsttraditionen festhält. Dieser aber wird gerne immer wieder zu seinen Dichtungen zurückkehren und sich an ihnen erfreuen und erheben. Solche Wirkung pflegt aber glücklicherweise um so dauernder zu sein.

„Was ist der Ruhm, wenn Mode oder blinder
„Zufall den Kranz erteilt? Ein Luftgebilde,
„Ein eitler Tand, ein Spielwerk nur für Kinder.
„Doch können Menschen nicht, noch Engelzungen
„Genug ihn preisen, wenn er Würd'ge schmückend
„Kund giebt, daß sie vergebens nicht gerungen."

Ein deutscher Komiker.

Von Emil Granichstaedten.

Am 6. Februar werden es fünfzig Jahre, daß Karl Meixner, der erste Komiker des Wiener Burgtheaters, Komödie spielt. Der Senior unter den deutschen Schauspielern! Es mögen vielleicht etliche dritte Heldenväter und zweite Lustspielonkel auf unseren Bühnen vorhanden sein, die noch älter sind als er, aber Meixner ist eben der besten einer unter den Bühnenkünstlern, er ist einer von den Unnachahmlichen, in denen die Natur aus Körper, Geist, Gemüt und Temperament ein zusammengehöriges, so apartes Ganze geschaffen hat, daß eine Wiederholung kaum denkbar ist, — eine Persönlichkeit in des Wortes strengster Bedeutung.

Wie aus einem Ostade herausgeschnitten erscheint die kurze gedrungene Gestalt, der vierkantige Kopf mit dem breiten, scharfgezeichneten Mund und den dunkeln blitzenden Augen; schwerfällig und unbeholfen glauben wir den kleinen, dicken Mann mit den breiten Händen und den kurzen wulstigen Fingern, und doch steht er so fest und so formsicher vor uns, in jeder Haltung und Stellung der lebendige Ausdruck des Gedankens, des Gefühls, des Humors, den Haltung und Stellung versinnlichen wollen. Jeder Muskel an ihm spricht, und seine Rede ist klar und kräftig, als wäre jeder Laut in Erz gegossen. Und sein Humor? — Das ist der Hanswurst nicht, der mit tausend drolligen Mätzchen wie ein junger Hase im Kohl herumtanzt und mit den Löffeln wackelt. Das ist kein armseliger Spaßmacher, der in die ernste Rede einem dummen Jungen gleich mit tollem Gelächter hineinfährt oder die lustige Laune durch eine alberne Trauergrimasse tötet; kein Mauerkünstler ist sein Humor, der durch eine absonderliche Aussprache, durch unnatürliche Bewegung und Haltung die sinnliche Lachlust weckt. Meixners Humor ist eine genuinte Satire auf alle menschlichen Schwächen und Eitelkeiten, so stolz, so groß, so wirksam als die besten Dichter aller Zeiten diese Satiren gemeint und gemacht haben. Meixner gestaltet alle seine komischen Figuren als Charaktere, und weil der Schalk in seinem Herzen darüber lacht, so werden die Figuren komisch aus dem geistigen Behagen, dem Beherrschen des Wortes, der Mimik, der Stimmung und der Bühne. Und so, aus dem klar erkannten Charakter der Menschen, die er darzustellen hat, meistert der Treffliche alle Register des Humors: den brutalen Hochmut, die schüchterne Ehrlichkeit, die Spitzbüberei im Seidenrock und in Lumpen, die Einfalt und die überlegene Ironie. Es ist ein bezwingender Schalk, der in diesem Künstler steckt und der mit untrüglicher Sicherheit auf den komischen Widerstreit losgeht zwischen Wollen und Können, Absicht und Wirkung, und der dann aus jedem Blicke, aus jeder Fingerspitze herausguckt, wenn sein Herr nur erst den Charakter gestellt hat. So wird jede Figur Meixners ein vollkommenes Genrebild und beherrscht dank dieser Vollkommenheit die Bühne, wenn nicht ganz ebenbürtige Künstler neben ihm stehen. Kein Augenzwinkern mehr, als die Rolle erfordert, lenkt in Meixners Spiel die Aufmerksamkeit auf ihn; nur die Meisterschaft der Zeichnung, die Formsicherheit der Gestaltung fesseln den Blick an ihn und an sein Spiel. Der Wüterich Snoughton in „Pitt und Fox", der Kapuziner in „Wallensteins Lager", der Buchjäger im „Erbförster", der Winkelschreiber, der Toten-

Digitized by Google

gräber in „Hamlet“, die Bürger in „Julius Caesar“ und „Coriolan“, der Mörder des Klarence in „Richard III.“ sind die Wahrzeichen von Meixners grimmigem Humoren; Vansen in Egmont, Riccaut de la Marlinière in „Minna von Barnhelm“, sein mustergültiger Autoslykus im „Wintermärchen“ sind seine berühmtesten Spitzbuben, und an diese reiht sich eine ganze Fülle drolliger Charakterfiguren, deren Aufzählung uns hier versagt bleiben muß.

Karl Meixner gehört einer aussterbenden Generation an; er ist ein Komödiantenkind und auf der Bühne verbrachte er seine Jugend. Sein Vater war Bassist im kölner Stadttheater, und dort lernte der Junge spielend als unartiger aber aufgeweckter Range, der Augen und Ohren aufmachte, um zu sehen und zu hören, wie man auf der Bühne zu gehen, zu stehen und zu sprechen hat. Er hat es gehört, wie die Alten sungen, und hat es nachgewispfiffert; dann aber hat ihm sein Talent die Melodieen dazugegeben. Unsere jungen Herren und Damen wollen heute in wenigen Monaten das schwierige Handwerk der Schauspielerei, die Vorbedingung der Kunst, erlernen, und die Alten lachen über die Schauspielerschulen, an denen doch das „Talent“ nicht zu erlernen ist; aber sie vergessen der zauberischen Spielschule ihrer Jugend mit den hundert Lampen, dem bunten Flitter, den lustigen Männlein und Weiblein, welchen sie ihre Grimassen, ihre Posen abguckten, mit den Zuckerplätzchen, den Küssen und — den Prügeln, welche dieses Zauberspiel würzten; sie vergessen, daß jeder von ihnen in seinem Handwerk der fertige Schauspieler war, als er das erstemal zur Probe kam; daß sie Herren ihrer Hände und Füße, ihres Gesichts und ihrer Sprache waren; daß — wußten sie erst, was sie zu machen hatten, die Frage, wie das zu machen sei, ihnen keine Schwierigkeiten mehr verursachte. Ein solches Theaterkind, wanderte Karl Meixner mit seinem Vater nach Berlin, wohin Direktor Gerf (recte Hirsch) den Alten als Regisseur für das königsstädtische Theater berufen hatte. Vormittags ging Karl in die Schule, abends auf die Bühne, und hier wie dort hörte man von den tollen Streichen des übermütigen Burschen. Gerf verbot dem kleinen die Bühne, aber das hinderte Karlchen nicht, denn der Direktor hatte abends ja bei der Kasse zu thun. Einmal aber kam Gerf doch auf den Flur, wo der junge Meixner das Emporrollen des Vorhangs erwartete. Rasch entschlossen flüchtete Karl in einen mächtigen Ofen. Gerf rief den Jungen, zankte und wetterte; — da entwickelte sich aus der Ofentür ein schwarzes, ruhiges Ungeheuer und stürzte mit ausgebreiteten Armen auf den schön gepuzten Direktor los, der weitere Angriffe nicht abwartete, sondern eiligst Reißaus nahm.

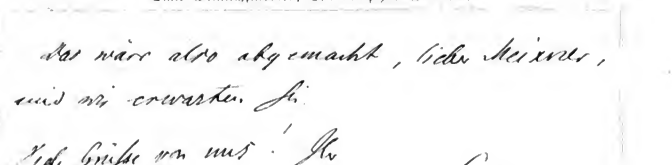
Ob Meixner auf dem Gymnasium eben viel gelernt hat, darüber schweigt die Geschichte und schweigt er. Gewiß muß es jedenfalls gewesen sein, um später dem Künstler im Verkehr mit bedeutenden Menschen das Verständnis für die dramatische, historische und ästhetische Litteratur zu ermöglichen, die er heute inne hat, wie nur einer, der mit wohlgefüllten Schulsack von der Universität abgeht. So aber, wie es damals dem Jungen in der Schule ging, glaubte Meixners Vater das Beste zu thun, wenn er seinen Karl in ein bürgerlich Gewerbe stecke, und Karl wurde — Branntweinbrenner. Ein und ein halbes Jahr brannte Karl Meixner auf den Brennereien in Lubochin und Dulzig allerlei Goldwasser und sonstige schöne Schnäpse, bis er selbst das Beste that und, ein 19jähriger Bursche, zur Bühne, zum geliebten Theater durchbrannte. Am 6. Februar 1837 ward Karl Meixner in Lüneburg von einem damals viel bekannten Wanderdirektor, dem Franzosen-Müller oder Lügen-Müller (der Mann hatte die Freiheitskriege mitgemacht und log gerne) zur deutschen Bühne geworben. In den folgenden Wandertagen spielte er und sang und tanzte,

wie es eben kam, heute den Wurm in „Kabale und Liebe“, morgen den Komtur in „Don Juan“ oder den Wirt in „Fra Diavolo“.

Der große Entdecker und Goldonkel der deutschen Bühne, Direktor Maurice in Hamburg, hat auch Meixner zu finden gewußt und im März 1839 an das Thaliatheater berufen. Dort wurde Meixner der — Girardi von Hamburg. In Singspielen, Possen und Schwänken sang er seine komischen Charakterrollen und etliche davon mehr als hundertmale hintereinander und hat doch den Weg zur großen Kunst gefunden. Heute noch lacht der ganze Mann, wenn er davon erzählt, daß er damals unter sechshundert Spielsagen nur vier freie Abende hatte, und wie im Jahre 1842 der große Brand ihn viermal nötigte, mit Hab und Gut — einer Pfeife und einem Stiefelknecht — neue Wohnung zu suchen, und wie er es war, der in dem neu aufgebauten Thalia-Theater im Prologe das erste Wort gesprochen hat.

Als fertiger Künstler verließ Meixner im Jahre 1841 Hamburg und ging nach Leipzig, wo Marr damals das Stadttheater dirigierte und Laube als Hauspoet und Dramaturg des Theaters lehrend lernte. Im Hause Laubes, im Verkehr mit den jungen Schriftstellern, welche sich dort zusammenfanden, eröffnete sich Meixner der Rückweg von der Bühne zu den Büchern, die ihn interessierten, aus denen er die Bildungsunterlage für seine Kunst sich schuf. Dort wurde Meixner einer der Paten von Laubes Schillerkomödie, die der Dichter seinen Freunden vorlas. — „Wie heißt das Stück?“ — Mit diesen Worten schloß Laube die Vorlesung und klappte das Buch zu. Ein Dutzend Titel wurden vorgeschlagen! „Dichter und Fürst“, „Genie und Gehorsam“ u. s. w. Keiner war der rechte Titel. „Nichts da“ schloß Laube jetzt wieder die

Digitized by Google



Engagements-Brief von Laube an Meixner, 1850.

Dekatte, „das Stück heißt: — Schwabenstreiche". — Alles war befreundet über den drolligen Titel des ernsten Schauspiels, und vor allem war es Frau Iduna, welche protestierte: „Aber Heinrich, ein so ernstes Stück, in welchem Schiller die ersten Gefahren besteht und seine Freiheit findet, in welchem die Karlsschule . . ." — „Halt!" rief Laube, „das Stück heißt: die Karlsschüler" — In der ersten Vorstellung der „Karlsschüler" war es, daß Meixners ungeberdige Junge beinahe den Abend gefährdet hätte. Er spielte den Koch und eilte als solcher im letzten Akte auf die Bühne, um Schiller zur schleunigen Flucht zu mahnen: „Halte Dich bereit. Draußen steht ein verschlossenes Pferd und ein gesattelter Wagen". — Man denke sich das Halloh der Leipziger Studenten. Seitdem hat die „ungeberdige" Junge auf der Bühne kein Unheil mehr gestiftet, aber die scharfe Zunge des schlagfertigen und kampflustigen Menschen hat im Leben andern und ihm wohl manche böse Stunden eingetragen.

Wie er in Leipzig mit dem jungen Laube zusammentraf, seinem nachmaligen Direktor im Burgtheater, so begegnete er zwei Jahre später in Stuttgart dem Legationsrate und Dramaturgen Franz Dingelstedt. Das war der junge und elegante Hofmann im Anfange seiner Laufbahn, in der ganzen Energie des Strebens, welche ihn von der Schulbank zur Zeitung, von den Nachtwächterliedern zum Hofamte geführt hatte. Meixner, Hackländer und Dingelstedt hielten damals in der Wohnung des Kabinettssekretärs Hackländer ihre tägliche Whistpartie, und die drei Herren müssen eifrig gepielt haben, denn sie lernten einander gründlich kennen. Als Laube Aussicht hatte, die Direktion des Burgtheaters zu erhalten, warb er Meixner für die Wiener Hofbühne, und Meixner kündigte sein Stuttgarter Engagement, ohne von seinen Wiener Hoffnungen etwas zu verraten. Dingelstedt war gekränkt als Dramaturg, empört als Hofmann. Kurz vor seiner Abreise von Stuttgart begegnete Meixner dem Herrn Legationsrate, der im blauen Fracke mit goldenen Knöpfen, gelber Weste und weißen Beinkleidern, der eleganteste in einer eleganten Gesellschaft, promenierte. Meixner grüßte. Als er vorbei war, rief ihn Dingelstedt zurück: „Meixner!" — „Herr Legationsrat?" — „Sie haben schon einen Bedienten für Ihre Reise?" — „Aber Herr Legationsrat! Arme Teufel wie ich behelfen sich ohne Diener." — „Pah! Wer ein Engagement hier in Stuttgart kündigt, der ist ein vornehmer Herr. Wollen Sie mich als Bedienten mitnehmen?" — „Danke, Herr Legationsrat. Solche Bediente wie Sie kann man nur bei Hofe brauchen." — Und Dingelstedt drehte sich lachend zu seiner Gesellschaft: „Ich hab's ja immer gesagt; — eine schlagfertige Kanaille."

Der Brief, durch welchen Laube Meixner an das Burgtheater band, ist in seiner wahrhaft lakonischen Knappheit für den großen Dramaturgen so charakteristisch, daß wir ihn hier in autographischer Nachbildung wiedergeben. Das gleiche Verdienst, für den Schreiber überaus charakteristisch zu sein, hat auch der Brief Dingelstedts, der dreißig Jahre nach der oben geschilderten Szene geschrieben wurde (S. 238). Nun war der Stuttgarter Herr Legationsrat zum Hofrat und Direktor des Wiener Burgtheaters emporgestiegen und beglückwünschte in dieser Eigenschaft Meixner zum festlichen Tage, da sich sein Auftreten an der ersten deutschen Bühne zum dreißigsten Male jährte.

Am 9. März 1850 debütierte Karl Meixner im Wiener Burgtheater. Als er zum erstenmale zur Probe kam, begrüßte ihn Frau Peche, eine der vollkommen schönen und viel geliebten Schauspielerinnen ihrer Zeit: „Sind Sie etwa der dumme Junge, den ich in Köln auf dem Schoß gehabt habe?" — „Ja, der bin ich", und da fühte ihn Frau Peche. — Was Meixner dem Burgtheater war und ist, das wissen seine Wiener und jeder, der im Wiener Burgtheater Komödie spielen sah. Er gehört zu den Besten, welche den Ruhm der Wiener Hofbühne begründet und erhalten haben. Rüstig, mit schwarzen Haaren und in künstlerischer Volkskraft steht der bald Siebzigjährige auf seinem Posten, und sein Humor erstrent in Wien schon das dritte Geschlecht, die Enkel der Großväter, welche ihn im Jahre 1850 begrüßten. Noch immer lacht mit ganzem Behagen ein geistreicher Schalk aus seiner Rede, aus seinen blitzenden Augen und aus seinem Spiele. Noch immer ist seine Zunge scharf und seine Laune frisch geblieben. Von den fünfzig Jahren, die er auf der Bühne verbrachte, gilt — aber in hohem künstlerischem Sinne — das Selbstbekenntnis seines Riccaut de la Marlinière: — „Was ein Honnêt-homme von mein Extraction kann anders haben für Ressonree, als das Spiel?" — Ja wohl! Das Spiel aber ist ein ehrliches, ein kunstvollkommenes Komödienspiel, und die lachende Muse reicht ihm dankbar die Palme.

Digitized by Google

Dienstag 9 März 1880.

Lieber Meixner!

Dreissig Jahre auf Einem
und demselben Theater! Glück-
licher Weise waren es, für
beide Theile, die und die Burg,
nicht Kriegsjahre, so daß wir
hätte nicht einen westphä-
lischen Frieden zu schliessen
haben, sondern eine neue
Kapitulation auf hoffentlich
geraumen und gedeihliche Zeit.

Und gern denke ich, noch
über dieses Menschenalter
hinaus, an unsere gemeinsame
Stuttgarter Periode, in welcher
Sie Ihre Wanderjahre been-
digten, ich meine dramatur-
gischen Lehrjahre begann.
Also fast vierzig Jahre,
statt dreissig! Ein Glück,
daß wir nicht mehr Sparten
sind; sonst müßten wir
jetzt vernünftig werden,
was sich für einen Kreuzer
am Gottes Gnaden einmal
schickt, für einen Theater-
direktor nur Ausnahmsweise.

Indem ich meinen Gruß
und Glückwunsch wiederhole,
lieber Meixner, und für
Ihr Töchterlein eine Lage zum
heutigen Tage beischliesse, ver-
bleibe ich in herzlicher Ergebenheit

Ihr Hr Dingelstedt

Brief Dingelstedts an Meixner zu dessen Jubiläum 1880. (S. 237.)

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Romane und Novellen.

Wenn ein dickleibiger Roman wie „Des Rabbi Vermächtnis“ von August Becker (Leipzig, Fr. Richter 1884) in zweiter Auflage auf dem Markt erscheint, so mag man darin vorweg einen Beweis sehen, daß er ein bedeutendes Interesse im Publikum gefunden hat. Allerdings, so viel wir wissen, hat diese Neuausgabe des Werkes erst volle zwanzig Jahre nach dessen erstem Erscheinen sich ermöglichen lassen, und es müßte daher einen besonderen Respekt vor demselben aufrufen, wenn es nach einem an sich so langen Zeitraum, der den Geschmad, das Empfinden, so viele Auffassungen des Publikums überdem außerordentlich gegen früher verändert hat, noch immer anzuwenden zu dem Leser spräche. Man möchte dies doch aber stark bezweifeln. All diese Romantik, in der sich hier der Verfasser mit seinem trefflichen Erzähltalent so behaglich ergeht, steht nicht mehr vor dem grelleren Tageslicht unserer Zeit. Diese prächtig ausgemalten Figuren, mit denen er seine Welt bevölkert, tragen alte Romanzüge und muten einen an wie Schauspieler, die in ihrem Theaterkostüm am hellen Tage und außerhalb der Faschingszeit durch die Straßen laufen und die verwunderten Leute traulich grüßen. Der Held ist ein Ideal romantischen Schlages, ein schöner, junger, melancholischer Graf, der als Maler unter bürgerlichem Namen in die Welt geht, um zu erfahren, ob er nicht in diesem Inkognito das wahre Glück der Liebe finden könne. Das Problem ist zu verbraucht, um heute noch viel Reiz ausnützen; es ist auch keines mehr, an dessen Lösung der moderne Geist lebhafteres Interesse nimmt. Und erfüllte es noch immer in einer kleinen Novelle seinen artigen Zweck, mit seiner Lösung eine sittliche Befriedigung im Leser darüber zu erregen, daß der Menschenwert auch ohne berückende Rangstellung zur Geltung gelangt, so erscheint es heut ungeheuerlich, dafür einen wahren Leviathan an Roman aufzubieten. Denn „Des Rabbi Vermächtnis“ hat sechs Bände und in ihrem kompressen Druck von nahezu 1500 Seiten gäben sie in den üblichen Ausgaben moderner Romane gut ihrer 2000 aus. Um den kleinen Kern haut der Verfasser eine erdrückende Menge von romantischen Vorgängen in einer ermüdenden Umständlichkeit auf und zumal von der Kabbala, ihrer Geschichte und Bedeutung für seine Erzählung vermag er nicht toszukommen. So gestaltet sich ein paar Bände hindurch nur die Exposition weiter und außerdem erät der kritische Leser vorweg, wohin er auf all diesen Kreuz- und Quergängen geführt werden soll. Es sind dies trotz aller Sorgfalt der Komposition technische Gebrechen dieses Romans, die ein höheres Interesse daran beeinträchtigen. Auch für den Helden stellt es sich nicht ein, da er selbst nur eine passive Rolle spielt und mit schönem Glauben an das gerechte Schicksal abwartet, bis es sich um ihn ausgemittert hat. Glaubhaft macht es der Autor bei allem Aufwand seiner Gründe nicht, daß der ausdündig edle Graf seine angenommene Rolle auch auf Tod und Leben noch weiter zu spielen brauchte, nachdem er so leicht, ohne jeden Kampf, das Liebesglück gefunden, das er abenteuerlich suchte.

Ein kleiner Roman von Max Eyth: „Mönch und Landsknecht“ (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1886) hat sich ebenfalls einer zweiten Auflage zu erfreuen. Die Geschichte, die im Beginn des Bauernkrieges spielt, ist so gewöhnlicher Art und in derber Manier nur so äußerlich, ohne jede Vertiefung der Charaktere behandelt, daß es fast scheint, als sei nur die erkennbare Absicht des Verfassers, auf die Demoralisation des Kirchen- und Mönchtums jener Zeit grelle Lichter zu werfen, einem größeren Interesse des Publikums begegnet. Eine feinere Arbeit ist in der Erzählung keineswegs geboten; aber das kräftige Schilderungstalent in derselben mag dem allgemeinen Lesegeschmack anziehend sein.

Auch „Der Bauernpfeifer“ von Richard Weitbrecht (Barmen, Hugo Klein 1887) ist ein Stoff aus jener gährenden Zeit, aus der die Reformation und ihre Wirrnis in Deutschland hervorgehen sollte. Die Geschichte des schwärmerischen und als Prophet im Fränkischen auftretenden, schließlich auf bischöflichen Spruch hingerichteten Bauern ist in frischem Zug erzählt und trotz aller Skizzenhaftigkeit ein anschauliches Kulturbild jener Tage. Aber wo der Autor einsetzt, um seinem Stoff eine künstlerische Bearbeitung zu geben, steht er auch gleich wieder von dem Versuche ab. Der Erzähler dringt nicht zum Dichter vor. Nicht nur, daß die religiöse Verzücktheit des vorher so harmlos nüchternen Bauernpfeifers mehr psychologische Vertiefung erheischt hätte, auch die plötzlich erstehende Liebe zwischen ihm und dem adligen Fräulein, sowie deren Zwiespalt darüber mit ihrem aristokratischen Stolz und herrisch-harten Sinn müßte zur Erhöhung des Wertes der Erzählung mehr glaubhaft gemacht werden. In scharfer und für den Zweck genügender Charakteristik tritt nur der Bischof hervor, weil es eben bei ihm keine weitere Erklärung seiner Handlungsweise bedarf.

Ein neues Buch von Ida Boy-Ed: „Abgründe des Lebens“ (Leipzig, Karl Reißner 1887) enthält drei Novellen, denen ein düsterer Zug gemeinsam ist; aber auch eine künstlerische Durchführung, die über die poetische Kraft und das bedeutende Gestaltungstalent der Verfasserin keinen Zweifel läßt. Zumal in der Novelle „Der alte Randolf“ ist sie auf der Höhe seiner und seelisch erfüllter Erzählungskunst. Dieser alte Großvater, der mit seiner gutmütigen, eitlen Geschwätzigkeit das größte Unheil in seiner Familie anrichtet, ist vortrefflich gezeichnet, und die schnelle Entwicklung der Konflikte aus dem schwülen Familienfrieden heraus, das mit elementarer Gewalt sich vollziehende Auseinanderprallen der Gegensätze, die tragische Katastrophe sind förmlich in dramatischer Meisterschaft geschildert. Das ist poetische Wahrheit, die denn auch eine ergreifende, tiefgehende Wirkung auf den Leser nicht verfehlt. Eigenartig, wie die Aufgaben sind, die sich in diesen drei Novellen die Dichterin gestellt, sind auch ihre Lösungen mit dem Geschick ausgeführt, das einzig nur das echte poetische Empfinden verleiht. Selbst der heikele Stoff in der Novelle „Sein Schüler“ ist von einer Frau kaum feinfühliger und zugleich energischer zu behandeln. Ein gleichbegabter männlicher Geist hätte wahrscheinlich den versöhnlich ausklingenden Schlußaccord weggelassen, weil die eigentliche Geschichte mit einer grellen Dissonanz schließt und jedes Wort darüber schon der Anfang einer zweiten Geschichte ist, um die es sich nicht mehr handeln kann. Diese weibliche Schwäche, darf man so sagen, ein Zugeständnis an den Geschmack des weiblichen Publikums durch ein Balsamträufeln auf dessen Sentimentalität zu machen, zeigt sich auch im Schlußsatz vom „alten Randolf“. Aber gewiß ist, daß diese Arbeiten von Boy-Ed solche sind, bei deren Lesung das Herz einen höheren Schlag annimmt und man nachdenklich darüber wird, was in der Tiefe der Menschenbrust vorgehen kann. Der gute Stil und die natürliche Sprache der geschilderten Personen thun das Ihrige, den Genuß des Lesers an diesen Erzählungen trotz ihres düsteren Charakters zu erhöhen.

Stuttgart. **Eduard Schmidt-Weißenfels.**

Neue Lyrik.

Es ist nachgerade fast unmöglich geworden, der Entwicklung der neuesten deutschen Lyrik zu folgen. Eine lyrische Sintflut scheint hereingebrochen — ach, es ist auch

Digitized by Google

zumeist das liebe Wasser, was in diesen Versen mehr oder minder melodisch plätschert. Sie sehen einander auch sonst in der Regel verzweifelt ähnlich; fast alle besitzen eine gewisse Gewandtheit der Form, die ja nicht allzuschwer zu erwerben ist, dafür aber keine Ahnung von dem, was dem Künstler das Höchste sein muß: vom Maßhalten und der Selbstkritik. Ab und zu taucht aus dem Schwalle eine eigenartige Erscheinung, ein wirkliches Talent auf und dieses ist dann sicher, von jedem freudig begrüßt zu werden, dem die Geschicke der deutschen Dichtung am Herzen liegen. Denn es ist augenehmer, loben zu dürfen als tadeln zu müssen.

Wir beginnen unsere heutige Übersicht mit einer Erscheinung, die man nicht ohne Erwartungen in die Hand nehmen wird: „Die deutsche Handwerkerbraut" von Karl Weise (Wismar, Hinstorff). Der Verfasser ist selbst Handwerker; er hätte also Gelegenheit, neue Töne anzuschlagen, mit frischer Unmittelbarkeit das zu schildern, was der Gebildete trotz allen ernsten Mühens nie ganz kennen lernt: das Seelenleben des kleinen Handwerkers, des Arbeiters. Hier, sollte man meinen, wäre ein gediegener Realismus besonders am Platze. Auch hat er ja in früheren Leistungen desselben Dichters nicht gefehlt und denselben, weil er mit großer feelischer Innigkeit gepaart war, einen charakteristischen Reiz gegeben. Dem vorliegenden Buchlein ist eine solche spezifische Färbung kaum nachzurühmen. In breiten, recht geschickt gereimten Versen begleitet der Dichter seine Handwerkerbraut vom Tage ihrer Konfirmation ab, da sie Fremden dienend ihr Brot gewinnen muß, bis zu ihrer Vermählung. Was bei aller Farblosigkeit doch für ihn einnimmt, das ist eine wirklich wohlgemute Weltanschauung, die wenig durch die modernsten Bewegungen und Fragen gestört wird. Höchstens eine ganz allgemeine Klage über den Niedergang des Handwerks findet sich bei ihm, sonst fechten ihn Kümmernisse wenig an. Es steckt freilich ein gut Teil philisterhaften Behagens dahinter.

So grundverschieden von diesem Buche, wie man es nur irgend denken kann, ist Edwin Bormanns „Büchlein von der schwarzen Kunst" (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). Gemeinsam ist höchstens nur, daß es gleichfalls einem bestimmten Stande gewidmet ist, noch dazu einem, der leider nur allzusehr rein handwerksmäßig ausgefaßt und aufgefaßt wird, ohne daß man selbst nach den neuerdings in Österreich beliebten Befähigungsnachweis fragen würde: dem der Schriftsteller. Alles Leid dieser Vielgeplagten hat er freilich nicht besungen; aber sonst hätten ja auch Bände nicht gereicht; aber viele ihrer Nöte werden die Männer von der Feder hier in ganz allerliebste Versleln gebracht finden. Edwin Bormann steht seine hübsche Schalkhaftigkeit gar wohl an; er besitzt wirklichen Humor und der ist überaus selten geworden. Man sollte es gar nicht glauben, was sich dadurch alles poetisch behandeln läßt, selbst die leidige Leihbibliothekenfrage, selbst die Abneigung der Deutschen gegen das Bücherkaufen: Dinge, die doch wahrhaftig nicht sonderlich geeignet sind, gute Laune bei Schriftstellern zu fördern oder gar zu erwecken. Übrigens geht die Gutlaunigkeit selbst Bormann manchmal aus; und wenn er von der Illustrationssucht, von gewissen Wochenschriften und ähnlichen Dingen spricht, dann kann er recht bitter werden. So sind denn seine losen Skizzenblätter aus der Welt der Tinte und der Druckerschwärze von vornherein des Beifalles seiner Berufsgenossen sicher; diejenigen, welche der schwere Ernst seiner Stachelverse nicht zu kränken braucht, werden sich derselben noch unbefangener erfreuen können.

Ein herzhaftes Lachen, selbst ein Lächeln ist schon ein kostbar Ding; auch Julius Bruck versteht es ab und zu zu erwecken. Seine Sammlung betitelt sich „Von Hüben und Drüben" und ist eben bei Karl Reißner in Leipzig in dritter Auflage erschienen. Julius Bruck ist ein wohlgelaunter Menschenkind, das ein gut Stück Welt gesehen hat und ganz ammutend von seinen Erlebnissen zu singen und zu sagen weiß. Er ist nicht gar zu originell, doch hat er Formtalent und gute Einfälle, die ihm das Schelmenlied, das Trink- und Liebeslied ganz wohl geraten lassen. Uns zumindest ist der heitere Teil seiner Verse lieber als die ernste Abteilung; sie wäre noch empfehlenswerter, wenn nicht manches Burleske mitunterliefe. So ist zum Beispiel das Gedicht, wo Zeus von Ärzten aller Systeme gleichseitig behandelt und doch von seiner Gicht kuriert wird, nicht allzu geschmackvoll. Übrigens findet sich auch unter der eigentlichen ernsten Lyrik bei ihm manches Löbliche und Ansprechende.

Kurz erwähnt seien noch die Folgenden: Edmund Lichtenstein, der seine „Wilden Ranken" — sie sind bei K. Differt in Cottbus erschienen — Karl Gerok zugeeignet hat. Das Widmungsgedicht ist das allerbeste darin; die schwere Form der Terzine ist nicht ohne Geschick gehandhabt, auch sonst bekundet Lichtenstein ein achtenswertes Streben nach Reinheit der Sprache. Doch ist viel Unreifes und Unbedeutendes mit aufgenommen; die Gärtnerschere wäre bei diesen Ranken sehr häufig am Platze gewesen. „Philosophie und Poesie", Sonettenkränze von W. Langermann (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer) streben nach Gedankentiefe. Nun ist das Sonett eine recht eigentlich epigrammatische Form: ist also der Gedanke nicht ganz klar und scharf herausgearbeitet, dann fällt es ab. Das geschieht hier häufig. Daß unter drei Sonettenkränzen zweimal das Meister-Sonett fehlt, erwähnen wir nur nebenbei, hingegen ist zu betonen, daß die Form an sich doch viel zu ermüdend ist, als daß sie der Leser nicht — sofern nicht eben Außerordentliches geboten wird — bald satt bekommen müßte. Gottfried Kratt hat bei Emil Sommermeyer in Baden-Baden „Gedichte" erscheinen lassen. Es sind zumeist Verse jenes Schlages, den Paul Heyse als Sonn- und Küchenpoesie zu bezeichnen liebt, vorwiegend Gelegenheitsgedichte — aber nicht im Goetheschen Sinne — die zwar ohne allen Zweifel dem Empfänger wie dem Spender viele Freude gemacht haben, die aber für die Allgemeinheit ohne jedes Interesse sind. „Zwei ganz kuriose Erscheinungen aber seien hier am Schlusse vermerkt. Es sind dies: „Die Leiter" von Hermann Buchholz (Cöthen, Paul Scheitler) und die „Rabengesänge" von Ferdinand Illek (Olmütz, Selbstverlag). Beide leiden an ganz unglaublicher Formlosigkeit; und etwas Sauberkeit der Form darf man heute wohl von jedem verlangen, der Verse machen will. „Die Leiter" enthält auf etwa 400 Seiten neben Eigenem viel Übersetztes; alles in derselben Sprache, die sich neben einer königlichen Verachtung der Syntax, wie sie nun heute einmal als giltig angenommen ist, durch gänzliche Verschmähung des Artikels auszeichnet. Das mag wohl originell sein. Über die „Rabengesänge" endlich muß Recensent schweigen, denn verstanden hat er von ihnen fast gar nichts. Die Schuld liegt wohl nur an ihm.

Wien. **J. J. David.**

Schacks Autograph.

Wir lassen Schacks Sonett, der schwer lesbaren Handschrift wegen, hier zur Vergleichung in Druckschrift folgen:

Das Hochamt ist's; es wogen die Choräle;
Gleich wie den Sphärenklang der Ewig-Eine
So den Gesang der betenden Gemeine
An deiner Orgel leitest du, Adele!

O dieser Ton! Die Stimme deiner Seele
Bedünkt er mich, als ob die heilig-reine
Bald heiß im Schmerze der Verbannung weine,
Bald jubelnd sich dem Göttlichen vermähle.

Rings um mich wird es andachtsstumm; von oben
Nur tönts herab wie himmlischer Gesang,
Für alles Irdische die Grab-Vigilie:

Von Heil'gensscheine strahlt dein Haupt umwoben;
Und jede Stimme schmilzt in Einen Klang:
Sei uns gepriesen, heilige Cäcilie!

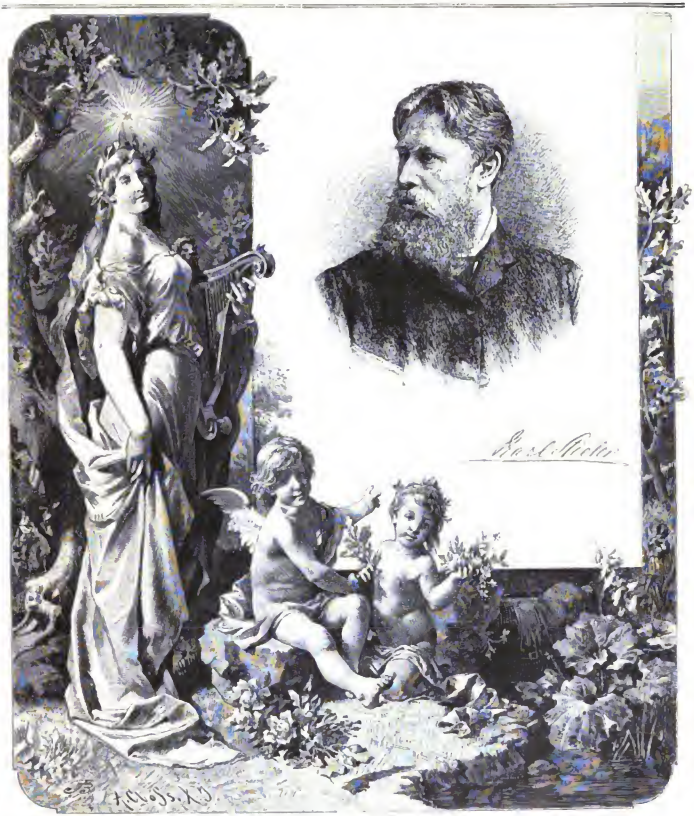
A. F. Gf. v. Schack.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 10. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Februar 1887.



Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Die Heimkehr.

Eine Erzählung von **L. Anzengruber.**

(Schluß.)

„Mir war die Dirn' ſo heilig", fuhr der Tritz Poldl fort, „daß 's mir ganz unvorſtellig war, wie mer ihr mit ein'm unehrbar'n Zumuten unter d' Augen gehn könnt'; aber auch mein' ehrbare Lieb' ihr anz'tragen, hat mir d' Kuraſchi g'fehlt und manche ſchlafloſe Nacht hat mich 's Nachſinnen g'koſt't, af welche Weiſ' ich mich wohl am g'ſchickteſten dazu anſtellen möcht'. Doch juſt wie ich mir's ſo halbwegs z'rechtg'legt g'habt hätt', wie ich's angeh', war's z'ſpat; da war's ſchon mit 'm Scheibner Franzl verbandelt. Mir is 's ſchwer g'nug g'fallen, dö Dirn' verloren z'geben, noch härter war mir's aber, daß es um den Bub'n g'ſchehn mußt', doch von Eifern war kein' Red', da müßt' ich d'rauf ausg'weſt ſein, ſie ihm wieder abwendig z'machen, und a Weib nimmt mer nit aus zweiter Hand, je lieber ein'm 's ſelbe ſein mag, je weniger verſteht man ſich dazu. Wer aber nit amal 's Zeug hat, 'm andern d' Dirn' ſtrittig z'machen, der hat's wohl noch weniger dazu, daß er 'n ſelben aus Eiferſucht umbringt, und darauf, daß ich der Vittel all's Glück von der Welt vergunnt hab' und heunt noch vergunn', darauf, Anzingerin, ſiehſt mich d' Hand af's Herz leg'n! Dein' Reden nach thut ſ' ja noch leb'n, ſag mir, wie geht's ihr denn?"

„Dank' der Nachfrag'. Der Wirt von Braunſtätten hat ſich bald darnach in ſie verliebt. Der war nit ſo heiklich wie Du und hat ſ' g'heirat't und auch ihr'n Bub'n zu ihm g'nommen. Unang'ſehn d' viel' Arbeit, geht's ihr ganz gut und ſie lebt recht z'frieden mit ihr'n Mon."

„Und der Bub' — macht er ihr und 'm Pflegevater wohl recht a Freud'?"

„Ei jo, er is a hellauf brav's Bürſchel word'n."

„So, ſo? No, das is ja recht, das is wohl recht recht!"

Der lange Tritz Poldl wirbelte ſeinen Strohhut raſch zwiſchen den Fingern herum und hob bald das rechte, bald das linke Bein. „So war's doch nit umſonſt! Das einzige, was mich oft fürchten g'macht hat, war, daß 's etwa umſonſt g'weſen ſein möcht'."

„Was?" ſchrie die Alte, die ſich unterdem bewußt geworden war, daß ſie in ihren letzten Reden eine gewiſſe Sanftmut hatte merken laſſen, und nun darüber in umſo größeren Zorn geriet. „Du lügneriſcher Schuft und Erzheuchler, thuſt Du nit, als möcht'ſt D' Dir gar noch af Dein' himmelſchreiende Sünd' was g'zut thun?! Wann Dich nit Eiferſucht noch Bosheit afg'ſtift't hat, wann Du's nit uns z'leid und Dir z'lieb g'than haſt, zweg'n was wär's denn dann nachher überhaupt g'ſchehn? Warum, wenn Dir an der Vittel ihr'm Glück was g'legen g'weſt wär', haſt ihr dös zernicht't, was ihr ſchon aufg'ſpart war?!"

Der Tritz Poldl richtete ſich auf, ſo lang er war, und ſagte nachdrücklich: „Mein' liebe Anzingerin, 's Glück konnt' Deiner Dirn damal keiner mehr zernichten, und was ich unternommen hab', das war nur geg'n 's Elend, was ihr aufg'ſpart g'weſ'n wär'!"

Die Bäuerin ſtarrte ihn mit offenem Munde an; der Bauer ſtöhnte Töne der Verwunderung heraus.

„Ös verlaubt's ſchon," ſagte der Tritz Poldl, ſich einen Stuhl herbeiziehend. „Ich bin müd', daß ich nimmer warten kann, bis ös mich ſitzen heißt!"

Er ſetzte ſich an den Tiſch, der in der Mitte der Stube ſtand. Vor ſich niederblickend, trom-

Digitized by Google

melte er mit den Fingern einen kurzen Wirbel auf der Platte, dann hob er den Kopf und fuhr fort:

„Jo, Anzingerin, da biſt wohl nach der g'fehlten Seit' hin af der Lauer g'leg'n! Haſt auch recht ſcharf g'ſehn, wie alle Mütter, wo ihnen a Freier nit anſteht, aber herentgegen, wann ihnen einer in d' Augen ſticht, da rinnen ihnen böſelben völlig aus. Du haſt das Nachlaufen von dem Burſchen und das H'rumziehn mit ihm für a G'ſpiel g'halten, wobei Dein' Vittel 'n Scheibnerhof g'winnen muß, und nit bedacht, daß ſie dabei auch ihr Ehr' verlieren könnt'! Du, dö nah' hätt' zuſehn können, ob's wohl ehrlich zugeht, haſt Dich fern g'halten und ich, der ich mich ſchicklicherweiſ' fern halten mußt', konnt' nit nah' hinzuſehn; Du haſt aber auch dann noch wie d' blinde Kuh in 'r leeren Eck', wo nix z'haſchen is, mit 'n Händen nach der Luft g'faßt, wie ſchon lang 's G'ſind hat zum Munkeln ang'hob'n über der Vittel ihre eingefallenen Aug'n und über ihr ſichtlich's H'munterkränken, weil der Scheibner Franzl ang'fangt hat, allweil ſeltner zuz'ſprechen und immer häufiger ausz'beugen, wann ſie ihm 'n Weg hat kreuzen woll'n. No und da war's an dem Kirtag vor neunzehn Jahrn, wo einer mit mir vom Tanzboden heim'gangen is und der ſagt zu mir, Poldl, ſagt er, wann mir recht is, hätt'ſt Du a Schneid' af Dein' Bauern fein' Vittel. — Du, Narr, ſag' ich ihm d'rauf, dö is ja 'm Scheibner Franzl ſeine. — No, ſagt er wieder, dem wär's recht lieb, wann ihm jetzt einer ins Gäu gehn möcht'; er wüßt', er hätt' was ang'ſtellt und er käm' gern in gutem davon. Ich brauchet mir da nix dran g'legen z' ſein laſſen, denn wann ich nit Ernſt machen wollt', hätt' ich, als zweiter, 's Sitzenlaſſen immer leichter wie der erſte; würd' ich aber aus ein'm Knecht 's Bauern Schwiegerſohn, ſo könnt' ich mich wohl dazu verſtehn, z'neb'n der Kuh auch 's Kalb ins Futter z' nehmen. — Da hab' ich mein' Fauſt auf'g'hob'n und ihm bedeut't, wann er noch weiter a Weil' ſo ſchandbar von mein' Bauersleuten und ſchlechtanwürfig* von mir reden möcht', ſo ſchlaget' ich ihm wohl alle Zähn' in' Hals h'munter. Darauf hat er ſich nit mehr vernehmen laſſen. Dö Nacht aber hab' ich wenig ſchlafen können, es is mir wach und im Traum d' Vittel vorg'kommen und was aus der jetzt wohl werd'n mag.

„Und bald a Nacht drauf weckt mich af amal 'gen Mittnacht zu a laut's Weinen vom Garten her. Ich krall' (klettere) in d' Höch', geh' zum Fenſter hin und ſiech nah' davor d' Vittel mit der Oberdirn', der Regerl, ſtehn, und das alte Frauenzimmer hat mit allzwei Händen 's junge bei'n Kopf ang'faßt g'halten und g'ſtreichelt und g'ſchmeichelt und gute Wort' geb'n und g'tröſt't. Ich hab' d' Fenſterriegel ſchön ſtad (langſam, leiſe) g'trudg'ſchob'n und a Hand breit 'n Flügel auf'g'macht, und da hat g'rad' dö Vittel zum Reden ang'hob'n und ich hab' g'hört, wie ſie ſagt, wann ſ' der Scheibner Franz in der Schand verlaſſen würd', ſo thät' ſie ſich ſelber a Leid's an, — bei all'n Heiligen im hochen Himmel d'rob'n, dö ihr dann in ihrer letzten Not beiſtehn mög'n!

„Darüber bin ich ſo erſchrocken, daß mir d' Händ' zum zittern ang'hob'n hab'n, ich hab' hart geg'n a Scheib'n g'ſtoßen und das Scheppern hat die zwei drauß'n fortg'ſcheucht. Bis in d' Fruh' wollt' ich mir einreden, es wär' leicht nur a wüſter Traum g'weſt, oder a einbildt's G'ſicht, aber wie ich mir dann ſpater d' Regerl af d' Seit' g'rufen und zur Beicht g'zwungen hab', da mußt' ich mich wohl für wach geb'n und ich und dö alte Oberdirn war'n *einer* Meinung, daß, wann ſich ereignet, was d' Vittel fürcht't, dö ganz g'wiß Ernſt machen würd'!

„Von der Stund' ab hab' ich mich mit dem Gedanken g'tragen, wie das Unglück z' verhüten wär'. Volle acht Täg' hab' ich mich jed' freie Zeit an den Lumpen h'rang'macht und ihm von nix anderm vorg'red't als von der Vittel. Unter Lachen, das mir wahrlich nit vom Herzen g'kommen is, hab' ich ihm erzählt, wie ſ' gar ſo unſinnig in ihm verliebt ſein thät', und allein aus Erbarmnis ſchon ſollt' er das arme Haſcherl (erbarmungswürdiges Ding) nit verlaſſen, und dadrauf könnt' er ſich doch auch kein' Rechnung machen, daß er a zweit'smal af derer Welt ſo a verſchamerierte (verliebte) Katz' wiederfand'! Ein andermal hab' ich ihm zur Abwechslung ernſt ins G'wiſſen g'redt, beiläufig auch, daß nit eine wie d' andere wär' und ſchon manche in dem Fall Hand an ſich ſelber g'legt hätt'. Drauf ſagt der Schandkerl, das thät' die eine wie die andere in jedem Fall, wenn ſie ſich vorm Schlafengehn ausziehen. Kurz, ganz zum Verkehrten is's mir ausg'ſchlag'n; zu meiner Ernſthaftigkeit hat er g'lacht und zu mein' Spaſſigkhun a finſter G'ſicht g'zog'n. Es war umſonſt und er meiner bald überdrüſſig, wär' ich nit der Stärkere g'weſt, ich glaub', er hätt' mich am liebſten hinwegg'prügelt, ſo hat er mich neben ſeiner herzotteln laſſen, bis ich's müd' worden bin, kein Ghör z'finden und Grobheiten einz'ſtecken.

* Anwurf = Zumutung.

Digitized by Google

Wintergang. Gedicht von Otto Hartung. Zeichnung von R. Ebert.

Digitized by Google

Wintergang.

„Ein Mann der Unraſt, heiß von Kampf und Leid,
Stürzt' ich aus Herz dir, öde Einſamkeit.

Schneewüſte ſtumm, voll ſtarrer, heller Ruh —
O würde dieſe arme Bruſt wie du!

Mein Lenz verging . . . Ich ſehn' ihn nicht zurück,
Dicht Duft, noch Sang, noch ſüßen Wundes Glück.

Und dennoch fühl' ich Dürſten wild und jäh,
Nach bittrer Luſt, nach thörig ſüßem Weh.

Mein Sommer geht. Wir reift nur karg die Saat,
Ich war an Träumen reich und arm an That.

Was liegt daran? . . . Dann aber faßt aufs neu'
Um halb vergendet Leben mich die Reu!

O deckte mir, wie dieſe Flur der Schnee,
Ein ſtill Entſagen endlich alles Weh! . .“

Und wie ich alſo ging auf eiſ'gem Steg
Und ſchmerzlich frug: „Wo führt zum Glück der Weg?“

Da haſtete mein Fuß am Waldesrand
Und lange hielt der Anblick mich gebannt:

Mit kleinen Fenſterlein ein dörflich Haus,
Wer drinnen wohnt, blickt nicht zu viel hinaus,

Er weilet gern im engen Stübchen drinn,
Dumpf iſt die Luft, nicht minder dumpf ſein Sinn.

Und drüben hauſt ſich's wohl nicht minder fein —
Es deckt der Schnee die langen Gräberreihn.

War's eine Antwort, die mir zugeſchert?
Mit ſtill'rem Herzen bin ich heimgekehrt.

Otto Hartung.

Für Tyrol.*)

Wer kennt es nicht, dies maltengrüne
Bergland, in dem der Wildbach brauſt,
Und jenes Volk, das wetterkühne,
Das in den braunen Hütten hauſt?
Wem iſt in ſeiner Wälder Prangen,
Wem iſt an ſeiner Seeen Flut
Nicht ſchon die Seele aufgegangen,
Der dort gewandert, dort geruht?

Ihr ſaht ſie wohl in Frieden wohnen;
Sie ſchützt der Berg wie Wall und Turm —
Doch jede Schönheit birgt Dämonen,
In jeder Größe ſchläft der Sturm
Und harrt des Tags, daß er erwache,
Daß er hinausbricht auf die Flur,
Dann nimmt am Glück der Menſchen Rache
Die unerbittliche Natur!

Sie ſpricht: „Ich hab' ſo lang gegeben,
Nun nehm' ich wieder, was ich gab:
Die Frucht im Feld, das Gold der Reben,
Ich brech' euch Haus und Heimat ab.
Zerſtörung nur iſt mein Gelüſte,
Mein Bannerträger iſt der Tod.
Die Schönheit ſchaff' ich euch zur Wüſte,
Den Frohſinn kehr' ich euch in Not!“

Und wilde Ströme donnern nieder,
Da iſt kein Halt mehr und kein Hort.
Flut deckt wie einſt die Lande wieder
Und Sarg und Wiege trägt ſie fort.
Es trotzt kein Damm und keine Mauer,
Die ſtille Nacht bringt nimmer Ruh'.
Es ſchaut das Volk in Grau'n und Trauer
Dem Wahnſinn ſeiner Mutter zu.

So hat das Schickſal dich getroffen,
Du Bergland, das die Flut umtoſt;
Nun aber rüſte dich zum Hoffen,
Es ſei dein Gram nicht ohne Troſt!
Es flog durch alle deutſchen Gauen
Der Ruf von deinem Herzeleid:
Regt euch, ihr Männer, helft, ihr Frauen —
Und alle Herzen ſind bereit.

So lohnen wir in dunkler Stunde
Dir manche lichte Stunde gern.
Doch trägt dein Herz die herbe Wunde,
Doch unvergänglich glänzt dein Stern.
Und manches Troſtgefühl, das ſüße,
Dankt uns von Ferne unbewußt.
Wie ſind ſie ſchön, die ſtummen Grüße
Aus einer warmen Menſchenbruſt.

Karl Stieler.

*) Das bisher ungedruckte Gedicht iſt 1883 entſtanden und war als Prolog eines Konzerts beſtimmt, deſſen Ertrag den Überſchwemmten in Tyrol zugeeignet war. Obwohl es ſich um ein Gelegenheitsgedicht im ſtrengen Sinne des Worts handelt, bedarf der Abdruck an dieſer Stelle angeſichts des innerern Wertes der Dichtung keiner Entſchuldigung. Die Red.

Digitized by Google

„Mit ihm war auf kein' Weis' zum Ziel z' kommen.

„No und wie ich wieder amal so a Nacht mit 'm bleischweren Schädel wachsitz', da schießt mir der Gedanken ein, wie aber wann, er mit amal versterben thät'? Wann den Malesiz-Lumpen unversehens der schönste Teufel holet', dann hätt' d' Bittel kein' Anlaß zu ihr'm sündig' Vornehmen und kein' Ausred' dafür; denn Du mußt wissen, Anzingerin, ein' Brauch hat er noch bis af d' Letzt an ihm g'habt, für den ich ihm jed'mal an d' Gurgel springen und 'n hätt' würgen mögen; wann er nämlich dem armen Mensch nimmer ausz'weichen vermocht und ihr stand halten mußt', dann hat er s' an sich h'rankommen lassen, dö zuckersüßest' Grinslarven dazu g'schnitten, all ihre Vorwürf' ang'hört, als wären die 's unverdienteste Beschulden, hat s' begütigt, ihr d' besten Wort' geben und alles versprochen, was sie verlangt hat. Hinterm Rucken hat er s' freilich gleich drauf ausg'lacht. Sie aber is nach jedem solchen Z'sammensein ganz glückselig heimg'kommen, zur Regerl g'laufen und hat ihr vom Scheibner Franzl erzählt, als von ein'm, den ganz ung'rechterweis' üble Nachred' trifft, und war wieder af Tag und Wochen lang voll Zutraun und Freudigkeit.

„Dös niederträchtig' Spiel, ob dem mir allmal d' Arm von Fäusten bis zu d' Achselhöhl'n zum Schütteln ang'hob'n hab'n, war sein Verderben; denn ich mußt' mir sag'n, wenn ich dem, ohne daß's auf'g'deckt wurd', mit dem falschen Spieler z'gleich a End' mach', so is das der Bittel ihr Rettung; dann is und bleibt er in ihr'n Gedanken der brave Bursch, den nur der Tod verhindert hat, seine Versprechungen einz'lösen, dann halt't sie sich nit für in der Schand', sondern im Unglück, wie viele Dirnen, denen a getreuer Verlobter vorzeit weg'stirbt. Und in Unglück würd' sie sich z'schicken wissen, und in der Meinung, daß der Vater von ihr'm Kind sie nit verlassen hätt', könnt' sie auch dösselbe nit verlassen und sich, 's Vaters wegen, leidig und freudig zur Mutterschaft bekennen, des letztweiligen Befremdthuns nit anders gedent', als wie einer Launigkeit, und getröst't: daß halt nit sein wollt', was g'west wär', daß sich aber das nur derweis' g'schickt hab'n wurd', als 's sein sollt'!

„All das hat mir von Ur bis z' End' eing'leucht't schon d'seld Nacht, wo ich mir's z'recht g'legt hab', und is mir immer einleuchtender word'n, je länger ich drüber finniert hab'; aber wenn's völlig stimmen sollt', Anzingerin, dann mußt' a blutig Z'sammraiten (Zusammenrechnen) bevor gehn. Nit nur der Gedanken, wie schwarz mich so a Schreckthat vor'n Leuten hinstellen wurd', noch mehr der, daß ich in der Bittel ihr'n Augen für all Ewigkeit schwärzer wie der Teufel gelten müßt', hat mich zagen und zaudern g'macht. Aber eben, weil's ihr Leben und das vom unschuldigen Kind 'golten hat, weil kein' Zeit zu verlieren war, denn ich konnt' ja nit wissen, wie lang dem Lumpen 's Verstellen noch Spaß macht, ob er nit von heut af morgen d' Larven abthut, weil s' ihm nimmer z' G'sicht steht, so hab' ich mich entschlossen zum Austrag, und um mir selber kein Loch zum Durchschlupf z' lassen, hab' ich fest'g'setzt, wie z'nächst wieder so a Z'sammenkunft stattfand, wo der Spotter (Spottvogel) dem armen Ding sein falsch' Lied vorpfeift, 'm selben Tag noch dreh' ich ihm sein' verlogenen Hals um!

„Drei Tag' nach mein' B'schließen hat sich das Borg'sehne ereignet und nun mußt' ich auch der Mann sein, der 's Wort, was er ihm selb'n d'rauf geb'n hat, redlich einlöst. Mit'm Mittagläuten war'n dö zwei von einander 'gangen, mit Vesper war ich draußen mit ihm af'm breiten Weg; ich hab' ihn af Steigen, der Kreuz und Quer nach, dorthinz'führen g'wußt. Noch einmal versucht ich's, ihm der Bittel halber z' Herzen z' reden. Er hat mich groß ang'schaut, denn bisher unterm Gehn hatt' ich von all'm Erdenklichen Red' g'führt, nur von ihr nit, daß er mir nit etwa auswischt. Er steht also a Weil', dann lacht er und meint: weil ich mir so viel Müh' gäb', ihn mit der Dirn' zu verheiraten, so müßt' mir die wohl ein' g'hörigen Kuppelpelz versprochen haben, und wie ich mich um die Sach' annähm', so verdient' ich eigentlich schon ein', wozu mer 's Maß vom Kirchturm abnehmen müßt', wann's nach Recht und Billigkeit ging. Damit wend't er sich ab, spuckt aus und nennt mich ein' Kupplerkerl. Ich hab' unterdem das Tuch, worein ich ein' Stein eing'bunden g'tragen hab', in meiner Taschen g'lockert, das hat er g'sehn und ist auf mich zug'stürzt und wollt' mir's nit h'rausziehen lassen, schreiend, er sähet' nun wohl, wo's h'nausgollt, und paarmal nach Hilf rufend; darnach haben wir eine Weil' über ohne Laut mit aufeinandergebissenen Zähnen gerungen. Bald aber konnt' ich mich seiner ledig machen und 'n Stein schwingen und da hab' ich ihm zwei Streich' übern Kopf versetzt, mit 'n Worten: das is für d' Bittel, dö D' für Zeit und Ewigkeit verderben wollt'st, und das für'n Kupplerkerl! Ob er das ganz oder nur mehr zum Teil verstanden hat, weiß ich nit, denn er hat gleich untern ersten Hieb zun Taumeln ang'hob'n und is nach'm zweiten ohne B'sinnen hing'fall'n;

Digitized by Google

dann hab' ich ihn aug'faßt und übers G'länder in' Wildbach h'munterg'worfen. Ich hab' g'jehn, wie's ihn dort unten zwiſchen zwei Steinklötz' einklemmt, und bin ſo lang am Wegſchranken lehnen 'blieb'n, bis ich ſicher war, er kommt nimmer heraus, dann bin ich heimzu.

„Ich hab' mir g'ſagt, nit meintwill'n, ſondern der Viktel halber hat das g'ſchehn müſſen, und viel ruhiger, wie all die Nächt' her, wo ich in Gedanken daran g'legen bin, hab' ich döſelbe Nacht zug'bracht, wo's vorüber und g'ſchehn war.

„Wie mer 'n Morgen d'rauf ſein' Leich' h'raus-g'fiſcht, d' Schädelbrück' entdeckt, neb'n ſein' Tabaksbeutel mein Meſſer aufg'funden und auf der Straßen d' Trittſpur'n vom Ringen vermerkt hat, das, ſo wie all's andere, was d'rauf g'folgt is, wird Dir wohl noch erinnerlich ſein, Anzingerin? Aber wie ich jetzt mit einmal durch Zufall freig'kommen bin, war mein erſt's Denken, Dich aſz'ſuchen und zur Red' z' bringen, wovon Du nit weißt; denn ſchon a Weil' her ziemt mich, es wär' nur recht und billig, daß auch eins aus euerer Sippſchaft weiß, was ich der Viktel willen auf mich g'laden hab' und was wohl nur ſelten einer um ein anders, und wär' ihm das noch ſo lieb, af ſich lad't. Sie ſelber mußt' da aus'm Spiel bleib'n, g'jetzt auch den Fall, ſie hätt' 'n Franz ſo weit vergeſſen, oder darnach g'nauer erkennen g'lernt! Auch brave Weiber bewahren oft ein'm Halunken, der ſie vormal d'rang'kriegt hat, a beſſers Gedächtnis, als ein'm ehrlichen Kerl, der ſich d' längſt Zeit in der Still' für ſie aufopfert. Sö ſein halt ſo viel ſchwer wahrnehmbarig (wahrnehmend)! Unerachtʼt aller Reden, bleibet' ich für ſie doch der Teufel; für Dich werd' ich wohl auch zu kei'm Engel, aber von Dir kann ich a Einſehn verlangen. Mit der Welt wär' ich aſgleich; dö Straf', was döſelbe über mich verhängen z' müſſen glaubt hat, hab' ich abg'büßt; daß ſ' bei dem Handel — für ein' Menſchen ihr' zwei — im Vorteil war, is ihr verſchwieg'n g'blieb'n, aber vor Gott war's offenbar ſeit mei'm erſten nächtigen Drangſal, daß's zwei Seelen um eine gilt, und was er mir dafür in ſeiner Barmherzigkeit oder ſeiner Geſtrengheit auferlegen wird, das werd' ich wohl tragen müſſen, doch is das a Sach' ledig zwiſchen ihm und mir und hat weder dö Welt noch Dich, Anzingerin, was z' bekümmern. Wann mich dö vom Scheibner-Hof lieber aufg'hängt wüßten, als ſ' mich lebend herumgehn ſehn, ſo wär' mir's wohl begreiflich, aber Du, Bäuerin, haſt's weder damal Not g'habt, der Stund' z'fluchen, wo ich unter Euer Dach g'kommen bin, noch haſt's heut, 'n Herrgotten anz'rufen, daß er mir mein kümmerlich' Leb'n noch kümmerlicher machen möcht'!"

Die Bäuerin ſah vor ſich auf die Bettdecke nieder und ſagte leiſe: „Nein, Tritz Poldl, lieber will ich Dir wohl jetzt fleißig fürbitten bei ihm, daß er Dich in ſeiner Gnad' nit all's z'viel mit der Reu' beſchwert."

„Reu' is für Ein', der unternimmt, was er hintnach nit das eine einzige Mal möcht' unternommen haben; wer aber thut, was er unter nämlich'n Umſtänden nit anders wieder thät', dem kann wohl, was ihn dazu bemüßt hat, ſchwer af d' Seel' fallen, doch das Verricht'te kann er nit ung'ſchehn wünſchen! Sei alſo für Dein' gut'n Will'n bedankt, Bäuerin, aber Dein' Fürbitt' kannſt Dir erſparn. Aus-g'red't hätt' mer ſich, was ich Dich wollt' wiſſen laſſen, das wüßt'ſt jetzt, ſo ſag' ich Dir denn b'hüt' Gott für Zeit und Ewigkeit; af Erden beſchwer' ich Dich nimmer, ſollt' mer ſonſt amal d'rüber oder d'runter der Welt, oder gar ſeitwärts davon, wo z'ſamntreffen, ſo können mer uns ja erzählen, wie 's uns weiter ergangen is. Willſt mir d' Hand reichen, ich achtet's für billig, ſo thu's, wann nit, mag ich auch ſo gehn."

Die Alte rührte mit den Fingerſpitzen an die dargereichte Rechte und zog dann die Hand raſch zurück.

„Gut' Nacht, Anzingerleut'!"

Der Tritz Poldl kehrte ihnen den Rücken zu und ging aus der Stube.

Die Bäuerin ſank in die Pölſter zurück und ſchloß die Augen.

Der Bauer trat beſorgt hinzu. „He, Mutter, was haſt denn? Is Dir was?"

„Nix nöt, Alter. Laß mich jetzt. Ich denk' 'm heutigen Tag nach und 'n vergangenen Jahrn. Du lieber Herr im Himmel! Was doch all's af Deiner weiten Welt da vorgeht!"

„Jo", krähte der alte Bauer, „frei völlig mag mer ſagen, daß all's g'ſchieht, was nur g'ſchehn kann!"

Außen im Flur verhallten die Tritte des Heimgekehrten.

Digitized by Google

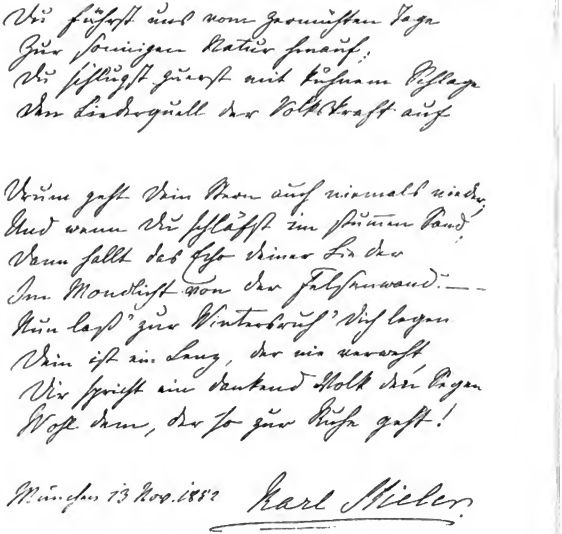
Am Grabe Franz von Kobell's.

Wie oft stieg ich in lichten Stunden
Mit Dir empor ins Bergesblau,
Wo deine Brust den Sang gefunden
Der frisch ~~ist~~ war, wie der Almenthau.
Und nun, in winterwelken Zeiten,
Von Gram und Schrecken noch gerührt,
Soll ich Dich auf dem Weg begleiten,
Der in die stumme Tiefe führt!

Auch Du gehst fort — von jenen Alten
Der letzte, der weithin ins Land
Den blanken Baiernschild gehalten —
Du gibst ihn unsrer jüngren Hand.
Auch Du gehst fort — aus dessen Weisen
Der Frohmuth eines Volkes klang,
Das, treu wie Gold und stark wie Eisen,
Die Herzen aller Lande zwang.

Nein, Du gehst nicht! — Und soll umfassen
Dich auch die schwarze Erde dort:
Wir sind lebendig und wir lassen
Dich nicht aus unsrem Leben fort!

Digitized by Google



Oberbayerische Gedichte.

Von **Karl Stieler.**

(Ungedruckter Nachlaß.)

Ins Amerika.

Und der Sepp hat koa gnat than,
Is auf und davon';
D' Haus war er so lib,*)
Aber jetzt kimmt's ihm v'.**)

Und so groß is dös Waſſer,
Und dös Schiff geht dahin,
Allweil weiter und weiter,
Und er mitten drinn!

Und da ſitzt er am G'lander
Und ſchaugt a ſo 'naus.
Er beißt d' Zähnt aufeinand',
Nu die Berg' denkt er z'Haus.

Nur a Stückl an Berg,
Nur a Stückl greans Land,
Nur an oanzigs „Grüß Gott"
Und an oanzige Hand.

Und er ſteht und er geht —
Und er geht no(ch) gany z'Grund:
Sterb'n oder dahoam ſein —
Nur oans wann er kunnt.

*) Wild. **) Kommt's ihn an.

Digitized by Google

Beim Törteln*).

Zwoa Bauern, ſchang, die ſpielen Karten,
A Fremder hockt dabei im Garten.

D'leht möcht' er aa gern Karten ham,
Aber — da geht die Sach nit z'ſamm.

Jetzt kriegt er erſcht no' 's Aß dazu,
Dös ſpielt er aus und ſchreit: Radu!**)

Der Bau'r hockt wie'r a Hackſtock da,
Reißt 's Maul weit auf — — und ſagt: Du aa.

*) Ein Kartenſpiel. **) Rout.

Der Handwerksburſch.

A Handwerksburſch kimmt in an Ort,
Und ganz derfroren ſtehl er dort;
Und an alt's Weib ſteht in der Thür.
„O mein Gott", ſagt's, „was willſt bei mir?
Hab' ſelm nix z'eſſen und nix z'leben,
I that dir ſunſt ja gern 'was geben".

Der Handwerksburſch, der geht davo'
Und nach zwoa Stunden klopft er o'
Und legt zwölf Pfenning hin am Sims.
„„Dös hab' i z'ſammbracht, Wuadert, nimm's,
Du biſt no' ärmer, als wier i'.""
So hat er g'ſagt und geht dahi'.

Zeit laſſen!

Da is a ſo a G'wandſach' g'weſt
Recht nöti' — weg'n der Straßen.
Der Herr Aſſeſſer, der dös hat,
Hat's fünf Jahr liegen laſſen!

D'leht kimmt a neuer, den ham ſ' bitt',
Er ſollt ſi' ſchleuna beſſer,*)
Und nach zwei Jahrl fragen ſ' nach,
Da flucht der neu' Aſſeſſer:

„Wenn's der glei' fünf Jahr liegen laßt,
Dös G'lump mit dera Straßen,
Cos Sakramenter, na' derf's ich
Wohl zwoa Jahr liegen laſſen!

*) Sich beſſer ſchleunigen.

Vergangen.

Auf Wanderwegen traf ich einſt
Ein Kind mit bleichen Wangen
In Thränen. — Sag, warum du weinſt?
— „Ich habe mich vergangen." —

Wenn dich nicht drückt ein andres Leid,
Iſt wenig dran gelegen;
Ich führe dich und weiß Beſcheid
Im Land auf allen Wegen.

— „Viel Dank, ich wüßte ein und aus
Und weit und breit die Pfade,
Doch ſind' ich in dem Vaterhaus
Nicht Segen mehr und Gnade.

Ein Willkomm iſt mir dort verſagt,
Die Heimat muß ich laſſen;
Ein Hündlein, das man fortgejagt,
Verfolg' ich fremde Straßen.

Der Wildbach toſt vorbei am Steg
Tief unten in dem Grunde,
Ein Fehltritt reißt vielleicht mich weg
Und heilt die Herzenswunde." —

Verſchwunden war ſie nach dem Wort,
Ein ſcheues Reh im Walde,
Und huſchte als ein Schatten dort
Doch flüchtig auf der Halde.

Ein Steinblock, der im Überſprung
Und Sturz zu Thal geflogen,
Erſchien ſie, die man, ſchön und jung,
Verraten und betrogen.

Und lang und lang hab' ich gelauſcht
Dem Wildbach in der Tiefe,
Ob er vielleicht nicht ſtärker rauſcht,
Ob nicht ein Hilfsſchrei riefe.

Vergeſſen und verſchmerzt iſt bald,
Wenn einer ſich vergangen;
Es herrſchte Ruhe rings im Wald,
Im Buſch die Vögel ſangen.

Johannes Nordmann.

Digitized by Google

Mädchenrache oder Die Studenten von Salamanca.*)

Komödie in zwei Akten von Eduard von Bauernfeld.

Personen:

Donna Aurora Mendoza.	Esteban Churchillo.
Don Guzmann.	Gil Blas.
Donna Elvira.	Pedro.
Don Pacheco.	Sancho.
Don Henriquez.	Eine Magd.
Inez.	

Ort: Im I. Akt bei und in Madrid; im II. Akt: Salamanca.

Zeit: Zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts.
(Rechts und links von der Bühne aus.)

Erster Akt.

Freie Gegend bei Madrid.

Erste Scene.

Aurora (liegt im Vordergrunde rechts auf dem Rasen, im Reitkabit und mit einer sammtnen Halblarve). **Don Pachero** und **Sancho** (sind um sie beschäftigt), **zwei Diener** (stehen zur Seite; der eine hält den Reitkut, der andere die Handschuhe und die Reitgerte Auroras).

Pachero. Sie erholt sich von der Ohnmacht!
Weg die Larve!

Sancho. Nicht doch, Herr!
Seht, sie atmet auf. — Señora,
Wir sind's, Eure Leute.

Aurora (richtet sich langsam auf). Sancho! —
Bin ich nicht gestürzt?

Sancho. Nun freilich!
Ihr samt Eurem Rappen, als Ihr
Über einen Graben setztet.
Dieser Señor war zum Glück
In der Nähe —

Aurora. Dieser Señor?

Sancho. War Euch hilfreich —

Aurora. Dieser Señor —
(will aufstehen).

Pachero. Bleibt! Ihr seid zu schwach, Señora —

Aurora (steht rasch auf). Nein! Ich will nach Haus. Mein Pferd! (Hält inne, beißt in die Lippen.)

Pachero (eilt auf sie zu). Wankt Ihr?

Aurora (entfernt sich von ihm, zu ihren Leuten). Hört Ihr nicht? Mein Pferd!

Sancho. Fräulein, traut dem Rappen nicht!
Und Ihr selber seid ermüdet.
Einen Boten nach Madrid
Schicken wir um eine Sänfte.

Pachero (nähert sich ihr wieder). Ruht inzwischen und erlaubt,
Daß ich Euch zur Seite bleibe.

Aurora (ohne zu antworten zu ihren Leuten). Tretet hinter diese Bäume,
Aber so, daß man Euch sieht!
Kommt die Sänfte, ruft mich gleich — (setzt sich).

Pachero (für sich). Welche Vorsicht! Hält sie mich
Für 'nen Strauchdieb oder Räuber?
(zu Sancho) Wer ist die verlarvte Schöne?

Sancho. Señor, ein verzognes Kind,
So von Onkel und von Tante,
Auch ein wenig rappelköpfig — (ab mit den Dienern nach dem Hintergrunde links).

Zweite Scene.

Pachero. Aurora.

Pachero (für sich). Und mir geht sie aus dem Wege!
(tritt zu ihr) Hab' ich Euch erschreckt, Señora?

Aurora. Ihr? Warum?

Pachero. Mir war's, als schössen
Blitze aus dem schwarzen Lärvchen,
Als ich Euch entgegen trat,
Euer Fuß wich scheu zurück
Wie vor einer Viper. Bin ich
Ein so giftiges Reptil? (da sie nichts erwidert, für sich)
Keine Antwort! Ist sie prüde?
Oder dumm? Vielleicht auch beides!
(Tritt wieder zu ihr) Habt Ihr Euch erholt?

Aurora. Es giebt sich —

Pachero. Doch das Füßchen schmerzt? So macht es
Euch bequemer —

Aurora. Laßt nur —

Pachero. Darf ich? (Sitzt zu ihr)

Aurora. Nicht zu nah' —

Pachero. Nein, ganz bescheiden. —
Wißt Ihr, was in Eurem Falle
Gut ist? Frische Luft. Das Lärvchen
Hindert Euch, sie einzunehmen.

Aurora. Schützt es doch vor Sonnenglut,
Wie vor jedem Blick der Neugier.

Pachero. Soll die Schönheit, die verborgen
Unter dieser sammtnen Hülle,
Unser Auge nicht erfreu'n?
Zeigt die Sonne sich, so zeigt auch
Euch der Sonne. Was verwehrt es?

Aurora. Wollt Ihr's wissen? Ich bin häßlich,
Darum trag' ich diese Larve.

Pachero. Eine eigne Häßlichkeit
Müßte da sich bergen. Oder
Wär' das Antlitz minder schön
Als das Übrige? — Ihr schweigt?
Soll ich Euch — Euch selbst beschreiben
Von dem Scheitel bis zur Ferse?
(für sich) Wart, ich will dich packen, Prüde! (Er steht auf.)
Goldne Locken seh' ich wallen,
Würdig für des Dichters Lied —
Derlei schaut man nicht bei allen
Unsern Damen von Madrid!
Und das köpfchen, wie so zierlich
Auf dem Hälschen ragt empor,

*) Die vorliegende, im Wiener Burgtheater aufgeführte, aber bisher nicht anderweitig veröffentlichte Dichtung erscheint hier den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.

Digitized by Google

Etwas stolzer als gebührlich —
Oder kommt's mir nur so vor?
Und des Leibes Huldgestalt
Fesselt wie mit Allgewalt!
Sah ich Euch im Fluge schweben
Auf des wilden Pferdes Rücken,
Da ergriff mich Hochentzücken — —
Doch mir stockte schier das Leben,
Als Ihr stürztet, ich Euch beisprang,
Und da sah ich —

Aurora (rasch dazwischen). Was?

Pacheco. Ich sah
Euer Selbst — und mir so nah!
Denn vom jähen Sturz betäubt, wie
Leblos lagt Ihr, starr die Glieder,
Und da kniet' ich zu Euch nieder,
Euer Händchen, zart und weiß,
Aber blutleer, kalt wie Eis,
Wollt' ich mit des Mundes Hauch
Wärmen. Es gelang mir auch.
Und so darf von Glück ich sagen,
Denn ich brachte Euch hieher,
Halb geführt und halb getragen —
Eine süße Last, nicht schwer!

Aurora (steht auf). Ritterlich habt Ihr gehandelt —

Pacheco. Ihr steht auf? Nehmt meinen Arm —

Aurora. Laßt! nehmt meinen Dank! Señor —

Pacheco. Hätt' ich selbst doch Euch zu danken —

Aurora. Mir?

Pacheco. Und meinem Schicksal, das mich
Euch so nah' gebracht —

Aurora. Wie nah' denn?

Pacheco (langsam). Traulich nah', so Mund an Mund!
Denn ich hielt Euch auf den Armen,
Träumte da von einem Kusse —
Oder war es mehr als Traum?

Aurora. Wo nur meine Leute bleiben?

Pacheco. Weit ist's nach und von Madrid —

Aurora. Darum bitt' ich, weilt nicht länger,
Ich erwarte hier die Sänfte (setzt sich).

Pacheco. Gut. Auch ich.

Aurora. Wozu?

Pacheco. Ich werd' Euch
Doch nach Haus geleiten dürfen?

Aurora. Danke sehr —

Pacheco. Soll auch nicht wissen,
Wem ich Ritterdienst geleistet?

Aurora. Eine Unbekannte dankt Euch,
Laßt Euch das genügen, Ritter —

Pacheco. Immer kalt und stolz! Fast glaub' ich's,
Daß Ihr häßlich seid — doch nein!
Denn was ich gesehn — — (hält inne).

Aurora (ungeduldig). Was wollt Ihr
Immer nur gesehen haben?

Pacheco. Etwas — ein so seltnes Etwas,
Von so wunderbarem Reize,
Daß ihm, weil ein Teil des Ganzen,
Jeder andre Teil an Schönheit
Gleichen muß.

Aurora. Ihr sprecht in Rätseln. —

Pacheco. Darf ich näher mich erklären? —
Als Ihr mit dem Pferde stürztet,
Wie bewußtlos lagt, da hatte
Das Gewand ein wenig sich
So verschoben — und ein Füßchen
Zeigte sich — — das nun den Kuß,
Den erträumten, ich vergesse
Beides nimmermehr im Leben!

Aurora. Don Pacheco — denn der seid Ihr —
Ein Student von Salamanca —

Pacheco. Baccalaureus, muß bitten! —
Sagt! Ihr kennt mich?

Aurora. Im Theater
Sah ich Euch, bei Stiergefechten —

Pacheco. Immer so verlarvt wie jetzt?

Aurora. Ja!
Frechen Blicken auszuweichen.

Pacheco. War das nötig? Seid ja häßlich —

Aurora. Bin ich häßlich von Gesicht,
Wäre das das schlimmste nicht!
Häßlicher ist Eure Seele,
Herr Student! Ich kenn' Euch gut,
Euch und Euren Übermut!
Euren ganzen Lebenswandel,
Junge Mädchen zu umgarnen,
Ihnen Schwüre, Eheversprechen
Vorzulügen — und zu brechen —
Das ist Euer Rittermut.

Pacheco. Nein, Ihr kennt mich gar nicht gut —

Aurora. Euch Señor, sowie den Frevel,
Den an Ines Ihr verübt,
Die sich jetzt die Augen aus weint,
Da ihr Bräut'gam sie verlassen —

Pacheco. Meinetwegen? Eine Ines?
Ines —

Aurora. Traf's? Und rührt sich Euch
Das Gewissen?

Pacheco. Weil sich eine
„Ines" nennt? Ich kenne viele
Ines!

Aurora. Habt Ihr die vergessen,
Die ins Unglück Ihr gebracht?
Welch' ein Abgrund, unermessen,
Seele, schwärzer als die Nacht!

Pacheco. Frevel, Abgrund, schwarze Seele!
Seid Ihr mir so üblen Mutes?
Schöne Donna, nur gerecht!
Jeder Mensch hat auch sein Gutes, —
Und Ihr macht mich gar zu schlecht.

Dritte Szene.

Vorige. Sancho. Die Diener.

Sancho. Fräulein, Eure Sänfte —

Aurora. Kommt!

Pacheco. Scheidet Ihr im Zorn?

Aurora. Ihr irrt!
Denn Verachtung kann ich nur
Gegen Euresgleichen hegen.
Einen Freund, mit seinem Degen
Euch zu züchtigen, sprächt' ich an,
Doch Ihr seid kein voller Mann!
Nehmt vom Weibe das Versprechen:
Mich und Ines werd' ich rächen! (Ab mit Sancho und den Dienern.)

Digitized by Google

Vierte Scene.

Pacheco, allein. Dann **Pedro**.

Pacheco. Ah, da steh' ich, wie begossen!
Bin ich ihr kein voller Mann?
Und ich hört' es ruhig an.
Das und mehr. Hat mich das Dämchen
Abgekanzelt! — Ehversprechen?
Hab' ich jemals eins gegeben?
Je im Ernst? Und kann man brechen,
Was man ernsthaft nie gemeint? —
Einer Ines hätt' ich —? Möglich!
Wenn die Ines alles glauben
Oder sich zu glauben stellen,
Was man ihnen vormacht — ist das
Unsre Schuld? Nein! nur der Mangel
Andrerseits der echten Unschuld. —
War die Prüde wirklich häßlich?
Mag sein. Doch ihr Fuß ist reizend,
Schwebt mir immer vor den Augen —

Pedro (kommt von der Seite links). Find' ich Eure Gnaden endlich?

Abend wird's und die Studenten
Sammeln sich in der Posada. —

Pacheco. Ja, nach Salamanca geht's
Heute noch. So komm! — Doch halt!
Mancher meiner Schönen wirst Du
Dich vielleicht erinnern, Pedro?!

Pedro. Meine Beine fast noch mehr!
Lief mit Briefchen hin und her!

Pacheco. War nicht eine Ines drunter?

Pedro (zählt an den Fingern). Eine! Ich weiß ein halb' Dutzend —

Pacheco. Eine Ines, die — die Braut war?

Pedro. Ja, das kleine Inesilchen! —
Mit der Brautschaft war's nicht weit her —

Pacheco. Nicht?

Pedro. Ein Maultiertreiber wollt' sie
Damals haben, aber sie
Hatte nichts und so zerschlug sich's —
An den Schlägen auch, womit der
Eifersücht'ge grobe Bengel
Unbarmherzig sie traktierte.

Pacheco. Und darüber weint sie jetzt
Sich die Augen aus?

Pedro. Wär' schade
Um die hübschen pfiff'gen Äuglein. —
Na, ich tröste sie bisweilen —

Pacheco. Du?

Pedro. Da sie in Salamanca
Einquartiert bei einer Base
Und für die Studenten wäscht —

Pacheco. Eine Wäscherin! Und dafür,
Schöne, ward ich abgekanzelt? —
Kehren wir nach Haus, so laß
Diese Ines zu mir kommen,
Ich will etwas für sie thun. —
Wolltest Du Dich nicht beweiben?

Pedro. Nach Euch, Herr!

Pacheco. Mit mir hat's Zeit. —
Die mir taugte, ist nicht mehr,
Und von allen, die ich kenne,
Taugt mir keine. — Höre, Pedro:
Nimm die Ines Dir zum Weibe.
Sagst Du nein, such' ich dem Mädchen
Einen andern Bräutigam,
Ich richt' ihr die Hochzeit aus.

Pedro. Bin so gut wohl wie ein andrer! —
Grad' heraus! Die hübsche Kleine
Hat 'nen Narr'n an mir gefressen. —

Pacheco. So greif zu! Ich will Euch beide
Gut bedenken —

Pedro. Obligiert. —
Über manches muß man wegsehn,
Was vorbei ist, ist vorbei,
Wenn Ihr nur nicht wieder anknüpft —

Pacheco. Denk' ich an die Ines?

Pedro. Pfricht wohl
Wieder auf ein frisches Wildbret?

Pacheco. Diesmal ist's ein Edelwild!
Leider ist es mir entschlüpft,
Doch ich hoff' es aufzustöbern. —
Wart, ich will dich packen, Prüde,
Komm' ich wieder nach Madrid!
Fort jetzt! Die Studenten warten. —

Pedro (im Abgehen). Ganz der Don Juan! Wenn's nur nicht
Mit dem Teufelholen ausgeht. — (Beide ab zur Seite links.)

(Der Schluß des ersten Akts und der zweite Akt folgen.)

Begegnung.

Du blickst mich an und lächelst stumm
Und . . . blond wird graues Haar,
Wir sind verjüngt — du weißt, warum? —
Manch ungezähltes Jahr.

Die Augen sehn, als stünden wir
Am Kreuzweg heute noch,
Wir flüstern, weit entrückt von hier,
Im Traum: Wie war es doch?

Es war als wie beim Hahnenschrei
Im Morgendämmerlicht:
Der Schlaf des Herzens war vorbei,
Doch aber wacht es nicht.

— Verschieden ist der Weg zum Glück
Aus nachbarlichem Haus;
Man geht und lebt, man kehrt zurück
Und ruht beisammen aus.

Georg von Oertzen.

Digitized by Google

Ein Damenabenteuer. — Une bonne fortune.

Von **Alfred de Musset.** Übersetzt von **Otto Gildemeister.**

Es ist in unsrer Zeit Mode, daß ein Poet
Sein gutes Glück bei Frau'n verherrlicht durch die Feder.
Wohlan, ich bringe dreist auch meines aufs Capet;
Skandal ist Mode jetzt, man bindet ihn in Leder,
Man schont selbst Luna nicht, — auf Erden weiß es jeder,
Wie's mit Endymion und ihrer Keuschheit steht.

Ja, heutzutag' erzählt man offen, was man thut;
Wer wenig thut, spricht viel, — gewiß, der Grund ist gut.
Was man gethan — und sei's noch so gering gewesen —
Man will es schwarz auf weiß zu Protokolle lesen;
Dies Säculum, bei Gott, ist nichts als eine Brut
Von litterarischen schulfüchsigen Chinesen.

Die alte Diskretion war, alles wohl erwogen,
Langweilig, das ist wahr, und machte sich verhaßt;
Gottlob, sie ist jetzt nach Amerika gezogen.
Sie war am Lebensbaum ein abgestorbner Ast,
Gleichsam ein Galgen, der sich unter seiner Last
Erhenkter armer Leut' am Ende durchgebogen.

Dagegen der Skandal hat die besondre Güte:
Alt wie Herodes, steht er immer neu in Blüte;
Fünftausend Jahre hat die Welt mit ihm Geduld;
Stets bleibt er jung und frisch, wie Tithon in der Mythe,
Den täglich Eos schmückt mit neuer Jugendhuld
Und nächtlich Venus dann in Wiegenschlummer tullt.

Erfahr, o Leser, denn aus dieser Epopöe,
Daß ich in Deutschland war. Wo existiert ein Christ,
Der nicht zur Sommerszeit gern aus Paris entflöhe?
Ich suchte Baden auf, und dieses Baden, wißt,
Besteht aus einem Park auf einer Bergeshöhe,
Ein Wesen ungefähr, wie Montmorency ist.

Wer ein'ge Achtung hat vor der Pariser Erde
Und seine Sitte kennt, im Monat Julius,
Weiß auch, daß jeder Mensch, der Wagen hält und Pferde,
(So lautet feierlich des guten Tons Beschluß)
Auf dieses kleine Dorf sich krampfhaft stürzen muß,
Damit er gründlich dort herumgestoßen werde.

Den Damen von Paris wird durch die Zeitung kund,
Die Lust in Baden sei sehr vornehm und gesund.
Wie man Toilette macht bei Herbault, so in Baden
Macht man Gesundheit; kurz, man kauft dort wie im Laden
Schnee für den Busen ein und Rosen für den Mund;
Der Arzt erlaubt es gern und denkt: es kann nicht schaden.

Versteht mich übrigens nicht falsch; der Zweck der Reise
Ist Wassertrinken: das wird feierlich bezweckt.
Wasser — ich habe keins, als ich dort war, entdeckt;
Doch daß es welches giebt, leugn' ich in keiner Weise;
Ich glaube selbst, im Ernst, daß in dem Badner Kreise
Das Wasser, scharf geprüft, ein wenig salzig schmeckt.

Man hat den Winter durchgetanzt und eilt in Masse
Nach Baden, um auch nicht den allerkleinsten Ton
Von Geigen zu bestehn, dem man so gern entflohn.
Indessen wird es Nacht: was soll man auf der Gasse?
Kein Mensch im alten Schloß, kein Mensch auf der Terrasse, —
So geht man denn ins Haus der „Konversation".

Dies ist ein ungeschlacht vorsündflutlich Gemäuer
Aus rohem Bruchgestein, cyklopisch, ungeleckt,
Als wär' ein Griechenbau mit Ziegelstein bedeckt;
Ein Stall, vor welchem sich ein Säulengang erstreckt;
Ein namenloses Ding, ein Bastardungeheuer,
Ein Kind des Parthenon und einer Bauernscheuer.

Wann Belzebub es schuf, ich weiß es nicht zu sagen,
Es mag am Ende gar ein kleinern Mammut sein,
Oder ein Meteor, das einst in Faschingstagen
Vom Himmel niederfiel, — ich will das nicht verschreien.
Indes, wie dem auch sei, der Bestie Fleisch und Bein
Sind wie geschaffen für die Seele, die sie tragen.

Digitized by Google

Die Seel' ist hier das Spiel: — ihr Herren zieht den Hut!
Ihr, die ihr eingeht, zieht die Hoffnung aus dem Herzen!
In jenem weiten Saal, in dieser Sälen Hut
Dehnt sich ein grüner Tisch, darüber hundert Kerzen,
Die mit verschlissenem Purpur und falschen Erzen
Zwingen die arme Nacht zu einer fahlen Glut.

Da rollt von spät bis früh das mächtige „Vielleicht",
Zufall, der schwarze Stern, dem diese Zeiten dienen,
Der einz'ge Stern, der noch durch unsern Himmel streicht.
Zwei Schritte weiter ist ein Ball, — durch die Gardinen
Sieht man es, wie er hin und wieder hüpft. Er gleicht
Dem muntern Wichtlein, das sich flüchten will vor Bienen.

Der näselnden Croupiers geheimnisvoll Gemecker
Ertönt zum Geigenschall gemessen und exakt;
Alles ist Saus und Braus, anhebt der große Akt:
Sie schwingen das Roulett, der Tanz wird immer kecker,
Der Rechen fährt vergnügt über die goldnen Äcker, —
Und also ackern sie nach einem lust'gen Takt.

Die Cränk' ist öffentlich; wer trinken will tritt ein.
Ich hab' es angesehn, wie arme Bäuerlein,
Den Stock in ihrer Hand, sich drängten zum Roulette,
Sich bückten über das hinrollende Elfenbein.
Sie waren nachts durchs Feld gelaufen um die Wette,
Wahnsinn'ge Flüchtling' aus ehrbarem Ehebette.

Ich sah sie dort im Schein der angequalmten Kerzen
Mit ihren schmutzigen Schuh'n und roten Jacken stehn,
Den großen Klapphut in den schwiel'gen Händen drehn,
In einem Augenblick des Jahres Schweiß verscherzen,
Um dann, vor Grausen stumm und mit erstarrtem Herzen,
Ihrem verlornen Brot vergebens nachzusehn.

Sie spielten mit Perlust? — Ach Gott, zum Spiele kamen
Sie kaum; es war um sie im Handumdrehn geschehn.
Dann blickten sie verdutzt auf all die fremden Damen,
Auf all die Üppigkeit, die goldnen Spiegelrahmen,
Auf diese Zauberwelt von eleganten Feen,
Die einst von dannen zieht, ohne zu Fuß zu gehn.

Sie liefen, stürzten fort mit trunkener Geberde;
Um ihre Augen schlang die Nacht ihr schwarzes Band;
Und jede Hand, die Hand, die Pflügerin der Erde,
War bei der Heimkehr leer und lastend ausgespannt, —
So fühlten sie sich heim zu ihrer Hüttenwand,
Zum Kindlein in der Wieg' und Mütterlein am Herde.

Gott Vater, dessen Sohn gestorben für uns Schwache,
Wenn je dein Tag kommt, Gott des Rechtes und der Rache! . . .
Ich denke nie daran, daß ich von Adel bin;
Doch alle Wege gehn nach Rom — zurück zur Sache!
Die armen Bäuerlein, (verzeih es Leserin!)
Die armen Bäuerlein, sie liegen mir im Sinn.

In Baden also war ich, und ihr werdet denken,
Weil ich von vornherein aufs Spiel zu reden kam,
Daß ich mir kaum die Zeit, der Bank zu opfern, nahm.
Ihr habt vollkommen recht, ich sag' es ohne Scham.
Ganz wie in einer Schlacht nur eines Feiglings Schwenken
Genug ist, um ein Heer zu wilder Flucht zu lenken,

So geht es meinem Geld. Ein einz'ger Thaler kann
Sich nur zum Abmarsch drehn, und Alles ist verloren.
Mein ganzer Reichtum gleicht den Hammeln jenes Choren,
Den Hammeln des Panurg: fängt nur der erste an,
So ist Panurg geprellt, die Herde wird geschoren.
Ach ja, der erste Schritt! man denkt zu spät daran.

Mein Beutel gleicht dem Schloß im Weltmeer ohne Brücke;
Wer einmal draußen ist, der kömmt nicht mehr zurücke;
Und reißt ein Faden nur, gleich leert sich sein Geflecht.
Unsel'ge Leidenschaft! für mich zwiefache Tücke!
Denn mir wird beim Gefühl der Leere stets so schlecht,
Und immer nach dem Kampf geb' ich den Coken recht.

Ich hatte eines Tags die schönste Schlacht verloren
Und hatte nichts mehr als — Kopfweh und glüh'nde Ohren.
Ich lag auf einer Bank, sah in das Himmelblau
Und dacht' an Ossian und Schottlands Nebelgrau, —
Da plötzlich fiel mir ein: verdiene deine Sporen
Auf einem andren Feld! erobre eine Frau!

Dazu bedarf es nur — so träumt' ich unwillkürlich —
Daß jetzt der liebe Gott es freundlich mit mir meint,
Und daß ein weibliches Geschöpf allhier erscheint.
Die Promenad' ist leer, die Hitz' ist ungebührlich,
Der Abendhimmel brennt, der Westwind buhlt und weint, —
Geliebt zu werden ist heut abend so natürlich.

Käme hier jetzt vorbei, an dieser schatt'gen Buche,
Ein hübsches junges Weib in niederländ'schem Stil,
Rundlich und frisch und rot, Teniers'sches Farbenspiel,
Oder mit kleinem Fuß und faltenreichem Tuche
Ein deutsches Mägdelein, wie sie mit seinem Kiel
Ein Mönch auf Goldgrund malt in einem Heil'genbuche;

Digitized by Google

Dort käme sie, wo sich die dunklen Schatten bauschen,
Das kleine Schelmgesicht; sie trippelt wie ein Reh.
Sie würd' auf das Gesäusel der Wind' im Laube lauschen,
Wann träumerisch die Bäum' in träger Wollust rauschen;
Sie trüg' in ihrer Hand ein Sträußlein Blütenschnee,
Den Frühling auf der Wang', im Herzen süßes Weh;

Sie stünd' am Ende still im Dunkel jener Laube;
Ich spräche nicht ein Wort, ich würde einfach nur
Mit meinen beiden Knieen vor ihr hinknieen im Staube,
In ihrem Aug' ansehn den himmlischen Azur,
Und dann statt aller Gunst nur flehn, daß sie erlaube,
Daß ich ihr schwören dürf' ewiger Liebe Schwur.

Als ich zu diesem Punkt mein Drama fortgespielt,
Bis an den Hals vertieft in meinen Traum, — passierte
Was? — eine Bonne, die ein Kind am Arme hielt.
Es schien mir, daß das Kind, nach dem ich hingeschielt,
An einem heimlichen Verdrusse laborierte,
Und da ich mich von je für Kinder interessierte

Und nie vertragen kann, daß man die Kleinen plagt,
So trat ich ihnen in den Weg und frug die Magd,
Was meinen Cherub denn so mit der Welt entzweie?
Ob man mit ihm geschmollt? ihm etwas untersagt?
„Gleichviel was er gethan, ich will daß man's verzeihe,
Und wenn er etwas wünscht, daß man es ihm verleihe."

Ich habe das Prinzip, die Kinder zu verziehn.
Der Kleine zeigte durch ein Lächeln sich erkenntlich,
Und wenn die Antwort auch anfangs zu stocken schien,
Er gab mir doch die Hand und sprach errötend endlich,
Er habe gar kein Geld für Bettler; das sei schändlich.
Der Ton, womit er's sprach, vergebens schilder' ich ihn.

Bekanntlich war ich selbst vollständig abgebrannt;
Ich hatte, glaub' ich, noch zwei Thaler in der Tasche;
Sie waren in der That mein letzter Barbestand,
Der letzte Funke, der noch lebt' in meiner Asche,
Für morgen zum Diner die letzte halbe Flasche.
Ich zog sie rasch und gab sie in des Kleinen Hand.

Er nahm sie und verschwand und machte nicht viel Worte.
Einige Tage drauf, eh' ich mein Bett verließ,
Klopft' im Vorübergehn das Glück an meine Pforte:
Ich kriegte Briefe mit Rimessen aus Paris.
Es war ein Glück, daß ich den Gastwirt kommen ließ
Und meine Schulden gleich bezahlt' aus meinem Horte.

Von meinem kleinen Freund fand ich inzwischen aus,
Daß er aus England war, ein Kind aus gutem Haus.
Am Abend vor dem Tag, an dem ich reisen wollte,
Wollt' es mein Glück, daß ich dir Mutter treffen sollte:
Es war auf einem Ball, — beim Tanz kommt nichts heraus,
Weshalb ich ein Fauteuil an ihre Seite rollte.

Einst fiel ein Tropfen Milch von des Olympes Zinne,
So sagt man, nieder in den himmlischen Azur.
Die Nacht, die eben an dem Ort vorüberfuhr,
Sah kaum ihr blaues Meer gestreift von dieser Spur,
So schüttelte sie sanft den Schleier und hielt inne
Und schuf dem Himmelsbach eine demantne Rinne.

Diese Geschichte ward vom griechischen Sängervolke
In Honiggold getaucht und in Ambrosia.
Doch eins vergaßen sie. Als Juno nämlich sah,
Daß ihre Schwanenbrust in eine Flut von Wolke
Das ganze Firmament zu wandeln drohe, da
Wurde sie bange vor dem Gott der Donnerwolke.

Sie wollte beide Händ' auf ihren Busen drücken,
Als sie die Götterbrust so mächtig rauschen sah:
Aus Vorsicht wandte sie rasch dem Olymp den Rücken;
Die Sonne war entfernt, die Erde war ihr nah:
So mocht' ein Tropfen denn den irdischen Staub beglücken.
Alles was lieblich ist auf Erden, stammt von da.

Die junge Mutter war ein allerliebstes Kind,
Ein echtes Kind. Das Land der Sachsen und der Angeln
Kann seine Venus lang answerfen, lange angeln,
Bevor es ein Juwel, wie dieses war, gewinnt.
Um sie zu malen, würd' ein jedes Gleichnis mangeln,
Außer ein Tropfen Milch, der in Azur zerrinnt.

Der Schwermut blasser Flor lag nie auf einem Strom
So purpurroten Bluts durchsichtiger gebreitet.
Ich sehte mich zu ihr und sprach mit ihr von Rom;
Sie kannte diese Stadt, mit welcher keine streitet.
Sie kam von dort; ein Strahl von Welschlands Himmelsdom
Hatt' in den kalten Nord ihr sonnig Herz begleitet.

Wir plauderten; wie schlicht und einfach war ihr Sinn:
Sie kannte nicht den Trug und folgte so dem Wahren;
Ich nahm aus ihrer Seel' Almosen als Gewinn.
Bethörend ließ ich mir ihr Herz sich offenbaren
Und gab ihr, ohne daß ich's ahnte, meines hin,
Sie nahm mein Leben mit und hat es nie erfahren.

Und nach dem Contretanz, an diesem selben Tage,
Führt' ich am Arme sie; wir hatten keine Wahl,
Ein jeder Ausgang führt hier durch den Spielersaal.
„Sie reisen", sagte sie; „da kömmt man in die Lage

Digitized by Google

Geld auszugeben, das iſt leider keine Frage;
Es iſt Ihr letzter Tag; ſo ſetzen Sie einmal."

Sie führte mich zur Bank und lächelte verſtohlen.
Ich weiß nicht, welchen Wink ihr ahnend Auge ſah.
Sie zeigte mit der Hand und ſprach: „Sie ſetzen da!"
Ich that genau, wie mir die blonde Fee befohlen,
Und brauche kaum, mein Freund, zu ſagen, was geſchah:
Meine Nummer gewann mit einigen Piſtolen.

Wir ſpielten ein'ge Zeit, wohl eine volle Stunde,
Bis ſich ein ganzer Schatz vor mir zuſammenfand;
Ob's Rot war oder Schwarz, davon fehlt mir die Kunde,
Ob Zwanzig oder Zehn, iſt mir nicht mehr bekannt.

Ich reiſte nach Paris und ſie nach Engelland,
Und ich beſaß an Gold, ich glaube, mehre Pfunde.

Als ich nach Hauſe kam, betrachtet' ich mein Glück
Und dacht' an jenen Tag der Sorge, wo ein Knabe
Mein letztes Geld erhielt, mein Doppelthalerſtück.
Ich gab es lange preis; es war 'ne milde Gabe;
Nun merkt' ich wohl, daß Gott auch dies geſehen habe:
Des Kindes Mutter gab mir heut mein Geld zurück.

O Leſer, deſſen Ohr den obigen Strophen lauſchte,
Ich glaub', als ich dies Lied begann, verſprach ich dir
Ein Damenabenteur; es iſt zu Ende hier.
Mein Glück, wie du bemerkſt, blieb wenig Stunden mir;
Ich kenne manches, das mir nicht ſo ſchnell entrauſchte
Und gegen das ich nie dies kurze Glück vertauſchte.

Licht und Schatten.

Parabel von **Friedrich Bodenſtedt.**

Als Paulus kam nach Epheſus
Und lehrte, wie man leben muß
Im Herrn, die Seele zu erlöſen,
Nach Chriſti Wort, von allem Böſen —
Trat einer aus dem Volke vor
Und ſprach: Gern leih' ich dir mein Ohr,
Doch dunkel iſt der Rede Kern;
Denn wenn's gefiele Gott, dem Herrn,
Das Böſe völlig zu vertreiben:
Wo ſollte dann das Gute bleiben?
Da Gut' und Böſes ſo untrennbar
Und durch einander nur erkennbar
Wie Licht und Schatten. Gleich zwei Gatten
Sind Gut' und Böſes, Licht und Schatten ...

Drauf Paulus: Wer zu hohen Zielen
Hinſtrebt, ſoll nicht mit Worten ſpielen.
Der Schatten, als des Lichts Begleiter,
Iſt nicht des Lichtes Widerſtreiter.
Die Sonne wirft vom Himmelszelt
Nur Schatten in die Körperwelt.
Im wolkenloſen Reich des Lichts
Der Welt ſiehſt du von Schatten nichts,
Doch hier auf Erden bringt er Segen
Der Kreatur auf allen Wegen:
Jetzt, in der Mittagsſonne Schwüle,
Beut er uns labend ſeine Kühle.
Sieh, auch die Herde auf den Matten
Sucht unter breiten Bäumen Schatten,
Den ſich im öden Steppenfeld
Der Menſch ſelbſt ſchafft durch Dach und Zelt.
Der Schatten, ganz wie Licht ſo rein,
Kann uns kein Bild des Böſen ſein,
Das ſtets dem Guten widerſtrebt
Und nicht wie Schatten leicht entſchwebt;
Allein es läßt ſich überwinden,
Wenn wir die rechten Waffen finden
Zum Kampf; doch kein Geſchöpf auf Erden
Kann frei von ſeinem Schatten werden,
Solang es atmet! Erſt das Grab
Löſt unſern Schatten von uns ab.
Es wachſen, die nach Licht ſich ſehnen,
Und lang wird ſich ihr Schatten dehnen,
Doch eine höhere Stimme ſpricht:
Der Geiſt ſtirbt mit dem Körper nicht!
Das Höchſte, unvergänglich Wahre
Iſt in der Welt das Unſichtbare,
Das als Gedanke uns belebt,
Das Auge klärt, das Herz erhebt,
Den Sturm ſelbſt reden läßt aus Zeugen
Der Schöpfermacht, der wir uns beugen,
Um, wenn des Körpers Bande ſpringen,
Uns frei zum Höchſten aufzuſchwingen,
Wohin die Liebe und der Glaube
Uns führt aus dieſer Welt von Staube,
Gleichwie der Blitz fährt aus der Wolke! ...

Alſo ſprach Paulus zu dem Volke.
Durch ſeine feurige Belehrung
Gewann er Scharen zur Bekehrung,
That Wunder, bannte böſe Geiſter,
Ward aller Feind' und Spötter Meiſter,
Gab vielen Herzen Glück und Frieden,
Eh' er von Epheſus geſchieden,
Und ſeine chriſtliche Gemeinde
Lang überſteht ſeine Feinde.

Digitized by Google

Karl Stieler.

Von **Max Haushofer.**

Als im Frühling des Jahres 1885 plötzlich die Trauerkunde sich verbreitete, daß Karl Stieler, bis dahin ein lebensfroher, unermüdlich thätiger Mann, in der Blüte seiner Jahre aus dem Kreise der Seinigen, aus all seinen Arbeiten und Plänen durch den Tod hinweggerissen worden sei, drang die Klage um den Verlorenen von der grünen Welle seines geliebten Tegernsees bis hinunter zur Wesermündung und bis an die fernen Gestade des baltischen Meers.

Und nicht nur die höchstgebildeten Kreise seiner Nation waren es, die den Dichter betrauerten. Auch in jene Schichten des Volkes, deren einfacheres Verständnis und prosaische Lebenslage sonst jeden dichterischen Ruf ungehört verhallen läßt, war Stielers Name gedrungen.

Nur die Treue und Sicherheit, das innige Empfinden, womit der Dichter, nie getäuscht und niemals irreund, die echtesten und bezeichnendsten Züge aus dem Leben seines Volkes in sich aufgenommen und in der treffendsten einfachsten Form wiedergegeben hatte, konnten imstande sein, ihm in so jungen Jahren schon zu solcher Bedeutung zu helfen.

Karl Stieler war durch seine Heimat, durch sein Elternhaus und seine Erziehung schon in einen Kreis von Beziehungen gekommen, die ihm mannigfache Anregungen zu seiner späteren Entwicklung gaben. Er war als zweiter Sohn des Hofmalers Stieler am 15. Dezember 1842 geboren. Sein Vater, bekannt als ausgezeichneter Porträtmaler, hatte lebhafte Verbindung mit allem, was dazumal in München geistige, künstlerische und gesellschaftliche Bedeutung besaß. München war damals mitten im schönsten Aufschwunge zu seiner Stellung als Metropole deutscher Kunst; und in Stielers elterlichem Hause ward diese Bewegung voll und gerne mitempfunden und getragen, so daß schon der Knabe Stieler lebensfrohe Anregung genug genoß.

Dazu kam aber noch, daß Stielers Vater an einem der entzückendsten Plätze des deutschen Vaterlandes ein kleines Landhaus erworben hatte. Wo mit seinem prachtvollen Hochwald das Gebirge nieder sich senkt zum östlichen Rande des Tegernsees, liegt dieses Häuschen, zwischen dem Walde, der Ortschaft und dem See. Aus seinen Fenstern schaut man hinunter auf die Landstraße, hinüber in die traumstillen Schatten des Waldes und auf die weite blitzende Seefläche, zu den ehrwürdigen Türmen des tausendjährigen Klosters, und hinauf zu den schimmernden Felswänden und grünen Matten, welche die Scheitel unvergänglicher Berge schmücken. Waldesduft und Seeluft weht um dieses Haus. Und unter den Dächern der zahllosen Häuser, welche, zwischen buschigem Grün halb versteckt, die reizvolle Landschaft beleben, eingebettet in Wohlstand und Naturschönheit, wohnt ein Völkchen, das unübertroffen ist in seiner Lebensfreudigkeit, seinem harmlosen Übermut, seiner Freude an Gesang und Verliebtheit.

In dieser Umgebung verbrachte Karl Stieler die schönsten, die lebenswertesten Tage. An diesen Ufern lauschte er der Seeluft, wie sie sonnenhell an den Strand plätschert oder in stürmischen Rauschen wildere Grüße daherbringt; an diesen Berghängen durchwanderte er die blanken Gehöfte, auf welchen seit uralten Zeiten frohe, wehrhafte Menschen gehaust haben; in grüner Waldeinsamkeit folgte er dem Schlag der Drossel und suchte sich den Weg unter der Felswand hin zur sonnigen Alm, von wo sein Blick hinausträumen konnte in endlose Fernen.

Als Knabe schon lernte er in der Tegernseer Dorfgasse den Dialekt seines Volks ganz gründlich. Aber mit Bewußtsein die Eigenart des Volkes, die Erlebnisse, die Freuden und Leiden des bäuerlichen Daseins zu verfolgen: dazu kam er erst als Student. Da fängt er an, in den Ferienmonaten abends am Herdfeuer der Sennerinnen zu sitzen und die Lieder aufzuzeichnen oder nachzudichten, die sie ihm singen. Da folgt er den Holzknechten in den Hochwald, hört ihnen zu, wie sie erzählen, und schaut, wie sie den mächtigen Fichtenstamm fällen, der sich nicht wehren kann, aber stürzend seine Kraft dem zum Erbe giebt, der ihn erschlagen hat. Es giebt keine Bauernarbeit, die er nicht selber mitgethan; er ißt am eichenen Tisch des Bauern ans einer Schüssel mit Knecht und Magd und betet mit ihnen den Abendsegen. Aus diesem tiefsten Erleben, nicht bloß aus ein paar schmucken Gestalten, oder aus ein paar frohen Liedern, die er hörte, hat er die Liebe zu dem Volke gewonnen, das er uns schildert.

Wer die Gelegenheit, das Volk kennen zu lernen, sucht, der kann sie finden. Aber nicht mühelos. Man muß die Landschaft verstehen lernen, in welcher das Volk lebt, und ebenso die Bedürfnisse und Lebenssitten, die Arbeit und die Freuden des Volkes. Man darf sich nicht bloß als Reisender das Interessante heraussuchen wollen.

Digitized by Google

Karl Stieler machte seine Bauernstudien gründlich. Nachdem er sein juristisches Examen an der Münchener Universität bestanden hatte, trat er als Rechtspraktikant beim Landgerichte Tegernsee in Praxis und hatte da Gelegenheit, die Bauern vor Gericht kennen zu lernen, wo sie wohl oder übel einer gewissen Aufrichtigkeit sich befleißigen müssen. Da erfuhr er denn ganz offiziell, wie der Bauer über Schuldenwesen und Heiratsangelegenheiten, über Erbschaft und Eigentumsfragen denkt; was er sich denkt, wenn er beim Kirchweihfeste die Beine aus den Stühlen reißt, um damit loszuschlagen; und was er sich hernach denkt, wenn er kleinlaut vor dem gestrengen Richter steht, um sich wegen der lustigen Kirchweihrauferei zu verantworten.

Auch noch in einer ganz anderen Qualität lernte Stieler den Bauern offiziell kennen. Das war, als er im Jahre 1866 vorübergehend als Leutnant eines bayerischen Infanterieregiments in Passau lag, um Rekruten zu drillen. Der Bauer im blauen Rocke, unter der eisernen Faust der Disziplin — das war wieder etwas ganz anderes. Aber die Liebesbriefe, die er damals für seine Soldaten schrieb; die sonderbaren Auffassungen von Pflichtgefühl, von Patriotismus und soldatischer Tugend, denen er bei den wilden Söhnen des bayerischen Waldes begegnete, konnten nur dazu beitragen, seine Volkskenntnis zu erweitern und zu vertiefen.

Noch ein drittesmal trat er in unmittelbare thätige Beziehung zur Bauernschaft: bei Gelegenheit einer Wahlagitation als Volksredner und politischer Parteisänger. Da waren es die ansässigen wahlfähigen Männer seines Gaus, zu welchen er sprach. Nur der Umstand, daß er früher schon, in stetem Privatverkehr mit den einzelnen, den Umfang und die Tiefe ihres politischen Verständnisses genau kennen lernte, daß die Leute ihn als ihren Freund kannten, machte es ihm damals möglich, in kurzer Zeit einen schönen politischen Erfolg zu erringen, welcher noch lange Jahre nachher in der politischen Gesinnung jenes Wahlbezirks zum Ausdruck kam.

Es mag wohl hier am Platze sein, das Lebensbild Stielers in kurzen Zügen zu vervollständigen, ehe wir genauer auf seinen Zusammenhang mit dem Volke eingehen.

Von seinem Heimatboden aus wußte Stieler manchen Faden des Gedankens in die große Welt hinauszuspinnen; ein günstiges Geschick bewahrte ihn vor der ausschließlichen Beschränkung auf das engste Gebiet. Zeuge dafür sind jene Reiseschilderungen, welche er aus Italien, aus Elsaß-Lothringen und aus den Uferländern des Rheines schrieb. Diese Schilderungen, im Auftrage von Buchhändlern geschrieben, gaben ihm Gelegenheit zu schönen Fahrten nach der Schweiz und nach Italien, nach Frankreich, Österreich und England. Aber so sehr sich durch diese Reisen sein Weltblick erweiterte: er kehrte nur immer mit umso größerer Freude nach der Heimat zurück. Eine feste gesellschaftliche Stellung zu erringen, ward ihm leicht; nachdem er sein juristisches Staatsexamen bestanden hatte, trat er 1870 in den bayerischen Staatsdienst, wo er zuletzt als Assessor am königlichen Reichsarchiv wirkte. In dieser Stellung schuf er sich ein reizvoll harmonisch ausgestaltetes Familienleben.

Die Arbeiten im Reichsarchiv ließen ihm Muße genug, um in den Urlaubswochen Reisen nach norddeutschen Städten, vom Niederrhein bis zur Ostsee zu unternehmen, wo er als gerngesehener Gast öffentliche Vorträge über Leben und Sitten seiner Heimat hielt. Diese Vorträge dienten seinem schriftstellerischen Schaffen als belebende und fruchttragende Ergänzung; sie wirkten wie Erläuterungen und Grundlegungen, welche er seinen Dialektdichtungen mitgab.

So stand er mitten auf der Höhe seines Schaffens, als er uns entrissen ward. Schon ein paar Jahre vorher hatte ihn eine schwere Krankheit niedergeworfen, und frühe Todesahnung war in sein lebensfrohes Herz eingezogen. Aber es schien, als hätte er in seiner Bergheimat wieder neue Kraft gewonnen; er war wieder schöpferisch thätig und heiter geworden, als ihn seine letzte, nur fünftägige Krankheit anfiel.

Wenige Wochen vorher hatte er noch in oberbayrischer Mundart jenen Glückwunsch verfaßt, welchen seine Tegernseer Landsleute zum siebzigjährigen Geburtstage des Reichskanzlers nach Berlin sandten.

So früh auch dieses hochbegnadete Leben enden mußte: es ist doch ein reicher Schatz, den es uns hinterließ.

Drei verschiedene Formen sind es, in welchen Karl Stieler uns das Verständnis vom Leben des oberbayerischen Volkes vermittelt: seine Dialektdichtungen, seine Hochlandlieder und seine Prosaarbeiten.

Am meisten haben jedenfalls die Dialektdichtungen zu seinem Ruhme beigetragen. Diese Dialektdichtungen erschienen in vier Sammlungen. „Bergblearnln" nannte der Dichter die erste; „Weil's mi' freut!" „Habt's a Schneid!?" und „Um Sunnawend'" die folgenden drei, welche jetzt auch in einem Bande vorliegen. Welcher dieser Sammlungen der Vorzug zukomme — darüber brauchen wir uns nicht zu entscheiden.

Alle vier Sammlungen zusammen bieten einen unvergleichlichen Schatz an Volkskenntnis. — Denn wir finden in ihnen das Denken und Fühlen des Volkes auch in der Sprache des Volks. Unverfälschte Echtheit war das oberste Verlangen, das Karl Stieler an alle Dialektdichtung und auch an sich selbst stellte. Diesem Verlangen entspricht alles, was er in dieser Richtung schuf, ganz und voll. Jedem einzelnen Charakter, jedem Zug, jedem Begebnis, das hier geschildert ist, merkt man es an, mit welcher Aufmerksamkeit und Treue die Wirklichkeit belauscht ist, wie nichts anderes in diesen Dialektdichtungen enthalten ist, als was mit vollem Rechte hineingehört.

Diese unverkennbare Echtheit ist es, was die Dialektdichtungen Stielers in so erstaunlich kurzer Zeit berühmt machte und ihnen einen Freundeskreis verschaffte, der weit über die Grenzen des bayrischen Dialekts hinausreicht.

Den Dialekt selbst handhabt Stieler in bewußter und wohlüberlegter Weise, alle Geschmacklosigkeit und Biegsamkeit desselben benützend. Schon kurze Zeit nach dem Erscheinen der ersten Sammlung kam er zu der erfreuenden Überzeugung, daß er nicht bloß an der Isar, sondern auch an der Elbe und der Spree gelesen werde und daher den Dialekt möglichst allgemein verständlich schreiben müsse.

Kein Dialekt kann genau so geschrieben werden, wie er gesprochen wird. Deshalb bemüht sich Stieler, ihn wenigstens faßlich zu schreiben. Wo etwa schwierige Ausdrücke das Verständnis erschweren, entlastet er dasselbe, indem er die Schreibart eines oder des anderen Wortes dem Hochdeutschen möglichst nähert. Je weniger dagegen

Digitized by Google

ein Mißverständnis möglich ist, um so mehr bemüht er sich, durch die Schreibart die Aussprache zu treffen. Er folgt darin nur dem Landvolke selbst, welches, sobald es sich einem Städter gegenüber bekannt machen will, sich dialektisch nicht so gehen läßt wie unter seinesgleichen.

Eine gewisse Elastizität in der Schreibweise hält Stieler mit Recht für desto verzeihlicher, je weniger Konzessionen man in Bezug auf stoffliche Echtheit macht. In dieser Hinsicht läßt er absolute Strenge walten. Kein fremdartiger Gedanke, kein fremdes Bild, ja nicht das kleinste unechte Wort soll sich in die Dialektdichtung einschleichen dürfen. Dann wird jeder Satz so prägnant und charakteristisch sein, daß er den Schein der Echtheit nicht erst durch seine Schreibart zu erzwingen braucht.

In seinen hochdeutschen Gedichten schildert er freilich kein Bauernleben von heutzutage mehr; da wird er ganz zum Dichter. Aber die leidenschaftliche Liebe zum Heimatboden verläßt ihn auch hier nicht. Der unbeschreibliche Zauber, der zwischen den schlanken Stämmen des Bergwalds weht, der Sonnenglast, der um die Mittagszeit in felsigen Hochthälern liegt, der von kühlen Schneefeldern und geheimnisreichen Seespiegeln zurückgestrahlt wird, haben dieselbe Macht gegenüber den Menschen von heutzutage, die sie vor tausend Jahren hatten.

Und wenn uns Stieler in seinen Hochlandsliedern die unzerstörbare Sehnsucht nach Glück und Lebensfreude schildert, die unter klösterlichem Gewande ringt; wenn er uns das Heimweh des Lanzknechts schildert, der auf dem Schlachtfeld sterbend noch einmal Almenluft zu spüren meint; wenn er uns die minnefrohen Gestalten der Vorzeit wie goldene Schattenbilder vorübergleiten läßt oder tief im Waldmoos versunkene Bücher findet, durch deren zerfallende Pergamentblätter ergreifende Liebeslieder wehen: immer und überall finden wir darin die grundtiefe Liebe zum Heimatboden. Die leidenschaftlichen Laute des Menschenherzens mischen sich hier mit dem rauschenden Atem der Natur; aber die Menschen sind immer wieder bergfrische Weltkinder; die Natur ist immer wieder die der Heimat des Dichters.

Die Prosaschriften Karl Stielers sind, soweit sie uns hier angehen, gesammelt in vier Bänden. Der erste, eine Reihe größerer Arbeiten umfassend, betitelt sich „Kulturbilder aus Baiern"; der zweite nennt sich „Natur- und Lebensbilder aus den Alpen"; als dritter und vierter Band sind die Sammlungen: „Durch Krieg zum Frieden" und „Aus Fremde und Heimat" hinzugefügt worden. Sie enthalten insgesamt auch verschiedene Schilderungen aus den Bergen.

Aber auch die in dem bekannten Prachtwerk „Aus deutschen Bergen" enthaltenen Schilderungen sind hier anzureihen.

Alle diese Prosa-Arbeiten bieten gewissermaßen einen Einblick in die geistige Werkstätte, aus welcher die Dichtungen Stielers hervorgegangen sind. Sie sind ein Teil jenes unerschöpflichen Schatzes an Volkskenntnis, den Stieler sich erworben hatte. Nur ein Teil; denn vieles hat der so früh Geschiedene mit ins Grab genommen; es ist unwiederbringlich verloren. Das sind jene kleineren feinen Züge aus dem Volksleben, die in seiner Erinnerung aufgespeichert lagen und ihm zur Verfügung standen, so oft es nötig war, sie zur Charakteristik der Menschen und der Zustände anzuwenden. Man kann ja nicht alles drucken lassen, was man weiß und was man erlebt hat; aber alles kann man verwerten, aus allem eine Lehre ziehen.

In seinen Prosaschriften hatte Stieler auch Gelegenheit, die Charakterzüge des Volks, die er in seinen Dialektgedichten als lauter einzelne sprechende Bilder, als vollendete Thatsachen hinstellt, geschichtlich und ethnographisch zu begründen. Wenn er uns also in den Dialektgedichten einen bunten Flor von Blumen bietet, so deckt er in den Prosaschriften den Boden auf, wo diese Blumen gewachsen sind.

Ein flüchtiger Leser dieser Dialektgedichte könnte vielleicht glauben, es sei nicht schwer gewesen, die Motive zu diesen Dichtungen zu finden; man brauche dazu bloß fleißig mit den Holzknechten und Fuhrleuten am Wirtstische zu sitzen, bei lustigen Sennerinnen einzukehren und mit alten Leuten, die sich auf der Hausbank sonnen, im Vorbeigehn ein Gespräch anzuknüpfen.

Aber die Sache ist doch anders. Wenn auch das Volk seinen Witz und sein Lied ganz gerne preisgiebt und nicht knauserig thut damit: sein Bestes und sein Tiefstes giebt es nicht so mir nichts dir nichts heraus; das muß gesucht werden mit ganz kundigem Blicke. Und das konnte Stieler, weil er in der tiefsten Seele seines Volkes heimisch war. Schreiber dieser Zeilen ist selbst mit ihm gewandert und mit anderen Freunden zusammen in Sennhütten und Bergwirtshäusern eingekehrt. Was damals Stieler die Menschen frug, das traf immer den Nagel auf den Kopf; und was er aus den Menschen herausbrachte, war echt und wertvoll.

Er durchschaute es, wie der heimatliche Wald und die taurische Wiese, das Tier im Stall und der Staub auf der Landstraße, der unerschütterliche Fels und die bewegte Wasserflut — wie all diese Gestaltungen der Natur mit jeder Einzelheit des Volkslebens ineinander verkettet sind. Er senkte seinen Blick aus der eilenden Gegenwart in die Tiefe der Vergangenheit und erkannte, wie das, was heutzutage Brauch und Sitte ist, entweder in der gebieterischen Mahnung der Natur oder in längstvergangnen Geschichten begründet ist.

Wenn ihm frommer Glaube und dunkler Aberglaube begegneten, dann erkannte er, wie durch die Formen des Christentums noch ab und zu die schattenhaften Erinnerungen uralter Heidenzeit sich empordrängen wollen; jene Erinnerungen, die vom Volke vergessen und verbannt sind und doch nicht sterben und verlöschen.

Immer und überall fand er die Fäden heraus, die das längst Vergangne mit dem Entstehenden, die seelenlose Sache mit dem lebensfrohen Menschenherzen verbinden; jene Fäden, welche zwischen dem unscheinbaren Geschick des einzelnen und dem gewaltigen klirrenden Gang der Weltgeschichte eine Verbindung schaffen. Und das sichert seinen Werken dauernden Wert. So lange die grüne Flut des Tegernsees das Grab umrauscht, das Stieler allzufrüh gefunden hat, werden seine Lieder aus jenen Wellen aufrauschen und von den Bergen niederklingen, aus deren sonniger Höhe er sie erlauschte.

Digitized by Google

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Zur Goethelitteratur.

Die kleine stille Gemeinde, welche sich noch vor zwanzig Jahren in der Verehrung von Goethes Genius und der Erbauung an seinen Werken zusammengefunden hatte, löst sich jetzt allmählich auf, da ihr Streben von immer weiteren Kreisen gebildeter Deutscher geteilt wird und der Dichter die Stelle im Bewußtsein des Volkes einnimmt, welche ihm schon längst zukam, jedoch durch eine schwer zu lockernde Verbindung von Vorurteil und Unkenntnis ihm versagt geblieben war. Kaum ein zweites Mal wird sich der Fall aufweisen lassen, daß eines großen Mannes Gedächtnis stets gewinnt, je mehr die heimlichsten Urkunden seines Lebens aufgedeckt werden. Die feineren Züge von Goethes Bild, welche wir nunmehr erkennen, verklären es zu einem Ideale reinster und edelster Menschlichkeit; die Übergänge und Zwischenglieder seiner Entwicklung, wie sie jetzt deutlicher hervortreten, stellen sich als Phasen einer in sich harmonischen Folgerichtigkeit dar. Der Fortschritt unseres Wissens von Goethe, den die letzten Jahrzehnte umspannen, besteht ebensowohl in der Zuführung neuen Stoffes, als in dessen Verwertung. Unermüdlich sind die verschütteten Quellen aufgethan, insbesondere ein fast unüberschbarer Reichtum von Briefen ausgebreitet worden. Dann aber hat man die strengen Grundsätze methodischer Kritik, welche den Kanon der klassischen Philologie ausmachen, auf die neuere deutsche Litteratur angewendet. Das ist einerseits dem Texte von Goethes Werken zu gute gekommen, den man von stellenweise argen Verderbnissen zu reinigen und auf die ursprüngliche Gestalt zurückzuführen sich bemüht, andererseits ist für die höhere Kritik, für die Geschichte der Dichtungen Goethes, für die rechte Deutung und ein nachschöpfendes Verständnis die Bahn gebrochen worden, vornehmlich durch die Arbeiten Bäthelen Scherers. Dieser war es auch, der für die „Wissenschaft von Goethe" die Bezeichnung „Goethephilologie" erfand, allerdings nicht ohne Widerspruch. Mehrere Umstände griffen glücklich in einander, um das frisch in die Erde gepflanzte Reis zu raschem Sprossen und Blühen zu bringen: in dem „Goethejahrbuch" war ein bequemer Mittelpunkt für die zerstreute Thätigkeit vieler geschaffen; der Eröffnung des Goethearchivs folgte die Gründung der Goethegesellschaft, fürstliche Großmut und die Einsicht der Fachleute unterstützen sich da gegenseitig und stellten eine Wirksamkeit in Aussicht, durch welche Goethes Leben allseitig beleuchtet, seine Schöpfungen in ihrer Echtheit zum Vorschein gebracht werden. Mit der großen kritischen Goetheausgabe wird dem Dichter das einzig würdige Denkmal gesetzt sein, der Emerson mit Recht als die Verkörperung aller Poesie erschien.

Es begreift sich, daß diesen Wandlungen gemäß auch der Charakter der Arbeiten über Goethe ein anderer geworden ist, die Liebhaberei hat sich zur Wissenschaft umgebildet, ernste und strenge Prüfung verdrängt das zusammenhanglose Sammeln. Natürlich machen nicht alle älteren Goethefreunde die neuen Studien mit durch, neben den modernen Untersuchungen werden noch genaume Zeit Abhandlungen erscheinen, welche den Stempel der früheren Art an sich tragen. Das ist auch in der Ordnung: die selbstlose, liebevolle und hingebende Versenkung in den Dichter und sein Werk soll auch fortan nicht um ihr gutes Recht kommen. Die erste der beiden Schriften, mit welchen sich die vorliegende Anzeige beschäftigen will: Das Goethesche Gleichnis. Von Professor Dr. Hermann Henkel (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1886) darf man jener älteren Richtung im besten Sinne zuzählen. Sie verfährt nicht historisch, und das ist für sie bezeichnend, wenn sich auch aus den sorgfältigen Zusammenstellungen ganz Hübsches und Interessantes für die zeitliche Verknupfung innerhalb der Bilderspräche Goethes ergiebt. Henkel beginnt mit Goethes Definition des Gleichnisses, beschreibt sehr klar die Eigenheit der Vergleiche bei Homer und Shakespeare, zeigt, wie diese nebst der Bibel Goethe beeinflußten, und führt dann in sachgemäßer Abstufung die verschiedenen Arten von Goethes Gleichnissen vor. Der zweite Teil der Schrift ist eine Art Realkatalog der Vergleichungen bei Goethe, dem es zur vollen Benutzbarkeit an nichts als einem Index gebricht. Ich muß zugeben, daß man diese aus dem Kuchen geklaubten Rosinen nur in Portionen zu sich nehmen kann, aber auch feststellen, daß eine solche Sammlung an sich sehr dankenswert ist und dem Leser den recht starken Eindruck hervorbringt, wie reich und rein Goethes Anschauung der Welt gewesen sei, wie leicht und unmittelbar ihm Natur und Leben die schicklichsten Bilder dargereicht haben. Die Klarheit seines Auges, in der sich alles Irdische ungetrübt und unverkürzt spiegelt, müssen wir immer von neuem bewundern. Und heute vielleicht mehr als sonst. Denn eine Mittelschule, welche darauf ausgeht, die Kenntnis der Pflanzenwelt auf das Zeichnen von Blütendiagrammen zu beschränken, die Ansicht der Mineralien durch das Entwerfen von Kristallfiguren zu ersetzen; eine Zeit, in welcher selbst der wissenschaftliche Zoologe die Tiere nicht mehr kennt, sondern nur die Schnitte seiner mikroskopischen Präparate, solche Schule und Zeit versperren allgemach den Weg zu einem freien und gesunden Erfassen der Welt durch die Sinne, in welchem Goethe lebte und webte.

Das zweite Büchlein: Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle. Zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters. Von Dr. Herm. Baumgart (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1886) repräsentiert eine ganz andere Art von Betrachtung. Der Verfasser, schon seit längerem als Goetheforscher bekannt, z. B. durch eine feine Auslegung des „Märchens", will diesmal zunächst die schwierigen und dunklen „Weissagungen des Bakis" aufhellen. Baumgart teilt die 32 Doppelbistichen in Gruppen (4 + 10 + 4 + 10 + 4), bezieht die erste Hauptpartie auf Goethes Verhältnis zur Politik, in der zweiten läßt er ihn sich über seine Poesie aussprechen, ihre Haltung rechtfertigen, ihre Aufgaben umgrenzen. Manches in dieser sinnigen Deutung zieht an, kaum wird das Ganze allgemein befriedigen und mit einzelnen Lösungen, die man fast mit Händen zu greifen meint, übereinstimmen. Aber freilich, wer giebt Besseres? – Baumgart ist überzeugt, daß für Goethe die „symbolische" Dichtung auch die Dichtung κατ' ἐξοχήν war, er spürt daher den Symbolen eifrig nach, selbst in Werken, bei denen man sie nicht gesucht hätte, und will sich z. B. mit einer Auslegung von Wilhelm Meisters Lehrjahren befassen. Vorläufig giebt er Goethes Novelle eine besondere und zwar politische Deutung: die alte Stammburg ist die Herrlichkeit des deutschen Reiches; um den kaiserlichen Hauptturm gruppieren sich die herzoglichen, fürstlichen feudalen Mächte; die Verbindung der Stammherzogtümer bildet den von der Natur gebneten Boden; die Bäume, welche in den Ruinen aufgeschossen sind, beziehen sich auf die deutschen Königreiche neben den alten Kurfürstentümern; der mächtige Aborn endlich auf den Stufen zum Hauptturm ist der preußische Staat. Ich erwähne noch, daß die „Tiger- und Löwengeschichte" allegorisch auf den frommen Sinn, den Verstand, die Kraft des Volkes angelegt wird, welches sich durch Fürstenweisheit in Liebe dazu bringen läßt, die alte Reichsherrlichkeit zu erneuern. Wenige werden dem Verfasser zu folgen vermögen. Meine persönliche Neigung, wenn ich von ihr reden darf, weist mich an, die Novelle einfach zu zu nehmen wie sie ist, als ein kleines Kunstwerk, bei welchem das reiche Detail der Einleitung mit der heftigen Bewegtheit des Ausganges in bewußtem romantischen Gegensatz sich befindet; daß eine oder die andere Umrißlinie nicht

Digitized by Google

ausgeführt worden, diese und jene Verzahnung frei stehen geblieben ist, stört mir den Genuß nicht.

Graz. **Anton E. Schönbach.**

Erzählende Dichtungen von Hans Hopfen.

Anläßlich der an das Ende Ludwigs II. geknüpften Betrachtungen über das Verhältnis dieses kunstsinnigen Monarchen zu den zeitgenössischen Künstlern und Schriftstellern hat Hans Hopfen gegen die — wir wissen nicht worauf — begründete Behauptung, daß sein dichterisches Schaffen vor den Augen des Königs keine rechte Gnade gefunden, in einer Weise repliciert, die dem Dichter wie dem Fürsten Ehre macht. Allein es war doch nur der bairische Patriotismus, ein scharf hervorstechender Charakterzug des ersteren, der in dieser Erwiderung zum Worte kam; dem Ehrgeiz des Autors haben längst ganz andere Stimmen genug gethan, als das königliche Billet von Hohenschwangau. Dennoch ist es wohl kein Zufall, daß Hans Hopfen warme Worte der Anerkennung seitens des gekrönten Phantasten nur für seine Gedichte aufzuweisen vermag, und daß für die novellistische Produktion, welcher der Genannte das jüngste Lustrum seiner Thätigkeit fast ausschließlich gewidmet hat, kein ähnliches Zeugnis von derselben Hand vorliegt. Es läßt sich in der That vermuten, daß ein Urteil Ludwigs II. über die letztere ganz anders ausgefallen wäre. Wenigen modernen Dichtern ist es vergönnt, sich mit gleicher Freiheit in der bunten Schlangenhaut der Märchenpoesie und im grauen Zwilchkittel des anatomierenden naturalistischen Demonstrators zu bewegen. Hans Hopfen gehört zu diesen glücklichen Vertretern einer Übergangsepoche unserer Dichtung; aber es darf ihn nicht wundern, daß Werke, mit welchen er einen Teil des Publikums entzückt, den andern kalt lassen und umgekehrt. Der gewissenhafte Historiker aber — und das soll ja der Kritiker sein — darf sich in seinem Urteil nicht allein von seinen persönlichen Geschmacke leiten lassen, sondern muß trachten, auch solchen Erscheinungen, die ihm unverdorben finden und deshalb fremdartig anmuten, auch ihre Güte gerecht zu werden. Gabe es denn sonst eine billige Geschichtschreibung entlegener Epochen, wenn das nicht möglich wäre? Unsere moderne Kultur steht auf einer Höhe, wo die zersteuten Pioniere ihren Zusammenbang, das gegenseitige Verständnis, ebenso mühsam aufzusuchen haben, wie der späte Beschauer den Reiz eines altertümlichen Bildwerks, und umgekehrt der in veralteten Anschauungen befangene Kritiker die Wunder einer neuen Kunst. . . . .

Hans Hopfen ist in den letzten Jahren einer Art von poetischem Pantheismus anheimgefallen, einem Zwillingsbruder des französischen Naturalismus, der ihm oft sehr ähnlich sieht und doch soweit von ihm verschieden ist, wie der Tod vom Schlafe. Er betet zwar nicht, wie sein verstorbener König, Täume, Bäume und Steinsäulen an; aber er schildert dergleichen an Jedermanns Lebenspfade täglich wiederkehrende Dinge mit andächtiger Naturtreue. Wie ein trefflicher, aber wandermüder Landschafter sucht er nicht mehr die Glanzpunkte der Schöpfung auf, hochromantische Falten im Antlitz der Mutter Erde oder Bilder in den Wolken, die ihre Zackenkrone küssen. Alles ist schön oder wird zur Schönheit unter der Beleuchtung, in der ich es darstelle. Gott ist überall, im Thal wie auf der Höhe, ja selbst im Sumpf — warum soll ich so hoch steigen, wenn er zu mir herabkommt und sich mir in Gestalt des nächstbesten Kinderstreiches oder irgend einer Lappalie präsentiert?

Das ist ja gewiß wahr, aber ebenso gewiß hat diese Richtung ihre Grenzen und Gefahren. Kleinmeister hat es von jeher gegeben; nur waren auch ihre Ansprüche nicht sehr groß, und um einen wirklich bedeutenden Dichter wäre schade, wenn er seine Augen, die ein Spiegel der ganzen großen Welt sein sollen, durchs Mikroskop verdürbe. Das Kleinste erhält ja Bedeutung unter Künstlerhand; nur darf ihm diese Wichtigkeit nicht von vorn herein beigelegt werden, sie muß vielmehr erst aus den Umständen herauswachsen, unter welchen Neues zur Darstellung gebracht wird. So machten es die großen Dichter seit Homer, und wo sie es, wie Goethe, manchmal anders gemacht haben, sind ihre Werke kostbare Raritäten geblieben.

„Mein erstes Abenteuer" (Stuttgart, Engelhorn) führt die Leidensschicksale eines Schulknaben vor, der sich in die noch unsertige Bavaria der kgl. Erzgießerei zu München verliebt, dieselbe bei nächtlicher Weile von innen besteigt und bei einer Wiederholung dieses Besuches in die Hände einer übermütigen gleichfalls noch unreifen Künstlerschar gerät. Die Situation kompliziert sich und wird erst interessant dadurch, daß der Häscher des Knaben seinen Fang zu einer unedlen Pression auf die Beschützerin des gezeigneten Kindes, die Hebe der Künstlerkneipe, mißbrauchen will. Das Mädchen schwebt in viel ernsterer Gefahr als ihr kleiner Schützling; aber die Intervention eines ehrlichen Werbers, der um die Stunde des nächtlichen Abenteuers zur schönen Kellnerin „Fensterln" geht, rettet die beiden Bedrängten. Der Knabe, welcher bald gelieb'ost, bald mißhandelt und endlich in eine dunkle Kammer gesperrt wird, wundert sich nicht wenig über den Einblick ins dunkle Treiben der Welt, wo wegen einer einzigen Kellnerin soviel Leidenschaft, List und Lärm in Bewegung ist. Wenn größere Knaben einen kleineren quälen und sich auch anderweit noch ungebührlich betragen, tritt die ausgleichende Gerechtigkeit viel häufiger ein, als sonst im Hammer- und Amboßspiel des Lebens, wie in der modernen Poesie. Leider schließt die Erzählung trotzdem nicht mit der sehnlich erwarteten Tracht Prügel für den angehenden Salvator Rosa; man würde dem Dichter nur dankbar sein für diese Abweichung von der geschichtlichen Wahrheit.

„Der letzte Hieb" ist eine Studenten- (genauer gesagt: Couleur-) Geschichte, die sich — obwohl in einem Exkurs für deutsche Burschensitte eine Lanze gebrochen oder vielmehr wider ausländischen Lateiner-Unfug ein scharfer Pfeil abgeschossen wird — gegen den Verdacht tendenziöser Beschönigung des Saus- und Rauskommentz von vorne herein verwahrt. Das ist auch sehr begründet, denn ohne jene weltweise Empfehlung des geringeren Übels würde dem Autor der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er mit entschiedener Vorliebe, ja Begeisterung für eine wie immer beschaffene Sache Dinge erzählt, die dieser Sache weder zur Ehre noch zum Vorteil gereichen. Es handelt sich nämlich um das unerhörte, aber nicht so ganz unverschuldete Pech, das an der besten Klinge einiger Semester und deutscher Vaterländer bei ihrem letzten Hiebe und infolge davon auch beim Rigorosum und in einem auf nahe Heirat abzielenden Liebesverhältnis haftet — drei Anmahnfälle schlimmster Art, die sich wie die traurige Wirklichkeit dem frommen Wunsche Heines gegenüberstellen, der da lautet:

„Gott gebe euren Söhnen stets
Ein sehr gelindes Examen,
Und eure Töchter bringe er hübsch
Unter die Haube — Amen!"

Wohlthuend berührt der Ausgang dieser Geschichte. Trotz einer Doppelselbstmordschwangeren Nachtscene am Flusse gehärt das kreisende Mäuslein keinen tragischen Berg; sondern die Liebenden treunen sich und Er wird im weiteren Verlauf der Dinge wohlbestallter Stadtpfarrer, Sie aber eine annoch mit Ehe- und Kindersegen beglückte Matrone.

An die Kindergeschichte und die Erzählung aus den Studentenjahren (beides Münchener Erinnerungen) reiht sich folgerecht eine poetisch ausgestattete Reminiscenz aus dem Wiener Leben des Dichters, und wiewohl die drei Arbeiten in eben dieser Reihe erst jüngst entstanden sind, spiegelt sich doch die Reife der Betrachtung, welcher dieses letztere Erlebnis im apperzipierenden Geiste begegnete, auch in der späten Darstellung wohlthuend wieder. „Ein wunderlicher Heiliger" (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger) ist die beste, jedenfalls die anmutigste von den drei Dichtungen, in welchen der Autor sich selbst als Teilnehmer oder wenigstens teilweisen Zeugen der geschilderten Handlungen einführt. Wir lassen die Fabel (das Wort im antiken Sinne gebraucht, wie es ja heißt: mutato nomine de te fabula narratur) deshalb unberührt. Nicht nur in der bildenden, auch in der Dichtkunst giebt es Werke, bei denen jedes Reproduktionsmittel versagt und die nach einer bloßen Umrißzeichnung nicht gewürdigt werden können. Möge der Hinweis auf Details, wie die köstliche Dialogscene, worin ein weltkluger Geistlicher einer angehenden Künstlerin die Stufen der Intimität mit Männern an den Geschenken, welche diese zugeben dürfen, erläutert, und auf den Höhepunkt der Geschichte: die reizende Darstellung einer durch

Digitized by Google

die versuchte Ablenkung zum Traualtare vereitelten Entführung — über den Wert einer nackten Inhaltsangabe hinausgehend, dem feinsinnigen Dichter wie dessen zahlreichen Lesern und Freunden verraten, wo nach unserer Meinung der erstere in seiner ungebrochenen vollen Schöpferkraft zu finden ist.

Wien. Dr. **Moriz Hornes.**

Der getreue Eckart. Roman in zwölf Büchern von Julius Grosse. Zwei Bände. Berlin, Groteske Verlagsbuchhandlung 1885.

Dinge von Bedeutung, die man selbst erlebte oder mit andern durchlitt, ergeben einen Romanstoff, der ganz anders anzieht und fesselt, als jede Erfindung. Lebenswahrheit — das ist das Gepräge dieser Schilderungen Grosses, mögen sie sich in den Kreisen des Hofes und Adels, oder der Künstler, Gelehrten und Beamten, oder der Arbeiter, Auswanderer und Strolche bewegen, mögen sie uns das einfache liebliche Försterkind wie die allbezaubernde Königin der Bühne, die feinsinnige Edeldame wie das brave Weib aus dem Volke vorführen. Es ist ein Roman aus der Fülle und Buntheit des wirklichen Lebens heraus, wie ihn nur reiche Erfahrung, psychologischer Tiefblick und feine Beobachtung menschlicher Schwächen gestalten konnte.

Grosse hat als langjähriger Sekretär der Schillerstiftung genug der hochbegabten Schriftsteller kennen gelernt, die nach kurzer Glanzzeit trotz allen fleißigen und redlichen Strebens bittern Elende anheim fielen, „in der Jugend gefeiert von der Nation, im Alter verstoßen, zum Bettelstab verurteilt und zur Flucht ins große Nichts." Noch mehr solcher Männer, die „das Hinuntergeschlucktwerden, das Eingepfiffenwerden, das Sterben im Leben" kosten mußten, fallen in den Reihen der Künstler auf, „idealisten, die einst hochfliegend begannen, unermüdlich vorwärts strebten, kämpften, schweigend litten, bis sie endlich doch zu Grunde gingen an dem Felsen der Gleichgiltigkeit, im Flugsande des verwandelten Geschmacks, in der naturgemäßen Ebbe, nachdem die Hochflut geschwunden, die einer andern Zeit angehört." Da die Schillerstiftung sich, wie es nicht anders sein konnte, als ungenügend erwies, auch nur all den unglücklichen Dichtern und Denkern zu helfen, so drängte sich Grosse von selbst der Gedanke auf, eine durchgreifende Erweiterung dieser Anstalt müsse ein ebenso humanes als segensreiches Wert sein. Also gelte es, Gelehrten, Forschern, Künstlern, die ein Menschenalter lang verdienstvoll gewirkt und doch die Waffen strecken müssen vor einer veränderten Zeit, verschollenen unglücklichen Greisen Zufluchtsstätten zu gründen, „Asyle, wo im geheimen ungestört der Kultus des Schönen, des Forschens erhalten bliebe, jener Tempeldienst der Ideale und alles Hohen und Erhabenen, was bisher die Menschenbrust durchglühte."

Für diese Aufgabe denkt, arbeitet, kämpft der Held des Romans, Eckart Frobenius, der Sohn eines gestrengen hochangesehenen Gutsbesitzers, als einziger, spät geborener Liebling von der Mutter, einer Pfarrerstochter, verzogen. Seine begeisterte Beteiligung am Sturmjahr Achtundvierzig bringt ihm Festungshaft, seiner Flucht folgt Verbannung, als Flüchtling und Abenteurer sieht er die Tropenwelt. Nach Deutschland zurückgekehrt, holt er die Universitätsstudien nach mit eisernem Fleiß und glänzendem Erfolg. Da lebt er in einem Freundesbunde mit Künstlern und Dichtern, die ihn, der sich mit unwiderstehlicher Gabe der Herzen bemächtigt und seine reichen Mittel den Freunden zu teil werden läßt, den getreuen Eckart nennen. Allein andern kann er wohl raten, sich selbst niemals. Er wird auch Führer und Vorsitzender von Arbeitervereinen und wendet sich schließlich nach Paris, um dort auf dem Krater des Vulkans dem Puls des Jahrhunderts zu lauschen und wertvolle Studien zu veröffentlichen, zugleich aber die fluvollste Liebesleidenschaft zu erleben, die sich fortan mit Gewittern und Sonnenblitzen durch sein Leben zieht. Dann kommt die Erfüllung aller kühnen Jugendträume, die Errichtung des deutschen Reichs, die Erringung eines Lehrstuhls und die Höhe des Triumphs als Freund und Berater eines hochsinnigen Fürsten, der bereit scheint, seine kühnsten Entwürfe zu verwirklichen und die Prytaneen für unglückliche Geisteskämpfer zu bauen. Doch auch da folgt wieder der Sturz in den Abgrund.

Als Eckarts Hoffnungen, durch den Fürsten zur Ausführung seiner Pläne zu gelangen, durch Frauenränke scheitern, kommt ihm ungeahnte Hilfe. Ein reicher alter Graf hat eine namenlose Schrift „Euthanasia" aufgefunden, die ihm ein wahres Juwel geworden. Ähnliche Ideen hört der Graf in einem Gespräche mit Eckart wieder und erfährt nun, dieser sei selbst der Verfasser jener Schrift, und die Folge ist, daß Eckart Universalerbe des Grafen wird.

Jetzt im Besitz von drei herrlichen Schloßgütern macht Eckart daraus die geplanten Zufluchtsstätten und sammelt darin die hochverdienten, aber unglücklichen Greise. Da leben sie nun in Freuden und Hoffnungen, der einst gefeierte Bildhauer Hartting, der sich mit Anfertigung von Grabsteinen ernähren mußte, der geniale Maler Bendberger, der nur noch in Dorfkirchen Beschäftigung fand, der Cigarren verkaufende Künstler Hammerschmid, der Kapellmeister a. D. Trieborn, der Germanist und Sagenforscher Eberhard, der ein kokalblatt redigierte, und wie die andern alle heißen, die uns mit ihrem Ahnm und Leiden im Verlaufe des Romans vertraut geworden. Zwei der Besten haben bereits die Flucht aus dem Leben angetreten. Abenteuerliche Sagen über die Hospize laufen umher, die einen nennen sie „die glücklichen Inseln", die andern ihren Gründer den Herbergsvater aller, die den Beruf verfehlt. Allein Unordnung und Thorheiten bleiben unter den so plötzlich zusammengeschneieten nicht aus, arge Ränkesüchte wissen das Humanitätswerk zu verdächtigen. Eckart muß daran denken, die drei Prytaneen unter staatliche Autorität zu stellen. Da der Minister aber darauf ausgeht, sich ihrer ganz zu bemächtigen, wehrt sich Eckart, läßt sich mit Arbeitern ein, wird als Rebell angesehen und fällt in dem wilden Durcheinander durch die Kugel eines alten lüstlichen Feindes. Er ist, wie es in seiner Grabrede hieß, „zum Opfer gefallen jenen hemmenden Mächten, die, sei es von unten, sei es von oben, dem Neuen entgegenarbeiten. Denn jeder Fortschritt der Menschheit wendet sich nach tragischem Gesetz zunächst gegen seine Schöpfer."

Erregt und erschüttert, mit innigher Teilnahme folgen wir diesem Verlaufe. Keiner wird das Buch wieder aus der Hand legen, ohne sich während des Lesens auf der Höhe der schwebenden Ideen der Zeit, ohne sich fortwährend innerlich bereichert zu fühlen; denn die tiefsten und nüchtigsten Gedanken sind gleichsam spielend darin ausgestreuet. Möchte nur der Dichter, der unsere Sprache so schön und kräftig handhabt, sich noch mehr von Fremdwörtern loslösen! Sollte sich z. B. für das Wort „momentan", das sich gleich auf den ersten Seiten wiederholt, nicht ein ebenso gutes deutsches finden? Worin wir aber dem Verfasser nur teilweise beistimmen können, ist seine trübe Anschauung der Gegenwart. Gewiß hat er recht, wenn er sagt: „Die Geschichte lehrt, daß noch jede Nation zu Grunde gegangen, sobald sie ihren idealen Gehalt in Ethik, Kunst, Wissenschaft und Leben verloren hat," — aber thatsächlich unrichtig ist, wenn hinzugefügt wird: „Dazu sind wir auf dem besten Wege." Wohl drängt sich aller Orten eine materialistische Weltanschauung vor, aber deshalb leben doch die Ideale noch im wissenschaftlichen und künstlerischen Streben, wenigstens bei den Denkenden, die ja ihrer Natur nach nicht anders können. Um nur etwas zu erwähnen, sind etwa die Geschichtswerke und die kirchlichen Bauwerke, die in Deutschland jährlich erstehen, des idealen Gehaltes entblößt? Oder haben keine Ideale die Seele der Krieger und Sieger vor sechzehn Jahren geschwellt? Auch will es uns scheinen, daß in Grosses Roman hin und wieder gar zu Romanhaftes vorkommt. Wohl ist es gerade des Weibes Gemüt, das ächte Wohlthäter der Menschheit hegt und festhält, aber brauchen deshalb beide Frauen, die Eckart lieben, in derselben Stunde mit ihm unterzugehen? Dergleichen fällt um so mehr auf, als sonst das Buch voll gefunden natürlichen Lebens ist.

München. **Franz v. Löher.**

Neue Lyrik.

Nicht mehr zu den allerneuesten Erscheinungen gehören die beiden Gedichtsammlungen von Heinrich Vierordt, die wir hier zunächst hervorheben wollen. Die „Lieder und Balladen" sind bereits in zweiter Ausgabe (1885), die „Neuen Balladen" schon 1884 erschienen (Heidelberg, Karl

Digitized by Google

Winters Universitätsbuchhandlung). Nach den „Urteilen der Presse“ zu schließen, welche den Gedichten vorgebracht sind, haben dieselben den Beifall der Kritik gefunden, in den wir leider nicht ganz einstimmen können — ja wir würden mit wenigen Worten über die Gedichte hinwegehen, wenn nicht wirklich unter all dem Unfertigen hin und wieder sich etwas Verheißungsvolles bemerkbar machte, wenn nicht die vier letzten umfangreicheren lyrisch-epischen Geschichtlichkeiten, welche den Schluß der „Neuen Balladen“ bilden („Die Lüge vom Glücke“, „Die Rache des Tempels“, „Die Tuilerienkinder“ und „Der Traum von Miramar“) wirklich Anspruch auf ernstliche Beachtung machen und davon zeugen würden, daß wir, wenigstens auf diesem Gebiet, von dem Talente Vierordts noch Hervorragenderes zu erwarten haben, da sie ohne Zweifel seine letzten Gedichte sind und von der Entwicklungsfähigkeit des jungen Dichters Zeugnis ablegen.

Was Vierordt vorläufig noch mangelt, ist Physiognomie, künstlerische, geistige und individuelle Physiognomie. Er ist von Schiller, Uhland, Platen, Freiligrath u. a. in Wählung der Stoffe, Behandlung derselben und sogar in Sprache und Versbildung abhängig — kaum jemals ein schlechtern hervortretender eigner Ton. Auffallend ist der Mangel an eigentlicher Lyrik; der Dichter scheint wenig persönlich empfunden und erlebt zu haben. Hebbel sagt einmal: „Wenn dich ein menschlicher Zustand erfaßt hat und dir keine Ruhe läßt und du ihn aussprechen, d. h. auflösen mußt, wenn er dich nicht erdrücken soll, dann hast du den Beruf, ein Gedicht zu schreiben; sonst nicht.“ Zu diesen „Berufenen“ gehört Vierordt nicht. Er hat manches gelesen, in Geschichtsbüchern und Anthologien, daraus schöpft er bald hier bald dort ein Motiv und sieht zu, was die Verse ihm gewähren sollen. Maßgebend für den Dichter scheint die Schlußstufe zu sein; es ist, als ob Vierordt ein Gymnasiallehrer wäre, der für bestimmte Zwecke Deklamationsstücke herzustellen sich bemühte.

Dilettantismen verteten uns unaufhörlich. Er nennt den Aar den „erhabenen Luftgebieter“; er sagt von einem Felsen, daß er „ums Haupt die Wolken sagen läßt“; aus einer felsigen Klause springt „Quarzmurmelnd“ ein Quell; Zwerge tragen „Glutmetalle geschäftig bei,“ der „letzte Hammerschlag schwang sich“; Enzio „knirscht die ungezählten Wochen in des Kerkers Schoß“ und will „mit dem Stufenadler klingen auf der Väter hohe Bahn“; Parsival „lehnt unwronnen von jugendlicher Schönheit Strahl“ und Gudrun fühlt „die Fluten kühl umrinnen den Fuß mit Eiseskuß,“ während sie „lichte Wellenmähnen brandend verzieh'n“ sieht. Die Abenteuer rät dem Jäger, „die Gems mit der rauchenden Büchs“ zu jagen, während dieser nur einen Geier „so hoch, daß in Luft er zerfloß wie zum Hohn dem gebrechlichen Menschengeschoß“ gewahren kann. Gelegentlich „saugt“ der Dichter „am Kelche der Natur“ und entdeckt, daß der Bergfluß in der Nacht „vom Schäumen ruht,“ auch gesteht er, daß das Leben ein Paradies wäre, wenn „der gottgewohnen Träume Bann niemals zerrissen würde.“ Im Titanensturz werden „von den Felsen die Leiber zerdrückt, zerschmettert das Haupt und die Lenden“; in der Marienburg lernt der Dichter einen „vernarbten Veteranen“ kennen, auch sieht er dort Männer „gepirrt in Schwert und Schuppenkemb“. Die Fichten „kräuselten mit Harze ins Lied die lichte Ruh,“ und das Schiff, auf dem Tycho de Brahe, „der Gestirne gewaltiger Seher,“ auswandert, „umflattert kreischend der Möwenflug.“ Papst Leo „spricht ohne Zaudern und lang Gespert,“ und ein Prärienjäger „sprengt wirbelnd fort.“ — Dies mag genügen; der Dichter (denn wir erkennen trotz allem in ihm ein dichterisches Talent an) wird sich über diese Mängel klar werden müssen, um sie für die Folge zu vermeiden. Ebenso sorgfältig muß er den Rhythmus und vor allem den Reim überwachen; an falschen und unreinen Reimen ist er noch zu reich. Ein Ohr, das Reime wie „Gaber—Vater,“ „Öde- Röte,“ „Horden- Pforten,“ „Felsen- wölzen,“ „nährte— Erde,“ „Herrlichkeiten—neiden,“ „schwinden—sünden,“ „härter—Schwerter,“ „Heiligtum—stumm“ u. a. m. durchgehen läßt, bedarf noch sehr der Schulung. Was einem Goethe vor hundert Jahren gestattet war, ist einem Dichter heutzutage nicht mehr erlaubt.

Ist Vierordt ein Werdender, so ist der Dichter, zu dessen Poesieen wir uns jetzt wenden, bereits ein Vollendeter; denn Friedrich Blaul (1809 zu Speyer geboren) ist am 1. April 1863 gestorben; seine Gedichtsammlung „Heimwärts“ (Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung) wird uns von den Hinterbliebenen des edlen Mannes entgegengebracht — eine schöne, dankenswerte Gabe. Blaul ist kein großer Dichter, er hat sich auch über die Schranken seines Talentes nie gestaucht und nie gesklaubt, zu den „Strömen ersten Ranges“ zu zählen; er wünschte nur, daß man ihn „als eine Welle im großen Strome unseres deutschen Sanges“ gelten lassen möchte — trotzdem ist das, was uns hier an Gedichten von ihm vorliegt, so wertvoll, daß man ihm einen, wenn auch bescheidenen so doch dauernden Platz in unserer poetischen Litteratur wird einräumen müssen. Anspruchslos, einfach und natürlich ist sein Gesang, der zuweilen an Uhland, zuweilen an Mörike, wohl auch gelegentlich an Eichendorf und Hölty erinnert, aber stets eignen Ton hat. Zuweilen gelingen ihm volksliederartige Weisen; das leicht gesangliche ist vorherrschend; humoristische und elegische Töne werden vielfach angeschlagen; an sinnigen und innigen Liedern mangelt es nicht. Balladen und Romanzen tauchen gelegentlich auf; zwei Sonette, ein Ghasel und einige Ritornelle zeugen davon, daß Blaul auch über die einfache Strophe hinausstrebte. In den „geistlichen Liedern und Gedichten“ weht echte, gemütstiefe Frömmigkeit; verwandten Seelen werden sie besonders zusagen. Auf Mängel hinweisen, wäre zwecklos, da der Dichter nichts mehr an sich und seiner Kunst bessern kann; der verständnisvolle Leser wird gern über sie hinwegsehen und sich nur an dem Schönen erquicken, das ihm hier geboten wird.

Nicht ganz ohne Lob soll die vornehm ausgestattete Gedichtsammlung „Schwert und Rose“ von Paul Freiherrn von Roell (Berlin, Bolsische Buchhandlung) bleiben. Der Dichter ist eine vornehme Natur und feinerem empfinden, gelegentlich sogar liebenswürdigen Humor nicht unzugänglich; aber er hat sich trotz aller Begabung noch nicht in allen Fällen vom Dilettantentum freigemacht, auch fehlt es an eigenen Tönen. Auf Rhythmus und Reim muß er noch größere Sorgfalt verwenden; seine Verse stolpern noch zu viel über ihre Füße. Trotz allem macht jedoch die Sammlung als Ganzes keinen ganz unerfreulichen Eindruck, und mehrere Gedichte würden wohl auch einem größeren Dichter nicht zur Unehre gereichen.

Über die Gedichte „Zwischen Hell und Dunkel“ von Viktor Herzenskron (Erfurt, Fr. Bartholomäus) ist eigentlich gar nichts zu sagen. Wenn Blaul als eine Welle im Strom des deutschen Gesanges gelten wollte, so kann Herzenskron höchstens als ein Tropfen in der Welle gerechnet werden. Auch ihm gelingt, wie allen Dilettanten, gelegentlich ein Gedicht („Liebesahnung“, „Doppel-Ständchen“, „Soirée“ und „Als der Trauernde heiter schien“ zeugen davon); aber das giebt ihm noch kein Recht, selbständig als Dichter vor sein Volk zu treten. Ob er jemals etwas irgendwie Hervorragendes leisten wird, läßt sich vorläufig nicht erkennen; sein Denken und Empfinden ist gewöhnlich, seine Sprache, abgesehen von allen feineren Reizen, ergeht sich meistens in prosaischen Wendungen („Ein Blick in eine wohlbekannte Gegend ist heilend wohl und oft vermögend, uns rückzurufen, was das Glück entzog“ u. dgl. m.), und seine Reime sind zum großen Teil unrein. Möchten doch die Herren, wenn sie uns keine Poesie, kein eigenartiges Geistes- und Gemütsleben zu offenbaren haben, wenigstens dafür sorgen, daß man ihre Verse als Verse schön finden kann. Ebenso muß man doch zu geben haben, wenn man geben will.

Was schließlich Georg Berlings plattdeutsche Gedichte „Lustig un Trurig“ (Berlin, Julius Klönne Nachfolger, Otto Berling) betrifft, so hat Referent kein Verhältnis zu ihnen finden können. Der Herausgeber, Theodor Gaedertz, spricht mit großer Anerkennung von ihnen, und so ist es immerhin möglich, daß sie auch andern gefallen werden

Berlin. Eugen Reichel.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 11. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 1. März 1887.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Ein Irrtum.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

In einem jener hohen, wenig eleganten Zinshäuſer der Reisnerſtraße in Wien, welche dem Stadtpark zunächſt liegen, aber aus ihren Fenſtern keinen Ausblick mehr auf die ſchönen Anlagen gewähren, lebte zur Zeit, da dieſelben bloß noch aus jungen Setzlingen und faſt ſchattenloſen Wieſen beſtanden, eine thatkräftige und in ihren Kreiſen wohlangeſehene Dame, die verwittwete Frau Katharina Knittl, Edle von Santa Lucia. Wie ſchon dieſer Name jedem Kundigen erzählt, war ihr Gatte ein kaiſerlicher Offizier höheren Ranges geweſen, welcher ſich ſeinen Adel im Kriege unter Radetzky erkämpft. Ein Puſterthaler Bauernſohn, hatte ſich Mathias Knittl durch Bravheit und Anſtelligkeit während der langen Friedenszeit zum Hauptmann, dann durch die Geiſtesgegenwart, mit welcher er einen günſtigen Zufall verwegen auszunützen verſtanden, am blutigen Tage von Santa Lucia zum Adeligen und Ritter des Thereſienordens, im Herbſt darauf in Ungarn zum Major emporzuringen verſtanden. Kurz nachher war ihm auch ein lange und vergeblich erſehntes Glück zugefallen; die Tochter ſeines Oberſten, welcher der vierzigjährige Lieutenant bäuerlicher Abkunft einſt kaum im ſtillen nachzuſeufzen gewagt, hatte fünfzehn Jahre ſpäter dem adeligen Major ihre Hand gereicht. Daß das alternde Mädchen nur eben noch Spuren der einſtigen Schönheit aufwies, ſtörte ihn nicht, wie ſie an ſeinem derben, durch die Jahre und den Kriegsſturm nicht eben zarter gewordenen Tiroler Bauerngeſicht keinen Anſtoß nahm, und es war eine zärtliche und friedliche Ehe geweſen, welcher eine preußiſche Kugel bei Königgrätz ein Ende gemacht. An der Spitze ſeines Regimentes — er war inzwiſchen zum Oberſten aufgerückt — war der Greis bei der Deckung des Rückzugs gefallen; er trug die Todeswunde vorn an der Bruſt, und ſein Name gehörte zu jenen, welche die guten Öſterreicher gerne im Munde führten, wenn ſie ſich in dem Elend jener Tage den Troſt gönnen wollten, daß über die kaiſerlichen Waffen ein unſägliches Unglück, aber keine Schmach hereingebrochen.

Frau Katharina hatte die Todesnachricht bereits am zweitnächſten Morgen, dem 5. Juli, durch die Zeitung erhalten; kaum eine Stunde gönnte ſich die ſtarke Frau die Erleichterung, ihren Schmerz laut und leidenſchaftlich auszuweinen, dann nahm ſie ihre harte Pflicht auf ſich, um fortan das Bewußtſein derſelben auch nicht auf Augenblicke zu verlieren. Sie richtete ſich auf, rief ihre beiden jungen, ſchlanken Töchter herbei, küßte ſie auf die Stirne und die verweinten Augen und ſagte dann kein Wort des Troſtes oder der Zärtlichkeit, ſondern nur: „Wir wollen die Trauerkleider herrichten!“ Drei Jahre vorher hatte ſie ihren Vater verloren, ihr eigenes Gewand ließ ſich alſo noch brauchen, hingegen waren die Mädchen inzwiſchen emporgewachſen; die ältere, Helene, zählte nun ſiebzehn, die jüngere, Anna, ſechszehn Jahre. Aber Frau Katharina nahm die Kleider entſchloſſen zur Hand und begann zu trennen, zu wenden und zu ſchneidern; „es muß gehen“, ſagte ſie zuweilen vor ſich hin, und die Worte mochten ebenſo der Arbeit in ihrem Schoße gelten, wie dem Plane ihres künftigen Lebens, welchen ſie ſich während der Beſchäftigung mit Nadel und Schere ihrem Weſen gemäß ſcharf, beſtimmt und unerſchütterlich zurecht legte. Endlich war das Werk ſo weit gediehen, daß ſie es den Töchtern überlaſſen konnte; ſie ſelbſt ging in das Kriegsminiſterium. Auf dem weiten Wege zur Stadt, — die Familie hatte damals die Oberſtenwohnung in der Gumpendorfer Kaſerne inne — ſah ſie manche Scene des Jammers, die einem weicheren Gemüte das eigene Leid bis zur Faſſungsloſigkeit aufgerührt hätte, auch manchen empörenden Auftritt, welcher die Witwe des greiſen, für ſein Vater-

Digitized by Google

land in den Tod gegangenen Soldaten wild erregen konnte; sie schritt scheinbar unbewegt dahin, nur daß ihr stattliches, wohlgenährtes Antlitz starr und totenbleich erschien. Auch im Ministerium benahm sie sich gefaßt; nur als sie in jenen Wartesaal gewiesen wurde, der zum Bureau des Auskunft gebenden Generals führte, und den großen Raum von schluchzenden, schwarzgekleideten Frauen und Mädchen erfüllt sah, armen Witwen, wie sie, verlassenen Waisen, wie jene, welche sie daheim bei der ärmlichen Flickarbeit gelassen, zuckte es in ihrem Antlitz, aber da gab ihr eine unangenehme Begegnung rasch die Kraft zurück. Die junge Witwe eines alten Generals, in eine neue, fast kokette Trauerrobe gehüllt, eilte auf sie zu, umarmte sie und schluchzte: „Nun werden auch Sie mich verlassen, teure Freundin; Sie übersiedeln ja wohl in eine kleine Stadt!“ — „Nein,“ erwiderte Frau Katharina kurz, aber freundlich, „wir bleiben in Wien; das ist uns zum Glück möglich.“ Nach langem Harren endlich bei dem General vorgelassen, fragte sie, ob es angehen werde, die Leiche nach Wien bringen und hier bestatten zu dürfen. Der alte Herr, auch sonst nicht der Gewandteste und heute durch die unzähligen Bitten und Fragen, auf die er keinen Bescheid wußte, vollends konfus geworden, atmete auf, weil darauf leicht zu erwidern war. Nein, sagte er fast freudig, weil die Leiche in Feindeshand geblieben. Und dem Zwange der Gewohnheit gehorchend, wie er sie in diesen traurigen Tagen angenommen, fügte er hinzu, der Staat werde für die Hinterbliebenen sicherlich das Mögliche thun. Die Witwe blickte ihn fest an. „Das Mögliche, gewiß,“ erwiderte sie. „Aber der Krieg endet unglücklich, der Staat wird große Lasten auf sich nehmen müssen, und so wird eben nur weniges möglich sein.“ Der alte Herr nickte eifrig, abermals sichtlich sehr erfreut. „Das ist einmal eine vernünftige Frau,“ sagte er zu seinem Adjutanten, nachdem sich die Thüre hinter ihr geschlossen, „und scheint auch einiges Vermögen zu haben.“

Das gleiche Urteil fällten in den nächsten Wochen und Monaten auch alle Bekannten der Witwe; sie ordnete ihre Angelegenheiten ruhig und besonnen, ersuchte niemand um guten Rat und wies niemand ab, der ihn freiwillig darbot, betonte dem Vertreter des Ärars gegenüber, als es sich um die Witwenpension und den Erziehungsbeitrag für ihre Töchter handelte, mit Würde die Verdienste des Gatten, suchte jedoch durch keine Thränen das Mitleid zu erwecken, durch keine Beschwörung die rasche Regelung der Sache zu erflehen. Natürlich fehlte es an Stimmen nicht, welche ihr diese Kaltblütigkeit verübelten und meinten, daß sie den schmerzlichen Verlust gar zu leicht verwinde. Aber man that ihr unrecht; ihr Herz war wund, ihre Seele von dumpfem, grenzenlosem Weh erfüllt, und kein anderes Unglück der Welt hätte sie so tief treffen können, wie dieses. Denn wohl hatte sie ihrem Gatten einst lediglich aus Vernunftgründen die Hand gereicht, aber der alte, knorrige Haudegen war allmählich der klugen, starkwilligen Frau so teuer geworden und geblieben, wie nur irgend ein Romeo seiner schwärmerisch angebeteten und kühn eroberten Julia. Verschiedene Gründe trugen hiezu bei: ihre grenzenlose Achtung vor seinem braven, grundehrlichen Wesen, ihre Selbstkenntnis, welche ihr sagte, daß er das einträchtige Leben nur dadurch gesichert, weil er ihr in allem, was außerhalb seiner Pflicht lag, willig gehorcht, namentlich aber ihre Dankbarkeit, daß er sie durch die Heirat einem Lose entrissen, welches an sich traurig genug war, ihr jedoch nach ihrem Wesen und ihren Erfahrungen als das furchtbarste hatte erscheinen müssen. Die Tochter eines bürgerlichen Offiziers, welcher seiner geringen Herkunft wegen trotz seiner Verwendbarkeit langsam emporgekommen und zudem in jungen Jahren die Unvorsichtigkeit begangen, aus reiner Neigung ein Mädchen aus gleichfalls bürgerlicher Familie zu ehelichen, das kaum die nötige Heiratskaution besaß, hatte Katharina einst alle Bitternisse des Schicksals ausgekostet, eine arme Offizierstochter zu sein. Andere Mädchen durften sich sehr einfach kleiden; sie aber und ihre ältere Schwester Antonie hatten die Pflicht, die halben Nächte über der Kunststickerei zu sitzen, um sich aus dem kargen heimlichen Erlös die standesgemäßen Fähnchen anschaffen zu können. Andere brauchten auch nicht auf jedem Balle zu erscheinen, wie es bei den Töchtern des Herrn Majors in der kleinen Provinzstadt selbstverständlich war, und während diesen Glücklicheren die Mutter vor dem Balle höchstens den Befehl gab, auf ernsthafte, wohlhabende Tänzer zu achten, unterließ es der Major, dem nach dem frühen Tode der Gattin diese Aufgabe zugefallen, niemals, auch vor der nutzlosen Thorheit zu warnen, einen jungen Kaufmann oder Gewerbetreibenden liebenswürdig zu finden. Antonie hatte dies dennoch und mit Erfolg gewagt; sie war nach hartem Kampfe mit dem Vater die glückliche Gattin eines Agramer Holzhändlers geworden; Katharina aber, die jüngere und schönere, schien thatsächlich nur passenden Männern, Offizieren und Beamten, zu gefallen; leider war keiner darunter, der es ernst hätte meinen können oder wollen.

Digitized by Google

Im Janus-Tempel.

Rom, wie biſt du müd geworden
Nach der Bürgerkriege Morden!
Frieden geb' ich nun,
Frieden dir und Waffenruh'n!"
Als Auguſt mit dieſem Worte
Schloß des Janus Tempelpforte,
Bebte plötzlich ſeine Hand,
Denn ein Lärm entſtand
In des Tempels Innenräumen;
Wie der Brandung loſend Schäumen
Aus der Erde Tiefen ſtieg's,
Stieg ein Heulen, Brauſen, Schwirren
Mit den Ketten war's das Klirren
Aller Furien des Kriegs.

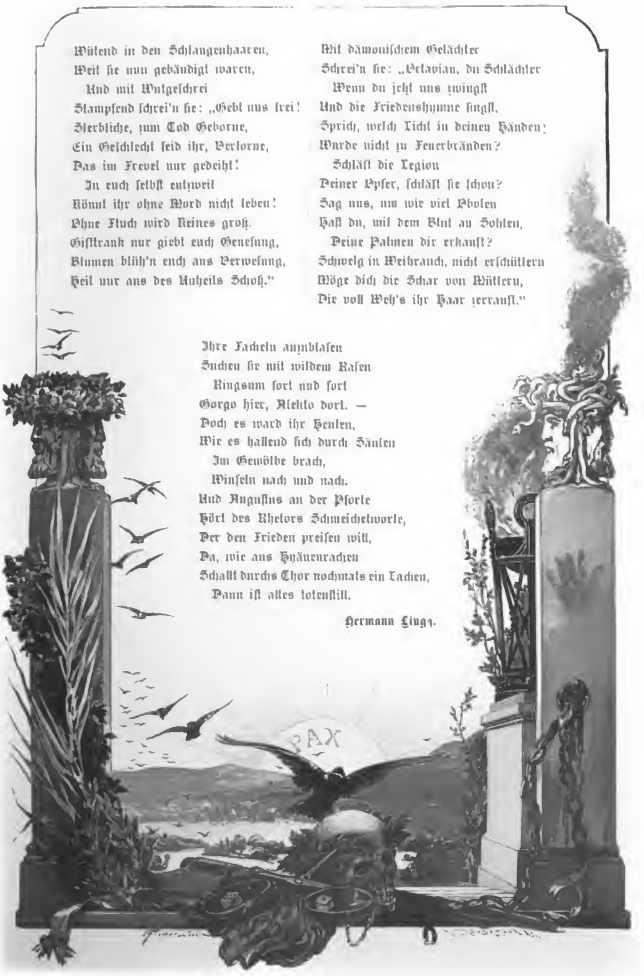
Digitized by Google

Wütend in den Schlangenhaaren,
Weil ſie nun gebändigt waren,
Und mit Wutgeſchrei
Stampfend ſchrei'n ſie: „Gebt uns frei!
Sterbliche, zum Tod Geborne,
Ein Geſchlecht ſeid ihr, Verlorne,
Das im Frevel nur gedeiht!
In euch ſelbſt entzweit
Könnt ihr ohne Mord nicht leben!
Ohne Fluch wird Keines groß.
Giftkraut nur giebt euch Geneſung,
Blumen blüh'n euch aus Verweſung,
Heil nur aus des Unheils Schoß."

Mit dämoniſchem Gelächter
Schrei'n ſie: „Octavian, du Schlächter
Wenn du jetzt uns zwingſt
Und die Friedenshymne ſingſt,
Sprich, welch Licht in deinen Händen:
Würde nicht zu Feuerbränden?
Schläft die Legion
Deiner Opfer, ſchläft ſie ſchon?
Sag uns, um wie viel Obolen
Haſt du, mit dem Blut an Sohlen,
Deine Palmen dir erkauft?
Schwelg in Weihrauch, nicht erſchüttern
Möge dich die Schar von Wüttern,
Dir voll Weh's ihr Haar zerrauft."

Ihre Fackeln anzublaſen
Suchen ſie mit wildem Raſen
Ringsum fort und fort
Gorgo hier, Alekto dort. —
Doch es ward ihr Heulen,
Wie es hallend ſich durch Hallen
Im Gewölbe brach,
Winſeln nach und nach.
Und Auguſtus an der Pforte
Hört des Rhetors Schmeichelworte,
Der den Frieden preiſen will,
Da, wie aus Hyänenrachen
Schallt durchs Thor nochmals ein Lachen,
Dann iſt alles totenſtill.

Hermann Lingg.



Digitized by Google

So verging ihr in vergeblichem Hoffen, in mühseligem heimlichem Entbehren und äußerlichem Prunken Jahr um Jahr, verging die Jugend und die Schönheit und mit ihnen der Mut und die Freude am Leben. Schließlich gab es in dieser armseligen Bitternis nur noch einen Wechsel, jenen der Garnisonen und auch dieser bedeutete allmählich nicht einmal einen Wechsel in den Tänzern, da das verblühte Mädchen nur noch von den Offizieren des Regimentes, welches ihr Vater kommandierte, aufgefordert wurde. Wenn Katharina, von solchen Freuden heimgekommen, halb entkleidet vor ihrem Spiegel saß und in ihre verblühten Züge starrte, hier ein Fältchen mit der Hand glatt strich, dort das spitzer gewordene Oval befühlte, dann nahm ihr Antlitz einen überaus düsteren Ausdruck an; entsetzlich müde blickten die Augen vor sich hin; sie vergaß aller Vorsicht: die Furchen der Stirne traten immer deutlicher hervor, es mußte ein grauenhafter Gedanke sein, dem sie nachsann, bis sie ein dumpfes Geräusch aus dem Nebenzimmer emporfahren machte; der greise Vater hatte seine Pfeife vor dem Schlafengehen zu Ende geraucht und klopfte sie nun sorglich aus. Nein, so lange er lebte, wollte sie es nicht thun, gewiß nicht, aber wenn er gestorben — da war es ja das klügste, das einzige, was ihr blieb — wie verlockend hatte der Fluß zu ihr emporgerauscht, als sie nach dem Balle, das Herz voll unsäglicher Öde, neben ihm hingeschritten . . . . . Aus solchen Stimmungen, aus solcher Lage hatte sie die Werbung ihres alten, einst verspotteten Anbeters erlöst; der brave Mathias hatte sie aus einer verhöhnten oder bemitleideten alten Jungfer zu einer glücklichen, respektierten Gattin und Mutter gemacht — und noch mehr, er hatte ihr mit dem Glück auch die Güte des Herzens wiedergegeben, daß sie nun wieder frisch und unverbittert ins Leben schaute, wie einst als Siebzehnjährige. Und so war ihr durch jene Kugel aus dem preußischen Hinterlader nicht bloß der Gatte geraubt worden, sondern auch der einzige Wohlthäter ihres Lebens, dem sie mit einer Dankbarkeit anhing, die viel leidenschaftlicher war, als jede andere zärtliche Empfindung, die sie ihm widmen konnte. Ach, fast ohne Abschied war er von ihr gegangen, und es war ihr kein Trost geblieben, nicht einmal der, sich auf seinem Grabe ausweinen zu dürfen.

Aber nicht bloß dieser Schmerz machte die Tage der Witwe grau und ihre Nächte schlaflos, sondern auch die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder. Als sie einst, nach einjähriger Ehe, ihre Helene zur Welt gebracht, da hatte sie das Antlitz der Neugeborenen mit Thränen betaut, an welchen ein bitteres Weh weit mehr Anteil gehabt, als das Mutterglück; damals war ihr noch ihr eigenes Mädchenschicksal mit furchtbarerer Deutlichkeit vor der Seele gestanden und sie hatte es wie eine Erbarmungslosigkeit des Himmels empfunden, daß ihr heißes Flehen um einen Sohn unerfüllt geblieben. Später, in dem Maße, als jene Erinnerung an Kraft verloren, ihr Herz an Frische und Glücksgefühl gewonnen, war auch diese Empfindung zurückgetreten, und als ihr bei der Geburt Annas die Wehmutter gesagt, daß es wieder ein Mädchen sei, hatte sie nur noch leise und flüchtig aufgeseufzt. Es waren freilich nur eben arme Offizierstöchter, und der Vater ein greiser Mann, aber jener gute, alte Gott, der sie aus der verhöhnten „Schönheit“ der Lundenburger oder Czernowitzer Bälle zu einer der geachtetsten Damen der Wiener Gesellschaft und ihren Mathias aus einem Tyroler Bauernknecht zum kaiserlichen Obersten und adeligen Herrn gemacht —, der starke Gott sorgte gewiß auch für ihre Töchter, indem er ihnen brave, standesgemäße Freier zuführte. Daß sie, die Mutter, ihr Teil dazu beitragen müsse, war ja selbstverständlich; sie sorgte dafür, daß die Kinder, dem Fortschritt der Zeit gemäß, eine bessere Schulbildung genossen, als einst sie selbst, und zur Einfachheit, zur Sparsamkeit und jeglicher Kunst der Nadel hielt sie sie ebenso eifrig an, wie einst sie durch ihre Mutter angehalten worden — das war aber auch das einzige, was sie dazu thun konnte, ihre Zukunft zu sichern. Denn wie sie auch in den bittersten, demütigendsten Stunden ihrer Mädchenzeit niemals daran gedacht, daß es anders um sie stände, wenn man ihr die Möglichkeit eines eigenen Berufes eröffnet, wenn man sie nicht gezwungen hätte, einzig von dem Zufall den Inhalt für ein sonst nutzloses Leben zu erhoffen, ebensowenig kam ihr jetzt dieser Gedanke bezüglich ihrer Kinder; wohl hatte sie ähnliches zuweilen gehört, aber als Unsinn verworfen, etwa als ob es sich um das Gehen auf dem Kopfe handelte, statt des gewohnten Einherwandelns auf den Füßen; es waren eben Mädchen; ihr Glück, geheiratet zu werden, ihr Unglück, sitzen zu bleiben. Auch lag es vollständig außerhalb des Kreises ihrer Vorstellung, jetzt noch irgendwie Vorsorge für diesen letzteren, doch nicht ganz unmöglichen Fall zu treffen; vielmehr schien es ihre einzige Pflicht, alles aufzubieten, daß er unmöglich werde. Das war nicht leicht; sie wußte es. Nur Anna versprach eine Schönheit zu werden, Helene war unhübsch und konnte es im besten Falle so weit bringen, durch

Digitized by Google

ihre Erscheinung nicht zu stören — und beide waren so arm — außer den Zinsen der kleinen Heiratskaution, welche einst von Mathias und dem Vater Katharinens gemeinsam aufgebracht worden, hatte die Familie nur auf die winzige Pension zu hoffen, welche die Pflicht des Staates, auf die gleichfalls unerheblichen Erziehungsbeiträge, welche eine tausendfach in Anspruch genommene Gnadenstiftung zu spenden hatte. Das Ausmaß beider Beträge ließ sich durch Bitten und Vorstellungen nur unwesentlich erhöhen; vielleicht auch gar nicht. Frau Katharina wartete, wie erzählt, ruhig ab. Das war ja auch nach den Verhältnissen vorläufig das wirksamste Mittel, den Schein der Wohlhabenheit aufrecht zu erhalten. Kein falscher Stolz bewog sie hiezu, er war ihrer Natur fremd; auch nicht der echte, sie hätte ihn aus Mutterliebe in sich geknebelt und niedergerungen; aber die Klugheit gebot ihr dies Verhalten, um den Hauptzweck ihres Lebens zu erreichen.

„Es muß gehen!“ war schon früher ihr Lieblingswort gewesen; nun glitt ihr vollends den Kindern gegenüber wie im Selbstgespräch dieser Satz unzähligemale über die Lippen. Sie wollte die künftigen Freier nicht täuschen, sondern nur eben ermöglichen, daß sie sich fanden. Darum mußte sie in Wien bleiben; nur in der großen Stadt konnte eine Familie unbeaufsichtigt so arbeiten und entbehren, wie es Frau Katharinen in ihrer Lage nötig erschien. Auch gab es ja hier allein eine „Gesellschaft“ in größerem Stil, einen Kreis, den sie ohnehin hatte und nur zu erhalten brauchte. Die Stellung ihres Gatten hatte ihr die höheren Militär- und Beamtenschichten geöffnet; darüber hinaus hatte sie sich durch Liebenswürdigkeit und rege Bemühung den Verkehr mit einigen Familien des Geburtsadels, der eben ausschießenden Finanzaristokratie, aber auch, weil es sich hübsch machte, der gelehrten Welt zu sichern gewußt. Sie war in diesen Kreisen beliebt und angesehen; aber sie durfte ihnen dennoch nichts Unmögliches zumuten. Und eine Oberstenwitwe, die in einem Proletarierviertel wohnte, die Leute von ihren Gnadengesuchen an den Kaiser unterhielt und niemand bei sich sah, war gesellschaftlich eine Unmöglichkeit.

Darnach handelte sie. Schon der erste Schritt war taktisch meisterhaft. Jene Häuserzeile der Reisnerstraße, wo Frau von Knittl sich eingemietet, nachdem sie die Amtswohnnng hatte räumen müssen, war nichts weniger als fashionable, und die Mietzinse billig, aber sie lag zwischen zwei höchst eleganten Stadtvierteln, den Metternichgründen, wo der alte Adel sich anzusiedeln begann, und dem Stadtpark, um welchen auf der Ringstraße ein Börsenbaron nach dem andern sein Palais erbaute. Die Reisnerstraße mußte auf der Visitenkarte jedem Kundigen einen vortrefflichen Eindruck machen. Und die Wohnung hatte noch einen anderen Vorteil; sie lag unfern der damals noch als Universität benützten Jesuitenhöfe; einzelne Zimmer fanden hier an den Studenten willige Mieter. Frau Katharina nahm ein ganzes zweites Stockwerk, möblierte den größten Teil in zweckmäßiger Weise und hatte ihn bald vollständig an den Mann gebracht, so daß sie selbst umsonst wohnte und noch einen kleinen Überschuß erzielte. Als eigene Wohnräume aber wählte Frau v. Knittl ein großes saalähnliches Gemach als Salon; ein etwas dunkles aber heimeliges Hofzimmer als Speisezimmer, und zwei enge düstere Kammern als Schlafstuben für sich und ihre Töchter. Und nachdem sie all dies geordnet, auch für billige, aber anständige schwarze Straßentoiletten gesorgt, machte sie in Begleitung der Mädchen Besuche bei allen Bekannten, um für die Kondolenzvisiten und teilnamsvollen Briefe zu danken. Sie erklärte überall, daß sie trotz der Trauer nicht darauf verzichten wolle, die Freunde in kleinerem Kreise schon im Laufe dieses Winter bei sich zu sehen. Das hieß mit anderen Worten: „Ihr dürft uns nur zu Bällen nicht laden.“

Es mußte gehen und es ging. Frau Katharina konnte sich im nächsten Frühling mit Befriedigung sagen, daß es ihr gelungen, die alten Beziehungen zu erhalten und neue zu knüpfen. Und wie sie mit der Welt zufrieden war, so diese mit ihr. Die Abende im Knittlschen Hause blieben den Freunden in angenehmer Erinnerung; selbst ein scharfes Auge vermochte die bittere Armut nicht zu gewahren. Mit welchen Empfindungen die Witwe den letzten Gast gehen sah, wußte niemand; selbst die Töchter ahnten kaum die Last der Schmerzen und Sorgen, welche das Herz der Mutter drückten. Die starke Frau bedurfte keiner Vertrauten; sie brachte alles mit sich selbst ins reine, obwohl sie sich sogar den Trost der Thränen nur zuweilen gönnte. Wenn sie sich in später Nacht vom Stickrahmen erhob und vergeblich auf ihrem Lager den Schlaf ersehnte, wenn vor ihr Auge das Bild des Toten trat, die kleine Sorge für den nächsten Tag, die große um die Zukunft, und ihre Lider sich feuchteten im übergroßen Weh, ließ sie den Thränen doch nur dann ihren Lauf, wenn die Ablieferung der Stickerei nicht drängte. Denn eine durchwachte Nacht machte ja die Augen am nächsten Tage für die feine, mühselige und doch so kärglich bezahlte Arbeit untauglich.

Digitized by Google

So verstrich das erste, das zweite und dritte Jahr ihres Witwenstandes. Ihre Pension hatte sie nach dem Gesetze zugemessen erhalten, die Entscheidung über den Erziehungsbeitrag erfolgte erst im Frühjahr 1869; er war ihr zum geringsten üblichen Satze gewährt worden. Frau Katharina las den Bescheid ohne Bitterkeit; es war die Folge ihres Verhaltens; aber auch ohne Reue — sie hatte nicht anders gekonnt. Obwohl jedoch nun jede Hoffnung einer besonderen Hilfe zerronnen war, lud sie sich doch kurz darauf eine neue Ausgabe auf. Die Familie war, trotzdem die Mode der Sommerfrische in ihren Kreisen bereits allgemein herrschte, die Sommer zuvor in Wien geblieben; liebevolle Freundinnen, die sich darüber wunderten, hatte Frau von Knittl darauf verweisen können, daß sie ja dicht vor dem Hause den schönsten Park Wiens habe. Gleichwohl hatte sie das Befremden darüber nicht verscheuchen können, und jetzt, gerade jetzt durfte derlei nicht platzgreifen. Helene war nun zwanzig, Anna neunzehn Jahre alt — die nächste Saison konnte von entscheidender Wichtigkeit werden. Auch sahen die beiden Mädchen, welche im Winter dem Vergnügen und der Arbeit gleich angestrengt hatten dienen müssen, etwas bleich aus. Frau von Knittl reiste Mitte Juli mit den Mädchen nach dem Salzkammergute; drei Tage hielt sie sich in Ischl auf und suchte dort unter Beihilfe der zahlreichen Bekannten eifrig nach einer passenden Wohnung. Es war ein Scheinmanöver, zwei Zimmer in dem billigen Traunkirchen waren längst gemietet, aber an diesen unfashionablen Ort durfte man erst denken, nachdem man in Ischl nichts Passendes gefunden, da der Ort so überfüllt war.

Traunkirchen, das uralte, ärmliche Dörflein am Gmundener See, ist noch heute, wo es längst Bahn- und Dampferstation geworden, eine der stillsten Sommerfrischen des Kammergutes, und von den Unzähligen, welche zur Sommerszeit diese wildschöne und doch anmutige Berggegend überfluten, bleiben nur jene hier haften, welche sich durch die Stille und die Schönheit des Ausblicks für den Komfort und die lauten Freuden der Geselligkeit entschädigt fühlen können. In jenen Tagen aber war es vollends öde in dem Dörfchen, und nur einige Pensionisten aus Linz verbrachten ihre Tage gähnend auf der Terrasse des einzigen Gasthauses. Frau von Knittl empfand diesen Mangel an geselligem Verkehre keineswegs störend; die Mädchen sollten sich recht erholen, und ihr eigenes, von der Sorge und dem Zwange der ewigen Verstellung zerfoltertes Gemüt dürstete nach Ruhe.

Von außen her wurde sie ihr nicht gestört, aber die Gedanken im Hirn ließen sich nicht verscheuchen. Der Oberstenwitwe war, wenn sie von ihrer Altane dem Ballspiele der Mädchen im Hausgarten zusah, zu Mute, wie etwa einem Feldherrn, welcher, in diplomatische Geheimnisse eingeweiht, seine Truppen inspiziert; alle Welt glaubt an den Frieden, auch seine Soldaten; er aber weiß, daß in wenigen Monaten der Krieg losbrechen wird, in welchem all die im Frieden erworbenen Fertigkeiten sich werden bewähren müssen. Die nächste Saison! . . Die Brust der Mutter hob ein Seufzer, und mehr als einmal flüsterte sie vor sich hin: „Arme Helene!“

Die Besorgnis war nicht unbegründet. Die Schwestern ähnelten einander in einem Grade, wie er selbst bei dieser nächsten Blutsverwandtschaft nicht alltäglich ist, und dennoch war Anna entschieden schön, während Helene auch von wohlwollenden Beurteilern nur eben als „recht sympathische Erscheinung“ bezeichnet wurde. Gemeinsam war ihnen der schlanke und doch üppige Wuchs, das prächtige Goldhaar, welches wie eine Krone in schwerem Knoten auf dem Haupte lag, der Glanz der großen dunkelblauen Augen; und ihre Stimmen, schöne, tiefe, glockentönige Stimmen, wie man sie ja bei den österreichischen Frauen viel häufiger findet, als bei einem anderen deutschen Stamme, hatten einen so durchaus gleichen Klang, daß selbst die Mutter sie kaum unterscheiden konnte und sich nur daran hielt, daß Helene etwas langsamer und leiser zu sprechen pflegte, als ihre schöne Schwester. Auch der Schnitt der Züge war eigentlich derselbe, und doch, welchen Unterschied bedeutete es für das Auge, daß die Wangen Helenens etwas schmäler, ihre Nase etwas stärker, ihr Kinn unbedeutender, ihre Stirn höher, ihre Augen tiefliegender waren, als jene der Schwester; was sich dort zu einem Antlitz von sieghafter, fröhlicher Schönheit zusammenfand, gab hier ein unregelmäßiges, ja unhübsches Gesicht. Es war, als hätte ein grausamer Dämon bei der einen in Schatten gewandelt, was bei der anderen lauter Licht war, und auch die beiden einzigen großen Verschiedenheiten, die sich in ihrem Äußeren sofort aufdrängten, senkten die Wagschale zu Gunsten der jüngeren. Denn diese war von seltener Leichtigkeit und Anmut der Bewegung, während Helene langsamer und unsicherer war und namentlich an der Seite der Schwester ungraziös, ja schwerfällig erschien. Die zweite Verschiedenheit bestand darin, daß Helene, wie man es ja bei hellen Blondinen nicht selten findet, fast gar keine

Digitized by Google

Augenbrauen hatte, was ihrem Gesichte im Vereine mit der zu hohen Stirne einen etwas befremdenden, gleichsam immer erstaunten Ausdruck gab.

Ähnlich stand es um die Seelen der beiden jungen, einander in innigster Liebe verbundenen Mädchen; auch hier war bei gleichem Grundzug die Verschiedenheit groß, nur daß sich Helene an innerem Werte getrost mit der Schwester messen durfte. Beide waren ehrlichen, schlichten Wesens, fleißig, anspruchslos und wohl begabt, jede bemüht, der Mutter und Schwester Liebes zu erweisen, aber auf beide schien sich auch etwas von der, bis zum selbstlosen Heldentum gesteigerten und dann zuweilen wieder bis zum Eigensinner niedrigten Thatkraft der Mutter vererbt zu haben. Auch waren beide leicht erregbare Naturen, nur daß Helene die Wallungen des Gemüts besser zu hehlen verstand, als Anna, die sich in Freude und Schmerz gleich rückhaltlos gab und in derselben Stunde überaus lustig und tief betrübt sein konnte. Im übrigen begann auch ihnen, wie jedem Weibe, ihr Äußeres schon früh zum bestimmenden Schicksal für ihr Seelenleben zu werden: Anna liebte die Geselligkeit und ward immer gewandter und weltfreudiger, Helene blieb gerne daheim und griff dann oft nach einem guten Buche. Die kluge Mutter sah beides nicht ungerne; es stimmte zu ihrem Feldzugsplan, wonach Anna in nächster Saison gegen die Finanz-Aristokratie, Helene gegen die Professoren-Kreise energisch zum Angriff geführt werden sollte, eben darum pflegte sie auch Dritten gegenüber die ältere die „kleine Gelehrte," die jüngere das „Weltkind" zu nennen. Daß sie Helenen viel geflissentlicher lobte, hatte übrigens nicht bloß darin seinen Grund, weil Anna besser gefiel, sondern weil sie ihre Erstgeborene im tiefsten Herzensgrunde, nicht aus Mitleid, sondern aus einer Empfindung heraus, die sie selbst vergeblich als ungerecht zu bekämpfen suchte, viel inniger und leidenschaftlicher liebte.

Angesichts der schweren Sorgen für dieses Kind empfand sie eine Begegnung, welche die Stille der Traunkirchener Tage wohlthätig unterbrach, wie eine Fügung des Himmels.

Als Helene an einem heißen Augustvormittage die kühlen Gänge des alten, längst aufgehobenen Franziskanerstiftes durchschritt, um Mutter und Schwester, die sie im Klostergarten wußte, aufzusuchen, trat eben aus der Thüre der sonst verschlossenen Bibliothek ein junger, schlanker, elegant gekleideter Mann, in dem sie sofort einen guten Bekannten aus Wien erkannte. Daß er sie dicht an sich heranschreiten ließ, ohne zu grüßen, machte sie nicht irre. „Guten Morgen, Herr Professor," sagte sie freundlich, „was bringt Sie hierher?"

Der Mann lüftete den Hut und trat einen Schritt näher. „Fräulein Anna," rief er sichtlich erfreut. „Wohnen Sie hier? Die Frau Mutter wohl auch und Fräulein Helene —"

„Ja, die ist auch hier und steht vor Ihnen," erwiderte sie gutlaunig, ohne eine Spur von Spott. „Sie verwechseln mich mit meiner Schwester, was bei dem Düster in diesem Korridore sehr begreiflich ist —"

„Entschuldigen Sie," sagte er eifrig, aber ohne jede Verlegenheit. „Sie kennen ja meine Kurzsichtigkeit und haben immer Geduld mit mir gehabt." Er legte eine gewisse Betonung hinein, daß das junge Mädchen errötete.

„Sie dürfen wohl noch immer keine Brille tragen?" fragte sie, empfand dies dann aber als ungeschickt und wurde wieder rot.

„Nein!" erwiderte er mit einem leichten Seufzer, „die Ärzte werden es mir wohl auch nie wieder gestatten; ich ließe sonst Gefahr, die Sehkraft ganz zu verlieren!"

„Merkwürdig," meinte sie, „man sieht es Ihren Augen gar nicht an, und ebenso wenig Ihren Bewegungen." Darüber errötete sie zum drittenmale, weil Mama es wiederholt verboten hatte, jemals einem jungen Manne ein Kompliment über sein Äußeres zu machen. Dann aber tröstete sie sich damit, daß es ja kein Kompliment, sondern die Wahrheit war. In der That hatte der Professor — sein Fach war die Archäologie, sein Name Heinrich Klauser — so lebhafte, geistvoll blickende, dunkle Augen, daß ihnen niemand ihre Schwäche angesehen hätte. Auch benahm er sich sicher und gewandt, und nur zuweilen zeigte die Art, wie er im Salon den Fuß vorsichtig vorschob oder nun auf dem Kiesweg des Gartens, als er neben dem Mädchen herschritt, mit dem Stöckchen tastete, daß er den Boden zu seinen Füßen nicht deutlich gewahren konnte.

Frau von Knittl begrüßte den Professor, der so unerwartet daherkam, mit einer Freude, welche, wie wir bereits wissen, sehr ehrlich gemeint war. Klauser war freilich nur Docent mit dem Titel eines außerordentlichen Professors, aber nicht bloß ein sehr geschätzter und zukunftsvoller Gelehrter, sondern auch der Sohn eines wohlhabenden Bergwerksbesitzers der Steiermark. Daß er daneben ein weltfreudiger Mann, ein liebenswürdiger, amüsanter Gesellschafter war, schien ihr fast der Vorzüge zu viel. Ihn vor allem hatte sie sich im vorigen Jahre als rechtes Ideal für ihre Helene ersehen und da-

Digitized by Google

rum eifrig in ihr Haus gezogen, welches er wiederholt besucht.

Dem Professor schien die Begegnung gleichfalls angenehm; wenigstens versicherte er dies mit einer Wärme, welche die Hoffnungen der Frau Oberstin hell auffachte. Er war aus seinem Vaterhause in den steirischen Bergen über Ischl auf eine Woche nach Traunkirchen gekommen, um ein wenig in der Klosterbibliothek zu stöbern und den uralten, bisher wenig gewürdigten Krypteubau des St. Johanniskirchleins näher zu untersuchen. Die Vormittage waren seinen Studien gewidmet, die Nachmittage nahm Frau von Knittl für gemeinsame Ausflüge in Beschlag, was er dankend annahm.

So ward am selben Tage eine Kahnfahrt nach Ebensee, am nächsten ein Spaziergang zu dem schön gelegenen Gasthofe „am Stein“, am dritten abermals ein Ausflug zu Wasser, nach der Karbachmühle, unternommen. Man unterhielt sich vortrefflich und fand sichtlich immer mehr Gefallen an einander; insbesondere waren die Damen darüber entzückt, daß sich der gelehrte und geistvolle Mann so einfach, fröhlich und anspruchslos gab. Daß die Urteile der Mädchen gleich warm klangen, beängstigte die Mutter nicht, hingegen war es ihr wenig willkommen, daß der Professor Anna zum mindesten ebenso behandelte wie die Schwester, ja zuweilen sogar auszuzeichnen schien.

Namentlich bei jenem Ausflug nach der Karbachmühle wollte sie dies bedünken. Während ein Traunkirchner Fährmann die kleine Gesellschaft über den spiegelglatten See zum malerischen alten Bauwerk am jenseitigen Ufer hinüber ruderte, fragte Helene den Professor, ob er die Hero- und Leanderfage kenne, welche das Volk an diese Stelle knüpfe: ein Müllerbursche in der Karbach habe eine Nonne im Frauenklösterlein bei Traunkirchen geliebt und sei allnächtlich, dem Scheine ihrer Zellenlampe folgend, hinübergeschwommen, bis einmal, da die Geliebte im Harren eingeschlafen, der Wind die Lampe gelöscht und er im ziellosen Schwimmen ertrunken.

„Es ist mehr als Sage,“ erwiderte Klauser, „es ist Wirklichkeit und die Geschichte eigentlich viel interessanter als die Sage. Der Held war ein armer Ritter, sein Kastell lag in der Karbach; die Geliebte aber war eine Grafentochter aus dem Geschlechte der Herbersteine; der Vater wollte nichts von dem armen Bewerber wissen und erklärte ihm höhnend: ehe er nicht hunderttausend Goldgulden aufweise, könne aus der Heirat nichts werden; gleichzeitig gab er die Tochter den Nonnen zu Traunkirchen in Verwahrung. Die Liebenden verständigten sich, er schwamm allnächtlich hinüber, nach dem Schein des Lämpchens, wie es die Sage berichtet. Nur war der Ausgang in Wirklichkeit poetischer; die Geliebte schlief nicht ein, sondern wurde von den Nonnen, welche den Frevel entdeckt, in Gewahrsam gethan und das Lämpchen absichtlich gelöscht, so daß er ertrank. Der Chronist aus dem XV. Jahrhundert, der uns diese Begebenheit als Zeitgenosse berichtet, beschreibt die Schönheit der Herbersteinin mit vieler Begeisterung.“

„Wie sah sie denn aus?“ fragte Anna.

„Wie Sie,“ erwiderte der Professor.

Darauf war es eine kurze Weile still. „Eine traurige Geschichte,“ meinte dann Helene. „Aber sie sind doch wenigstens glücklich gewesen, ehe sie sterben mußten.“

Anna lachte auf. „Wäre der Karbacher klüger gewesen und hätte er sich irgendwo im Kriege die hunderttausend Goldgulden erbeutet, so hätten sie auch glücklich miteinander leben können.“

Auch der Professor lachte. „Zwei sehr verschiedene Standpunkte, die beide ihre Berechtigung haben. Ich meinesteils würde es freilich lieber mit dem Rezepte von Fräulein Anna gehalten haben!“

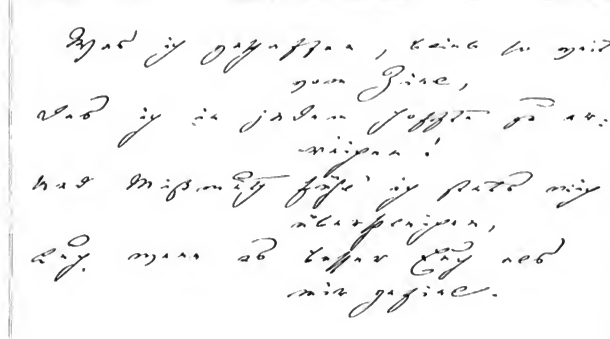
Frau von Knittl biß sich auf die Lippen; sie hatte alle Mühe, ihren Mißmut zu verbergen. Aber auf der Heimfahrt sollte sie entschädigt werden. Der See war etwas unruhig, Klauser erbot sich, dem Fährmann zu helfen, und regierte das andere paar Ruder, das sich im Kahne vorfand, mit Kraft und Geschick. Als er jedoch einmal eine kurze Pause machte und dann wieder die Ruder fassen wollte, griff er in der Dämmerung daneben. Das schien Anna, da sie dicht vor ihm lagen, so komisch, daß sie, ohnehin in übermütiger Stimmung, ein kurzes Auflachen nicht unterdrücken konnte. Helene aber beugte sich rasch vor und legte ihm die Ruder in die Hände.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Helene,“ sagte er. „Sie haben immer Geduld mit mir; ich weiß es ja längst!“

Trotz der Dämmerung konnte Frau Katharina gewahren, wie sich das Antlitz ihrer Lieblingstochter mit dunkler Röte überzog.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Sprüche.

Wer einst in der Schellenkappe ging
Und hört von fern ihr Klingeling,
Verschieden klingt's den Ihren:
Der eine hört's mit Groll und Reu,
Der andre lauscht und trägt nicht Scheu,
Zu lächeln den lieben Thoren.

Was ein Beuling eben erfahren,
Belächeln wir wohl in spätern Jahren,
Und rufen doch gerne in uns zurück
Verlornen Irrtums Schmerz und Glück.

Otto Roquette.

Mädchenrache oder Die Studenten von Salamanca.

Komödie in zwei Akten von **Eduard von Bauernfeld.**

Erster Akt.

(Schluß.)

Verwandlung.

In Madrid.

Gemach in einem vornehmen Hause. Im Hintergrund links große Fenster, zu denen ein paar Stufen führen.

Fünfte Scene.

Elvira. Dann **Don Guzmann.**

Elvira (tritt ein von der Seite rechts, spricht zu einer Magd, die an der Thürschwelle stehen bleibt). Zu sein Bettchen! Halt ihn warm! Schreit er, nimm ihn auf den Arm! —

Guzmann (eintretend). Was? Ein krankes Kind!

Elvira. Mein Martin!

Guzmann. So! Dein Affe?

Elvira. Denk Dir, Bruder! Kolik hat er, Krämpfe, macht Dir Ein so jämmerlich Gesichtchen. —

Guzmann. Schneidet immer ja Grimassen!

Elvira. Doch was denkt er sich dabei?

Guzmann. Sollt' ein Affe denken, Schwester?

Elvira. Klügeres als manch ein — Mann!

Guzmann. Männerfeindin! — Sag, wo steckt nur Die Anrora?

Elvira. Unser liebes Nichtchen ist ja ausgeritten!

Guzmann. Aber in die Nacht hinein Reiten keine junge Damen!

Elvira. Abend kannt! Und wenn sie's will —

Guzmann. Ihren eignen Willen hat sie! Weil Du sie verziehst!

Elvira. Du nicht? Schwacher Mann! Giebst allen ihren Launen nach —

Guzmann. Still! Unser Hausfremd —

Sechste Scene.

Vorige. Don Henriquez. Dann **Anrora.**

Henriquez. Guten Abend —

Guzmann (reicht ihm die Hand). Don Henriquez!

Henriquez. Ist das Fräulein schon zu Hause?

Guzmann. Ihr scheint ängstlich —

Elvira. Ist ein Unfall?

Guzmann. Mit dem Rappen — ihrem Leibpferd.

Elvira. Erst mein Martin! Nichts als Unglück! —

(**Anrora** im Abend-Negligé, kommt aus einer Thüre im Hintergrunde rechts.)

Henriquez. Ah, sie kommt! (ihr entgegen immer mit Grandezza) Wie geht's Euch, Fräulein? Hoffe, Ihr seid unverschrt — —

Guzmann. Böses Kind! Bist wild geritten?

Elvira. Armes Kind! Doch nicht gestürzt?

Anrora. Nur gestrauchelt, liebe Tante! Und ich hinke bloß ein wenig —

Henriquez. Ruhe braucht's da, liebes Fräulein! (Er rückt einen Armstuhl zurecht, sie setzt sich.) Ihr scheint aufgeregt. Es ist Euch Etwas widerfahren, Fräulein —

Anrora. Etwas Unerhörtes, ja —

Elvira (tritt hinzu). Und von einem Mann, ich wette!

Anrora. Dieser Don Pacheco, Tante —

Elvira. Dieser Wüstling? Dieser Nichtsnutz?

Guzmann. Nicht so arg! ein Bruder Lustig!

Anrora (zu Elvira). Der die Ines uns verlockte!

Elvira. Hab' sie aus dem Haus gejagt, Diese Trulle, diese Schlumpe!

Henriquez (zu Anrora). Sagt, was ist's? Den frechen Menschen Zieh' ich flugs zur Rechenschaft!

Anrora. Nun, Ihr sagt, daß Ihr mich liebt, Don Henriquez —

Henriquez. Wißt Ihr's doch!

Anrora. Und ich glaub' es. (sieht auf) Darum fordert Don Pacheco zum Duell — Fordert ihn auf Tod und Leben!

Guzmann (lacht). Weiter nichts?

Elvira (fährt ihn an). Nun, wenn sie's will!

Henriquez. Fordern? Doch weshalb?

Anrora. Weshalb?

Elvira (für sich). Weil sie's will, Don Dummrian!

Henriquez. Einen Grund doch müßt man haben — —

Anrora. Ihr seid gründlich. — Einen Grund? Tötlich hat er mich beleidigt! Ist das Grund genug?

Henriquez (schlägt an den Degen). Ich denke!

Anrora. Tötet ihn und ich bin Euer!

Henriquez. Don Pacheco, nur heran!

Guzmann. Mord und Totschlag? Geht mir doch!

Elvira (gelassen). Laß sie sich die Hälse brechen!

Henriquez (nimmt den Hut, zu Anrora). Euer Wort genügt mir, Fräulein! Ihr seid mein, bleib' ich am Leben (will fort).

Anrora. Halt! — Ein Scherz nur war's —

Henriquez. Ein Scherz?

Guzmann. Saubrer Spaß!

Elvira (gemütlich). Nun, wenn sie's will!

Anrora. Eure Liebe wollt' ich prüfen, Und ich hab' Euch treu befunden — —

Henriquez. Also darf ich hoffen?

Anrora. Was?

Henriquez. Daß Ihr endlich Euch entschließt? —

Guzmann. Einen braven Mann zu nehmen. Zeit wär's, Nichtchen —

Digitized by Google

Elvira. Oder Unzeit!

Aurora. Laßt mich meiner Mädchentage
Nur erst überdrüssig werden,
Und es wird sich alles finden.
Eines kann ich Euch versichern:
Einen Nebenbuhler habt Ihr,
Don Henriquez, nicht zu fürchten (sie setzt sich).

Henriquez. Fürcht' ich irgend einen Mann? — Doch!
Einen Nebenbuhler kenn' ich,
Er verfolgt mich allerwärts —
Diesen Nebenbuhler nenn' ich:
Euer eignes stolzes Herz! (Er geht ab.)

Siebente Scene.

Aurora. Elvira. Guzmann.

Aurora. Bin ich stolz? Sagt, Tante!

Elvira (entschieden). Nein!

Aurora. Bin ich stolz? Sag Onkel!

Guzmann. Ja!

Aurora. Ja und nein? Was soll ich wählen?
Wessen Ausspruch folgen, sprecht,
Soll ich auf den Onkel zählen,
Oder hat die Tante recht?

Elvira. Ich! Wer sonst?

Guzmann. Nein, ich! Du wirst mir
Gar zu übermütig, Mädchen!

Elvira. Gegen diesen Don — Quixote?

Guzmann. Der so lange um sie wirbt —

Elvira. Laßt ihn werben! Männer giebt's ja
G'nug und überg'nug! Man lebt auch
Ohne Mann.

Guzmann. Ja. Aber wie?

Elvira. Was nur gab's mit dem Pacheco?

Aurora. Läßt sich kaum erzählen, Tante —

Elvira. Brauch's auch nicht zu wissen, Herzchen!
Hat er Dir was angethan,
So verschluck's! Wir armen Mädchen
Können uns ja doch nicht wehren
Oder rächen — wie die Männer!
(mit der Pantomime des Duellierens)
Glaube mir, die Herrchen sind
Nur zu unsrer Qual geschaffen!
Halt sie Dir vom Leibe, Kind! —

Guzmann. Nimm Dir lieber einen Affen! —

Elvira. Besser als die jungen Laffen!

Achte Scene.

Vorige. Eine Magd.

Magd. Helft, Señora —

Elvira. Neue Krämpfe?

Magd. Nein, er biß mich in den Finger —

Elvira. Gutes Zeichen, wenn er scherzt!

Magd. Ja, und ich verblut' mich schier!

Elvira. So possierlich und ergötzlich!
Er, der eing'ge seiner Art!
Mein Martinchen! Unersetzlich
Wär' er mir! Er hat Verstand! —

Guzmann. Ja, er frißt Dir aus der Hand!
Doch sein Übel scheint gefährlich,
Und bist Du ihm unentbehrlich,
Also sieh zu Deinem Kranken,
Wer kann wissen, was ihm droht?
Heute rot und morgen tot!

Elvira. Schaudert mich bei dem Gedanken,
Meinen Martin zu verlieren!
Blieb' mir nichts — o bitt're Not!
Als ihn einzubalsamieren.
Bruder, wie das Herz mir klopft! (Sie geht hinein.)

Magd. Wär' das Best schon ausgestopft! (Folgt ihr, ab.)

Neunte Scene.

Guzmann. Aurora.

Guzmann. Sieh Dir diese — Unvermählte!
Ein Mandrill muß ihr genügen,
Denn sie hat's versäumt! Ihr leuchtet
Keine Hochzeitsfackel mehr!
Fest geschlossen Hymens Tempel —
Also nimm Dir ein Exempel!

Aurora (mit sich beschäftigt). Ich hab' Zeit —

Guzmann. So sagen
Alle! (tritt näher zu ihr)
Doch die Zeit, mein Kind, sie rauscht wie
Adlerflug. Die Tage rollen
Mit den Stunden um die Wette,
Und die Jahre mit den Tagen,
Wenn wir ohne Ziel und Richtung
Uns bequem so gehen lassen,
Keinen festen Vorsatz fassen,
Die Entscheidung, wie wir's lieben,
Auf den nächsten Tag verschieben,
Mit des Leichtsinns wilder Hast,
Ohne Ruhe, ohne Rast
Nur den Augenblick genießen —
Sieh, die Tage, sie zerfließen
Und die Stunde wird verpaßt,
Zwischen Zaudern und Besinnen
Flieht die Jugendzeit von hinnen! —
Laß Dir raten! Manchen Freier
Hast Du abgewiesen, Mädchen —
Mach ein End', nimm den Henriquez.

Aurora. Wenn kein Besserer sich meldet. (Sie steht auf.)
Bleibt mir doch ein Restchen Jugend, —
Lieber Onkel, zum Besinnen
Und zum ernsten Reflektieren.
Muß man drum den Tag verlieren?
Warten nenn' ich Zeit gewinnen. —
Sollen wir den ersten besten,
Der sich gnädigst angetragen,
Uns gehorsam überlassen,
Ohne Widerspruch zu wagen?
Können wir in jungen Tagen
Keinen festen Vorsatz fassen?
So im Lieben wie im Hassen! —
Laßt nur erst mein Stündchen schlagen,
Und ich werd' es nicht verpassen!

Guzmann. Also klingt es schon seit Jahren!
Worte! Kein Entschluß.

Aurora. Wer weiß!

Guzmann. Was nur läuft Dir durch das Köpfchen?

Aurora. Nichts und alles. Eine Laune. —
Unsern jungen Hausmeister
Möcht' ich gerne sprechen, Onkel.
Sei so gut, ihn mir zu senden —

Guzmann. Den Gil Blas? Ein kluger Bursche.
Hübsch dabei! Und eitel, eitel!
Und ich glaub', auch Du gefällst ihm. —
Willst ihn sprechen insgeheim?

Digitized by Google

Nun, das wird dem Zeisig taugen!
Mach ihm nur recht süße Augen,
Und er geht Dir auf den Leim! (Geht, hält inne.)
Doch vergiß nicht, den Henriquez,
Der im Ärger just davon ging,
Wieder mit Dir auszusöhnen;
Einem Freier, so geduldig,
Ist man ein'ge Rücksicht schuldig. (Er geht ab.)

Zehnte Szene.

Aurora allein. Dann **Gil Blas.**

Aurora (allein, geht langsam auf und ab; hält dann inne).
Will mir doch das Abenteuer
Nimmer aus dem Kopfe gehn!
Nein, die Schmach ist ungeheuer!
Wag ich's denn in allen Tagen
Meine Blicke aufzuschlagen
Wie bis heute, froh und frei?
Das ist alles nun vorbei — (wirft sich in einen Armstuhl).
Don Henriquez soll ich wählen?
Aber werd' ich seine Frau,
Müßt' ich ihm nicht alles, was
Zwischen mir und dem Studenten
Sich ereignet, eingestehn
Und dabei vor Scham vergehn? —
Hilflos lag ich, meiner selbst
Unbewußt — er aber schloß mich
In die Arme, küßte mich —
Mund, wie ließest Du's geschehn?
Seine kecken jungen Augen,
Wie sie höhnend mich durchbohrten!
Kann ich je den Schimpf vergessen?
Meine Munterkeit, mein Frohsinn,
Alle meine Lebensfreude
Ist dahin — mein ganzes Dasein
Mir vergällt, zerstört, vernichtet —
(Sie bricht in Thränen aus, verhüllt ihr Haupt; Pause).

Gil Blas (tritt ein, bleibt an der Schwelle). Ah, da sitzt sie — oder liegt sie —
Wie in Träumen hingegossen!
Insgeheim will sie mich sprechen —
Das hat etwas zu bedeuten — (tritt näher).
Schläft sie? oder stellt sich nur?
Sind so Künste dieser Damen?! —
Soll ich —? Ja, ich will sie wecken! (Räuspert sich.)

Aurora (fährt auf.) Ah — Ihr seid's?

Gil Blas (tritt zu ihr). Zu Euren Diensten, Fräulein, denn Ihr ließt mich rufen —

Aurora. Ich? — Ja so! — Um eine Auskunft, Gil Blas, wollt' ich Euch ersuchen —

Gil Blas. Habt nur zu befehlen, Fräulein —

Aurora. Ihr seid brav und treu, verläßlich, — Auch verschwiegen?

Gil Blas. Wie das Grab! —
Giebt es ein Geheimnis?

Aurora. Freilich —

Gil Blas. Ja? (für sich) Sie sieht mich an, so eigen!
's ist kein Zweifel, ich gefall' ihr (richtet seinen Anzug).
Nun, da heißt's das Eisen schmieden (tritt näher).
Eine Auskunft, liebes Fräulein?
Über mich?

Aurora. Auch das, mein Freund —

Gil Blas. Euer Freund! O holdes Wort!

Aurora. Sagt, eh' Ihr in unser Haus kamt,
Dientet Ihr nicht anderwärts?

Gil Blas. Immer nur honetten Leuten! (geschwätzig)
Bin von guter Herkunft, Fräulein,
Ein Hidalgo, halber Adel,
Denn Gil Blas von Santilana — (für sich dazwischen)
Von dem Dorf, wo ich geboren —
Nenn' ich mich, mein Oheim ist
Licentiat, mein Vater war —

Aurora. Frag' ich denn um Eure Sippen?
Nur um Euch —

Gil Blas (entzückt, kreuzt die Arme). Um mich?!

Aurora. Und Euren
Letzten Herrn —

Gil Blas. Der letzte?

Aurora. Ja. —
's war ein Kavalier?

Gil Blas. Was sonst?
Bürgerlichen dient' ich nie.
Ausgenommen — (für sich) einem Schneider!
Abzudienen meine Kleider —

Aurora. Ein Don?

Gil Blas. Oder eine Donna!
Eine würdige Matrone,
Donna Rosa de Pacheco —

Aurora. Und ihr Sohn?

Gil Blas. Dem dient' ich auch!
Doch nur nebenbei —

Aurora. Nun, der ist's!

Gil Blas. Der ist's?

Aurora. Über den ich Auskunft
Haben will —

Gil Blas. Nicht über mich?

Aurora. Er war Bräutigam vor Zeiten —

Gil Blas. Hat die Braut wohl sitzen lassen.

Aurora. Sagt, was ist es für ein Mann?

Gil Blas. Der? So einer, dem ein jedes
Brave Mädchen aus dem Weg geht. —

Aurora. Also ward er mir geschildert —

Gil Blas. Nach der Wahrheit, bestes Fräulein!
Hab' auch seinen Dienst verlassen,
Weil ich seines sittenlosen
Lebenswandels überdrüssig,
Denn ich hab' Moral im Leibe!
(für sich) Das macht immer guten Eindruck —

Aurora. Eines möcht' ich wissen, Gil! (steht auf)
Denkt er wieder um ein Mädchen
Anzuhalten?

Gil Blas. Der? Beileibe!
Hinzuhalten? Eine jede!
Aber zu behalten? Keine!
Ihr' zu machen? Alle, alle
Mit Präsenten, Schmeicheleien —

Aurora. Und mit Schwüren, Eheversprechen —
Wie die arme Ines! (Geht herum, setzt sich dann.)

Gil Blas (folgt ihr). Alles
Taugt ihm! Alles! Und so kann er
Seufzen auch und weinen — Hu!
Doch es ist nur X für U!
Thränen, die er stechen läßt,
Hat die Zwiebel nur erpreßt,
Doch dem gläubigen Geschlechte

Digitized by Google

Gelten ſie für wahre, echte.

Aurora. Sind wir gläubig, Herr Gil Blas?

Gil Blas. Ihr ſeid eine Ausnahm', Fräulein;
Aber ſo der Mittelſchlag
Lebt ein wenig in den Tag,
Don Pacheco in die Nacht —
Für einander wie gemacht —.
Zarte Weſen — Ihr zum Beiſpiel —
Hütet Euch vor dieſem Manne! —
Giebt's doch andre junge Männer,
Wohl geſtaltet, gut geartet,
Die beſcheiden und verſchwiegen,
Auch ein Herz im Buſen tragen,
Und das Herz — darauf kommt's an!
Denn das Herz — — Ihr hört mich nicht!

Aurora. Schlimm hat er an mir gehandelt —
Und ich will mich rächen!

Gil Blas. Thut das!

Aurora. Ihr ſeid klug, habt manchen Anſchlag
Ausgeheckt, wie man mir ſagt —

Gil Blas. Denke ſelbſt! Ich bin kein Tropf
Und ich habe Grütz' im Kopf!

Aurora. Sagt, wie rächt' ich mich an ihm?

Gil Blas. An dem Mädchenjäger? — Wartet!
Wenn man — nein, ſo geht's nicht — laßt mich
Überlegen! — Halt! ich hab's!

Aurora. Nun?

Gil Blas. Er geht in keine Kirche,
Glaubt an keine Heiligen —
Bei der Inquiſition
Geben wir ihn an, man macht ihm
Den Prozeß wie andern Ketzern,
Seh' ihn ſchon im Sanbenito,
In dem härnen Büßerhemd,
Voll gekleckſt mit Teufelsfratzen,
Büßerkerze in der Hand
Nach dem Scheiterhaufen wandeln,
Seine Liebesglut zu kühlen!

Aurora. Er verdiente Beſſres nicht! —
Doch ich will ihn anders ſtrafen —

Gil Blas. Wie denn?

Aurora. Heißt es nicht, ihm könne
Keine Dame widerſtehn?

Gil Blas. Wahr iſt's, daß er des ſich rühmt. —
Hm! Den Ruhm ihm zu verleiden
Gäb's ein Mittel —

Aurora (lebhaft). Welches! Sprecht!

Gil Blas. Wenn ſich eine Schöne bergeb',
So 'ne ausgeſuchte Schönheit,
Ihn in ſich verliebt zu machen
Bis zur Raſerei — verſteht Ihr?

Aurora. Nun! Und dann?

Gil Blas. Die Löſung liegt ja
Auf der Hand, die Schöne weiſt ihn
Vor die Thür, giebt einem andern —
Einem, der ein Herz hat, mein' ich —
Ihre Hand mitſamt dem Herzchen,
Und darüber wird ſich jener,
Hoff' ich, bald zu Tode ärgern.

Aurora. Dieſer Anſchlag ſcheint nicht übel!
Doch wo finden wir die Schöne?

Gil Blas. Steht ſie doch vor meinen Augen!

Aurora. Ich?

Gil Blas. Donna Aurora, Ihr!
Seht ihn bald mit gier'gen Blicken
Sich an Eurem Reiz entzücken,
Doch Ihr löſcht nicht ſeine Flammen,
Und ſo bricht er flugs zuſammen,
Nach Verdienſt den Abſchied kriegt er,
Wie ein Häufchen Aſche liegt er,
Ausgebrannt in ſeine Glut,
Fort ſein ganzer Übermut,
Und das weibliche Geſchlecht
Iſt durch Euch an ihm gerächt!

Aurora. Gil, Dein Anſchlag iſt weit klüger
Als Du ſelber weißt —

Gil Blas. Genie,
Steckt es wo in einer Bruſt,
Thut ſein Beſtes — unbewußt.

Aurora. Schon ein Plan geſtaltet ſich
Mir im Kopf. Ihr ſollt mir beiſtehn
Als mein Freund und mein Vertrauter,
Will's Euch reichlich lohnen —

Gil Blas. Lohn?
Kennt Ihr mich ſo ſchlecht, Señora?
(mit Emphaſe) Euer gnädiges Vertrauen
Gilt mir für ein Königreich!
(für ſich) Schmeichelt man den lieben Frauen,
Iſt man Hahn im Korbe gleich — (reibt ſich die Hände).
(Das Theater hat ſich verdunkelt. Lärm und Muſik. Die Fenſter im Hintergrunde erſcheinen erleuchtet durch Fackellicht von der Straße.)

Aurora. Horch! Was giebt's?

Gil Blas (tritt an ein Fenſter im Hintergrunde). Sind die Studenten,
Die nach Salamanca ziehn,
Da die Ferien zu Ende —

Aurora. Die Studenten?

Gil Blas. Ja, mit Fackeln
Ziehn ſie und Muſik. Sie rufen —

Elfte Scene.

Eſteban. Pacheco. Studenten (von außen). **Vorige.**

Eſteban (von unten). Eine Kneipe! Burſche, halt!
Wein heraus! Nunc est bibendum!

Gil Blas. Dieſe Baßſtimm' ſollt' ich kennen! (Blickt hinaus.)
Ja, 's iſt Eſteban Churchillo,
So ein alter Studiofus!

Pacheco (von unten.) Kurze Raſt und vorwärts, Jungens!

Aurora. Seine Stimme —

Gil Blas. Wenn der wüßte,
Was wir ihm im Schilde führen!

Eſteban (von unten). Letzter Stehtrunk! Leert die Becher!
Vivat Baccalaureus
Louis de Pacheco!

Die **Studenten** (von unten). Vivat!

Gil Blas. Percat! Das ziemte beſſer —

Pacheco (von unten). Dank Euch, meine jungen Freunde!

Eſteban (von unten). Motus! Auf nach Salamanca!
Gaudeamus! ſingt's im Chorus! (Studenten ziehen ſingend ab.)

Zwölfte Scene.

Aurora. Gil Blas. Dann **Elvira.**

Aurora. Hörteſt Du's? Nach Salamanca,
Das ſei unſer Loſungswort!

Digitized by Google

Gil Blas. Will ſie ins Studentenlager?
Gut! ich folg' ihr überall hin —
(Die Bühne hat ſich völlig verdunkelt, Diener bringen Lichter.)
Elvira (tritt ein). Hilfe, Hilfe! Schickt zum Doktor!
Mein Martinchen liegt in Zügen — (ab).
Gil Blas. Liegt er? Nun, ſo laßt ihn liegen

Dreizehnte Scene.

Aurora. Gil Blas. Don Guzmann.

Guzmann. Hörtet Ihr die luſt'gen Brüder,
Tantchens Nichtsnutz an der Spitze?
Aurora (ihm entgegen). Onkel, einen Ausflug haſt Du
Mir verſprochen —
Guzmann. Ja, doch ohne
Tante, ohne ihren Martin!
Gil Blas. Der ſpaziert ins Affenzenſeits!
Guzmann. Und wohin ſoll's gehn?
Aurora. Gleich morgen
Reiſen wir nach Salamanca,
Und Gil Blas begleitet uns —
Gil Blas. Euch zur Seite? O wie herrlich! —
Bin der Hahn im Korbe ſchon —
Guzmann. Wir mit Dir nach Salamanca?
Willſt Du dort ſtudieren, Mädchen?
Aurora. Was ſonſt?
Guzmann (gemütlich). Unſinn!
Gil Blas (ebenſo im Tone der Tante). Wenn ſie's will —
Aurora. Ja ich will's! Als ein Scolar,
So im Wämschen und Talar,
Spitzbart, Onkel, falſches Haar —
Ein Studentlein, friſch und keck!
Guzmann. Aber ſprich! Zu welchen Zweck?
Aurora. Lieber Onkel, Mädchenſache!
Mädcheneinfall — Mädchenrache!

Der Vorhang fällt.

(Der zweite Akt folgt.)

Das Alter.

Elegie von **Otto Roquette.**

Weisheit bringe das Alter, ſo heißt es. Doch ſah ich vergeblich
In der Bejahrteren Kreis mich nach den Weiſen noch um.
Grillige Leute nur ſah ich, die, ſehr unweiſe, nur ſtöhnten
Über die Zeit und das Jahr, ach, und der Jugend Verluſt!
Durch ſich ſelber geplagt, hart wiſſen ſie andre zu plagen,
Doch wie der Jugend zu Mut, wiſſen ſie lange nicht mehr.
Wiſſen auch nicht, daß ſie ſelbſt ſich verſchuldet die Seufzer des Alters,
Da ſie den inneren Wert flüchtiger Tage verkannt.
Nur wer jung ſchon gefühlt und ſich wahrte die Würde des Daſeins,
Bimmt auch mit ſilbernem Haar freudig der Jahre Geſchenk.
Jung bleibt ewig der Geiſt, der, im Reiche des Edlen verkehrend,
In dem Geſetz der Natur nicht das Vergängliche ſieht.
Denn das Vergängliche ſelbſt, es erneut ſich, ein treibendes Saatkorn,
Endlos Blüten und Frucht ſtreuend dem kommenden Jahr.
Feindlich erſcheint, viel fordernd und wenig gewährend, der Jahre
Anwachs, wo nicht zugleich innen das Leben erwuchs.
Alt nur wird, wer ſelbſt ſich bequemt, dem geſürchteten Feinde,
Statt zu verleid'gen das Haus, Riegel eröffnet und Thor.
Denn auch den allernden Bau, hochherrlich in blühender Jugend,
Zwingt mit des Willens Gewalt ruhig der ſchaffende Geiſt.
Bimmer der Weisheit braucht's, wo ſilbern ſich färben die Scheitel,
Segens genug, wenn das Herz ſpottet der fliehenden Zeit!

In der Nacht.

Dort drüben funkelt
Ein einziges kleines Licht,
Von Nacht rings umdunkelt.
Das feſſelt mein Aug' und es läßt mich nicht
Wieder frei.

Und immer denk' ich und habe
Seit Stunden nichts andres gedacht,
Als wie du einſtmals mir ſagteſt,
Daß ich dein einziger Troſt ſei
In des Schickſals rings dunkelnder Nacht.

Frieda Port.

Digitized by Google

Aus Friedrich Hebbels Briefwechsel.

Ungedruckte Briefe von Friedrich Hebbel und G. G. Gervinus.

Mitgeteilt von **Fritz Lemmermayer.**

Nachdem nunmehr die Tagebücher Hebbels in zwei stattlichen Großoktav-Bänden der Öffentlichkeit übergeben worden, werden Felix Bamberg, der verdienstvolle Herausgeber derselben, und ich den gesamten Briefwechsel des Dichters für den Druck vorbereiten. Die litterarische Welt darf Interessantes erwarten. Es ist bekannt, daß Hebbel nicht allein in seinen mündlichen Gesprächen, sondern wie in seinen Tagebüchern, so auch in seinen Briefen, die er gern und zahlreich schrieb, Gedanken hinwarf, deren Scharfsinn und Tiefsinn den bis zur Wurzel der Dinge dringenden Denker, deren sprachliche Form den knapp und plastisch gestaltenden Dichter verriet. Wenn auch im praktischen Leben sparsam und als Dichter in Bezug auf künstlerische Ökonomie ein Muster, so war er doch mit seinen Gedanken nicht haushälterisch, im Gegenteil, er verstreute sie mit der Verschwendungslust eines geistigen Millionärs. „Nie," so heißt es in einer mir vorliegenden Denkschrift aus der Feder eines mit Hebbel befreundeten Mannes, „nie habe ich einen Menschen kennen gelernt, der sogar im Geplauder den daran Teilnehmenden stets eine solche Fülle tiefer Gedanken und drastischer Bilder in den passendsten Ausdrücken und fließender, wohlgesetzter Rede, wie spielend, geboten hätte. Wahrlich, das Quantum geistiger Kraft, welches Hebbel während einer Stunde Gesprächs verbrauchte, reicht hin, den Verbrauch eines gewöhnlichen Menschen davon in seiner Gesamttätigkeit während Wochen zu decken." Und weiter: „Ich muß gestehen, für mich hatte dieses bloß durch wenige Stunden Morgenschlaf unterbrochene, energische geistige Leben etwas Unheimliches, denn ich wurde die Besorgnis nicht los, es müsse der dies ununterbrochen lodernde Genius nährende Stoff bald zu Ende gehen. Als ich nach Jahren Hebbel in Wien wieder sah, erstaunte ich über sein gutes Aussehen; erschien es mir doch fast als ein Wunder, daß er überhaupt noch lebte. Gewiß war der ungeheure Blutverbrauch seines Gehirnes die eigentliche Ursache seiner Krankheit, welche mit seinem Tode endete. Sonderbar aber, ich, der dieses Ereignis so lange gefürchtet, mußte mich zum Glauben an die Kunde von seinem Tode wirklich überreden."

So mein Gewährsmann. Etwas von dem vielbewunderten Rauschen dieses Geistesquells ist auch in Hebbels Briefen zu vernehmen. Da er mehr war als seine Werke, so gab er sich in diesen nicht aus, ebensowenig als in seinen Gesprächen, die zum Nutzen der Nachwelt eines ungesehen nachstenographierenden Zuhörers bedurft hätten. Es blieb ihm doch ein Überschuß für seine Briefe. Solche tauschte er mit einigen seiner berühmtesten Zeitgenossen, aber auch mit Personen, die zwar nicht berühmt, doch fähig waren, der Musik seiner Seele zu lauschen und, wie der Resonanzboden eines Instrumentes, einen Gegenklang zu geben. Aus der Fülle der Briefe von und an Hebbel seien hier einige mitgeteilt; eine weitere Serie soll in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift folgen.

Ich beginne mit einem Briefe von G. G. Gervinus an Hebbel, welcher beweist, daß der große Historiker, wie schroff und ablehnend auch sein Verhalten gegenüber der nachklassischen Litteraturperiode war, die außerordentliche Dichterkraft Hebbels zu würdigen verstand. Einer der Briefe lautet:

Verehrter Herr!

Ich danke Ihnen für das Geschenk, das Sie mir mit Ihrer Agnes Bernauer gemacht haben, und nicht nur ist dieser Dank für die äußerliche Gabe gemeint, sondern wesentlich für den inneren Werth.

So sehr ich meine Gedanken über die Natur unserer Zeit und ihren poetischen Beruf behaupten muß, so habe ich doch nie weder gehofft noch gewünscht, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse. Wie politisch die Zeit zu werden sich anstellt, selbst wenn sie es schon durch und durch wäre, so würde ich doch nie wünschen, daß in der Politik alle Kunst unterginge, vielmehr würde ich erwarten, daß die Kunst mit der Politik und in ihr und durch sie neue Blüthen triebe. Und in jedem Falle stimme ich Ihnen darin zu, daß das Individuum sein Recht behalten muß, und daß über den Beruf des Einzelnen kein Urtheil über eine Zeitlage entscheiden kann. Was den Übrigen im Besonderen angeht, so habe ich stets zu scheiden gewußt zwischen Ihnen und so manchen andern Dramatikern und Dichtern jeder Art, unter denen bei der großen Fruchtbarkeit des poetischen Bodens doch welche unterlaufen, die man gerne, selbst bei der größten Gunst der Zeiten, auf ein anderes Gebiet verpflanzen würde. In Ihrem vorliegenden Stücke aber scheinen Sie mir einen Schritt nach vorwärts gethan zu haben, und wenn es nur durch die entschiedene Bühnengerechtheit desselben wäre, ein Requisit, von dem sich ein Dramatiker gewiß immer zu seinem Schaden entfernt. Im Formellen wunderte ich mich, daß Sie, wenn nicht das Ganze, so doch einige Scenen wenigstens, nicht in Versen gehalten haben, die sich Dem, meine ich, außerordentlich entgegenbieten. Schiller hatte doch außerordentlich Fug und Recht, auf das Rhythmische so großes Gewicht zu legen: nicht allein formell hebt der Vers über viel Prosaisches hinweg; wie selbst in

Digitized by Google

der Materie zeigt sich Mancherlei, das man in Prosa gerne erträgt, mit dem höheren Stande, auf den die poetische Rede unmittelbarlich hebt, unvereinbar. Ich will, obwohl Sie es wünschen, in eine eigentliche Beurtheilung des Stückes nicht eingehen; es würde mir hier schon die Fassung und Stimmung dazu entgehen. Doch will ich Ihnen darum Ein Gefühl nicht unterdrücken, das mich über der beendeten Lectüre nicht los ließ. Es berührt mich seltsam, daß ich, der ich sonst der jungen Dichterschule gegenüber wohl oft in der Lage war, mich gegen das Recht der Natur, das zuweilen bis zur Verzerrung betont wurde, des Rechts der Nothwendigkeit anzunehmen, daß ich mich diesem Ihrem Stücke gegenüber auf die andere Seite gedrängt sehe. Daß die Nothwendigkeit oder die menschliche Ordnung hier über die natürliche einen Sieg davon trägt, daß das Schöne und Sittliche ihr schuldlos geopfert wird, scheint mir wirklich nur in der Geschichte zu ertragen, wo die einzelne Unebenheit, wie die räumliche auf dem Erdball, neben dem großen Ganzen verschwindet. Die Kunst aber hat darin ein anderes Gesetz, daß eben jedes Kunstwerk ein Ganzes für sich ist, während die Geschichte aus lauter Episoden besteht. Soll in dem Kunstwerke die menschliche Ordnung gegen die natürliche Recht behalten, so muß wohl immer im Verfolgen dieses letzteren irgend ein Unmaß Statt haben; ich wenigstens kann mich von dem Aberglauben an d.e sittliche Gerechtigkeit nicht los machen, die man sinnvoll genug, wenn auch uneigentlich, die poetische nennt. Sie werden gewiß Gründe genug für Ihre Auffassung haben, auch andere, als die man, wenn man nicht blind ist, aus Ihrer Darstellung sich entnehmen kann, und doch möchte ich glauben, daß meine Empfindung so richtig ist, daß Sie sich allgemeinen Dank verdienen werden, wenn Sie ihr wenigstens etwas entgegenführen wollten. Ein erster Wurf läßt sich schwer ganz umändern; was Sie aber füglich anders stellen könnten und, glaube ich, sollten, ist das Hereingreifen von Acht und Bann in der letzten Scene, (und wenn Sie es einfach streichen sollten), damit wenigstens die innere Zusammenfassung Albrechts ganz auf einen Sieg über sich selbst hinaus laufe, und einer äußeren Drohung auch nicht scheinbar ein Einfluß darauf zufalle.

Das sind flache und geringe Bemerkungen; entschuldigen Sie mich, wenn ich mich nicht weiter wage damit, da es doch auch meine Überzeugung ist, keine noch so eingehende Kritik eines dritten könne, ja dürfe eigentlich etwas wesentliches an der Schöpfung des Künstlers ändern. Etwas weniger bin ich denn auch freilich zum Genusse und zur Beurtheilung von Kunstgegenständen in diesem Augenblicke disponirt, da ich angestrengt über einem Wuste geistödtender Scharteken arbeite, die ich um jeden Preis gern so bald als möglich hinter mich bringen will.

Ich wiederhole meinen herzlichsten Dank und wünsche Ihnen alle besten Erfolge von Ihrem Werke.

Mit der größten Hochachtung

Ihr ergebenster

Gervinus.

In diesem vortrefflichen Schriftstück deutet Gervinus auf den springenden Punkt in der Agnes Bernauer hin: auf den verletzenden Sieg der Notwendigkeit oder der menschlichen Ordnung auf Kosten der natürlichen. Unter der natürlichen Ordnung ist die ursprüngliche, die allein gültige und ewige gemeint, welche über den menschlichen Gesetzen und Rechten steht. Nun, diese natürliche Ordnung ist die Grundlage der meisten Dramen Hebbels, von der „Judith" bis zu den „Nibelungen", nur in der Agnes steht die Sache wesentlich anders. In diesem Stücke wollte Hebbel nach seinem eigenen Bekenntnisse nicht allein „die Schönheit von der tragischen, den Untergang durch sich selbst bedingenden Seite" darstellen; er wollte auch in einem tragischen Gemälde das Verhältnis des Individuums zum Staate zeigen; und indem er es that, ließ er, um die Ausdrucksweise von Gervinus beizubehalten, die menschliche Ordnung über die natürliche siegen. Mit anderen Worten: er sprach dem Staate die sittliche Berechtigung zu, das Einzelgeschöpf zu Grunde zu richten, wenn dieses seinen Zwecken, wär' es auch in reiner Unschuld wie der Engel von Augsburg, hemmend in den Weg träte. Das ist eine Bismarckische Idee. Hebbel hat sie mit eherner Konsequenz in einem dichterischen Bilde von klassischer Reinheit und Schönheit durchgeführt, bewunderungswürdig allein schon durch die Farbe, in der er uns das deutsche Mittelalter zeigt. Der Schluß des dritten Aktes besonders, wo es zwischen dem jungen Albrecht und seinem Vater, aus dem der Verfasser in seinem psychologischem Gefühl keinen Tyrann von Gottesgnaden, sondern einen der Pflicht und der Notwendigkeit sich demütig beugenden Landesvater gemacht hat, zum Bruche kommt, ist von erschütternder dramatischer Gewalt; und vorher die Liebesscenen zwischen Agnes und Albrecht sind von einer Innigkeit und einem leidenschaftlichen Liebreiz, dem nur einzelne Scenen dieser Art von Shakespeare und Goethe gleichzusetzen sind. Ergreifend ist auch gegen den Schluß hin der Moment, als der alte Herzog seinem Sohne das Scepter übergibt, ihn zu seinem Richter erhöhend. Und dennoch — der Staatsmann wird Beifall rufen, der unbefangene Zuschauer aber wird es nur schwer ertragen können, daß das reinste und schuldloseste Wesen der höheren Staatsraison zum Opfer fallen soll, und am Ende wird diese Tragödie nicht der Leidenschaft, sondern der unerbittlichem Verhältnisse, in der Etwas von der fatalistischen Weltanschauung der Alten obwaltet, in ihm einen Stachel zurücklassen. Darauf weist denn auch Gervinus in seinem Briefe hin. Das Richtigste hat Friedrich Vischer gesagt: „Agnes wird dem Wohle von Tausenden geopfert, die unter einer Kette von Übeln leiden müßten, wenn die Mißheirat dauerte, der Herzog entschließt sich vorher zum Schwersten, einer Beränderung der Erbfolge, und erst da der neue Thronerbe stirbt, greift er zum letzten furchtbaren Mittel. Ich zweifle dennoch, ob dies hinreicht, die unerträgliche Härte im Stoff in höhere tragische Notwendigkeit aufzulösen, aber das weiß ich, daß dieser Herzog ein Meisterstück von männlicher Charakterzeichnung ist."

Neben diesem Bruchstück aus dem Hebbel-Gervinusschen Briefwechsel sei ein anderes aus dem Briefwechsel mitgeteilt, den Hebbel mit dem evangelischen Pfarrer Moritz Kolbenheyer geführt. Kolbenheyer, in Ödenburg lebend und wirkend, würdig als Priester wie als Mensch, nahm ein lebhaftes Interesse an der Litteratur. Dem Kanzelredner hat zuweilen der Poet über die Schultern geblickt und durch seine Verdeutschung der Toldi-

Digitized by Google

Trilogie von Arany brachte er seinen Namen in weitere Kreise. Zu Hebbel stand er jahrelang in einem auf gegenseitiger Achtung begründeten Verhältnis, wie ihre Korrespondenz darthut, aus welcher die folgenden Hebbel-Briefe mitgeteilt werden sollen.

Verehrtester!

In diesem Augenblick, wo ich im Begriff stehe, eine Reise nach Berlin, Leipzig u. s. w. anzutreten, erhalte ich Ihre letzte freundliche Sendung mit dem an mich gerichteten Gedicht. Ich hätte Ihnen jedenfalls vor meiner Abreise noch einige Worte geschrieben, wenn auch vorläufig nur in entschuldigendem Sinne, da eine Reihe von dringenden Beschäftigungen es mir bis jetzt unmöglich gemacht hat, die Probe Ihrer Übersetzung zu lesen, wie sie gelesen werden muß, wenn man auf die Lectüre ein gewissenhaftes Urtheil begründen soll. Ihr Gedicht bewegt mich hiezu natürlich doppelt und dreifach; bis auf Weiteres denn dieß. Es giebt Talente, die als ein bloßes Nebenbei der Persönlichkeit betrachtet werden können; es giebt andere, die mir wie ein sechster Sinn vorkommen. Jene kann der Besitzer, je nach Beschaffenheit der Umstände, cultiviren oder brach liegen lassen; auf diese kann er so wenig Verzicht leisten, wie auf sein Auge oder sein Ohr. Welcher Art nun die seinigen sind, das kann nur der Mensch selbst entscheiden; nur der Entwicklungsgrad, dessen sie sich fähig zeigen und der allerdings darüber bestimmt, ob sie bloß das einzelne Individuum für seine eigenen Lebensprozesse befruchten oder zugleich auf die Welt wirken sollen, dürfte in den Bereich fremden Urtheils fallen. Nehmen Sie diese Worte, die durch meine Schriften, namentlich durch meine Epigramme, supplirt werden, im Sinne treuester Theilnahme auf, und erfüllen Sie mir die Hoffnung persönlichen Sehens in Wien, das immer am besten zum Ziele führt; in drei Wochen bin ich wieder zurück.

Ihr

Wien den 12. Apr. 51. Fr. Hebbel.

Wien, den 13. Juny 1854.

Alle meine Briefe, verehrtester Herr und Freund, könnte ich auf gleiche Weise anfangen, nämlich mit Entschuldigungen meiner Saumseligkeit. Aber Sie werden es nun schon herausbaben, daß ich der Manu rascher Erledigung nicht bin, so gern ich es auch sein möchte, und aus meinem Stillschweigen keinen mir allzu nachtheiligen Schluß mehr ziehen. Dieß Mal freilich fehlte es nicht an einem sehr ernsten Grunde, der mich am Schreiben verhinderte. Denken Sie sich: meine Frau, den ganzen Winter hindurch leidend und dabei sehr auf der Bühne angespannt, muß nach Marienbad, um einem sich entwickelnden Leberübel zu begegnen. Das entschied sich erst in der letzten Zeit und veränderte natürlich alle unsere Pläne. Dabei war ich selbst auch nichts weniger als körperlich wohl und mußte trotzdem mit aller Gewalt arbeiten, weil ich einmal in einem Act einer neuen Tragödie steckte, der entweder aufgegeben oder vollendet werden mußte. Denn das dramatische Produciren ist nun einmal ein Traum- und Nachtwandeln, welches sich von allem andern Wandeln und Wandern dadurch unterscheidet, daß man einen und denselben Weg nicht zwei Mal machen kann. Ich kann Ihnen daher auch jetzt eigentlich nur noch danken . . .

Was nun unseren „Toldi“ betrifft, so bin ich sehr gerne bereit, mein Gutachten über Ihre Übersetzung abzugeben und sie mit einem einleitenden Wort zu versehen; es wird mir zum Vergnügen gereichen, Ihnen und dem strebsamen Heckenast diese kleine Gefälligkeit zu erweisen. Es soll auch so rasch, als irgend nöthig geschehen, ich bitte Sie nur um einige Notizen über das Verhältnis der Um- und Nachdichtung zum ursprünglichen Original. Was Sie mir mündlich darüber sagten, ist mir im Allgemeinen gar wohl erinnerlich, es handelt sich hier aber um's Detail.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen aufs Beste und ich bin

Ihr aufrichtig ergebener
Fr. Hebbel.

Hebbel hielt sein Versprechen: er begleitete Kolbenheyers im Verlage von Heckenast erschienene Übersetzung des Aranyschen „Toldi“ mit einigen einleitenden Zeilen. Darauf bezieht sich auch das nachfolgende Schreiben.

Wien den 4ten März 1855.

Ich weiß wirklich nicht, mein verehrtester Herr und Freund, wie ich Ihnen Ihre überreiche Gabe danken soll.*) Schuldig waren Sie mir absolut Nichts und wenn Sie mir trotzdem ein Zeichen der Erkenntlichkeit geben wollten, so wäre ein Exemplar Ihres Toldi mehr als hinreichend gewesen. Ich schämte mich fast, als ich Ihnen statt einer Abhandlung, wie ich sie allerdings beabsichtigt hatte, den kleinen Empfehlungsbrief übersandte, aber es ist eine Eigenheit meiner Natur, mich nur dann hervor zu wagen, wenn ich ganz festen Boden unter den Füßen fühle, und die Ungarische Literatur war mir doch zu fremd, um in's Detail eingehen zu können, ohne von Anderen, zunächst von Ihnen selbst, zu borgen. Mangel an gutem Willen hielt mich also zwar nicht ab, meinen ursprünglichen Vorsatz auszuführen, wenn es sich aber um feurige Kohlen handelt, so haben Sie sie auf meinem Haupte gesammelt, und nicht umgekehrt . . .

. . . Das Büchlein präsentirt sich so allerliebst und ist so reizend ausgestattet, daß ich fast selbst einmal mit Herrn Heckenast ein kleines Geschäft machen möchte. Meine Novellen, zu deren Sammlung ich mehrfach aufgefordert worden bin, würden ein passendes Object abgeben; kurz und knapp im Styl der alten Italiäner gehalten, alle in hohem Grade dramatisch spannend, würden sie auf der einen Seite nur ein kleines Bändchen bilden und auf der anderen wahrscheinlich ein großes Publicum finden, da man sie mit Recht zu meinen eigenthümlichsten Productionen rechnet. Schlagen Sie es Ihrem Freunde einmal vor; seit J. J. Weber meinen eigenen Mit-Esser Otto Ludwig, der alle meine Stücke nach einander ausbeutet, zu drucken angefangen hat, sehe ich nicht ein, wie wir noch zusammen gehen sollen.

Hat Herr Heckenast das Eötvössche Buch über den Einfluß der herrschenden Ideen auf den Staat und Gesellschaft ungrisch gebracht? Ich gratulire dazu; es ist das bedeutendste politische Werk der Neuzeit und nicht genug zu empfehlen. Der Fürst Schwarzenberg brachte es mir, und obgleich ich sonst nichts Politisches lese, so

*) Es waren einige Flaschen alten Ungarweins. Anm. d. Red.

Digitized by Google

habe ich mich doch wochenlang damit beschäftigt. Übergehen Sie es ja nicht, wenn Sie es noch nicht kennen.

Sie einmal in Oedenburg zu überraschen, gebe ich durchaus nicht auf; einstweilen werde ich an meinem Geburtstage, dem 18ten, in Ihrem eigenen Wein auf Ihre Gesundheit trinken, in der Hoffnung jedoch, daß Sie lange vorher völlig hergestellt sein mögen.

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin bestens zu empfehlen und mit den freundlichsten Grüssen von meiner Frau

der Ihrige
Fr. Hebbel.

Heckenast, der Verleger Kolbenheyers, ging auf den Vorschlag ein und brachte Hebbels Novellen. Auch im nachfolgenden Schreiben des Dichters ist hievon die Rede:

Wien, den 9. Oct. 1855.

Es ist unverzeihlich von mir, verehrtester Herr und Freund, daß ich Ihnen für das allerliebste Gedicht, womit Sie mich in Gmunden erfreuten, noch nicht einmal gedankt habe. Aber ich habe nun schon den traurigen Trost, daß Sie mich kennen und hoffe daher, daß Sie nicht zu streng mit mir ins Gericht gehen werden. Freilich hatte ich dieß Mal auch noch einen vollen Grund zum Zögern; ich wollte Ihnen zum Dank gern meine Novellen senden und das Buch ist bis zur Stunde nicht ausgegeben, obgleich längst fertig. Jetzt endlich kann ich Ihnen ein Exemplar schicken, wenn auch kein in Gold gebundenes, wie Sie von Ihrem Toldy, der übrigens, nebenbei bemerkt, ganz in der Stille und ununterstützt vom Journal-Geträtsch, immer mehr Freunde findet, eins auf meinen bescheidenen Tisch legten. Denn ich erhielt nur 7 Exemplare im Ganzen, und darunter befindet sich nur ein einziges Pracht-Exemplar, was meine Frau gleich in Besitz nahm. Ich weiß nicht, ob Heckenast dies immer so hält; sonst mögte ich reclamiren, da man in der Regel 10 Exemplare empfängt. Nun, auf den Einband kommt es nicht an; möge Ihnen nur Einiges vom Inhalt zusagen. Mir thut es unendlich leid, daß ich nicht, wie ich hoffte, eine neue Novelle hinzufügen konnte, zu der ich schon seit Jahren eine ganz vortreffliche Idee hatte. Für das Buch, als Marktartikel, ist es gleichgiltig, aber nicht für mich, da diese Idee nun wahrscheinlich für immer unausgeführt bleibt. Ich war schon in der besten Stimmung von der Welt, allein da kam mit dem französischen Minister ein alter Freund aus Paris herüber, den ich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der zog mich in ganz andere Kreise hinein und darüber kam der Sommer, der mich im Gegensatz zur Natur immer unproduktiv macht .... In einer Londner Zeitung las ich kürzlich: „meine Güter am Gmund'ner See sammt dem Schlößlein seyen reizend gelegen." Die Güter bestehen in 380 Quadratruthen und das Schlößlein ist ein Bauerhaus; das war einmal ein höflicher Englishman, nicht wahr?

Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich unbekannterweise Ihrer Frau Gemahlin und erfreuen Sie mich gelegentlich mit einem Lebenszeichen!

Wie immer
Ihr
Fr. Hebbel.

Das nachfolgende Schreiben ist deshalb von einigem Interesse, weil es eine Übersicht der sehr kargen persönlichen Beziehungen giebt, die Hebbel in Deutschland unterhielt.

Orth, bei Gmunden, den 23. July 1856.

Zu Ihrer Reise, verehrter Herr und Freund, wünsche ich Ihnen alles Glück; mögen Kirche und Schule, vor Allem aber Sie Stiftl dabei wachsen und gedeihen. Das Wetter ist bei uns in Gmunden, wie bei Ihnen in Oedenburg, unerträglich; Sie sitzen aber weich und warm in Ihrem Nest, während ich mit meiner Familie aller Behaglichkeit entbehre, und nach und nach so weit herunter komme, daß ich, um nur die Zeit auszufüllen, sogar anfange, den Alexander Dumas zu lesen. Mit dem Herbst können wir uns auch nicht trösten, wie Sie, denn mit dem 15ten August sind wir wieder in Wien, und können höchstens noch nach Schönbrunn fahren oder den Leopoldsberg besteigen. Hoffentlich wird dann aber auch nach gewohnter Weise die productive Stimmung wieder in mir erwachen und die entschädigt mich für Alles. Sollte mein Kaudaules,* der nicht Hauptfigur sein soll noch will, Ihnen nicht besser zusagen, wenn Sie ihn in seiner Beziehung zum Ganzen betrachten? Wenn das aber auch nicht der Fall wäre, so werde ich mir meinen Burgunder doch schon noch einmal in Person auf Ihrem Zimmer abholen, darauf verlassen Sie sich; ich hatte Ihnen halb und halb noch diesen Sommer einen Ueberfall zugedacht.

Was nun Ihren Wunsch betrifft, so pflege ich meine Freunde immer nur mit Grüßen auszustatten, und diese sind, da ich sparsam damit umgehe, stets genügend befunden worden. Gern würde ich Ihnen, da ein Circular-Brief bis jetzt nur in der Kaufmannswelt gebräuchlich ist, Karten mitgeben, aber in unserem Bergnest braucht man noch keine und also habe ich keine bei mir; es ist aber auch überflüssig. Grüssen Sie mir (allenfalls kann dieser Brief das Circular ersetzen) in Berlin Peter Cornelius, unseren großen Maler, auch Kaulbach, ferner Theodor Mundt und seine Gemahlin, so wie H. Th. Rötscher und den Hofrath Teichmann, bei der Theater-Intendanz; in Dresden Karl Gutzkow und Julius Hammer; in Düsseldorf Friedrich von Uechtritz und Klara Schumann; in Leipzig den Buchhändler J. J. Weber und Hermann Marggraf; in Halle Robert Prutz; in Hamburg den Buchhändler Julius Campe und in Paris den Doctor Felix Bamberg (der Ihnen nützlicher sein wird, als alle Franzosen zusammen genommen.) Nehmen Sie auch einige Exemplare des Toldi mit, falls Sie nicht zu verschwenderisch damit umgegangen sind. Noch habe ich München vergessen: bringen Sie dort dem alten Thierich, dem Hofrath Vogel und Frau, Franz Dingelstedt und Geibel Grüße von mir; vor allem aber meinem Universitäts-Freund, dem Assessor Franz Gartner. Und damit seien Sie unter den besten Empfehlungen meiner Frau Gott dem Herrn empfohlen. Wie immer

Ihr
Friedrich Hebbel.

In dem letzten Sommer seines Lebens richtete Hebbel das nachstehende Schreiben an seinen geistlichen Freund.

Orth, den 1. August 1863.

Verehrtester Freund!

Was mögen Sie von mir denken! Vielleicht, daß ich Gemsen-Jäger geworden bin und ein Unglück gehabt

* im „Gyges und sein Ring."

Digitized by Google

habe. Aber es steht ganz anders. Bereits acht Wochen sitze ich zwischen den Bergen und trotz der guten Luft und der mir verordneten Soolen-Bäder geht es mir nicht besser, wie in Wien bei der Abreise. Ja, es ging mir hier schon viel schlechter, das alte Übel wurde ich nicht los und neue, noch schlimmere, gesellten sich hinzu, Einen vollen Monat hindurch war ich außer Stande, auch nur einen unbedeutenden Brief zu schreiben, und noch jetzt kostet es mir, wie Sie es meiner Handschrift ansehen werden, große Anstrengung. Die Herren Sue, Dumas, Victor Hugo haben wieder angefangen, für mich zu existiren; brauche ich Ihnen mehr zu sagen? Schlaflose Nächte ohne die Fähigkeit, den Kopf zu drehen und mich umzukehren, und dumpfe, schlaffe Tage! Jetzt wendet es sich zum Besseren, aber langsam, äußerst langsam. Ich habe Freunde bei mir gesehen, die nach Gastein geschickt wurden und ich wünschte mir ihre Schmerzen, ihnen aber nicht die meinigen, obgleich es für den wirklich Leidenden nicht besonders erbaulich ist, ohne Grund klagen und jammern zu hören. Wer Arm und Bein brach, hat nicht viel Mitleid mit dem, der sich den Finger verstauchte oder die Hühner-Augen unerträglich findet.

Mit dieser Schilderung meines Zustandes wird mein Stillschweigen auf Ihren freundlichen Brief entschuldigt sein. Seitdem haben Sie mir durch meine Frau Ihren „Sängergruß" zugehen lassen; wenn diese Ihnen nicht längst für das schöne Gedicht dankte, so unterblieb es nur, weil ich es selbst thun wollte, da ich gar nicht ahnte, daß mein Martyrium so lange dauern sollte. Tragen Sie der Armen also Nichts nach, die sich in Gmunden, ihrem vielgeliebten Tusculum, von dem sie das ganze Jahr träumt, dieß Mal durch Krankenpflegen vom Komödiespielen erholen mußte . . .

Vielleicht könnten Sie auch mir eine kleine Gefälligkeit erweisen. Durch Ihre Vermittlung erschien vor 8 Jahren im Verlage von Heckenast ein Bändchen Novellen von mir; ich habe seitdem von dem Büchlein nichts mehr gehört. Jetzt wünsche ich, meine sämmtlichen Werke bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinen zu lassen; es handelt sich dabei, wie der Preis der Sammlung beweisen wird, nicht um ein Geschäft, so wenig auf meiner, wie auf des Verlegers Seite, es handelt sich bloß um das geistige Testament eines Schriftstellers, der das 50ste Lebensjahr überschritten und in seiner Gesundheit einen argen Stoß erlitten hat. Ich weiß nicht, wie weit die früheren Verleger rechtlich befugt sind, ein solches Unternehmen zu hindern; die Leipziger Gerichte entschieden mehrfach für den Autor, andere vielleicht anderes. Aber ich habe von mehreren Seiten bereits vor meiner Krankheit die bereitwilligste Erlaubnis erhalten und ich ersuche Sie, Herrn Heckenast um die gleiche zu ersuchen. Ich werde seinen Einzel-Verkauf bis zum Absatz des letzten Exemplares sicher stellen und bin zu jeder Gegen-Gefälligkeit bereit, wozu sich, da ich mich jetzt stark mit Kritik beschäftige, manche Gelegenheit bieten dürfte. Hiebei setze ich natürlich voraus, daß Sie noch mit ihm in Verbindung stehen.

Ihr
Fr. Hebbel.

Hebbel sollte die Ausführung dieses Planes nicht mehr erleben. Nachdem die längere Zeit stockende Schaffenskraft wieder in Fluß geraten war, schnitt die Parze seinen Lebensfaden ab. Er starb, als er fast am Schlusse seines großartigen Demetrius-Dramas angelangt war. Bekanntlich hat die Gesamt-Ausgabe seiner Werke Emil Kuh, sein geistreicher Biograph, besorgt.

Otto Roquette.

Von J. J. Honegger.

In den Kreisen ihrer Vertreter zählt die deutsche Literatur mehr als einen wohlbekannten Namen, der ursprünglich französischer Familie angehörte; man denkt da zu allererst an den hochgefeierten liebenswürdigen Dichter Adalbert v. Chamisso, den geborenen französischen Adeligen, der ein Kind und Liebling des deutschen Volkes geworden. Auch Otto Roquette ist französischer Abstammung, sein Vater ward aber preußischer Beamter, und der Sohn, der heute sein zweiundsechzigstes Jahr hinter sich hat, ist ihm im Posenschen geboren. Der ruhige Ablauf des Lebens hat mit der Schriftstellerei unsres Dichters möglichst wenig zu schaffen, wir streifen ihn deshalb nur mit wenigen Worten. Bedeutsam mag für den Charakter seines dichterischen Wirkens und wohl auch für ein gut Stück seiner Lebensauffassung höchstens der Umstand geworden sein, daß er aus lebendiger Anschauung und Erfahrung mit Natur, Land und Volk der herrlichen Rheinlande vertraut, ja verwachsen geworden. Nachdem er seine Studien in Geschichte, Philosophie und Philologie vollendet, promoviert und etliche anregende Reisen gemacht, widmete er sich der Lehrerlaufbahn, an welcher er mit Eifer und Erfolg festgehalten hat. Er anerkennt gerne, daß gerade die Beziehungen zur heranwachsenden Jugend ihm stets von Wert waren, da er ihnen mehrfach neue Anregungen verdanke. Seit 1869 wirkt er als Professor der deutschen Litteratur und Geschichte am Polytechnikum zu Darmstadt.

Frühe regte sich in ihm der poetische Sinn, und eine Reihe der später veröffentlichten Lieder, auch ein gut Teil des „Waldmeister" sind schon während der Studienzeit entstanden.

Die erste auffallende Eigenschaft seines litterarischen

Digitized by Google

Wirkens ist eine nimmer rastende Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit, und jedenfalls bleibt jene Geschmeidigkeit des Talentes überraschend, welche sich in die an die mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Geisteseigenschaften appellierenden Gattungen und Stoffkreise hineinarbeitet. Er nimmt in der Wahl seiner Gattungen und Formen reichlich für sich in Anspruch, was er dem Dichter überhaupt vindiziert hat:

Sein ist das ganze Bereich weltwandelnder Zeitengebilde,
Sein ist jegliche Form, die sich das Schöne geprägt.

So tritt er denn in fast allen Hauptzweigen auf: In der Lyrik und daneben dem lyrisch-epischen Grenzgebiete; im Drama verschiedenster Art: er hat das Trauer-, Lust- und Schauspiel nebst der Fastnachts- und Märchenkomödie bebaut und dazu — man trenne das ganz genau! — die in freier aufgelöster Form einherschreitende dramatische Dichtung, und das gar in Stoffen unendlich verschiedener Art und Herkunft; ferner im Romane und der Novelle, die er später aufgriff, um ihnen dann nachhaltig treu zu bleiben; der Novellen sind bereits sieben Sammlungen. Und endlich sichern ihm die litteraturgeschichtlichen Arbeiten, nämlich das Buch über den unglücklichen Lyriker Johann Christian Günther, eine bis zur dritten Auflage gediehene Geschichte der deutschen Dichtung (zuerst als Geschichte der deutschen Litteratur bezeichnet) und ein deutsches Lesebuch eine ehrenvolle Stelle in der wissenschaftlichen Schriftstellerei.

Natürlich finden sich in diesem weiten Kreis auch alle Ton- und Stimmungsarten angeschlagen; und wer die überraschende Scala derselben vom kindlichen Spiel und naiven Lachen an, das aus heitrer Volksseele herausklingt, zum ernst und streng philosophischen Denken oder gar zur tragischen Entwicklung und Gefühlsweise hinüber sich recht eindringlich und auf Einen Schlag klar machen will, der braucht weiter nichts, als etwa vom „Waldmeister“ überzuspringen auf „Gevatter Tod“ oder auch „Das Buchstabirbuch der Leidenschaft.“ So auch in der Stoffwahl, die auf alle Zeiten und alle Gebiete der geschichtlichen und phantastischen Welt eingeht. Legt er ja unter anderm den altegyptischen Königsnamen Rhampsinit einer echt modern gearteten Fastnachtskomödie unter oder geht im Märchen, der Legende und Idylle oder dem Phantasiestücke vor, Dingen, die schon durch die schillernden Titel ihre Natur verraten, während er andermale feste geschichtliche Gestalten und Ereignisse herausgreift.

Bemerken wir nun Einiges zur Sortierung seiner Werke. Rechnen wir den „Waldmeister“ ab, so ist daneben im „Liederkranz“, ferner in den „Idyllen, Elegien und Monologen“ mehr von des Dichters eigenstem Wesen zu finden, als in andern Schriften, die bekannter geworden sind. In der Meinung sei auch auf die „Gedichte“ (3. Auflage) verwiesen (in erster Auflage unter dem Titel „Liederbuch“), und wesentlich auf den Abschnitt „Aus der Werkstatt“. Unstreitig gehört ferner die in leicht dramatisierter Form gehaltene Dichtung „Gevatter Tod“ zum Gehalt- und Gedankenreichsten, was seine Feder entworfen. In streng sortierter Auswahl würde ich einzelne poetische Erzählungen und Novellen herausgreifen (ein prächtiges Muster ist „Hans Haidekuckuck“), welche wieder die volle Frische und Gestaltungskraft entfalten. Auch bei ihm scheint mir das Talent der Novelle besser zu passen als dem großen Roman; in letzterem Felde ist auszuzeichnen „Das Buchstabirbuch der Leidenschaft“. — Das Verhältnis der einzelnen dramatischen Arbeiten zur Bühne ist ein höchst verschiedenartiges; manches davon kann gar nicht fürs Theater berechnet sein. Wenn endlich einzelne Stücke (so in den „Dramatischen Dichtungen“) ihre zweifellosen Vorzüge haben, so ist doch auch hier, wie den meisten modernen Autoren gegenüber, die sich zeitweise auf diese Gattung verlegt haben, die Wahrnehmung festzuhalten: sie passen dem Drama oder das Drama paßt ihnen doch nicht recht, am wenigsten das ernste und historische Drama großen Stils. Die künstlerisch einheitlich gestaltende und mit unentwegter Festigkeit abrundende Kraft reicht in den seltensten Fällen aus.

In den Idyllen und Elegieen steht alles beisammen, was der Dichter von der Jugend an bis in die neuere Zeit in elegischem Versmaß geschrieben. Das Beste daran ist der ungezwungene Wechsel von Ernst und lachendem Humor. Aber schon das ermüdende und auf die Länge eintönig werdende Versmaß hat — wir begreifen das — unsere modernen Leser etwas von dieser Sammlung abgeschreckt.

Roquette liebt und versteht es, die Tonarten zu mischen und danach auch Vers- und Sprachbehandlung einzurichten. Man nehme als Probe eine seiner gedankenvollsten und scenenreichsten Dichtungen, „Gevatter Tod“, die nach Ton- und Kompositionsart mehrfach an den Faust erinnert. Und wohl mag es geraten und gerecht sein, den Dichter nicht nach den flüchtigeren Tagesproduktionen — dahin zählen eine Anzahl seiner novellistischen und auch der dramatisierten Arbeiten — zu beurteilen, sondern nach Schriften wie eben jene, von welcher er einleitend sagt, daß er ihr, allerdings mit vielen Wechseln und Unterbrechungen, eine halbe Lebenszeit über sein Dichten geweiht hat. Da ist bedeutungsvolle Lebensphilosophie in Scherz und Ernst, das eine Mal in leicht geschürzten Versen bis auf die Art des Knittelverses, das andere Mal streng und ernst geschlossen, die Form wie der Gedanke: man nehme die Stufengänge von der toll übermütigen St. Märtens-Messe bis zur finstern Beschwörung und dem verzweifelnden Fluch. Die Suppositionen, auf welcher das Ganze aufgebaut wurde, ist in hohem Grade poetisch und eigenartig; schön und versöhnend die schließliche Lösung. — Den Kernpunkt der Lebensweisheit finde ich in den Versen ausgesprochen:

Wem nicht das Dasein selbst ein Morgenruf,
Der mutig immer neu die Kräfte rüttelt,
Zu neuer That die Sorgen von sich schüttelt,
Der wallt in Schuld.

Oder ergänzend:

Der hat von Leben nicht zu sagen,
Der lernt's nur eben wie ein Buch,
Das andre für ihn aufgeschlagen:
Wer nicht in Irrtum und in Wahn
Des Schmerzes Weihegruß empfahn,
Wer nicht, von Leidenschaft bezwungen,
Des Lebens Glück, des Lebens Fluch,
Bis zur Verzweiflung durchgerungen!

Bei weitem das populärst Gewordene und anhaltend Gebliebene von ihm — ein starker Teil des lesenden Publikums wird heute noch nicht von der Meinung und Erklärung abzubringen sein, dies sei auch sein Bestes und Schönstes — ist ein glückliches Kind seiner jugendfrohen

Digitized by Google

Stimmung, jenes vielgepriesene und weit verbreitete Erstlingsprodukt, mit welchem sich anno 1851 der 27 Jahre zählende Mann glänzend in der Litteratur einführte; es ist das in nicht weniger als 50 Auflagen erschienene Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt," sein lyrisch-episches Meisterwerk. Nehmen wir dazu als Nachtrag 19 Jahre später den „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit."

Wer das Glück hat, jene wunderlieblichen Rheingegenden zu kennen, in denen sich die lebensfrohe Frische des gewaltigen Stromes mit dem Dufte der goldenen Reben geeint hat, um einem der gefeiertesten Erdstriche sein durchaus eigenartiges Gepräge zu geben; wer das ebenso genuß- wie arbeitsfrohe Völkchen an den reizenden Stromufern kennt, der lese dieses Rheinmärchen und er wird sich ganz von dem über Welt und Menschen liegenden Zauber umfangen finden; das ist jener Rebenduft, die Wanderlust und Lebensfrische und zugleich die Anmut, die uns freudig bewegt das Herz schwellen machen; kurz, es ist der Geist des Vater Rhein, der uns voll und gesund aus den reizend spielenden Versen entgegenweht, und damit ist ihr ganzer Erfolg erklärt. Da und im „Rebenkranz" der nie ausgesungene, unsterblich im Liede lebende prachtvoll wogende Lieblingsstrom des deutschen Volkes mit seinem Land und seinen Leuten, mit den Burgen und Schlössern, den altersgrauen Ruinen und den modernen Villen, den friedlich in einem Winkel ruhenden Dörfchen und blühenden Städten, den Rebenhügeln und ihren Winzerhäuschen, den Giebeldächern der altväterischen Bürgerhäuser, den wundervollen Domen und — was alledem erst das rechte Leben giebt — dem tüchtigen, ehrenfesten, lebens- und schaffensfreudigen Menschenschlag an den goldenen Ufern. Ohne daß wir auch nur die Spur kritischer Gelehrsamkeit ins Spiel bringen müßten, läßt sich hier das Urteil fixieren oder begründen, denn da liegt es ganz in der Stimmung gegeben. Es läge nicht so fern und wäre nicht ohne Frucht und Anziehung, wenn man zur Parallele gewisse Tonweisen Viktor v. Scheffels heranziehen würde. — Man wird es nur natürlich finden, wenn die weiteren lyrisch-epischen Versuche des Dichters selten noch so rein und ganz diese Vorzüge erreichten, dergleichen läßt sich nicht leicht repetieren.

Nun hängt sich aber an den gewaltigen Erfolg seines ersten Auftretens auch ein wesentlicher und leicht erklärlicher Nachteil: Tonart und Stimmung an Waldmeisters Brautfahrt hatten so durchgeschlagen, daß Leserwelt und Kritik sich den Dichter nur in jener Draperie vorstellen mochten und wollten, als ob eine solche Stimmung im Menschen ewig anhalten und immer frische Blüten ausschlagen könnte! Als er nun hernach ganz andere Tonweisen anschlug, fanden sich die Leser frappiert, und so riskierte das schwerer Gefaßte gerade dieses Autors, weniger beachtet oder übersehen zu werden. Wohl mag auf die gemünzt scheinen, welche nur den Waldmeister an ihm wollten gelten lassen, die Strophe:

> Wie du's ihnen einmal recht gemacht,
> So wollen sie's immer haben,
> Und ob du zehnmal Besseres erdacht,
> Sie hadern mit deinen Gaben.

Was die Formbehandlung betrifft, so bewegen sich seine Verse rhythmisch in allen den mannigfachsten Formen und Metren, antiken wie modernen, deutschen und fremden, mit zweifelloser Fertigkeit; so z. B. geht er mit scherzendem Humor sogar in Hiatjamben vor. Er hat die Formenschachtel voll gefüllt; man lese sein spaßhaftes Lied „Fremdstudien." Übrigens verwendet seine Sprache nicht selten herzlich und übermütig gern kecke Epitheta und tolle Zusammensetzungen, wie: löffeltapfer, Kinderübungsprügelsammer, oder wenn die Satire den altgriechischen Hirten ein geisselzottelbewamstes Erdengespött heißt u. a. m.

Die phantastisch-humoristische Auffassung und Gestaltung, welche schon in seiner ersten prächtigen Dichtung mit so bewältigender naiver Frische überströmt, anmutige Naturgemälde und köstlich anheprechende Genrebildchen, eine gewisse Feinheit und Grazie in der Form sind ihm eigen. Wo uns seinen Schöpfungen gegenüber ein Gefühl des Ungenügens oder Unbehagens überkommt, da liegt es öfter schon an einer wenig glücklichen Wahl von Stoffen, die sich seinem Geisteswesen nicht recht einfügen, weit mehr noch an einem Vordrängen und Überwiegen des sehr starken reflektierenden Elementes über das künstlerische oder ganz eigentlich poetische.

Wo seine lyrischen und lyrisch-epischen Schöpfungen die volle Frische und Unmittelbarkeit zu wahren verstanden, da hat man mit Fug von ihnen sagen dürfen, daß sie erquickenden Waldes- und geheimnisvollen Märchenduft atmen. Der liegt auf einem Teile der „Gedichte," wo eben Waldluft und Rebenduft hindurchziehn, Wanderlust, Liebesglück und Sangesfreude die fröhlichen Herzens im Liede gefeierten Elemente sind. Da ist denn die überwiegende Stimmung diese, daß im Frühlingsnahen der Sänger wieder wanderfroh seine Schritte rüstet und sorglos hinaustrillert:

> Wohin es geht, mir einerlei!
> Wenn nur für frohgestimmte Lieder
> Das Herz mir und die Straße frei.

Diese beliebten Stoffe und die gewohnte Stimmung brechen zumal in jener Partie seiner Lieder hervor, die sich „Rheinisches Liederspiel" betitelt und auch einen echt rheinländischen Komponisten gefunden hat in dem beliebten Liedersänger Ferdinand Hiller.

Im übrigen aber ist es Wesensart seiner Dichtung, daß sie sich mehr an den Verstand wendet und zur direkten Aussprache des mäßig bewegten Gefühles greift, als daß sie Phantasie und Anschauung in Bethätigung nimmt. Sie ist sehr oft reflektierender Natur, Gedanken- oder unmittelbarer Gefühlsausdruck in strengem Maß; aber es gebricht ihm an Bildern und Gestalten, die zum Auge sprechen würden; das bildende Element in Form und Farbe ist nicht die Stärke seines Verses, und vieles bleibt trocken. So ist jene Partie mit dem Titel „Von Tag zu Tag" aus Liedchen zusammengesetzt im Sinn und Stile der reflexiven Spruchdichtung, die seiner Geistesart so nahe steht. In dieser stilvoll gemäßigten Natur liegt ein deutlichst ausgeprägtes Element, welches ihn zu ruhig friedvollen an- und abklingenden, still beschaulichen Weisen, elegisch-idyllischer Betrachtung und feinciselierter Natur- oder Herzensziehnung überführen mußte, und es darf und gar nicht befonders auffallen, wenn ein ganzes Bändchen von ihm den Titel „Idyllen, Elegien und Monologe" trägt, sie alle gleichmäßig und gleichmütig gehalten im elegischen Versmaße der Alten, oft in der offenbar bevorzugten dialogischen Form. Etwas Friedliches liegt

Digitized by Google

über dieser Seele und schleicht sich in seine Bilder ein. Dazu passen denn auch die altgriechischen Gestalten, bei denen er in diesen Weisen gerne verweilt, auch der Dialog in abwägender Rede und Gegenrede. Als Idyll echtesten Gepräges sei herausgehoben „Die Muschel“; eigener Geltung „Der Verschollene“ mit kräftigerer bildlicher Gestaltung des Gebirgslebens, als wir sie sonst bei Roquette gewohnt sind. Gern, und zumal in ironischer Laune, ist der Ton der poetischen Epistel angeschlagen, mit geringem poetischen Werte. Manche Hiebe treffen den heutigen litterarischen und künstlerischen Geschmack (man lese das „Butolische Salongespräch“). Einzelne höchst eigenartige Balladen nehmen im Kranze seiner Lieder ihre ganz besondere Stellung ein („Joeinde.“ „Die Nixen.“ „Kriegsgefolge.“ „Das Eselslehen“ u. a. m.). Manche auch dieses Kreises schlagen wieder recht urgemütlich den leichten Volkston an. Die Elegie „Niobe“ auf die von den Künsten so viel gefeierte Trauergestalt ist rührend.

Roquette hat sich zu aller Zeit frisch erhalten, eine gesunde Natur, und das will immerhin etwas sagen, viel sogar in einer Zeit, wo an banalhaft unzarten und extravaganten Neigungen auch in der Litteratur so manche Talente verkümmern und verderben. Es scheint, er habe sich zur Devise genommen und ihm sei auch von einem gütigen Schicksal verliehen worden, was er sich am Schluß eines seiner kleinen Lieder gewünscht:

Fester Mut der freien Seele
Und die freudige Liederkehle,
Lebenslust und Schaffensdrang,
Goldnes Leben im Gesang.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Über eine Akademie der deutschen Sprache.

Zu dem Aufsatz, welchen unser geschätzter Mitarbeiter Daniel Sanders unter obigem Titel im ersten Hefte dieser Zeitschrift veröffentlicht, liegen uns eine Reihe von Äußerungen vor, deren Mitteilung von Interesse sein dürfte. Da die Meinung für eine derartige Akademie durch den Artikel von Sanders zum genügenden Ausdruck gekommen, so geben wir diesmal zunächst zwei Gutachten hervorragender Vertreter der deutschen Sprachwissenschaft wieder, welche sich im entgegengesetzten Sinne aussprechen, der Professoren Hermann Paul in Freiburg i. Br. und Reinhold Bechstein in Rostock. Es sind Briefe an den Herausgeber der „Deutschen Dichtung“, zu deren Publikation uns die Herren Verfasser autorisierten.

I.

. . . Zu einer gründlichen Behandlung der in Rede stehenden Frage würde vor allem eine Vertrautheit mit der Geschichte der französischen Akademie und deren Einwirkung auf die französische Litteratur gehören. Einer solchen kann ich mich nicht rühmen. Doch glaube ich die Ueberzeugung aussprechen zu können, daß alle Hoffnungen oder Befürchtungen, die man hinsichtlich einer zu begründenden deutschen Akademie hegen mag, vergeblich sind. Ich sehe nicht ein, wie es gelingen soll eine solche zu constituieren und ihr Autorität zu verschaffen. Die älteren Akademieen sind zu einer Zeit gegründet, wo die litterarische Thätigkeit noch eine verhältnißmäßig geringe war, weshalb es einem geschlossenen Kreise mit bestimmter, zeitgemäßer Tendenz leicht wurde, die Herrschaft über die ganze Litteratur zu gewinnen. Dazu kam in Frankreich die allgemeine Centralisation. Nichtsdestoweniger emancipieren sich die neuesten französischen Schriftsteller immer mehr von den Vorschriften der französischen Akademie. Wenn diese eine durch lange Gewohnheit gestützte Autorität nicht mehr behaupten kann, wie soll in Deutschland unter viel schwierigeren Verhältnissen ein ähnliches Ansehen erst erobert werden? . . .

Freiburg i. Br. im Oktober 1886.

H. Paul.

II.

Ich bin gegen eine Akademie der deutschen Sprache, insofern diese nicht lediglich ein wissenschaftliches, sondern zugleich oder vorzugsweise ein praktisches, mit autoritativen Vollmachten ausgestattetes Institut sein soll.

Wollte ich aber alles sagen, was ich in dieser Frage auf dem Herzen habe, so würde es eine so lange Auseinandersetzung geben, daß Sie sie gar nicht brauchen könnten. Darum gestatten Sie mir, daß ich Ihnen in möglichster Kürze meine Ansichten darlege.

Das Bedürfniß ist noch nicht erwiesen. Ich leugne dieses Bedürfniß. Die Berufung auf das nachahmenswerthe Beispiel der Pariser Akademie ist nach meinem Dafürhalten in mehr als einer Hinsicht unzutreffend.

Ich bin gegen eine officielle Sprachbehörde: denn die Sprache ist ein freies und geistiges Gewächs, das unter dem Regelzwange verkümmern müßte, wenn sie überhaupt gebändigt werden könnte. Ihr Gebrauch ist zudem vielfach eine künstlerische That, und in Sachen der Kunst ist jede Bevormundung von Übel.

Unsere deutsche Sprache der Neuzeit und Gegenwart ist erwachsen aus der freien Vereinbarung aller deutschen Stämme. Ein jeder Dialect, auch der niederdeutsche, hat an dieser neuhochdeutschen Sprache mehr oder weniger seinen Antheil. Man hindere nicht den kräftigenden Einfluß der Dialecte. Aber über den Dialecten und über der Gewalt des hochwirkenden Sprachlebens stehe auch ferner als Autorität die allgemeine, auf der Majorität beruhende Sprachsitte. Die Eigenart der hervorragenden, allgemein anerkannten Schriftsteller sei wie bisher Muster und Vorbild.

Die deutsche Sprachwissenschaft sei auch künftig und mehr als bisher eine hülfreiche Beratherin, aber man würdige sie nicht zur Schulmeisterin herab.

Eine derartige Akademie ist auch practisch unmöglich. Denn das große deutsche Volk ist nicht in einem einzigen und einheitlichen Staatswesen zusammengefaßt.

Eine Akademie würde auch in ihrem eigenen Interesse nicht zu einer Eintracht der Meinungen gelangen. Ich behaupte dies im Hinblick auf zwei naheliegende Erscheinungen der jüngsten Zeit, im Hinblick auf die bekannte Berliner orthographische Conferenz und auf die nicht zur Ruhe kommende Revision der Lutherbibel.

Rostock im October 1886.

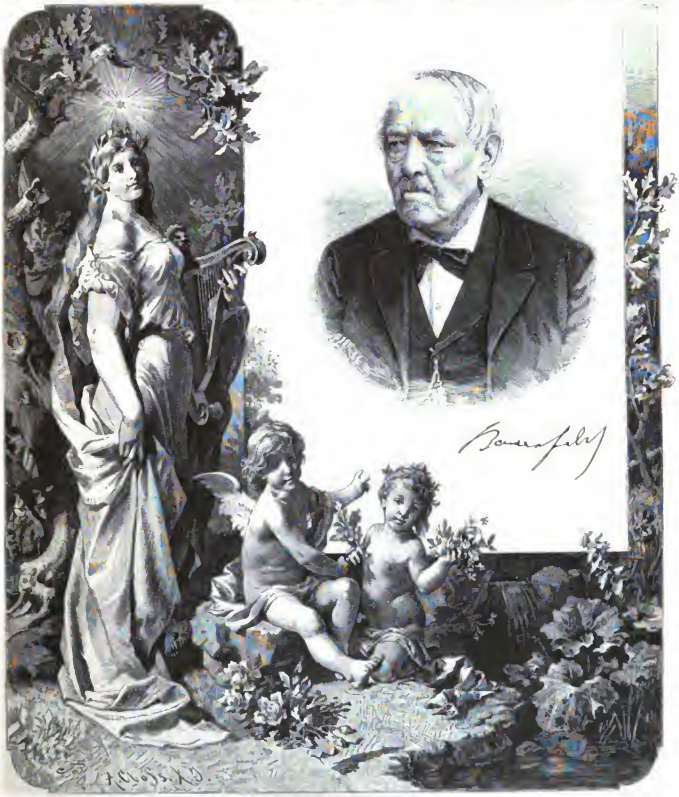
Reinhold Bechstein.

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

I. Band. 12. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. März 1887.



Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

Preis pro Halbjahr (Band)
7 M. 50 Pf.
Zwölf Hefte bilden einen Band.

Digitized by Google

Ein Irrtum.

Novelle von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Als die drei Damen nach dem Nachtessen in ihrem Gärtchen beisammen saßen, befahl Frau Katharina: „Du gehst schlafen, Anna, mit Helenen habe ich noch zu sprechen.“ Aber als ihr das Mädchen zur guten Nacht die Hand küßte, besann sie sich wieder: „Noch einen Augenblick! Ich —“ Sie wollte ihr die Ungezogenheit vorhalten, mit welcher sie den Professor ob seines Gebrechens ausgelacht. Aber ein plötzlicher Gedanke hemmte ihr das Wort auf den Lippen, und obwohl sie es deutlich so empfand, als ob sie sich dieses Gedankens schämen müßte, konnte sie ihn doch nicht überwinden.

„Es ist nichts Wichtiges,“ sagte sie. „Ich will es Dir morgen sagen.“ Dann, als Anna gegangen war, fragte sie: „Woher weiß der Professor, daß Du Geduld mit ihm hast?“

„Eine Kinderei, Mama.“

„Ich möchte es wissen.“

Nun erzählte Helene, daß Klauser im vorigen Herbste zufällig einem Tanzkränzchen beigewohnt, welches improvisiert im Hause des Professors Brichta stattgefunden. Auf dringendes Zureden der Frau Professor habe auch er sich zu einer Tour entschlossen und sie, Helene, engagiert. Da sie aber gemerkt, wie peinlich ihm seiner Kurzsichtigkeit wegen das Tanzen sei, so habe sie rasch laut erklärt, sie fühle sich plötzlich unwohl. Er habe sie schweigend zum nächsten Sessel geführt und dann verlassen, als sie aber den ganzen Abend über kein Engagement angenommen, sei er zum Abschied noch einmal mit den Worten auf sie zugetreten: „Das war nett von Ihnen, Fräulein Helene.“

Die Mutter nickte. „Das sage auch ich. Schlaf wohl, mein Kind!“ Sie küßte sie zärtlich auf die Stirne, blieb noch eine Weile im stillen, dunklen Garten sitzen und gab sich den schönsten Träumen hin.

Die beiden nächsten Tage brachten keine Äußerung, die Frau Katharina hätte betrüben, aber auch keine, die sie hätte erfreuen können. Eben darum fühlte sie sich beunruhigt und sagte am Abend zu Helenen: „Der Professor muß uns für Barbarinnen halten, weil wir uns so gar nicht für seine Wissenschaft interessieren. Nun verstehe ich freilich nichts von dem Zeug und Anna ebensowenig. Aber Du wirst doch wohl mit ihm darüber zu reden wissen?“

„Ach nein,“ sagte Helene schüchtern. „Ich weiß ja kaum etwas davon, was im kleinen Läbke steht.“

„Du sollst ihn auch nicht belehren, sondern nur Dein Interesse daran erweisen. Das aber erfordert die Höflichkeit, und Du wirst es morgen thun!“

Am nächsten Tage, als die Vier wieder im Boote saßen, diesmal, um nach Altmünster zu fahren, entledigte sich Helene des Auftrags. Doch hatte das Mädchen so viel Takt, kein gelehrtes Gespräch vom Zaune zu brechen, sondern fragte nur zaghaft, warum sich der Professor einst dieser Wissenschaft zugewendet.

Aber Frau Katharina bekam nichts zu hören, was sie erfreuen konnte. „Ehrlich gestanden,“ sagte er, „nicht aus wissenschaftlichem Trieb, sondern aus Freude am Schönen. Ich hatte schon als Knabe einen brennenden Durst darnach und konnte mich auf Stunden glücklich fühlen, wenn ich ein schönes Gesicht sah. So verliebte ich mich zunächst in einen Atlas klassischer Skulpturen, und da mich auch die gelehrten Kommentare hiezu nicht gerade langweilten, so geriet ich schon auf dem Gymnasium in diese Liebhaberei und dann wurde sie fast naturgemäß mein ernstes Studium. Das klingt seltsam, da sich ein Mann meiner Wissenschaft wahrlich nicht bloß mit Schönem abgeben darf, aber es ist so — mein Schönheitssinn ist daran schuldig. Noch heute,“ fügte er hinzu, „juble ich über jedes schöne Gesicht, während mir ein häßliches Pein macht.“

Anna hörte harmlos zu, Helene ward einen Schatten blässer, Frau Katharina aber war so ärgerlich, daß sie sich nicht enthalten konnte, zu sagen: „Da sollten Sie Ihren Augen nur dankbar sein; sie ersparen Ihnen viel Pein und bringen Sie nicht um allzuviel Freude, denn gar so viele vollendet schöne Gesichter giebt es nicht.“

Er sah gleichmütig auf. „Es ist doch wohl nicht ganz so, und ich empfinde mein Gebrechen um

Digitized by Google

so peinlicher, als ich ja erst seit fünf Jahren damit behaftet bin. Ich hatte von Natur recht gute Augen; wie hätte sich sonst der Schönheitssinn in mir entwickelt! — wollte ich pathetisch werden, so könnte ich sagen, daß meine Wissenschaft die Schuld daran trägt. Vor fünf Jahren ging ich nach Unter-Ägypten, um dort einige bisher wenig beachtete Tempelreste genau auszumessen und aufzuzeichnen. Bei der Arbeit im grellen Sonnenbrande fühlte ich bald meine Augen ermatten, dann schmerzte mich die ewige gleißende Helle; wie ein Dürstender nach einem Trunk sehnte ich mich nach Dunkelheit und Schatten, aber um mich war immer nur der erbarmungslose Glanz der Wüste und des hellen Gesteins. Meine Araber warnten; auch ich fühlte, daß meine Sehkraft schwand, und strengte sie eben darum doppelt an, um baldmöglichst zu Ende zu kommen. Ich konnte es nicht mehr; blind, mit höllischen Schmerzen in den Augen und im Hirn, mußte ich mich von meinen Begleitern zur nächsten Dampferstation transportieren lassen. Der Schiffsarzt gab schlechten Trost; in der That dauerte es ein Jahr, bis ich meine Augen überhaupt brauchen konnte; sie waren und bleiben geschwächt. Mein Buch über jene Tempelbauten ist erst vor zwei Jahren erschienen; es hat einigen Anklang gefunden — ich habe einen teuren Preis dafür gezahlt . . . ."

Er sagte es schlicht, ohne jeden Nachdruck, um so herzlicher fühlten sich die Hörerinnen bewegt. „Sie Ärmster!" rief Anna, „wie mögen Sie täglich, stündlich entbehren! Und so unverdient!"

„Ja," erwiderte er, „ich entbehre viel. Aber zuweilen" — er stockte und beugte sich dann wie unwillkürlich vor und zu ihr hin — „zuweilen können sich auch meine armen Augen am Schönen laben!"

Als Frau Katharina an diesem Abend heimkehrte, war sie übelster Laune; wer hätte daran denken mögen, daß just dieser Mann auf Schönheit besonderes Gewicht lege — „und das will ein Gelehrter sein", dachte sie in komischem Ingrimm. „So kurzsichtig ist er noch obendrein!" Aber morgen war ja auch noch ein Tag — freilich der letzte seines Traunkirchner Aufenthaltes — dann sah man sich in Wien wieder; sie verlor die Hoffnung nicht. Freilich war es unbedingt notwendig, Anna sofort aufzuklären. Darum war es ihr lieb, als Helene sich bald zurückzog.

„Das war ein hübscher Tag," sagte die Mutter zu Anna, als sie allein waren. „Der Professor ist genau der Mann, wie ich ihn mir für Helene wünsche. Darum freut es mich, daß er sich für sie interessiert. Du hast es doch auch bemerkt?"

Anna schwieg und Frau Katharina hielt es für unnötig, auf eine Antwort zu dringen. „Ich hoffe," fuhr sie fort, „er gefällt auch ihr, wenn sie ihn näher kennen lernt. Du darfst ihr aber nichts darüber sagen, es könnte ihre Unbefangenheit stören."

Auch darauf erwiderte Anna nichts und folgte bald der Schwester auf das Zimmer. Helene schrieb eben an ihre Freundin Lina Brichta, die Tochter des Professor, ob sie ihr nicht das Buch Klausers über die ägyptischen Tempel schicken könne; sie wisse wohl, daß es ein gelehrtes Werk sei, wolle aber doch versuchen, es zu lesen.

Der nächste Tag war regnerisch; man konnte zum Abschied keinen Ausflug unternehmen; so führte denn der Professor die Damen nach der Krypta des Felskirchleins Sankt Johannes und erläuterte ihnen die bauliche Einrichtung des Gotteshauses, der ältesten kirchlichen Siedelung im Traungau.

„Aber Gmunden ist als Wohnstätte älter?" fragte Helene. „Da haben ja die Römer gehaust."

Er bestätigte es. „Woher hast Du das wieder, Du Gelehrte?" fragte die Mutter.

„Aus der Zeitung," gestand das Mädchen. „Da stand im Mai die Notiz, daß man in Gmunden Römersteine gefunden; sie interessierte mich, weil wir ja schon damals an den See zu gehen gedachten."

Frau Katharina biß sich auf die Lippen; das Mädchen war zu ungeschickt, es zerstörte sich selbst den Nimbus und gab noch obendrein das Geheimnis preis, zu dessen Maskierung die Oberstin das Opfer des dreitägigen Aufenthalts im teueren Ischl gebracht. Und das Unglück wollte es, daß nun der Professor wirklich sagte: „Ich dachte, Sie hätten ursprünglich vorgehabt, in Ischl zu bleiben. So erzählte wenigstens ein junger Herr, mit dem ich auf meiner Durchreise bei Frau von Bartenegg zusammentraf. Seinen Namen habe ich überhört; aber Sie werden ihn ohne Zweifel nach seiner Vorliebe für zwei seltsame Wörter leicht erkennen: er findet alles babylonisch oder aztekenhaft . . ."

„Hötzinger!" rief Anna lachend. „Der Gustel Hötzinger! Er ist ein babylonisch guter Mensch, aber aztekenhaft dumm!"

„Anna!" verwies die Mutter scharf. Und dem Professor erläuterte sie: „Ein liebenswürdiger junger Mann, der einzige Sohn meiner Freund . ." — sie verbesserte sich hastig — „einer Bekannten, Frau von Hötzinger . . . Sie kennen den Namen?!"

Er nickte. „Welcher Österreicher kennt ihn nicht!" sagte er etwas bitteren Tones. Dann aber gab er dem Gespräch rasch eine andere Wendung.

Da sich das Wetter gegen Abend aufklärte, so

Digitized by Google

Digitized by Google

Frühling.

Gedicht von Martin Greif. Zeichnung von Hans Knöchl.

Digitized by Google

setzte Frau Katharina doch noch einen Spaziergang durch; sie stützte sich auf Annas Arm, Helene ging neben dem Professor. Er erzählte von seinen Reisen, insbesondere jenem Aufenthalte in der Wüste, und Helene that so anteilsvolle und vernünftige Fragen, daß er ordentlich warm wurde. „Sie haben das seltene Talent, vortrefflich zuzuhören," sagte er, „das kann man in der Jugend nur, wenn man gut und klug zugleich ist." Auch noch ein anderes freundliches Wort verdiente sie sich in derselben Stunde von ihm. Als sie das Ziel, einen Aussichtshügel, erreicht und die tiefgrüne Seefläche, das herrliche Anland im roten Schein der Abendsonne vor ihnen lag, sagte er: „Ich habe fast nur den Eindruck, wie sanft und schön die Farben in einander fließen, und auch das ist herrlich genug! Wie müssen Sie erst genießen, da Sie auch die Umrisse der Landschaft genau sehen können!" — „Nein, nein!" sagte sie rasch. „Das Farbenspiel ist eigentlich das Schönste daran und die Umrisse sehe auch ich nicht scharf." Er lächelte nicht darüber, wie unlogisch sie der Eifer des Mitleids machte, sondern sagte fast gerührt: „Es bleibt dabei, Fräulein Helene, Sie sind gut. Ich wußte das freilich schon an jenem Abend bei Brichtas." — „Sie beschämen mich," sagte sie ernst und fügte dann wieder heiteren Tones hinzu: „Das lasse ich mir nicht gefallen und will Ihnen sofort Gleiches mit Gleichem vergelten! Wissen Sie, was Professor Brichta einmal von Ihnen sagte? ‚Er ist der zartfühlendste Mensch und würde lieber sein Lebensglück opfern, als einem anderen wehe zu thun. Sein Zartgefühl grenzt an Schwäche!' So, da haben Sie's!" Der herzliche Ton zitterte noch zwischen den beiden nach, als Frau von Knittl endlich mit Anna auf dem Hügel anlangte, und sie gewahrte es mit Entzücken. Aber wie grausam enttäuscht wäre sie gewesen, wenn sie in seinen Gedanken hätte lesen können, als er in der Dämmerung, wieder in herzlichem Geplauder, an Helenens Seite zu Thal schritt. „Das gemütvolle, arme, unhübsche Mädchen!" dachte er. „Wird sie den Mann finden, den sie verdient? Ich muß Vollmer im Herbste bei Knittls einführen, er mag wollen oder nicht." Vollmer war der Sanskritist der Universität und sein bester Freund, ein wortkarger Mann, hoch in den Vierzigern, der nie vom Heiraten hören wollte. „Warte nur," hatte ihm Klauser einmal gedroht, „ich korrigiere die Natur, welche uns nicht als Brüder geboren werden ließ, indem ich Dich zu meinem Schwager mache!" Er mußte jetzt an den Scherz denken . . .

. . . Am nächsten Tage — Klauser war bereits in der ersten Frühe abgereist — waren Mutter und Töchter merkwürdig schweigsam. Erst beim Abendessen brach die Mutter den Bann, indem sie den Abgereisten zu loben anfing. Daß Helene schwieg, fand sie ganz begreiflich; als jedoch auch Anna nicht einstimmte und sie aufblickend gewahrte, wie das schöne Mädchen mit glühendem Antlitz vor sich hinblickte, erschrak sie heftig. „Da muß etwas geschehen," dachte sie, und eine Stunde später wußte sie auch, was zu geschehen habe. „Bertha Hötzinger hat Dir ja neulich geschrieben," begann sie. „Sie amüsiert sich prächtig in Ischl und lädt Dich ein. Nicht wahr?"

„Ja," erwiderte Anna kurz.

„Hast Du den Brief zur Hand?" Das Mädchen brachte ihn herbei. „Hötzingers kommen uns sehr freundlich entgegen," sagte die Mutter, nachdem sie gelesen. „Bertha schreibt, ihre Mama wolle die Equipage um Dich schicken. Ich denke, Du teilst ihr morgen mit, daß Du bereit bist." Sie erhob sich und ging auf ihr Zimmer.

Am zweitnächsten Tage hielt die Equipage vor dem Häuschen in Traunkirchen; Frau von Hötzinger war sogar so zartfühlend gewesen, ihre Gesellschafterin mitzuschicken, damit das junge Mädchen die kurze, kaum vierstündige Reise nicht allein mache. Als der Wagen mit Anna auf der Chaussee gegen Ebensee, eine Staubwolke hinter sich aufwirbelnd, dahinrollte, blickte ihm Frau Katharina lange nach.

Sie war seit vielen Jahren, vielleicht seit ihrem Verlobungstage zum erstenmale wieder nicht ganz mit sich zufrieden und wußte nicht genau, ob sie recht gehandelt. Denn um den Verkehr mit jener Familie, deren Name jedem Österreicher bekannt war, hatte es sein eigenes Bewandtnis. Georg Hötzinger, ein reicher Tuchfabrikant aus Brünn, hatte in den ersten Monaten von 1859, als Österreich fieberhaft rüstete, einen Teil der Monturen-Lieferung für die Armee übernommen, war kurz vor Beginn des Krieges zur Belohnung seiner Promptheit in den Adelstand erhoben und kurz nach dem Kriege wegen Betrugs angeklagt worden. Der Prozeß zog sich lange hin und endete mit der Freisprechung Hötzingers; ein Hauptzeuge, ein hoher Militär, der mit ihm im Einverständnisse gewesen, hatte sich während des Prozesses selbst entleibt. Hötzinger durfte seine Millionen, auch den Adel behalten, aber die allgemeine Verachtung mußte er mit in Kauf nehmen. Nachdem er gestorben, übersiedelte die Witwe nach Wien, und hier gelang es ihr allmählich, sich gewisse höhere Gesellschaftsschichten zu öffnen, in erster Linie jene der Finanzwelt.

Digitized by Google

Gustel Hötzinger, der einige Jahre an der juridischen Fakultät inskribiert gewesen und nun Volontär in einem großen Bankhause war, fand Freunde genug, die von seinem Champagner tranken, seine Schwester Bertha, ein hübsches und gutmütiges Mädchen, Tänzer und Hofmacher in Fülle, auch die Soiréen bei Hötzingers waren gut besucht; aber wer hinging, pflegte nicht zu erzählen, daß er dort gewesen. Auch Frau Katharina hatte es ähnlich gehalten, und unter allen gesellschaftlichen Kunststücken war ihr keines schwerer erschienen, als in jedem Winter einmal jene Gesellschaft zusammenzustellen, zu der auch Hötzingers geladen werden mußten. Und nun hatte sie sich zu einem so offensiblen Schritt entschlossen, der ja nur als Beweis höchster Vertraulichkeit gedeutet werden konnte. Es war keineswegs deshalb geschehen, um Gustel Gelegenheit zu bieten, seine nie verhehlte Bewunderung für Anna ausgiebig bethätigen zu können; daran dachte Frau von Knittl kaum nebenbei und mit gemischten Gefühlen; er war allerdings der Erbe von Millionen, aber doch auch ein einfältiger Müßiggänger mit anrüchigem Namen. Hauptsächlich war es ihr darum zu thun gewesen, Anna auf andere Gedanken zu bringen und die Schwestern zu trennen; eine offene Aussprache zwischen beiden konnte jetzt für ihre Pläne gefährlich werden. Aber gab es dazu kein anderes Mittel, als jenes erste, das ihr beigefallen? . . . Gleichviel, nun war es geschehen, und in den nächsten Wochen wichen ihr vollends alle Zweifel. Anna schrieb die heitersten Briefe, in welchen sie sehr viel von Ausflügen und Tanzkränzchen sprach und kein einziges Mal von Professor Klauser. Von dem Bruder ihrer Freundin war oft die Rede, aber nur einmal fand sich das Urteil: „Gustel ist wirklich ein guter Junge, auch nicht so dumm, wie er aussieht, sondern noch viel dümmer."

. . . Erst Ende Oktober fand sich die kleine Familie wieder vollzählig in Wien zusammen; Frau Katharina war bereits einen Monat vorher heimgekehrt, um ihre Stuben bei Beginn des Semesters an die Studenten zu vermieten; dann kam Helene von einem Besuch bei Tante Antonia in Graz, welche nun dort als Witwe in gesicherten Verhältnissen lebte; zuletzt Anna, die mit Hötzingers von Ischl aus auf einige Wochen nach Venedig gegangen war. Die Mutter hatte dies nur auf ihre dringende briefliche Bitte gestattet und bereute es nun nicht; Frau von Hötzinger schwärmte von dem Mädchen in kaum mißzuverstehender Weise, und das war auf alle Fälle gut; wies Anna später einmal den guten Gustel ab — und gezwungen sollte sie keinesfalls werden — so bedeutete es doch die beste Reklame für ein armes Mädchen, die Werbung eines Millionärs abgelehnt zu haben. Auch mit dem fröhlichen, liebenswürdigen, wenngleich nun etwas lauten Wesen ihrer schönen Tochter war Frau von Knittl sehr zufrieden; wie sich ein Mädchen benahm, welches geheimes Sehnen hegte, konnte sie ja an Helenen sehen; Anna jedoch sprach nur von den bevorstehenden Freuden der Saison und meinte, wenn die Rede auf Traunkirchen kam, es sei dort hübsch, aber langweilig gewesen; Klausers Namen nannte sie dabei mit vollster Unbefangenheit. Rechnete Frau Katharina hinzu, daß ihr die gütige, wohlwollende Frau Professor Brichta auf eine diskrete Andeutung hin nicht bloß die beste Auskunft über Klausers Charakter, insbesondere sein seltenes Zartgefühl gegeben, sondern auch ihren Beistand zugesichert, indem sie, plötzlich von Helenen sprechend, die Vorzüge des Mädchens nachdrücklich hervorgehoben, so konnte sie dem Kommenden mit einiger Ruhe entgegensehen.

Peinlich war es der starkwilligen Frau nur vorläufig thatenlos harren zu müssen. Der Professor war noch nicht in Wien eingetroffen und hatte den Beginn seines Kollegs von Woche zu Woche verschoben; ein trauriger Grund hielt ihn in der Heimat fest, sein hochbetagter Vater lag schwer krank darnieder. Eines Tages brachte Frau Brichta die Nachricht, Klauser habe ihrem Manne die erfreulichste Besserung gemeldet, doch war dies wohl nur das letzte Aufflackern einer erlöschenden Lebensflamme gewesen; denn als Helene eines Morgens am Frühstückstisch die Zeitung durchsah, rief sie plötzlich erblassend, mit halberstickter Stimme aus: „Klausers Vater ist tot!" Auch Anna wechselte die Farbe; Frau Katharina aber sagte nach einigen Worten aufrichtiger Teilnahme: „Er war ein sehr alter Mann! Natürlich werde ich Klauser sofort, auch in Eurem Namen schreiben. Wir haben seit diesem Sommer ein Recht dazu, nicht erst seine Anzeige abzuwarten!"

. . . Es war etwa zwei Monate später, Ende Januar, und ein heller, klarer Wintertag. Anna saß in einer Fensternische des Salons, über eine Stickarbeit gebeugt, Mutter und Schwester waren zum Jour bei Frau von Bartenegg gegangen; sie hatte über heftiges Kopfweh geklagt, um daheim zu bleiben. Der wahre Grund war, weil sie Gustel Hötzinger dort wußte; die Bewerbung des beschränkten Menschen war ihr nachgerade peinlich geworden, und kaum wußte sie noch, wie sie ihn abwehren sollte, da seine Liebe nun fast denselben Grad er-

Digitized by Google

reicht, wie seine Dummheit, und er jedes Spottwort aus ihrem Munde wie eine Gunst aufnahm. Mama hatte sie ihres Übermuts wegen schon zuweilen strafend angeblickt, auch heute bei ihrer Weigerung ungeduldig das Haupt geschüttelt; offenbar war sie deshalb darüber ungehalten, weil sie Gustels Bewerbung begünstigte. Natürlich, er war ja reich, und wenn nur Helene glücklich wurde, was galt ihre Zukunft! Sie fühlte die Bitterkeit in ihrem Herzen aufsteigen und kämpfte dagegen an — gewiß, Mama meinte es mit ihren beiden Kindern gleich gut, und wenn sie Klauser Helenen zugedacht, so war es nur in der Überzeugung geschehen, daß er diese bevorzuge und sie auch besser für ihn tauge. Das war wohl auch richtig — Helene hatte ja weit mehr gelernt, war auch sanfter als sie — oh! die hätte gewiß nicht mit so häßlichen Empfindungen zu kämpfen gehabt, wie sie nun zuweilen über ihr Herz kamen, wenn Mama hinwarf, Klauser sei nun seit Neujahr wieder in Wien, verkehre zwar vorläufig nur bei Brichtas, habe sich aber schon oft nach Helenen erkundigt . . . War dies richtig? Gewiß! Und doch! sie dachte an die Traunkirchner Tage, an dies Wort, an jene kleine Scene — immer süßer und bitterer zugleich wurde ihr zu Mute, bis ihr die Thränen aus den Augen stürzten und die widerstreitenden Gedanken in wirren Worten auf die Lippen traten . . .

Während das holde, junge Geschöpf so fassungslos vor sich hinschluchzte, überhörte es, daß die Magd eingetreten war, und fuhr erst beim Klange ihrer Stimme empor.

„Oh!“ murmelte die Treue bestürzt. „Nun weinen Sie auch noch, und der Herr läßt sich nicht abweisen!“

„Wer?“ rief Anna und fuhr sich hastig mit dem Tüchlein über Augen und Wangen.

„Der Herr Professor Klauser. Ich habe ihm schon gesagt, daß es nicht unser Jour ist, daß Sie allein sind und Kopfweh haben, aber er darauf: „Vielleicht empfängt sie mich doch!“ Was soll ich sagen?“

Anna war sehr bleich geworden. „Nein!“ stieß sie mühsam hervor, aber als sich die Magd zur Thüre wandte, widerrief sie den Befehl. „Ich lasse bitten,“ murmelte sie. Es fiel der braven Marie, die sich sonst nicht gerne überflüssige Gedanken machte, auf, wie seltsam das Fräulein dabei aussah und nun wie von Flammen überhaucht dastand.

Er trat ein; nicht bloß der Flor um den Hut, auch sein Antlitz verriet, daß in letzter Zeit Schweres über ihn gekommen. Aber seine Augen leuchteten dem Mädchen in einem Glanze entgegen, der ihr ungewohnt war und sie noch verlegener machte.

„Es ist gütig von Ihnen,“ begann er, „daß Sie mich dennoch empfangen. Zu Ihrem Jour mochte ich nicht kommen, ich vertrage die vielen Leute noch nicht . . . .“

„Es ist eine Auszeichnung, die Sie uns erweisen,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme und lud ihn zum Sitzen. Sie hatte ihm nicht, wie sonst, die Hand gereicht; nun fiel es ihr bei, aber sie wagte nicht, es nachzuholen. „Mama und Helene werden aufrichtig bedauern . . . Wir haben so oft von Ihnen gesprochen und warmen Anteil an Ihrem Schmerze genommen. Helene sagte —“

Sie stockte. Sie hatte sich fest vorgenommen, edelmütig zu sein, ja in dem Wirrsal der Empfindungen, welches sie vorhin bei der plötzlichen Meldung überflutet, sich selbst überredet, daß sie ihn zu diesem Zwecke empfangen müsse, aber nun wollte es ihr beim besten Willen nicht einfallen, was Helene besonderes darüber geäußert.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er. „Mit meinem Vater ist mir zugleich der herzlichste Freund gestorben. Der weise, milde Greis war auch frisch und teilnahmsvoll wie ein Jüngling.“

„Ja, das sagte uns meine Schwester,“ fiel sie ein. „Sie haben ihr einmal erzählt, wie tapfer und edelmütig er ihren Entschluß aufgenommen, sich Ihrer Wissenschaft zu widmen, obwohl ihm dadurch sein Lieblingsplan zertrümmert wurde und das Bergwerk nun an Ihre Herren Schwäger fällt.“

Er sah befremdet auf. „Sie irren!“ sagte er lächelnd, aber es war ein schmerzliches Lächeln. „Ich habe für unsere Traunkirchener Tage ein besseres Gedächtnis — Sie waren's, der ich dies erzählte . . .“

„Ganz richtig — uns beiden.“

„Ihnen allein; Fräulein Helene war zufällig nicht dabei.“

„Verzeihen Sie!“ murmelte sie ganz zerknirscht. In welches Licht hatte sie nun ihre edelmütige Lüge gesetzt! Dann jedoch biß sie die Lippen aufeinander; „es ist wohl so am besten!“ dachte sie. Aber lügen wollte sie ferner nicht mehr, es war ja auch nicht nötig. Und darum begann sie nun nach einer Pause verlegenen Schweigens:

„Wir haben uns in der Zwischenzeit auch anderweitig mit Ihnen beschäftigt. Helene hat sich von Brichtas Ihr Tempelwerk geliehen und es ganz durchstudiert.“ Und sie erzählte ausführlich, wie die Schwester alle andere Lektüre bei Seite gelegt und sich ausschließlich seinem Werke gewidmet, ob-

Digitized by Google

wohl es ihr anfangs natürlich rechte Mühe gemacht, es ganz zu verstehen.

Er hörte ihr mit schmerzlicher Empfindung zu. Das schöne Mädchen war in Traunkirchen seinem Herzen wahrhaft teuer geworden; er hatte sich all die harten Tage seither sehr nach ihr gesehnt, mühsam in den Wochen seit seiner Rückkunft den Drang bezwungen, zu ihr zu eilen, und es dann wie eine Fügung des Schicksals begrüßt, als er sie allein sprechen konnte. Daß sie nun die Schwester so geflissentlich vorschob, war nicht etwa Koketterie — dieser Zug war ihrem Wesen fremd — sondern eine milde Form der Abweisung. Sie liebte ihn nicht, im Gegenteil, er erschien ihr seiner Kurzsichtigkeit wegen lächerlich, darum rühmte sie ihre Schwester, hatte sich sogar zu Gunsten Helenens allzu vergeßlich gestellt, nur um ihn von einem warmen Wort abzuhalten, vielleicht auch weil sie wußte, daß Helene die passable Partie nicht ausschlagen würde. Und dann fiel ihm bei, was ihm Frau Brichta jüngst von Gustels Bewerbung erzählt. Eine herbe Enttäuschung krampfte ihm das Herz zusammen, mit jeder Sekunde Zuhörens wurde er ungeduldiger.

„Das ist ja sehr schön," fiel er ihr endlich möglichst gleichmütig ins Wort. „Wie ernsthaft Fräulein Helene ist, wußte ich längst. Sie ist überhaupt ein vortreffliches Mädchen."

„Das ist sie!" rief Anna. „Viel" — die zurückgehaltenen Thränen drohten ihre Stimme zu ersticken, aber sie brachte es doch hervor — „viel edler und bescheidener als ich!"

Er horchte hoch auf. Ihr Antlitz konnte er nicht sehen, obwohl er ihr nicht ferne saß, weil bereits die frühe Dämmerung des Wintertags in das Zimmer brach, aber der Ton der Stimme befremdete ihn. Ein neuer Gedanke blitzte in ihm auf, er konnte wieder lächeln.

„Ihr Bekenntnis deutet gleichfalls nicht gerade auf Unbescheidenheit!" bemerkte er. „Nun müssen Sie mir aber auch erzählen, was Sie getrieben. Sie waren mit Höhingers in Venedig?"

„Ja," erwiderte sie kurz und fügte erst nach einer Weile hinzu. „Es war sehr schön!"

„Babylonisch schön?!" fragte er lachend, obwohl sein Herz ungestüm zu pochen begann.

Sie wurde purpurrot. „Ja," sagte sie und suchte sich gleichfalls zu einem scherzhaften Ton zu zwingen, „aber zuweilen auch aztekenhaft langweilig. Der gute Gustel hat sich weniger gut amüsiert, als wir Damen; alte Kirchen und Paläste sind nun einmal nicht seine Spezialität!"

„Und worin wäre diese zu suchen?"

„Interessiert Sie das?" fragte sie etwas scharf zurück. „Mich nicht, Herr Professor! Mir ist der ganze Mensch gleichgültig, sehr gleichgültig!"

„Aber Sie irren nicht!"

„Das ist nicht meine Schuld! . . . Ich bin ihm immer abweisend begegnet . . ." Sie war in höchster Erregung. „Wenn man Ihnen das Gegenteil gesagt hat, so hat man gelogen! Und wenigstens in diesem Einen will ich in Ihren Augen nicht schlechter erscheinen, als ich bin!"

Er erhob sich und faßte ihre Hand; beide bebten.

„In diesem Einen nicht?" fragte er fast murmelnd, weil ihn ein ungestümes Glücksgefühl zu übermannen drohte. „Und in andern Dingen wollten Sie mir schlechter erscheinen? Ja, Sie wollten es . . . Warum?" fragte er sanft.

Sie erwiderte nichts.

„Sie sind ein edles Mädchen, wie Ihre Schwester," sagte er. „Gewiß, ich schätze Fräulein Helene und gönne ihr das beste Glück der Erde. Ich aber, Fräulein Anna — erinnern Sie sich noch, aus welchem Grunde ich mich einst meiner Wissenschaft —"

„Guten Abend!" Eine scharfe, laute Stimme schnitt ihm das Wort ab: in der geöffneten Thüre stand Frau von Knittl. Sie trat auf ihn zu und begrüßte ihn herzlich. „Sorge für Licht, Anna!"

In der nächsten Minute, wo er in der Dämmerung der energischen Frau gegenüber saß und die Flut ihrer teilnehmenden Worte über sich ergehen ließ, fühlte sich Klauser wenig behaglich, und seine Stimmung besserte sich auch nicht, als die Magd mit der Lampe erschien, hinter ihr die beiden Schwestern. Im Gegenteil, als ihm Helene errötend, in sichtlicher Befangenheit die Hand reichte, ward ihm erst vollends klar, was er bisher nur geahnt, und schwer drückte ihn der Gedanke, daß er sein Glück durch die Kränkung eines anderen, wahrhaft guten Herzens werde erkaufen müssen.

Er wollte sich empfehlen, sobald es die Höflichkeit irgend gestattete. „Ich will Sie jetzt nicht zurückhalten," sagte Frau Katharina, als er sich erhob, „es könnte Ihnen sonst für heute unserer Gesellschaft zu viel werden. Wir verbringen auch den Abend gemeinsam bei Brichtas — die Frau Professor lud uns ein, sans façon zu kommen, als wir bei Barteneggs zusammentrafen!"

Der Professor verbeugte sich, murmelte etwas von unverhoffter Freude und ging. In Wahrheit war seine Empfindung eine recht gemischte. Die Aussicht, Anna so bald wiederzusehen, lockte ihn und doch fühlte er das Bedürfnis, in aller Stille

Digitized by Google

zu überlegen, wie der entscheidende Schritt zu machen sei. Auch hatte ihm Brichta versichert, daß er nur Vollmer finden werde. Aber das war nun nicht zu ändern, und dann tauchte ihm, wie zum Troste, jener Einfall wieder auf, der ihn einmal in Traunkirchen an Helenens Seite überkommen: wie, wenn Vollmer an ihr Gefallen fand?! In ungewohnter Erregung verbrachte er die Stunden auf seinem Zimmer, bis es Zeit war, zu Brichtas zu gehen.

. . . Anna hatte sich, nachdem der Professor gegangen, sofort auf ihr Zimmer zurückgezogen; es schien ihr unmöglich, jetzt mit Mutter und Schwester ein gleichgültiges Gespräch zu führen oder gar eines, das ihn betraf. Doch trat die Mutter nach einer Weile bei ihr ein, erkundigte sich nach ihrem Befinden und fragte dann, wie ganz beiläufig: „Worüber sprachst Du mit dem Professor?"

„Hauptsächlich über Helene; wir lobten sie beide nach Verdienst."

„Was sagte er zuletzt von seiner Wissenschaft, als ich hinzukam?"

„Ich weiß nicht, wo er hinauswollte, Mama, Du unterbrachst ihn mitten im Satze . . ."

„Es wird nichts Bedeutendes gewesen sein . . . Du wirst wohl früh schlafen gehen, Kind? Frau Brichta hat sehr bedauert, daß Du nicht mitkommen kannst."

Sie strich dem Mädchen leicht über das Haar und ging in den Salon zurück. Dort saß Helene, in einen Lehnstuhl geschmiegt, und blickte sinnend in die Lampe. „Was träumst Du da zusammen, Kind?" fragte Frau Katharina weich und zärtlich.

„Nichts, Mama!" Das Mädchen seufzte tief auf. „Helene," sagte die Mutter fast feierlich. „Du wirst mir die Frage, die ich Dir stellen werde, ehrlich beantworten, so ehrlich, als ob Du vor Gott dem Herrn stündest! Du liebst den Professor?!"

Helene errötete tief, aber ihre Stimme zitterte nicht. „Ja, Mama," erwiderte sie, „aus ganzem Herzen liebe ich ihn. Ich wäre die Glücklichste, wenn er mich erwählen würde, und könnte niemals eines andern Weib werden."

Frau Katharina fühlte sich durch die Leidenschaft und Heftigkeit, die aus jeder Silbe sprach, fast erschreckt. „So spricht in Deinem Alter jede!" sagte sie lächelnd. „Ich werde es immer so empfinden" erwiderte Helene. „Überleben könnte ich es wohl, wenn er eine andere heiraten würde, aber ich wäre unglücklich bis an mein Ende!"

„Und glaubst Du, daß er Dich liebt?"

„Nein, Mama. Aber ich glaube, er ist mir gut gesinnt und keiner andern besser. In Traunkirchen fürchtete ich dies und litt deshalb viel, aber noch mehr, weil ich meinte, daß auch Anna ihn liebe. Das ist aber nicht richtig, sie könnte sonst jene Zeit unmöglich langweilig finden, und damit ist auch meine Besorgnis seinetwegen geschwunden; er ist nicht der Mann, ein Mädchen zu lieben, dem er gleichgültig ist." Die Mutter nickte. „Wir wollen das Beste hoffen, Kind." Von da ab sprachen sie kein Wort mehr über ihn, auch nicht auf dem Wege zu Brichtas.

Dort gestaltete sich der Abend recht unerquicklich. Vollmer sprach kein Wort, auch Klauser war einsilbig; daß Anna nicht erschienen, deutete er so, daß Frau von Knittl seine Wahl geflissentlich auf Helenen leiten wollte, und das bekümmerte ihn tief, und zwar um so mehr, weil sein weiches Gemüt ihre Handlungsweise recht wohl verstehen und entschuldigen konnte. Jedenfalls war diese Situation eine unhaltbare; er durfte die Mutter und Helenen nicht täuschen, und mußte auch sich selbst volle Gewißheit gewinnen, ob Anna seine Werbung annehme. Diesen Gedanken vermochte er sich erst nach Tische allmählich zu entwinden, als Frau Brichta ihn und das Mädchen in ein lebhaftes Gespräch über ein Buch verwickelte, welches eben viel von sich reden machte. Helene sprach eben so vernünftig als bescheiden, aber Klauser hörte ihr nicht bloß deshalb gerne zu, sondern auch, weil ihre Stimme so merkwürdig jener glich, die ihm wie die schönste Musik dieser Erde ins Ohr tönte. Darum blieb er auch gerne an ihrer Seite sitzen, nachdem sich Frau Brichta erhoben, und beantwortete die Fragen, welche sie bezüglich seines eigenen Buches an ihn richtete. Dann aber tauchte sein Unbehagen wieder auf; es schien ihm unwürdig, das arme, brave, unhübsche Kind auch nur durch eine lebhafte Unterhaltung in seinem traurigen Irrtum zu bestärken. Allmählich verstummte er, das Gespräch stockte.

Frau von Knittl, welche das Paar nicht aus den Augen gelassen, trat hinzu. Lieber abbrechen, als daß er sich langweilt, dachte sie. Laut aber sagte sie: „Du wirst mir zürnen, Kind, daß ich Dich einer so anregenden Unterhaltung entziehe, aber es muß sein! Elf Uhr! Wir wollen gehen . . ."

Davon wollte jedoch die Hausfrau nichts hören und zwang die Gesellschaft noch einmal zum Sitzen. Nur Klauser trat in eine Fensternische, preßte die heiße Stirn an die Scheiben und blickte in die schneelichte Nacht hinaus. So ging es nicht länger, er wollte morgen Gewißheit und sich schon heute die Möglichkeit hiezu sichern. Darum trat er, als die Gesellschaft aufbrach, zum Abschied an die Oberstin

Digitized by Google

heran. „Gnädigste Frau," sagte er mit bewegter Stimme, „Sie haben heute eine Unterredung unterbrochen, welche von meiner Wissenschaft ausging und mein Lebensglück betraf. Gestatten Sie mir, diese Unterredung morgen in Ihrem Hause zu Ende zu führen?" Sie hatte ihn verstanden, das bewies die Blässe, welche plötzlich ihr breites Antlitz überflog. Die starke Frau zitterte und schloß die Augen, als fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe. Endlich nach einer Pause, die ihm eine Ewigkeit dünkte, stieß sie mühsam, mit halberstickter Stimme hervor: „Ich werde Ihnen morgen brieflich antworten."

Bestürzt, ja in verzweifelter Stimmung trat Klauser an Vollmers Seite den Heimweg an. Seine plötzliche Ansprache mochte die Oberstin überrascht haben; daß jedoch sie, eine Dame von allbekannter Geistesgegenwart, so fassungslos, fast entsetzt gewesen, konnte er nur als schlimmstes Zeichen für seine Werbung deuten. Dieselbe kam ihr offenbar sehr ungelegen, weil sie bereits über Annas Hand für Hötzinger verfügt und nun von seinem Dazwischentreten eine Störung für ihre Pläne befürchtete. Mehrere Stunden lang schritt er in trübsten Gedanken auf und nieder und fand spät den Schlaf.

Um so fröhlicher sollte sein nächster Morgen sein. Schon gegen zehn Uhr kam ihm das verheißene Schreiben zu, er überflog es und jubelte auf — das war ein unzweifelhaftes „Ja!". In ihren eckigen, großen, energischen Schriftzügen hatte die Oberstin geschrieben: „Lieber Freund! Sie werden uns heute um fünf Uhr herzlich willkommen sein!" Am liebsten wäre er sofort hingeeilt, hätte die Einladung nicht so präcis gelautet.

In dem Augenblicke, da er ihre Zeilen las, stand Frau Katharina in ihrer Schlafstube vor dem Bilde ihres Gatten, das über ihrem Bette hing. Sie war sehr bleich; ihr Antlitz wies denselben Ausdruck düsterer Starrheit, wie vor Jahren bei jenem Martergang ins Ministerium. „Verzeih mir, Mathias!" brach es endlich in leidenschaftlichem, dumpfem Flüstern aus ihrem Munde. „Verzeih mir, du redlicher, du guter! Ich mußte es wagen, ich mußte — sie ist ja auch dein Kind!"

Mit dem Schlag der fünften Stunde stieg der Professor die Treppe des Hauses in der Reisnerstraße empor. Das letzte Sonnengold wich eben vom Winterhimmel, und als er leise an die Thüre des Salons pochte und auf ein lautes, aber zitterndes: „Herein!" der lieben, wohlbekannten Stimme eintrat, füllte bereits die Dämmerung das tiefe Gemach. Gleichwohl konnte er die Gestalt der Geliebten deutlich unterscheiden, sie stand neben einem Fauteuil, die Hand auf der Lehne desselben aufgestützt; der letzte Rest des Lichts umwob ihr Goldhaar.

Rasch trat er auf sie zu. „Sie wissen, weshalb ich komme?" begann er.

„Ich weiß es!" erwiderte sie leise, wie jubelnd, und that einen Schritt vor. Im nächsten Augenblicke lagen sie einander in den Armen, Wange an Wange, dann Mund auf Mund gepreßt.

Nur wenige Sekunden lang. Die Mutter war plötzlich an ihrer Seite, er wußte nicht, ob sie im Zimmer gewesen oder nur eben so rasch eingetreten. Sie küßte ihr Kind auf die Stirne und faßte die Hand des neugewonnenen Sohnes. „Alles Gute mit Euch!" sagte sie mit zitternder, halb erstickter Stimme. „Du bist mir eine gute Tochter gewesen, Helene, und wirst ihm ein gutes Weib sein!"

„Helene?" Er wollte es entsetzt rufen und brachte keinen Laut über die Lippen. Die Oberstin fühlte nur, wie seine Hand, welche in der ihrigen lag, zuckte, sich losringen wollte, dann kalt wurde und wie gelähmt in der ihren blieb. Sie selbst fühlte sich dem Umsinken nahe, aber sie fuhr fort: „Sie sind edel und zartfühlend, Ihnen vertraue ich mein Kind gerne an! Helene liebt Sie aufrichtig. Vor Gott dem Herrn kann ich bezeugen, daß sie mir gestern sagte: „Wählt er eine andere, so bin ich unglücklich bis an mein Ende!" Sie werden diese Liebe zu lohnen wissen!" Helene weinte still und heftig vor sich hin — er aber, wortlos, regungslos stand er da, erdrückt von der Wucht dieses entsetzlichen Augenblicks. Wild zuckten die Gedanken durch sein Hirn, die Empfindungen durch sein Gemüt. „Sprich!" rief es in ihm. „Jede Sekunde Schweigens ist ein Verbrechen an dir und Anna!" Aber was sollte er sagen, ohne das arme Mädchen da tödlich zu verwunden?! Als Frau von Knittl die Lampe entzündete und er das thränenüberströmte Antlitz Helenens mit dem Ausdruck rührendster Hingebung sich zugewendet sah, wichen die Empfindungen, die ihn bisher durchstürmt, die Empörung, die Verzweiflung, die grenzenlose Befangenheit vor der Einen: dem Mitleid. Er durfte es nur brieflich thun.

Jetzt freilich fand er zunächst auch kein anderes Wort. Statt seiner sprach Frau Katharina; sie erzählte von ihrem Gatten, ihrer Familie. Dabei las sie in der Seele des schweigenden Mannes wie in einem offenen Buche. Jetzt stilisiert er den Brief an mich! dachte sie schauernd. Und als draußen ein Schritt ging und er zusammenfuhr, deutete sie auch dies richtig. Nun muß ich einen neuen Betrug auf meine Seele nehmen, dachte sie verzweiflungsvoll. „Und wie wird sich Anna freuen, wenn sie heimkommt!"

Digitized by Google

sagte sie. „Sie hat neben der Liebe zu Helenen auch noch ihren besonderen Grund dazu. Jetzt, wo Sie zur Familie gehören, darf ich's sagen: ein trefflicher Mann sie und wird von ihr geliebt. Den Namen sollen liebt Sie später erfahren; der dumme Gustel, von dem die Leute schwatzen, ist's natürlich nicht. Und sie wußte wohl, daß ich die Verlobung der Jüngeren vor der Älteren nicht zugeben würde!"

Helene konnte einen Ausruf freudigster Überraschung nicht unterdrücken; er überhörte es, so sehr schmetterte ihn dieser neue Schlag nieder. „Fort," dachte er, „ich ersticke." Aber da ging die Klingel, ein Besuch trat ins Zimmer; es war Lina Brichta. Befremdet gewahrte sie Helenens Thränen, Klausers erregtes Antlitz. Frau Katharina erhob sich: „Sie dürfen uns beglückwünschen, liebes Kind! Klauser hat sich eben mit Helene verlobt." Dann aber, nachdem Lina ihre Glückwünsche ausgesprochen, wandte sie sich an den Professor: „Verzeihen Sie, daß ich Sie nun fortschicke, lieber Sohn, aber Helene bedarf der Ruhe. Natürlich erwarten wir Sie morgen zum Speisen." —

„Er war so seltsam, fast verstört," klagte Helene der Mutter, nachdem auch Lina gegangen war. Aber diese tröstete: „Nicht verstört, sondern von seinem Glück überwältigt! Meine Mitteilung bezüglich Annas," fuhr sie fort, „hat auch Dich überrascht. Ich durfte es Dir nicht früher sagen, auch Dir muß ich den Namen verhehlen. Du weißt, sie ist so eigen, und ich habe ihr mein Schweigen feierlich zusichern müssen. Sage auch Du ihr nichts darüber!" Anna hatte mit Barteneggs eine Schlittenpartie nach deren Villa in St. Veit unternommen; draußen sollte soupiert, dann getanzt werden. „Sie kommt wohl erst gegen Mitternacht heim," fuhr sie fort. „Du wirst früh zu Bette gehn, sonst findet Dein Heinrich morgen ein allzublasses Bräutchen. Ich will aufbleiben und sie erwarten!"

So that sie. „Eine freudige Nachricht," sagte sie der Heimkehrenden, die erstaunt war, Mama noch wach zu finden. Sie zog sie in den Salon und erzählte. „Denke Dir die Überraschung!" schloß sie.

Anna wurde totenbleich und taumelte einen Schritt zurück. „Unmöglich!" rief sie wild. „Nach dem, was er mir gestern — — Wie ist es zugegangen? ich muß alles wissen!"

Frau Katharina hatte Mühe, ihre Fassung zu behaupten, und doch durfte sie ihrer. Möglichst gelassen erwiderte sie, daß Klauser gestern von ihr eine Unterredung mit Helenen erbeten, heute seine Werbung vorgebracht. Anna hörte mit gesenktem Haupte, schwer atmend zu. „Was hast Du?" fragte die Mutter. „Anna, Du liebst ihn doch nicht? Du hast ja seiner nie erwähnt und häufig geäußert, wie sehr Du Dich in seiner Gesellschaft gelangweilt?"

„Ja, ja!" rief das Mädchen leidenschaftlich. „Bisher war er mir gleichgültig, nun aber verachte ich ihn!" Sie warf sich in einen Fauteuil und schlug die Hände vors Antlitz.

Es war eine lange Stille zwischen den beiden. Dann trat die Mutter auf sie zu. „Und das willst Du," fragte sie fast sichentlich, „Deiner Schwester sagen, die Deiner harrt, um ihre Freude mit Dir zu teilen?" — „Sei unbesorgt, Mutter," war die Antwort. „Helene ist gut; möge sie glücklich werden!" Und dasselbe sagte sie der Schwester einige Minuten später in ihrer gemeinsamen Schlafstube unter heißen Küssen und Thränen. Lange, lange hielten sich die beiden innig umfangen. Im nächsten Gemach aber saß die Mutter, lauschte ihrem leisen Schluchzen und sehnte sich umsonst nach lindernden Thränen. „Anna liebt ihn," murmelte sie, „das wenigstens habe ich nicht gewußt; das darfst Du mir nicht in das Schuldbuch schreiben, mein Gott und Herr!" Dann aber richtete sie sich wieder auf. „Ich habe nicht anders gekonnt, und alles wird, nein muß gut werden!" Sie dachte an den Mann, der wohl eben mit sich kämpfte. Gäbe es eine Wirkung in die Ferne, er hätte ihr erliegen müssen, so ehern umklammerten ihn alle ihre Gedanken.

Aber es bedurfte solchen Wunders nicht; sein eigenes weiches, zartfühlendes Wesen zwang ihn in dieselbe Bahn. Brütend saß er am Schreibtisch, schritt dann auf und ab und setzte sich wieder; Stunde um Stunde verrann; an die hundert Briefe mochte er in Gedanken geschrieben haben, aber auf dem Bogen vor ihm stand nur die Anrede, und dabei blieb es auch. Was gab ihm das Recht, das edle, gute Mädchen ins Herz zu treffen? Vielleicht war er einem listig ausgeheckten Betrug der Mutter ins Garn gegangen; ihre ungezähmte, kein Mittel scheuende Energie, die ungewöhnliche Stunde machten es denkbar; aber dieselbe Stunde hatte er selbst tags zuvor für seinen Besuch gewählt, und gegen den Verdacht sprach ja auch das Unerhörte des Wagnisses. Wahrscheinlicher als ein Betrug schien ihm ein Irrtum der Dame; sie wußte um Helenens Liebe, wünschte, daß sich seine Wahl auf diese lenke, glaubte nach Menschenart gern, was sie so heiß wünschte, und hatte ein Recht dazu; hatte sich nicht auch sein Gespräch mit Helene, welches sie gleichfalls unterbrochen, auf seine Wissenschaft bezogen?! Ein Zufall, dann seine Schwachsichtigkeit hatte die unselige Werbung bewirkt — warum

Digitized by Google

sollte Helene dafür büßen? Sie, die doch sicherlich an jedem Betrug unschuldig war?! Und Anna war ihm ja jedenfalls verloren, sie liebte einen andern; auch er hatte sich bei der Unterredung mit ihr getäuscht, indem er aus der nun doppelt begreiflichen Erregtheit, mit der sie den Gedanken an den Lassen abgewiesen, ein wärmeres Gefühl für sich herausgehört. Aber wie sollte er Helene zu seinem Weibe machen, mit der Liebe zu ihrer Schwester im Herzen? Er wurde dann unglücklich — und konnte sie glücklich werden? Wieder trieb es ihn empor; schon war es heller Morgen, und noch schritt er verzweifelt auf und nieder.

Um die achte Stunde trat sein Diener ein; bestürzt blickte er seinem Herrn ins blasse, überwachte Antlitz, dann nach dem unberührten Lager hin, wagte jedoch keine Frage; stumm legte er die Briefe, welche die Frühpost gebracht, vor ihn hin. Klauser griff nach dem ersten; er enthielt die Karte eines befreundeten Kollegen: „Vivat Frau Helene Klauser!“ stand darauf. — „Auch das noch!“ murmelte er, „daran habe ich nicht gedacht!“ Ähnlichen Inhalts waren einige andere Briefe; der letzte, von Brichtas Hand, enthielt auch die Erklärung, wie die Nachricht schon am selben Abend den Herren bekannt geworden: seine Tochter habe ihm die frohe Kunde auf der Treppe erzählt, als er eben zum allwöchentlichen Professoren-Abend ausgegangen. „Und heute weiß es ganz Wien!“ dachte Klauser. Trete ich nun zurück, so bleibt der Makel auf dem Mädchen haften. Und sage ich den Leuten die Wahrheit, so bleibt ein Makel doch, der der Lächerlichkeit, auf ihr und — auf mir!“ Er hatte bisher kaum daran gedacht, daß sich ein Zug, der die Lachlust reizen könne, in die Tragik dieser Verlobung mische — nun empfand er dies als neues und schärfstes Weh — es war ein unreines Element, welches seinen Schmerz auch in seinen eigenen Augen erniedrigte . . . „Nein! nein!“ knirschte er, „sie sollen mich und das arme Mädchen nicht belächeln, noch bedauern dürfen!“ Was geschehen, war nicht mehr zu ändern; er wollte es tragen.

Als er sich am nächsten Tage gegen die Mittagsstunde in der Reisnerstraße einfand, gewann er es über sich, Helenen freundlich zuzulächeln, ihre Stirne mit einem Kuß zu streifen; auch die Glückwünsche zahlreicher Besucher — es war ein Sonntag — ertrug er mit guter Miene. Aber seine Stirne umwölkte sich, als sie sich nur zu dreien zu Tisch setzten. Anna habe sich gestern erkältet, erklärte die Mutter; sie dürfe das Bett nicht verlassen — natürlich ein Unwohlsein ohne Bedeutung. Das machte ihn unruhig und argwöhnisch; auch Helene war schweigsam und gedrückt; um so liebenswürdiger gab sich die Mutter, was wahrlich keine Heuchelei war; sie wäre ihm, als er gekommen, gerne um den Hals gefloßen. Noch düsterer ward seine Stimmung am Abend; neben vielen anderen Besuchen fanden sich Höpingers ein, und kaum, daß sie in den Salon getreten, erschien auch Anna, recht blaß, aber anscheinend in fröhlichster Laune. „Meinen Glückwunsch!“ sagte sie lachend zu Klauser und schüttelte ihm kräftig die Hand. „Ich war aber gar nicht überrascht!“ Das war alles, was sie an ihn wendete; von da ab sprach sie fast ausschließlich mit Höpingers. Als diese erzählten, sie reisten am nächsten Morgen auf ihr Gut bei Brünn, um dort die ländlichen Winterfreuden eine Woche lang auszukosten, fragte sie sofort: „Darf ich mit?“ Sie stimmten mit Freuden zu, Gustel versicherte ein dutzendmal, ein so babylonisch reizender Einfall sei ihm noch nie vorgekommen, und auch Frau Katharina gab offenbar gern ihre Zustimmung. Als die letzten Besucher gegangen waren, empfahl sich auch Klauser; er habe die Nacht schlaflos zugebracht, entschuldigte er sich. Wieder mußte Frau Katharina die bekümmerte Braut trösten; sie that es diesmal mit ungleich größerer Zuversicht. „Er wird morgen zärtlich sein!“ schloß sie mit einer Bestimmtheit, als sicherte sie ihr für den nächsten Tag einen neuen Hut zu.

Sie irrte; Klauser ward auch in der Folge nicht zärtlicher. Er fand sich täglich mit den besten Vorsätzen ein und gab sich auch ehrliche Mühe, seiner Braut liebreich zu begegnen, aber ein kosendes Wort wollte ihm nicht über die Lippen, und ihren Mund berührte er seit der Verlobungsstunde nicht mehr. Das arme Mädchen litt viel darunter und weinte heimlich die bittersten Thränen. Vergeblich tröstete die Mutter: „Der zärtlichste Bräutigam hat anfangs Stunden, wo er seufzend an die verlorene Freiheit denkt — und was willst Du, er ist eben ein schüchterner Mensch!“ — Helene fühlte doch, daß es da an etwas fehle; vielleicht an dem Besten, an der Liebe, dachte sie in tiefem Gram.

So war eine Woche vergangen. Als er am nächsten Sonntag gegen die elfte Vormittagsstunde zu seiner Braut kam, empfing ihn die gute Marie, die ihn seines gesetzten Wesens wegen sehr ins Herz geschlossen, mit geheimnisvollem Lächeln. „Eine Neuigkeit, Herr Professor,“ flüsterte sie ihm vertraulich zu. „Wir haben nun zwei Bräute im Hause! Fräulein Anna ist gestern abends heim-

Digitized by Google

gekommen, sie hat sich auf dem Gute mit Herrn von Höhinger verlobt!"

Er taumelte einen Schritt zurück. „Unmöglich!" rief er.

„Aber, wenn ich's Ihnen sage!" beteuerte Marie fast gekränkt. „Es fehlt nur noch das Jawort der Frau Oberstin, und der Herr Gustel wird um 1 Uhr im schwarzen Frack kommen, es sich zu holen. . . Fräulein Helene und die gnädige Frau sind ausgegangen, kommen aber bald zurück, auch können Sie ja Fräulein Anna selbst fragen. Aber was ist Ihnen, Herr Professor, Sie sehen ja zum Erschrecken aus."

„Es ist nichts... Ist Fräulein Anna im Salon?"

„Nein, in ihrem Zimmer. Soll ich sie in den Salon bitten?"

„Ja — sofort!" Nach wenigen Sekunden kehrte die Magd zurück. „Das Fräulein ist unwohl," meldete sie mit verlegener Miene.

Er stand einen Moment unschlüssig, im nächsten war er bereits im Vorzimmer, klopfte an die Thüre der Stube der Schwestern und trat, ohne Antwort abzuwarten, ein. Es war ein kleines Gemach, welches außer den Betten der beiden Mädchen nur wenigen, dürftigen Hausrat enthielt. Eine Thüre, die nur angelehnt war, führte in das Schlafzimmer der Oberstin. An einem Schreibtischchen neben dieser Thüre war Anna gesessen, bei seinem Eintritt richtete sie sich hastig empor.

„Sie entschuldigen!" sagte er fliegenden Atems. „Aber ich muß Sie sprechen! Sie wollen sich mit Herrn v. Hötzinger verloben?"

Sie trat ihm einen Schritt entgegen. „Ja!" erwiderte sie kurz. „Ich habe es eigentlich sogar bereits gethan." Ihr Ton wurde immer schärfer. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht vorher um Ihre gütige Erlaubnis gefragt habe!"

„Es darf nicht sein!" rief er und faßte ihre Hand. „Sie machen sich für Lebenszeit unglücklich, Anna! Dieser Laffe —"

Sie riß ihre Hand aus der seinen; ihre Augen blitzten. „Schweigen Sie!" rief sie. „Wer giebt Ihnen das Recht, meinen künftigen Gatten zu beschimpfen?"

„Sie selbst haben den Mann nicht höher taxiert! Noch bei unserer letzten Unterredung — Erinnern Sie sich doch —"

Sie richtete sich hoch auf. „Und an diese Unterredung wagen Sie mich zu mahnen?" Aber das Wort reute sie, kaum daß es ihr entfahren war. „Ich danke für Ihre gütige Teilnahme!" fuhr sie rasch fort. „Jedoch Besuche in diesem Zimmer —"

Er hatte seine Fassung wiedergewonnen. „Man kümmert sich um solche Lappalien nicht, wo ein Lebensglück auf dem Spiele steht. Es ist unmöglich, daß Ihnen dieser Mensch teuer sein kann. Auch lieben Sie ja einen anderen, einen würdigeren! Jetzt, wo Helene versorgt ist, steht Ihrer Neigung kein Hindernis mehr im Wege!"

„Einen andern? Sie faseln! Wen?"

„Den Namen kenne ich nicht. Ihre Mutter nannte ihn nicht. Aber die Thatsache selbst wird sie ja wohl nicht erfunden haben!"

Sie horchte hoch auf. „Also meine Mutter erzählte Ihnen das! Wann? War —" sie stockte und fuhr dann mit fast erstickter Stimme fort — „war meine Schwester bereits Ihre Braut?"

„Ja!"

„Dann verstehe ich es nicht. Denn es war eine Unwahrheit."

„Aber ich verstehe es!" sagte er langsam, dumpf, jedes Wort betonend. „Alles verstehe ich nun! O, es ist furchtbar!"

„Was?"

Er blickte zu Boden. „Es würde nichts nützen!" murmelte er. „Nur Eines habe ich Ihnen noch zu sagen, von Ihnen zu erflehen, weisen Sie die Werbung dieses Menschen ab! Lassen Sie sich nicht von dem Glanze dieses Reichtums blenden, dessen schmählichen Ursprung alle Welt kennt . . . Ich flehe Sie um Ihretwillen an . . . ich habe ja nichts mehr zu hoffen . . ."

„Sie führen seltsame Reden, Herr Professor," sagte sie mit wieder aufflammendem Hohne. „Darf ich Sie daran erinnern, daß Sie der Bräutigam meiner Schwester sind? Es war lange nicht zu entscheiden, welche von uns beiden Sie mit Ihrer Neigung beglücken, und Sie haben dies recht geschickt zu verbergen gewußt. Aber nun sollte das erbärmliche Spiel sein Ende haben. Es ist auch nutzlos, Herr Professor. Diese letzte, sentimentale Redensart zum Beispiel war ja recht geschickt hingeseufzt und hat auf mich doch nur den Eindruck einer Infamie —"

„Halt!" rief er außer sich. „Auch meine Kraft hat ein Ende. Ich habe Sie verloren, Ihre Achtung will ich behalten! Ich habe kein erbärmliches Spiel getrieben. Ich habe Sie geliebt, Sie zu werben kam ich her und drückte Ihrer Schwester den Verlobungskuß auf die Lippen, in der Meinung, daß Sie es wären!"

Ein leiser, dumpfer Schrei, ein Aufschrei des tiefsten Wehs folgte diesen Worten; er glaubte, daß er von ihren Lippen gekommen. Sie aber stand

Digitized by Google

regungslos da. Endlich murmelte sie: „Erzählen Sie alles!“ Er berichtete es in kurzen Worten. „Wir wollen nicht fragen, wie sich das Unheil gefügt,“ fuhr er fort. „Ich bin nun der Verlobte Ihrer edlen, trefflichen Schwester. Sie liebt mich, ich weiß es. Daß mein Herz Ihnen gehörte — nein! ich mag nicht lügen! — daß es Ihnen gehört und gehören wird, soll sie durch meine Schuld nie erfahren. Für uns alle wäre es nicht gut, wenn wir in Einer Stadt blieben. Ich habe bisher jeden Ruf an eine auswärtige Hochschule ausgeschlagen, den nächsten, der mir nach meiner Vermählung wird, nehme ich an. Sie aber — Ihnen ist sicherlich jenes schöne Glück vorbestimmt, dessen Sie würdig sind! Ketten Sie sich nicht an diesen Menschen, aus Erbarmen für sich und mich! Ich trage mein Leid, aber der Gedanke, daß die Ereignisse der letzten Tage an Ihrer Entschließung schuldig sind, würde mich erdrücken. Noch einmal, Anna, erbarmen Sie sich meiner — ich bin auch ohnehin unglücklich genug!“

Sie hörte ihn stumm, gesenkten Hauptes an. Dann zuckte es in ihren Zügen, jähe Thränen überquollen ihre Wangen, zitternd streckte sie ihm die Hand entgegen. „Ich will . . .“ murmelte sie. „Es wäre wohl auch über meine Kraft gegangen . . .“

„Ich danke Ihnen!“ Er wollte ihre Hand fassen. Ich nächsten Augenblicke aber — „Oh, daß es so hat kommen müssen!“ schluchzte sie wild auf, und er fühlte ihre Arme um seinen Nacken geschlungen, ihren Mund auf dem seinen. Nur eine Sekunde lang. Im nächsten Augenblicke stand er wieder im Vorzimmer und trat dann, sich mühsam sammelnd, in den Salon zurück.

Kurz darauf trat die Oberstin ein; sie war eben heimgekommen und hatte noch den Hut nicht abgelegt. „Sie sind allein?“ fragte sie erstaunt. „Ist Helene noch nicht da? Sie trennte sich vor einer Viertelstunde von mir, um rascher nach Hause zu kommen, weil sie Sie erwartete. Dann wird sie wohl noch in ihrem Zimmer sein und nicht wissen, daß Sie da sind.“ Rasch trat sie auf die Thür zu ihrem eigenen Schlafzimmer zu, durch welches man aus dem Salon in jenes der Mädchen gelangte. Die Thüre war verriegelt. „Was soll das nun wieder?“ rief sie ungeduldig und klopfte heftig. „Bist Du drin, Helene?“ Es kam keine Antwort, erst auf nochmaliges Klopfen ein leises „Ja!“

„Nun, so öffne doch! Heinrich ist hier . . . kleidest Du Dich um?“

„Ja — ich komme bald!“

„Was ist das für eine kuriose Stimme? Weinst Du? — Bist Du nicht wohl?“

„Ganz wohl, Mama!“

Kopfschüttelnd trat Frau Katharina zurück und wandte sich wieder zu Klauser. Er hatte das Gespräch nur wie im Traum gehört; einen Augenblick dachte er daran: „Um Himmelswillen! wenn Helene unser Gespräch gehört hat!“ — dann nahm ihn der Gedanke an Anna wieder in Bann. Denn Frau Katharina erzählte ihm eben die neue Verlobung und schloß: „Mir paßt's nicht recht; auch hatten ja Anna und ich, wie ich Ihnen bereits einmal angedeutet habe, eigentlich ganz andere Absichten, aber was will ich nun mit dem eigensinnigen Mädel anfangen? Es bleibt mir eben nichts übrig, als heute dem Gustel in Gottes Namen Ja und Amen zu sagen!“

Er erwiderte nichts, es fiel der Oberstin nicht auf, und sie begann nun auch die Lichtseiten der neuen Verbindung zu entwickeln.

Da trat die Magd ein. „Das Fräulein Anna läßt die gnädige Frau bitten!“ Und flüsternd, aber so, daß es der Professor deutlich hören konnte, fügte sie hinzu: „Das Fräulein ist so aufgeregt und weint sehr. Soeben ist auch Fräulein Helene zu ihr eingetreten, und nun schluchzen beide, daß es einen Stein erbarmen könnte!“

„Was das nun wieder ist!“ murmelte die Oberstin unmutig und erhob sich. „Sie entschuldigen, lieber Sohn!“

Diesmal blieb er wohl eine halbe Stunde allein. Endlich erschien Frau Katharina wieder. „Da haben wir die Bescherung!“ sagte sie mit hochgerötetem Antlitz. „Nun will sie plötzlich wieder den Gustel partout nicht und Helene unterstützt sie noch dabei. Nun, so muß denn ich in den sauren Apfel beißen und es übernehmen, den Gustel aufzuklären . . .“ Sie warf einen Blick auf die Uhr. „Bald Eins! er muß ja gleich da sein! Verzeihen Sie, lieber Heinrich, daß ich Sie nun fortschicken muß und nicht einlade, mit uns zu frühstücken. Helene mag sich jetzt nicht vor Ihnen blicken lassen — sie ist so verweint! Natürlich treffen wir uns um fünf Uhr bei Brichtas zum Diner. Ihr werdet scharf angetoastet werden!“

Er ging. Als er aus dem Hause trat, fuhr eben der Wagen von Hötzingers vor . . .

Als Klauser um die angesagte Stunde zu Brichtas kam, traf er seine Braut nicht; außer einigen Freunden waren nur Anna und die Mutter zugegen. „Da kann man wieder Helenens Gemüt erkennen!“ sagte ihm diese. „Sie hat sich die Scenen von heute vormittag so zu Herzen genommen, daß sie nun thatsächlich zu Hause bleiben mußte. Auch ich bin recht angegriffen; der Gustel thut mir auf-

Digitized by Google

richtig leid; helfen konnte ich ihm nicht. Am gefaßtesten ist eigentlich Anna, die es doch am nächsten angeht." Die Mutter irrte; das Mädchen war nur deshalb mitgekommen, weil Helene dies mit rätselhafter Heftigkeit von ihr erfleht. Als sie Klauser sah, überzog ein Glutstrom ihre Wangen.

Das Diner — ein Brautdiner ohne Braut — verlief recht still; die Toaste waren auf Klausers Bitte unterblieben. Unmittelbar nachdem die Tafel aufgehoben war — es ging gegen sieben Uhr — stahl sich Frau Katharina hinweg, ohne daß die andern es gewahrten. „Ich muß nach Helenen sehen," flüsterte sie ihrer jüngeren Tochter zu, „mir scheint, sie hat etwas Fieber. Du mußt vorläufig hier bleiben und mich dann entschuldigen!"

Als sie die Treppe zu ihrer Wohnung emporstieg, kam ihr Marie entgegen. „Gottlob, daß Sie da sind!" rief sie ihrer Herrin entgegen. „Soeben wollte ich Sie holen, obwohl es das Fräulein streng verboten hat. Aber ich konnte es nicht auf mein Gewissen nehmen, länger zuzusehen . . ."

Die Oberstin mußte sich an das Geländer halten. „Sie ist krank?" rief sie.

„Nein! — oder doch vielleicht, sie ist so totenblaß! Aber denken Sie nur, kaum daß Sie fort waren, habe ich ihren Koffer vom Hausboden holen müssen. Und für acht Uhr hat sie sich einen Wagen zur Südbahn bestellen lassen!"

Frau Katharina starrte die Magd entsetzt an. „Herr im Himmel," dachte sie, „sollte sie plötzlich wahnsinnig geworden sein?!" Im nächsten Augenblicke war sie in ihrer Wohnung, im Zimmer des Mädchens. Helene schloß eben ihren Koffer. „Was soll das heißen?" schrie die Mutter schrill auf.

Helene war bei ihrem Eintritt zusammengezuckt, nun richtete sie sich langsam auf. „Ich reise nach Graz, zu Tante Antonia," sagte sie leise, aber fest. „Der Zug geht um Neun . . . Es thut mir leid, Mama, daß Du gekommen bist, ich hätte die Unterredung gern vermieden; das Notwendige sollte Dir dieser Brief sagen." Sie wies auf ein Schreiben, welches geschlossen auf dem Tische lag. „Und ändern wirst Du meinen Entschluß nicht!"

„Was sprichst Du da?" murmelte die Mutter heiser und wiederholte dann dieselben Worte mit gellender Stimme. „Nach Graz? . . . Wozu? . . . Was soll Dein Verlobter davon denken?!"

„Das ist Klauser nicht mehr!" sagte Helene. „Ein Brief, den er heute abends bei seiner Heimkunft von mir vorfindet, giebt ihn frei!"

„Aber, mein Gott! — liebst Du ihn nicht mehr?"

„Ja!" rief Helene. „Ja! ich liebe ihn, wie nur je ein Mädchen einen Mann geliebt hat — wie ihn keine andere liebt!" Es war ein Ton unsäglicher Leidenschaftlichkeit in ihrer Stimme. „Und ich werde ihn lieben, bis ich sterbe! Und eben darum gebe ich ihn frei! Er soll durch mich nicht unglücklich werden!"

„Unglücklich! Was Du Dir nur einbildest! Weil er Dir nicht zärtlich und heiter genug scheint? Ich sagte Dir schon, das wird sich geben! Wärest Du ihm nicht teuer, hätte er dann um Dich angehalten?"

Helene richtete sich auf. „Mutter," sagte sie dumpf und drohend. „Sprich davon nicht! Ich könnte vergessen, daß Du aus Liebe zu mir gefrevelt hast!"

„Du sprichst im Fieber!"

„Ich weiß alles!" Kurz, hart, warf sie ihr die Thatsachen ins Gesicht. „Ich weiß es aus seinem eigenen Munde." Sie erzählte von der Unterredung, die sie heute belauscht. „Gott ist mein Zeuge — ich war ahnungslos heimgekommen und hatte nicht horchen wollen. Und was ich in jenen Minuten litt — Mama, mehr kann noch nie ein armes Herz auf Erden gelitten haben . . . Vielleicht bin ich nicht ganz schuldlos, vielleicht war es schon Sünde, wenn ich, ein unhübsches, unbedeutendes Mädchen, einen Mann, wie ihn, zu lieben wagte, vielleicht auch hätte ich Anna fragen müssen, wie es zwischen ihnen beiden stehe . . . Aber ist eine Schuld an mir, so habe ich sie hundertfach gebüßt. Und was Deine Schuld daran war, Mama, verzeihe ich Dir —"

Frau Katharina saß stumm da. „Ein Irrtum! Wie hätte ich wissen sollen, daß er die Unterredung mit Anna wünscht?" fragte sie endlich trotzig.

„Du wußtest es! Das beweist die Wahl der Stunde, das beweist die Anweisung, die Du mir vorher gabst: „Er ist so schüchtern und liebt Dich so heiß! Sage ihm sofort, daß Du ihn liebst!" . . . Oh, wie ich mich schäme! — schäme!" schrie sie wildauf, „wie mir dieser Kuß, der einer andern galt, auf den Lippen brennt!"

Darauf war es lange still. „Du armes Kind!" murmelte Frau Katharina endlich. „Und ich unglückliche Mutter . . . Du hast den Brief an ihn schon abgesendet?! Da läßt sich nichts mehr thun! . . . Was wird die Welt sagen?"

„Die Welt — und immer wieder die Welt!" rief Helene bitter. „Der Welt zuliebe haben wir uns heimlich die Finger wund gearbeitet und uns kaum das trockene Brot gegönnt, nur um bei anderen Braten essen zu können! Der Welt zuliebe hast Du uns bettelarme Mädchen nichts Nützliches lernen lassen, außer den Künsten, die etwa einen reichen

Digitized by Google

Werber anziehen konnten. Der Welt zuliebe haſt Du, ein redliches Weib, das des redlichſten Mannes Namen trägt — —“ Sie verſtummte. „Verzeih!“ ſchluchzte ſie dann auf und umſchlang die Mutter. „Auch Du büßeſt ja in dieſer Stunde, was Du gefehlt, aus Liebe gefehlt!“

Frau Katharina erwiderte nichts, ſchweigend fuhr ſie mit der Hand über Haar und Wangen ihres Lieblings. „Ich will Dir nicht widerſprechen,“ ſagte ſie endlich feſt. „Es war eine Sünde, aber ich mußte ſie auf meine Seele nehmen. Verdamme mich nicht, Kind! Jeder Menſch handelt, wie ihm ſein Weſen und die Erfahrungen ſeines Lebens gebieten; ich habe ſehr mit mir gekämpft und doch nicht anders gekonnt! O wenn Du wüßteſt, wie ich jene Nacht verbracht habe, wo ich den Entſchluß gefaßt! Aber ich ſagte mir immer: „Die Gelegenheit, ſie glücklich zu verſorgen, bietet ſich vielleicht nie wieder, ſie ſoll nicht werden, was ich durch lange, entſetzliche Jahre war: eine einſame, verhöhnte, verbitterte alte Jungfer!“ Ich erinnerte mich, wie mir zu Mute war, wenn ich damals aus einer Geſellſchaft heimkam, und woran ich dachte als an die einzige Erlöſung aus dieſem grenzenloſen, kleinlichen Jammer . . . „ihr,“ gelobte ich mir, „ſoll dieſer Gedanke erſpart bleiben!“ Und nun war alles vergeblich, Du wirſt nicht heiraten, Kind, und unglücklich werden!“ Nun erſt kamen der harten Frau die Thränen, ſie weinte lange und hielt dabei ihr Lieblingskind feſt an ſich gedrückt.

„Sei getroſt,“ bat Helene. „Ob ich je heiraten werde, weiß ich nicht — doch nein, keine Lüge! — ich weiß es, es wird nicht geſchehen. Aber unglücklich und verbittert werde ich nie werden. Ich werde es verſuchen, anderen nützlich zu ſein, zunächſt der guten Tante, die jetzt ſo einſam iſt, dann anderen — es wird ſchon gehen, Mama! Und meinem Leben wird ſchon deshalb nie ganz das Licht fehlen, weil ich mir werde ſagen dürfen, daß ich zweier anderer Menſchen Glück ermöglicht. Der Profeſſor wird ſicherlich um Anna werben — Du wirſt ſie ihm nicht weigern, Mama! Ich verlange kein Verſprechen, ich weiß, Du wirſt es thun! Und nun leb wohl, der Wagen wartet!“

Das hatte ſich an einem Februartage von 1870 begeben. Ein Jahr ſpäter vermählte ſich Klauſer, der inzwiſchen eine Profeſſur an einer norddeutſchen Hochſchule angetreten, mit Anna. Die Hochzeit weckte ebenſo großes Aufſehen in der Wiener Geſellſchaft, wie ein Jahr vorher die Ereigniſſe jenes Sonntags. Das Glück des jungen Paares konnte das Gerede nicht ſtören. Es hatte bis heute gewährt und iſt ein ſo ſchönes, reiches Glück geworden, wie es wenigen Menſchen hienieden gegönnt iſt.

Die beiden Schweſtern ſahen ſich erſt wieder, als Frau Katharina zum Sterben kam. Das war vor drei Jahren, in Graz, in der beſten Stube jenes Frauenhoſpitals, dem Helene vorſteht. Die Mutter hatte die letzten Jahre bei ihr verlebt, ſie war Zeugin ihrer Thätigkeit geweſen und der Art, wie ſie dieſelbe übte, und darum verſchönte es die letzten Stunden der alten Frau, daß ſie ſich kaum zu ſagen wußte, welche ihrer beiden Töchter ſie beglückteren und friedvolleren Herzens auf Erden zurücklaſſe.

Zahme Xenien.*)

Von Eduard von Bauernfeld.

Sobald der junge Tag erwacht,
Magſt dein Geſchäft verrichten,
Doch einzig langt die Sternennacht
Zum Lieben und zum Dichten. (1820.)

*

Ich ſinne hin und her und kann nichts Rechtes leiſten.
Und daß ich noch ſo jung, das ärgert mich am meiſten.

*

(1820.)

Wann ich am glücklichſten geweſen?
Beim Schreiben und beim Leſen,
Und Eins nicht zu vergeſſen:
Wenn ich im Theater geſeſſen. (1821.)

Drei Dinge, die vertragen ſich nie:
Das Ins, die Liebe, die Poeſie;
Das Ins iſt feindlich geſinnt den beiden,
Und dieſe mögen das Ins nicht leiden;
Dichtkunſt und Liebe, ungern im Vereine,
Will jedes herrſchen für ſich alleine. (1822.)

*

Dieſe Welt iſt doch die beſte,
Und ſie lebt ſich ziemlich gut,
So mit einem Jugendreſte
Und ein bißchen Übermut.* (1825.)

*) Wir entnehmen dieſe bisher ungedruckten Xenien dem Manuſkripte des im Frühling d. J. im Verlage von Freund und Teckel in Berlin erſcheinenden „Poetiſchen Tagebuches“ unſeres Dichters. Die auf S. 307 autographiert wiedergegebenen Xenien finden ſich hier in Druckſchrift angeführt und ſind mit * bezeichnet. Die Redaktion.

Digitized by Google

Vierzig Jahr' auf einer Säule ſtehn —
Wunderliches Beſtreben!
Vierzig Jahr' ins Amt zu gehn —
Nicht viel amüſanter eben. (1826.)

*

Die Kunſt — ihr leugnet mir's nicht weg —
Iſt das Zweckmäßige ohne Zweck. (1829.)

*

In Schaffens Wehn der Erdball kreiſt,
Bei uns das alte Weſen,
Und wer nach Wiener Neuſtadt reiſt,
Hat einen Paß zu löſen.* (1831.)

*

Natur hat ihn ſtiefmütterlich behandelt,
Da er nur auf zwei Füßen wandelt. (1833.)

*

Sind Theatererfolge ein Glück?
Es bleibt ein Gefühl der Leere zurück. (1834.)

*

Das Rätſel geht mir im Kopf herum,
Die Löſung ſind' ich nicht ſo bald:
Werden die alten Leute dumm,
Oder werden die dummen all? (1842.)

*

Bei „Ludwigs" dichteriſchem Flug
Was weht ihr nur das kritiſche Meſſer?
Für einen König ſind die Verſe gut genug,
Ein Kaiſer machte ſie nicht beſſer. (1844.)

Was hilft das redlichſte Beſtreben,
Wenn uns ſo Stoff als Form gebricht?
Ihr wollt ein Luſtſpiel nach dem Leben —
Ihr lebt ja nicht! (1844.)

*

Im Elſaß fühlt' ich mich wie daheim,
Konnt' mich der Thränen kaum entbrechen,
Im Volk iſt noch urdeutſcher Reim
Und rührend, wie ſie ſchlecht franzöſiſch ſprechen.

* (1845.)

Das Lärmen und Toben iſt ungefährlich,
Doch ſagen wir's ehrlich:
In der realen Monarchie
Herrſcht eine gemütliche Anarchie.* (März 1848.)

*

Es iſt ein Mühſal, nicht zu ſagen,
Sich ſelbſt und die andern zu ertragen.

* (1856.)

Es klagen die Recenſenten:
„Mit deinen leichten Sachen
Machſt du die Leute nur lachen." —
Doch immer beſſer, als wenn ſie gähnten!
Mit Prinzen und Königen lebt' ich um die Wette,
Wenn ich Hamlet oder Fauſt geſchrieben hätte;
Doch ich bin ich, will mich nicht beſſer machen,
So nehmt vorlieb mit meinen leichten Sachen.*
(1885.)

Den Enterbten.

Die in rauher Arbeit Frone
Ihr der Armut Feſſeln tragt,
Kämpft für euer Recht, doch ohne
Daß euch ſelbſt das Recht verklagt.
Zeigt im Grimme eurer Schmerzen,
Wie ihr ſtark in Eintracht ſeid —
Doch entreißt auch ſtolz die Herzen
Eurem ſtärkſten Feind, dem Neid!

Konnte ſelber ja erproben,
Wie des Mangels Sorge drückt,
Wie verzweifelnd dann nach oben
Des Bedrängten Auge blickt;
Doch auch grad in jenen Tagen
Ward wie regte ſich die Luſt,
Frohes Hoffen, kühnes Wagen
Regten lerchenfroh die Bruſt!

Und ſo arm wie mancher Reiche,
Der in Prachtkaroſſen fährt,
Wie ſo manche, die das bleiche
Haupt mit Demantſchmuck beſchwert —
Nein, ſo arm an Glück und Freude
Iſt nicht einer, der voll Kraft
Wirkend, widmend ſich dem Heute
Wahrung für das Morgen ſchafft.

Soll uns der Beſitz beglücken,
Muß er ſelbſt errungen ſein;
Soll uns Freude ganz entzücken,
Muß erſt Leid bezwungen ſein.
Aus der Armut Bitterniſſen
Blüht der Hoffnung Wunderkraft —
Goldne Träume nahn dem Biſſen
Deſſ', der tags ſich müd' geſchafft.

Was der Reiche nur erbauen
Unter Sorg' und Ärger kann —
All die Schönheit darf erſchauen
Sorgenlos der arme Mann.
Ob er zwiſchen Gärten ſchreite,
Die ein anderer beſtellt:
Sein — der Blumen Augenweide,
Sein — der Düfte Zauberwelt.

Freier, ſtolzer geht durchs Leben,
Wer durch eigne Kraft beſteht;
Leichter läßt ſich's vorwärts ſtreben,
Wenn der Blick nicht rückwärts geht . . .
Liebe, Luſt und Schaffenswonne
Fragen nicht nach Geld und Ruhm:
Echtes Glück iſt — wie die Sonne —
Aller Menſchen Eigentum.

Johannes Proelß.

Digitized by Google

Zahme Xenien

Diese Welt ist doch die beste,
Und sie lebt sich ziemlich gut,
So mit einem Fuhrmannsreste
Und ein bischen Übermut. (1825)

In Schaffens Wehen der Erdball preist,
Bei uns das alte Wesen,
Und wer nach Wiener Neustadt reist
Hat einen Paß zu lösen. (1831.)

Das Lärmen und Toben ist unerheblich,
Doch sehen wir's ehrlich
In der uralten Monarchie
Herrscht nur gemütliche Anarchie. (März 848

Es klage die Aerzte:
„Mit Deinem leichten Sahne
Macht Du die Leute mir lahr." —
Doch immer besser als wenn sie gähnte!
Mit Prinzen und Kriegen lebt ich um die Wette,
Wenn ich Handel oder Faust geschrieben hätte;
Doch ich bin ich, will mich nicht besser machen,
So mehr verlieh mit meinem leichten Sahne. (1885)

Wien 23. Februar 1887.

Bauernfeld

Mädchenrache oder Die Studenten von Salamanca.

Komödie in zwei Akten von **Eduard von Bauernfeld.**

Zweiter Akt.

In Salamanca.

Elegante Studierstube mit Alkoven.

Erste Szene.

Esteban (sitzt am Schreibtisch vor einem Folianten; eine Weinkanne daneben). **Gil Blas** (sitzt ihm zur Seite).

Gil Blas. Ihr seid Senior an dieser
Hohen Schule Salamancas!
Esteban. Ich, Esteban de Churchillo,
Senior, bemooftes Haupt,
Präses aller Festkommerse,
Präses aller Salamander,
Aller Paukereien caput.
Gil Blas. Und Gelehrter —
Esteban. Wie man's nimmt —
Vierzehn Jahre schon studier' ich
Diese Quintessenz der Weisheit — (schlägt mit der Faust auf das Buch)
Ohne je sie klein zu kriegen.
Wie ich mich auch strapaziere — (trinkt)
Dieser Coder, wie mit sieben
Siegeln bleibt er mir verschlossen,
Läßt den Kopf mir wie vernagelt. —
Gil Blas. Dieses Buch?
Esteban. Ja. Corpus juris
Heißt's, mein Junge. Buch der Bücher!
Wer sich's in den Schädel einprägt,
Der kann über Recht und Unrecht,
Über Mein und Dein — kurz, über
Alles in der Welt entscheiden —
Fällt bequem den Urteilsspruch,
Wie er steht in diesem Buch
Tausend Jahre schon und drüber —
Zieht die Sporteln ein, mein Lieber,
Aber Doktor muß man sein —
Werd' ich's jemals werden? — Nein! (trinkt.)
Gil Blas. Alles Studium ist trocken,
Sagt man mir, doch Ihr befeuchtet
Das Gehirn zu sehr mit Naß —
Esteban. Weil Du's nicht verstehst, Gil Blas!
Friget Venus sine Baccho!
Lieb' und Wein gehört zusammen,
Auch Minerva will den Geist
Aufgeweckt —
Gil Blas (macht die Pantomime des Trinkens). Ihr weckt ihn häufig —
Seid Ihr nicht der Famulus
Don Pachecos?
Esteban. Ja, ich war's,
Aber seit ein Neuling hier sich
Eingenistet, dieser Felix
De Mendoza.
Gil Blas. Mein Gebieter!
Esteban. Bleibt der Baccalaurens
Mich nicht selten vor die Thür,
Mich, den Senior! Warum? (Steht auf)
Weil er einen dummen Jungen,
Der noch feucht ist hinter'n Ohren,
Dem bewährten Freunde vorzieht,
Mir und allen Kameraden!
Gil Blas (der gleichfalls aufgestanden). Glaubt Ihr, daß mein Herr bei Euerm
So beliebt ist?
Esteban. Stecken sie
Halbe Tage doch beisammen,
Oder rennen auf den Straßen —
Hübschen Mädchen nach, vermutlich —
Und ich! Über schwier'gen Stellen
Der Digesten und Novellen —
Muß mir da den Kopf zerbrechen — (wirft sich in den Armstuhl, trinkt).
Gil Blas. Überschwemmen, möcht man sagen —
Esteban. Bester, ich kann was vertragen!
Gil Blas. Ja, ein Schwamm scheint Euer Magen
Still, da kommen sie!
Esteban. Der Neuling?
Arm in Arm mit ihm! ich berste — (er trinkt).
Gil Blas. „Bürste" wär' der richt'ge Ausdruck!

Zweite Szene.

Vorige. **Pacheco. Aurora** (als Student).

Pacheco. Alle Kirchen und Paläste
Unsres lieben Salamanca
Hab' ich Euch gezeigt, Don Felix —
Aurora. Bin Euch sehr dafür verbunden —
Gil Blas (für sich). Prächtig macht sie sich als Bursche!
Aurora. Gil Blas, auf ein Wort!
Gil Blas. Da bin ich!
(Sprechen heimlich.)
Pacheco (für sich). Täglich flüstern sie zusammen! (laut)
Nun, Churchillo, Du studierst?
Esteban (steht auf). Libro titulo! Da steht's!
De ejectis et effusis,
Ganz konfus wird man dabei.
Pacheco. Ist Dein Kopf so schwach? Sag selber,
Taugst Du zum Juristen?
Esteban. Schwerlich!
Pacheco. Bist zu wenig fein.
Esteban. Zu ehrlich!
Pacheco. Gutes Herz, auch guter Magen,
Durst'ge Leber, derb und dreist,

Digitized by Google

Immer fertig drein zu schlagen,
Aber kein subtiler Geist. —
Gieb Dir Ferien jetzt und geh.

Esteban. Weiß mich wieder vor die Thür!

Gil Blas (im Gespräche mit Aurora). Heut noch?

Aurora. Ja, des Abends lockst Du —
Ihn ins Haus —

Gil Blas. Zu Eurer Schwester?
Die ihn dann verlacht, verhöhnt — (für sich, reibt sich die Hände)
Und ich bleibe Hahn im Korbe!

Pacheco. Habt Ihr immer Heimlichkeiten?

Aurora. So Familiengeschichten —

Pacheco. Die ich nicht erfahren darf?
Doch das macht mich eifersüchtig.

Aurora. Bin ich Euch so wert, Don Louis?
Daß Ihr mit dem Diener eifert,
Fühl' ich höchlich mich geschmeichelt.

Pacheco. Wirklich? Nun, das wird sich zeigen. (zu Esteban)
Du noch hier?

Esteban. Ich komme wieder —

Pacheco. Gar nicht nötig!

Esteban. Nicht?

Pacheco. Nein. Geh nur —

Esteban. Baccalaurens, Du bist ein
Undankbarer Mensch. Ich war Dein
Treuer Pudel, bis ein Windhund
Mich um Deine Gunst gebracht —
Doch ich tränk's ihm ein, dem Fuchs!

Pacheco. Drohst Du, Bursche? Fort mit Dir!

Esteban (nimmt die Weinkanne). Meinen Zorn nehm' ich mit mir! (Trinkt abgehend.)

Dritte Scene.

Gil Blas. Pacheco. Aurora.

Gil Blas. Setzt ihn in den letzten Zügen!
Und die Weisheit läßt er liegen —

Pacheco. Laß uns —

Aurora (winkt Gil Blas). Doch bleib in der Nähe!

Gil Blas. Als des jungen Herrn Beschützer,
Müßt Ihr wissen, Don Pacheco!
Denn Don Guzmann, sein Herr Onkel,
Hat ihn mir ans Herz gelegt,
Euren neuesten Scolar,
Ein Student mit Haut und Haar! (Ab.)

Vierte Scene.

Pacheco. Aurora.

Pacheco. Hört mich an! (Rückt Stühle, sie setzen sich.)
Daß ich — vielleicht
Aus geheimer Sympathie —
Von der ersten Stunde an
Mich zu Euch gezogen fühlte,
Ist Euch — hoff' ich — nicht entgangen.

Aurora (immer mit Zurückhaltung). Freundlich ward Ihr dem Scolar,
Der sich Euren Rat erbeten,
Wie er seine Studien
Einzurichten mit Erfolg —

Pacheco. Zu den schönen Wissenschaften
Wies ich Euch —

Aurora. Für die ich schwärme!
Für die Meister unsres Landes,
Calderon, Lope de Vega
Und den köstlichen Cervantes.

Pacheco. Will sie gerne mit Euch lesen,
Dunkle Stellen, die dem Jüngling
Unverständlich, ihm erklären —
Doch es scheint, daß Ihr auch mich
Insgeheim studiert, Ihr lauert
Allen meinen Schritten auf —

Aurora. Bin nur aufmerksam auf Euch,
Da Ihr mir als Muster geltet,
Der erfahrne Mann fürs Leben.
Bin Euch dankbar, Euer Schüler. —

Pacheco. Doch Ihr sprecht den Dank so kalt aus,
Während ich mit Herzenswärme
Euch entgegenkam. Die Wärme
Überhaupt scheint Euer Fach nicht.
Sag' ich's offen Euch heraus?
Ein so hübscher, junger Mensch
Und ich sah Euch nie mit einem
Unsrer jungen Mädchen schäkern —

Aurora (zieht die Achseln). Die Studentendirnen meint Ihr?

Pacheco. Sind recht arge darunter! —
Und wenn ich mich einer Schönen
Nahte, ihr ins Ohr geflüstert,
Schient Ihr wie erbost und wurdet
Blutrot wie ein zorn'ger Truthahn!
Und warum? Erklärt mir das!
Sollte ein so hübscher Junge
Stets verschämt thun wie ein Mädchen?
Nichts von Liebe wissen wollen?
Doch Ihr habt wohl einer Göttin,
Einer schüchtern zarten Jungfrau
Euer Herzchen zugewendet,
Und das macht Euch allen andern
Jed'schen Reizen unempfänglich? —
Ist es so? Hab' ich's erraten?

Aurora (schüttelt den Kopf). Großer Irrtum, Don Pacheco!
(Steht auf.)
Nein, ich liebte nie ein Weib,
Werde keines lieben, möcht' auch
Keiner dieser schönen Damen
Jemals raten, mich zu lieben —
Denn da käm' sie übel an!

Pacheco. Seid Ihr gar so kalten Herzens? (Steht auf.)
Jüngling, werde erst ein Mann,
Und die wilden Liebesgluten
Werden bald Dich überfluten!

Aurora. Weisen sich an mir so Zeichen?
Nein. Ich spüre nichts dergleichen.

Pacheco. Kommen wird's, wie's mich getroffen!
Ach, noch ist die Wunde offen —

Aurora. Eine Wunde?

Pacheco. Meines Herzens!

Aurora (lebhaft). Wart Ihr so verliebt? Erzählt doch!

Pacheco (besinnt sich). Nein, Ihr seid zu jung, mein Freund,
Solche Leiden zu begreifen, —
Bin auch jetzt nicht in der Stimmung,
Gleich mein Herz so auszuschütten —

Aurora. Warten wir die Stunde ab.
(für sich) O ich lock' Dir's wohl heraus —

Fünfte Scene.

Vorige. Pedro.

Pedro. Gnäd'ger Herr, da draußen steht sie —

Pacheco. Wer?

Digitized by Google

Pedro. Die Ines —
Aurora (tritt rasch hinzu). Welche Ines?
Pacheco. Wirst Du wieder rot, mein Hähnchen?
Eine Dame hat das Mädchen
Mir — empfohlen.
Aurora. Eine Dame?
Pacheco. Die mir meine Jugendfehler
Etwas unsanft vorgehalten.
Aurora. Eine Frau — die Euch gefiel?
Pacheco. Ja und nein. Kenn' sie nur halb,
Denn sie ging verlarvt —
Aurora. Dann war sie
Schwerlich hübsch.
Pacheco. Das mein' ich selber!
Obgleich manche ihrer Reize,
Auch geheime, mich entzückten!
Denn ihr Füßchen, manches andre —
Aurora. Ich erlaß' Euch die Beschreibung! —
Ihr vergeßt die Ines —
Pacheco. Nur zwei
Worte mit dem Mädchen! — Tretet
In den Alkov, zieht den Vorhang
Zu. So! (zu Pedro) Laß sie kommen,
Deine Braut!
Pedro. Das heißt —
Pacheco. Ich will sie
Prüfen erst, ob sie Dir taugt —
Pedro (für sich). Prüfen will ich sie schon selber — (öffnet die Eingangsthüre).
Inesilchen, bist Du da?
Komm nur —

Sechste Scene.

Vorige. Ines (die an der Schwelle bleibt).

Aurora (guckt hervor). Ist sie's? Ja, sie ist's —
Pacheco (für sich, Ines betrachtend). Bildhübsch ist sie. Mein Geschmack
Macht mir Ehre —
Pedro (führt Ines vor). Nun, da ist sie,
Die Ihr prüfen wollt! (zu Ines) Hab keine
Furcht, mein Täubchen! Ich bin da! (zu Pacheco)
Und an das, was Euer Gnaden
Mir versprochen in Madrid —
Bin so frei, Euch zu erinnern —
Pacheco. Gut, gut! Geh nur!
Pedro. Bin schon fort! (heimlich zu Ines) Nimm Dir alles, was er giebt —
Und gieb nichts dafür, verstehst Du? (Ab.)

Siebente Scene.

Pacheco, Ines. Aurora (versteckt).

Pacheco. Tritt nur näher, sei nicht schüchtern —
Ines. Euer Gnaden waren mir
Freundlich einst —
Pacheco. Das bin ich noch,
Schönes Kind! (Faßt sie am Kinn.)
Aurora (guckt wieder hervor). Kein übler Eingang!
Pacheco. Du warst Braut? Allein die Heirat
Habe sich zerschlagen, heißt es —
Ines (ballt die Fäuste). Sich zerschlagen, ja!
Pacheco. Der Mensch war
Maultiertreiber seines Zeichens? (Setzt sich.)
Ines (tritt zu ihm). Dieser Nuñez! So ein Rotkopf!
Dickkopf auch und Faust von Eisen,
Der mich wie sein Tier zerbläute —
Wehrte freilich mich nach Kräften —
Wofür hat man seine Nägel?
Doch der Stärk're bleibt im Recht.
Er schlug zu — kein heiles Fleckchen
Hatt' ich mehr am ganzen Leibe,
Daß ich wie ein Schloßhund heulte —
Und als ob der Bock mich stieße. — (Kauf schluchzend.)
So in meiner zorn'gen Ohnmacht!
Aurora (für sich). Nicht aus Reue? Diese Dirne!
Pacheco. Kam es so zu best'gen Scenen?
Hast ihm Anlaß wohl gegeben?
Ines. Seine dumme Eifersucht —
Pacheco. Und mit wem hat er geeifert?
Ines (stolz). Nun — mit meinem guäd'gen Herrn!
Pacheco. So? Mit mir?
Aurora (für sich, droht ihm). Dir schmeichelt's wohl?
Pacheco. Sag, und meinetwegen kam
Diese Heirat nicht zustande?
Ines. Euret-, seinet-, meinetwegen! —
Überlegte mir die Sache.
Führt der Prügel erst das Wort,
Geht das in der Eh' so fort.
Aurora (für sich). Das ist praktisch!
Pacheco. Hast Verstand —
Ines. Und drum hab' ich meine Hand
Diesem Grobian verweigert —
Nur mit feinen Kavalieren
War ich Umgangs sonst gewohnt!
Ein Don Louis — drauf ein Nuñez —
Dieser Unterschied, wie groß!
Und so macht' ich flugs mich los.
Aurora (für sich). Uns erzählte sie's ganz anders.
Pacheco. Recht, mein Kind! Und nimm Dir lieber
Dieses gute Schaf, den Pedro —
An der Mitgift soll's nicht fehlen.
Muß Dich ja entschäd'gen, Kleine,
Für die Übel, die Du Dir
Meinetwegen zugezogen.
Ines. Alles ist vergessen, seit ich
Euer Gnaden wieder sehe!
Euer nobles Wesen ist mir
In die Seele tief gedrungen.
Aurora (für sich). Hat der Unband eine Seele?
Pacheco (steht auf). Liebe Ines —
Aurora (für sich). Liebe Ines —
Pacheco. Jene Zeiten sind vorüber!
Laß uns also Abschied nehmen! (Ergreift ihre Hand.)
Aurora (für sich). Und dazu die Patschhand geben?
Ines. Abschied, guäd'ger Herr?
Pacheco. Vielleicht
Nicht für immer!
Ines. Nicht?
Aurora (für sich). So? Nicht?
Pacheco. Was Du mir gewesen, darfst Du
Nicht mehr sein —
Ines (kokett). Nicht mehr?
Aurora (für sich, droht ihr). Nein, Schlange!
Pacheco. Nein, mein liebes Inesilchen! (Täschelt ihr die Wange.)
Aurora (für sich). Don Henriquez soll ihn fordern.
Ines. Rührt sich's nicht?
Pacheco. Wo?

Digitized by Google

Ines (weist nach dem Vorhang). Dort!
Pachero. 's ist nichts!
(für sich) Dieser dumme Junge hört uns!
Warum schickt' ich ihn nicht fort? —
Abschied also, wie gesagt —
Ines (wischt die Augen). Werd' ich jemals Euch vergessen?
Pachero. Gutes Mädchen!
Aurora (für sich). Heuchlerin!
Pachero. Du bist jetzt bei Deiner Base!
Ines. Seit das Fräulein mich verstoßen —
Pachero. Was für Fräulein?
Ines. Nun, die Tante,
Diese Beißzang, die Elvira!
Besser meint's das junge Fräulein!
Pachero. Eine Junge?
Ines. Die Aurora!
Aurora (für sich). Gott! verrät sie mich?
Ines. Die wär'
Nicht so übel. Doch die andre!
Eine alte Jungfer, wißt Ihr!
Das hat nur ein Herz für Affen,
Keins für Menschen und ihr Unglück.
Bin von aller Welt verlassen,
Hart gehalten bei der Base.
Pachero. Das soll anders werden, Kind! —
Du besorgst die Wäsche, hör' ich —
Ines. Ja, für die Studenten —
Pachero. Kannst auch
Meine Garderobe durchsehn —
Ines. O mit tausend Freuden!
Pachero (heimlich). Komm gleich
Morgen früh, bevor ich noch
Mich den Studien ergebe —
Ines. Ja, da klopf' ich an die Thür,
Schlüpf' hinein —
Aurora. Mich hält's nicht länger — (will vortreten).
Pachero (winkt ihr zurück; für sich). Unausstehlich, dieser
Junge!
Ines (die Aurora gewahrt hat). Noch ein junger Herr?
Pachero. Mein Schüler —
Ines (für sich). Sehr bedenklich, dieser Schüler —
Pachero. Auf den Pedro jetzt —
Ines (öffnet die Mittelthür). He, Pedro!
(Sie will den Vorhang wegziehen, der von innen festgehalten wird.)
Dieser Schüler scheint ein Mädchen!

Achte Scene.

Vorige. Pedro.

Pedro. Ist die Prüfung schon vorüber?
Pachero. Nun, Freund Pedro, willst Du Dich
Mit dem Mädchen hier verloben,
Gleich in meiner Gegenwart?
Pedro. Mit der Ines? (heimlich zu Ines) Hat er Dir
Was gegeben?
Ines. Nein; noch nicht.
Pedro. Will mir's noch bedenken, Herr —
Pachero. Was ist zu bedenken, wenn ich
Sie und Dich versorgen will?
Scheide nächst aus Salamanca,
Nehm' Euch beide mit; Ihr sollt
Meinem größren Haushalt vorstehn,
Wenn ich mich vielleicht verändre. —
Ines. Eine Heirat, gnäd'ger Herr?
Pachero. Meine Mutter wünscht es. Früher
Oder später muß man dran.
Wer bleibt ewig Junggeselle?
Ines. Hochbeglückt die Dame, die sich
Ein Don Louis auserwählt!
Aurora (für sich). Schmeichelkatze!
Pachero (schließt eine Schatulle auf, nimmt einen Sack heraus).
Nimm hier jetzt
Deinen Brautschatz in Empfang —
Pedro (ergreift den Sack). Gieb! Ein Beutel. (Er öffnet denselben.
Befriedigt) Sind Dublonen. —
Uns gehorsamst zu bedanken!
Ines. Eure Hand, laßt sie mich küssen —
Pachero. Nicht doch! Dies zum Abschied, Kind!
(Küßt sie auf die Wange.)
Aurora (für sich). Don Henriquez muß ihn fordern —
Ines. Könnt ich diesen Kuß bewahren!
Ich vergeß' ihn nicht in Jahren —
Pedro. Und so weiter. — Komm jetzt, Ines!
Pachero. Bleibt Euch treu! Kein Zwist im Haus!
Meinen Segen!
Pedro (wie gerührt). Bin konchiert! (für sich)
Hat er einst mit ihr charmiert,
Die Dublonen gleichen's aus. —
Komm, mein liebes Inesschen.
(Beide ab. Ines kokettiert im Abgehen noch mit Pachero.)

Neunte Scene.

Pachero. Aurora.

Aurora (tritt vor; für sich). Endlich! — Doch er soll mir's
büßen —
Pachero. Nun, was sagt Ihr zu dem Mädchen?
Aurora. Daß es eine Erzkokette!
Pachero. Aber mir so zugethan!
Aurora. Euch — wie allem, was sich Mann nennt.
Pachero. Meint Ihr? — Bin zuletzt auch d'efer
Leichten Liebeleien satt — (wirft sich in einen Armstuhl).
Aurora. Freilich! Da Ihr Euch verändert. (Tritt zu ihm.)
Ist die Flamme schon erloschen?
Pachero. Was für Flamme?
Aurora. Eures Herzens!
Doch ich bin zu jung dafür —
Pachero. Zürnt Ihr mir?
Aurora (schmeichelnd). Dem Freund und Lehrer?
Pachero (reicht ihm die Hand). Fein, ja, Ihr seid empfänglich,
Und es mahnt mich Euer Anblick
An die Braut, die ich verloren —
Aurora. Der ich gleiche? (Zieht zu ihm.)
Pachero. Mund und Augen!
Darum zog es mich zu Euch.
Euer Haar ist freilich dunkel, —
Blondgelockt war meine Carmen — (zieht ein Medaillon hervor).
Hier ihr treues Abbild (küßt es, weist es Aurora).
Aurora. Die war's?
Carmen de Castillo?
Pachero. Wie? Ihr
Kennt sie?
Aurora. Ja, vom Sehn, von weitem —
Pachero. Nun, so kanntet Ihr die erste
Schönheit von Madrid, die schönste
Seele und ein Herz wie Gold. —
Ach, das Mädchen war mein alles,
Meine Einz'ge! Als sie starb,

Digitized by Google

Wollt' ich mir das Leben nehmen,
In ein Kloster mich verkriechen —

Aurora (natürlich; ergreift seine Hand). Armer Don Louis. —

Pacheco (hält ihre Hand). Ich dank' Euch,
Daß Ihr mit mir fühlt! — In Trauer
Ging ich durch ein volles Jahr;
Allen Mädchen, allen Frauen
Wich ich aus; so lebt' ich einsam,
Nur in Studien und Büchern —
So verfloß ein Jahr und mehr —

Aurora. Stets in Fleiß und ohne Frauen?

Pacheco. Später kam's wohl anders —

Aurora. Anders?

Pacheco (steht auf). Ach, was sind wir schwache Menschen!

Aurora. Ja, wir Männer! Gelt, Don Louis?

Pacheco. Stürzte plötzlich mich kopfüber
In die Welt und ihre Freuden,
Meinen Schmerz zu übertäuben.
Doch es bleibt da eine Leere
In der Seele, in dem Herzen
Uns zurück. — — Die Frau hat recht —

Aurora (steht auf). Die Verlarvte? Darf auch ich,
Euer junger Freund, Euch raten? —
Ihr scheint Eures leichten Lebens
Überdrüssig, wär't vordem schon
Bräutigam. Versucht's noch einmal!
Wählt Euch eine Frau — und wär's
Jene zweifelhafte Schöne,
Die Euch ins Gewissen sprach —
Bessert ernsthaft Euch und gründet
Euch ein Haus und einen Herd!

Pacheco. Gäb' es eine zweite Carmen,
Wollt' ich heut' noch mich entschließen,
Schon der guten Mutter wegen! —
Doch wo find' ich, was nur einmal
Blühte und nie wiederkeimt?
Dieser hohe Wuchs, dabei
Dieser Liebreiz, diese Anmut!
Und die Stimme, dieser Ton!
Wenn sie sang —

Aurora. Zur Mandoline —
Kenne manches ihrer Liedchen —

Pacheco. Und ich lag zu ihren Füßen,
Um in Thränen zu zerfließen —

Aurora. Ging es Euch so nah', so tief? —
Ja, mein Freund, Ihr kennt die Liebe! —
Doch Ihr werdet wieder lieben —

Pacheco. Nimmer! So nicht!

Aurora. Also anders?

Pacheco. Möchtet Ihr's?

Aurora. Was?

Pacheco. Mich verliebt sehn?

Aurora (lebhaft). Ob ich's möcht'! Und wär's zum Sterben!

Pacheco. Sterben! Ho!

Aurora. Nein, nein! Das ist nur
So ein rednerischer Ausdruck —
(schmeichelnd) Ob ich's möcht', Euch, meinen Lehrer
Glücklich sehn? Gewiß! Und wenn Euch
Liebe einzig glücklich macht,
Nun, so liebt in Gottes Namen!
Und nur bald! Das wünsch' ich sehr!

Pacheco. Nein, Ihr seid nicht kalt, Mendoza,
Da Ihr Anteil nehmt an mir,
Drum das brüderliche Du
Wollen wir von heut an tauschen —

Aurora. Du? Uns duzen?

Pacheco. Du verweigerst's?

Aurora. Wenn Ihr's wollt —

Pacheco. Ihr?

Aurora. Wenn Du's willst!

Pacheco. So ist's recht — doch fehlt noch eins!
Brüder müssen sich umarmen — (mit offenen Armen).

Aurora (weicht zurück). Muß das?

Pacheco. Freilich!

Aurora. Nun, wenn's
muß — (bietet ihm die Lippen).

Pacheco. Kalter Bursche! Mund auf Mund!
Und ein Kuß aus Herzensgrund — (umarmt sie).

Aurora (wischt den Mund, für sich). Nummer zwei. Geht das so fort?
Ich verschwinde! Höchste Zeit!

Zehnte Scene.

Vorige. Gil Blas.

Gil Blas. Euer Onkel schickt nach Euch —

Aurora. Bin schon da! (nimmt den Hut) Du folgst mir.
(Winkt ihm.)

Gil Blas (ebenso). Freilich!

Pacheco (nimmt den Hut). Ich begleite Dich, mein Bruder!

Aurora. Laß! Hab' Gil'! Der Onkel wartet —

Pacheco. Kommst doch wieder?

Aurora. Heute schwerlich!

Pacheco. Also morgen?

Aurora (wie oben). Wenn ich los kann —

Pacheco (hält sie fest). Nein, so kommst Du mir nicht aus.

Aurora. Gil Blas weiß, ich muß nach Haus!

Pacheco. So begleit' ich Dich ein Stück!

Aurora (für sich im Abgehen). Niemals kehr' ich mehr zurück! (Beide ab.)

Elfte Scene.

Gil Blas, allein. Dann **Esteban.**

Gil Blas (allein). „Du" und „Bruder?" Nun, das macht sich!
Später lock' ich ihn ins Haus,
Nach des schlauen Mädchens Auftrag,
Und dort soll er Feuer fangen. —
Eingefädelt ist die Sache:
Und so geht er in die Falle,
Opfer dieser Mädchenrache!
Doch wie rächen sie sich alle? —
Kommt drauf an, wie sich's gestaltet,
Wenn die Puppe Bruder sich zur
Schwester Schmetterling entfaltet!
Denn darauf ist's angelegt. —
Doch ist der Kalkül auch richtig?
Wird er gleich für sie entbrennen?
Ist ein Mann so unvorsichtig,
Blindlings in das Netz zu rennen?
Und sie selbst! Wenn sie zuletzt,
Noch so listig und geschickt,
Sich ins eigene Netz verstrickt,
Macht sie einzig ihn verliebt,
Um ihr Spiel mit ihm zu treiben?

Digitized by Google

Werd' ich Hahn im Korbe bleiben?
Wollen sehen, was es giebt!

Esteban (tritt ein, mit einer Schrift in der Hand). Gil Blas, gieb ihm das Kartell!

Gil Blas. Wem?

Esteban. Dem Fuchs, dem Neuling, der mich Bei dem Meister ausgestochen —

Gil Blas. Was? Ihr wollt Euch mit ihm schlagen?

Esteban. Panken, ja! Werd's ihm nicht schenken! Will sein Milchgesicht bedenken Mit 'nem tüchtigen Cirkumflex.

Gil Blas. Doch er wird sich Euch nicht stellen! Die Verwandten, Onkel, Tante Werden das Duell verhindern.

Esteban. Werd' ihn schon zu zwingen wissen! Dieser Hieber macht ihn kirre. — Heut noch will ich Antwort haben! Sagt er ja — so gilt's für morgen, Sagt er nein — nun so gilt's auch. Und mit meinen Sekundanten Trotz den Onkeln und den Tanten — Komm ich heut noch in sein Haus. —

Gil Blas. Gütʼger Himmel! Und was dort?

Esteban. Ihm die Ohren abzuschneiden! Bei Sant Jago! Ja, er muß! Oder sine auribus (ab).

Zwölfte Scene.

Gil Blas allein. Dann **Pachero.**

Gil Blas (allein). Ein Duell! Ein saubrer Streich. Doch da gilt es rasch zu handeln, Der Scolar muß sich sogleich In das Mädchen rückverwandeln.

Pachero (tritt ein). Ist mir das ein herzʼger Junge! Nur so jüngferlich. Er hat auch Mädchenaugen, Mädchenmund, Küßt wie ein verschämtes Fräulein —

Gil Blas. Findet Ihr? (Für sich.) Spürt er sie aus?

Pachero. Eins verdrießt mich: niemals ladet Er mich ein, ihn zu besuchen —

Gil Blas. Hm! Das hat so seine Gründe —

Pachero. Giebt's Geheimnisse?

Gil Blas. Verzeiht! Doch Euer Ruf ist nicht der beste, Und im Hause ist ein Onkel, In Madrid auch eine Tante —

Pachero. Tanten — bin ich nicht gefährlich!

Gil Blas. Aber Nichten!

Pachero. Giebt's denn Nichten?

Gil Blas. Ist mir das herausgerutscht, Und der Bruder selber ist Eifersüchtig auf die Schwester —

Pachero. Ist sie hübsch?

Gil Blas (küßt seine Finger). Superb! Ein Prachtstück! Gleich der Morgengöttin nennt sie Sich Aurora, sie hat Anmut, Geist und Witz; an Schönheit ist sie Ihres Bruders Ebenbild!

Pachero (dazwischen). Folglich gleicht sie auch der Carmen —

Gil Blas. Sie, die reizende Blondine, Schwarzkopf er. (Für sich.) Durch die Perücke — Diesen Unterschied bei Seite Gleichen sie sich zum Verwechseln.

Pachero. Höre, Gil, das Mädchen muß ich Kennen lernen — und zwar heut noch —

Gil Blas. Schwer wird's halten, denn der Bruder Und der Onkel sind die Drachen, Die vor jedem Männerblick Sorgsam diesen Schatz bewachen!

Pachero. Pah! das schreckt mich nicht zurück —

Gil Blas. 's giebt auch, mein' ich, einen Freier —

Pachero. Will ich dem sie streitig machen? — Zwar — gefällt mir die — Aurora Heißt sie? — gleicht sie meiner Carmen, Mach' ich ihr den Hof. Wer hindert's? Komm, begleite mich ins Haus!

Gil Blas. Laßt mich früher spionieren! Kommt erst abends, so wenn's dunkelt —

Pachero. Gut, ich will das Schönheitswunder Überrumpeln. — Abends also! — Fort mit dem Gelehrtenkittel! Will als Kavalier mich zeigen Und in die geheime Schwester Ganz entsetzlich mich verlieben! — Seht den Bruder! meinen Schüler, Der die Schwester mir verheimlicht! Mir verschließt er, mir das Haus! Darf er derlei sich erfrechen? Und werd' ein Spektakel draus, Und wär's nötig einzubrechen, Diese Schwester will ich sprechen — Zu dem Bruder mich zu rächen. (Ab Seite links.)

Gil Blas (allein, dem Abgehenden nachrufend). Thut ihm, Herr, nur nichts zu leide! — Rächen wollen sie sich beide! — Segelt der mit vollem Winde — Wie ergeht's dem armen Kinde? (Ab.)

Verwandlung.

Ein Gemach.

(Abendbeleuchtung.)

Dreizehnte Scene.

Aurora (in weiblichen Kleidern).

Guzmann (beide kommen aus der Seitenthüre rechts).

Aurora (im Auftreten). Bin ich hübsch?

Guzmann. Weil Du nur wieder — Mädchen bist!

Aurora. Ich will's auch bleiben — (tritt zum Spiegel). Sitzt das Kleid? — Gleich wird er kommen (sie setzt sich).

Guzmann. Dieser Wildfang oder Nichtsnutz, Wie die Tante ihn gescholten! Doch der will den Kopf ich waschen! (Tritt zu ihr.) Weißt Du's denn? Sie geht in Trauer Samt der ganzen Dienerschaft Um den Martin, ihren Liebling, Will ein Monument ihm setzen — 's ist empörend! Einem Affen! Und für Dichter und Gelehrte, So für große oder kleine Größen sammelt man vergebens. Eine Närrin, meine Schwester, Eine Thörin, meine Nichte! — Doch vorüber meine Nachsicht! Morgen früh geht's nach Madrid, Denn n'chts Gutes lernen hier Diese weiblichen Studenten.

Digitized by Google

Aurora. War mir doch die Maske nötig! (Steht auf.)
Alles hab' ich Dir gestanden,
Alle Schmach, die ich erlitten!

Guzmann. Was da Übles? Weil er einmal
Dich geküßt?

Aurora (mit Wichtigkeit). Nein, bitte, zweimal!
Und zum Überfluß die Ines —

Guzmann. Aller guten Dinge, heißt es —

Aurora. Scherze nicht! Ich will mich rächen —

Guzmann. An dem Wildfang? Laß ihn laufen!
Und daß unser Freund Henriquez,
Der mit nächstem um Dein „Ja" kommt,
Von der Sache nichts erfahre,
Denn sonst setzt es Mord und Totschlag!
Ein Krakehler wie kein zweiter,
Sonst 'ne gute Haut von Menschen,
Läßt sich um den Finger wickeln,
Drum zum Ehmann wie geschaffen.
Nimm ihn, dann ist's Lied am Ende!
Heirat ist die beste Rache.

Aurora. Könnt' ich jemals seine Frau —
Irgend eines Mannes werden?

Guzmann. Und warum nicht?

Aurora. Müßt' ich ihm
Nicht gestehn, was in Madrid? —

Guzmann. Dertei, liebes Kind, verschweigt man.

Aurora. Das wär' gegen mein Gewissen.

Guzmann (ösgerlich). Nun, so laß die Männer laufen,
Will Dir einen Affen kaufen.

Vierzehnte Scene.

Vorige. Gil Blas.

Gil Blas. Er ist da!

Aurora (wie erschrocken). Henriquez!?

Gil Blas. Nein, der
Andere!

Guzmann. So schick ihn fort!
Eh' die beiden sich begegnen —

Aurora. Halt, nun muß es sich entscheiden!
(zu Gil Blas)
Heiß ihn kommen, mich erwarten!

Guzmann. Mich statt Deiner soll er finden,
Und ich schaff' ihn Dir vom Halse!

Aurora. Lieber Onkel, die Beleid'gung
Ist dem Weibe widerfahren,
Und das Weib nur kann sie ahnden!
Hat er schlimm an mir gethan,
Soll er nicht den Frevel büßen?
Will ihn sehen mir zu Füßen,
Spotten will ich kalten Blutes
Seines kecken Übermutes,
Dann erst bin ich froh und frei!
Brauch' ich Hilfe, steh mir bei! (Ab Seite rechts.)

Guzmann. Will sie sich des Grimms entladen,
Bin ich Zeuge, kann nicht schaden.
(Ab durch eine Seitenthür links.)

Fünfzehnte Scene.

Gil Blas, allein. Dann **Pacheco.**

Gil Blas (allein). Immer braucht sie mich zum Locken,
Bin des Amts bald überdrüssig. (Öffnet die Mittelthüre.)
Señor, nur hereinspaziert!

Pacheco (elegant gekleidet, tritt ein). Nun, die Schöne läßt mich warten.
Hast Du mich gemeldet?

Gil Blas. Nein!
Sie weiß nichts. Ihr übertrascht sie.

Pacheco. Desto besser. — Also hier
Hanst das Wunder?
(Klänge einer Mandoline von der Seite rechts.)

Gil Blas. Horch! (Für sich.) Sie lockt jetzt!

Pacheco. Welche Klänge?

Gil Blas. Ja, des Abends
Phantasiert sie gern ein wenig.

Pacheco. Auf der Mandoline? Gleich der
Carmen —

Gil Blas. Und sie singt auch ihre
Liedchen. Tretet näher, hört nur!

Aurora (singt hinter der Scene). Liebster, was treibst du?
Liebster, wo bleibst du?
Du meines Lebens
Freude und Zier,
Soll ich vergebens
Mich sehnen nach dir?

Pacheco (aufgeregt). Dieses Lied! die Carmen sang es!
Und fast mit derselben Stimme.

Gil Blas. Alle Mädchen singen ja
Stets dasselbe Lied den Männern,
Und auch die Sirenenstimme
Hält sich jede in Bereitschaft. —
Ich verlaß' Euch, denn sie kommt wohl
Bald heraus. Versucht das Glück,
Ob's Euch lache oder grolle —
Ich selbst ziehe mich zurück. (Im Abgehen)
Ausgespielt scheint meine Rolle! (Geht ab.)

Sechzehnte Scene.

Pacheco, allein. Dann **Aurora.**

Pacheco (allein). Kehren alte Zeiten wieder?
Tönen mir die alten Lieder?
Bringen sie mir Liebeskunde?
Doch aus einem neuen Munde!
Rauscht es nicht heran? Sie kommt! Bin
Recht begierig auf das Wunder.

Aurora (tritt ein).

Pacheco (ihr entgegen). Fräulein —

Aurora. Señor —

Pacheco (hält inne, betroffen bei ihrem Anblick.) Diese Ähnlichkeit.

Aurora. Mit wem hab' ich — —?

Pacheco. Ich
Bin für Euch kein Fremder, Fräulein!
Eures lieben Bruders Freund —

Aurora. Don Pacheco —

Pacheco. Euch zu dienen —

Aurora (ladet zum Sitzen ein, setzen sich). Ihr sucht meinen Bruder; Felix
Grüßt. Er ist verreist.

Pacheco. So plötzlich?

Aurora. In — Familiengeschäften.

Pacheco. Ohne mich ans Herz zu drücken?

Aurora. Ja, das ist vorbei —

Pacheco (in ihrem Anblick). Wie schade! —
Nein, die Ähnlichkeit.

Aurora. Mit Felix?

Pacheco. Mehr mit einem teuren Wesen —
Meiner Braut, die ich verloren —

Digitized by Google

Aurora. Ja, der Bruder sagte mir —
Pacheco. Alles mahnt mich an mein Bräutchen!
Auch das Lied, das meine Carmen
Eines Abends mir gesungen —
Aurora. Und ich sing' ihr's nach —
Pacheco. Mit Ausdruck
Und mit Seele. — Darf ich wieder
Euch besuchen, Fräulein? Dann
Singt es mir noch einmal, bitte!
Aurora. Dient' Euch gern, doch morgen reis' ich
Mit dem Onkel nach Madrid.
Pacheco (lebhaft). Also dort?
Aurora. Verzeiht! Wir leben
Einsam nur mit wenig Freunden —
Pacheco (lebhaft). Freunde? Wär's denn wahr? —
Aurora. Ihr meint?
Pacheco. Gil Blas sprach von einem Freier —
Aurora. Das ist richtig.
Pacheco. Darf man fragen,
Wie der kühne Mann sich nennt?
Aurora. Kein Geheimnis ist die Werbung
Des Henriquez de Rosalbas!
Pacheco. Dieser steife Kastilianer —
Eure Wahl?
Aurora. Auch die des Bruders —
Pacheco. Unbegreiflich! Dieser Bruder,
Den ich wie den eignen liebe,
Dem mein Herz ich aufgeschlossen —
Und er wählt Euch den Hidalgo
Zum Gemahl? Das Brüderchen
Könnte besser wählen, mein' ich!
Will mit ihm darüber sprechen.
Aurora. Gebt Euch keine Müh', Señor!
Bruder sind und Schwester eins —
In der Sache, wie in jeder —
Pacheco (leise). Dann ist weiter nichts zu sagen. (Fixiert sie.)
Bruder sind und Schwester eins? — Ja —
(rückt näher zu ihr)
Alles gleicht sich bei Euch beiden —
Aurora (rückt zurück). Nicht so völlig —
Pacheco. Mund und Augen.
Nur die Haare sind verschieden —
Ihr seid Felix —
Aurora (steht rasch auf). Ich?
Pacheco (gleichfalls aufstehend). Der blonde!
Aurora. Ja so! Freilich!
Pacheco (für sich). Sie verwirrt sich!
(Legt den Hut weg, geht rasch auf sie zu.)
Seit wann habt Ihr einen Bruder?
Aurora. Seit ich — (steht sich) seine Schwester bin!
Pacheco. Ist das lang' her?
Aurora. Seit die Mutter
Zwillinge zur Welt gebracht.
Pacheco. Schwester Blondchen, Bruder Schwarzkopf?
Wunderliches Zwillingspaar, —
Widerhaariges Naturspiel.
Haltet ruhig, Fräulein, bitte!
Ist es Täuschung? ist's ein Schatten?
Aurora (irritierend). Schatten? Was?
Pacheco. Ein Fleckchen!
Aurora. Wo?
Pacheco. Da am Kinn — ein Rest — vom Spitzbart.
Aurora (wischt das Kinn ab). Spitzbart! Unsinn!
Pacheco. Aufgeklebt
War der Bart und falsch das Haupthaar.
Ihr seid Felix!
Aurora. Ja, ich bin's —
Ihr erstaunt mit Recht. Ein Mann,
Der mit Frauen gern sein Spiel treibt, —
Und ein Mädchen hat die Kühnheit,
Mit dem Manne sich zu messen,
Der für unbesiegbar gilt.
Pacheco. Nun, fürwahr, ich bin besiegt!
Durch den Bruder, durch die Schwester,
Ew'ge Schande für den Mann,
Der das Mädchen nicht erriet!
Und wie kamt Ihr auf den Einfall,
Als Student Euch zu verkleiden
Und bei mir Euch einzuschleichen?
Aurora. Meine Lust an Maskeraden,
Don Pacheco, riß mich hin. (Tritt näher zu ihm.)
Geh' auch gern verlarvt, gewissen
Kühnen Blicken auszuweichen.
Pacheco. Die verlarvte Dame — Ihr?
Ah! Ihr drohtet Euch zu rächen! —
Sagt, wie mach' ich meine Unart
Wieder gut? Ich bin bereit, Euch
Abzubitten auf den Knieen.
Aurora. Nun, so kniet! — Doch nein! Ich will's nicht!
Euer Unrecht seht Ihr ein —
Euch beschämt zu sehn genügt mir —
Sei die Sache denn vergessen. —
Pacheco. Meine Schuld, sie ist getilgt.
Ihr verzeiht?
Aurora. Ich trag' nichts nach,
Und somit — lebt wohl!
Pacheco. Bin ich Euch
Wieder fremd geworden, Fräulein?
Und wir kamen uns doch nah' — schon
Damals in Madrid — wie hier! (Tritt näher zu ihr.)
War der Bruder nicht mein Freund?
Lag er nicht in meinen Armen?
Hat die Schwester das vergessen,
Sie, die meiner Carmen gleicht?
Aurora. Eurem Ideal? der ersten
Schönheit von Madrid —
Pacheco. Das sagt' ich?
Aurora. Mir. Ja — heißt das — meinem Bruder —
Pacheco. Braucht' er's wieder Euch zu sagen?
Zürnt Ihr noch dem Freund, dem Lehrer,
Der Euch in den Armen —
Aurora. Laßt das —
Soll ich's nennen, was an mir Euch
Anzieht —
Pacheco. Euer Selbst!
Aurora. Ihr täuscht Euch!
Die Erinnerung nur ist es
Und die flücht'ge Ähnlichkeit
Mit der Dame Eures Herzens —
Pacheco. Thut Euch selber doch nicht unrecht —
Nennt Ihr flüchtig, wenn Natur
Zweimal auf derselben Spur
Ein Gebilde wieder schafft,
Das schon einmal uns beglückt,

Digitized by Google

Nun aufs neue uns entzückt!
Die Geſtalt, die ſüße Stimme,
Und die Anmut und den Liebreiz,
Auch die Augen licht und klar,
Und das goldne Lockenhaar!
Alles habt Ihr von der Carmen
Und in Euch fand' ich ſie wieder,
Glaubt nicht, daß ich ſchwärme, — nein!
Hab' ich nicht dem jungen Freunde,
Euch vertraut des Herzens Leere?
Und des Mitleids milde Zähre
Drängte ſich in Euer Auge.
Ihr auch rietet mir, Aurora,
Ihr — zu einer zweiten Wahl! —
Wendet Euch nicht ab! Es iſt ſo, —
Und ſo darf ich wieder hoffen!
Eine neue Welt mir offen
Mit dem neuen Liebesſtrahl!
Einſam und verlaſſen ſtand ich, —
Doch ich bin nicht mehr allein,
Eine zweite Carmen fand ich! —
Dir — Aurora — Carmen, ſieh,
Beugt in Liebe ſich mein Knie!

Aurora. Don Louis, was thut Ihr? Faßt Euch —

Siebzehnte Scene.

Vorige Gil Blas, Guzmann, Eſteban und Studenten.

Gil Blas (an der Schwelle den Eingang wehrend). Hört Ihr's nicht? Er iſt verreiſt —

Eſteban (in der Thür, Studenten hinter ihm). Was? der Fuchs? Pah, faule Fiſche!
Platz gemacht.

Gil Blas. Nichts da! zurück!

Eſteban. Apage, Philiſter! Vorwärts! (Sie treten ein.)

Guzmann (für ſich). Was nur wollen die Studenten?

Pacheco. Biſt Du toll, was ſuchſt Du hier?

Eſteban. Unſer Meiſter! Vivat!

Die Studenten. Vivat!

Eſteban. Suche Felix de Mendoza,
Dem ich mein Kartell geſendet.

Gil Blas (zu Aurora). Euren Bruder will er fordern!

Eſteban (wie oben). Bruder? Schließt den Kreis, sodales!
Dieſer Bruder iſt gefunden —
Und er ſoll uns nicht entwiſchen — (geht auf Aurora zu)
Feigling, der im Weiberkleide
Sich vermummt, den Bart ſich abſchert,
Sich behängt mit falſchen Locken!
Weg den Schmuck und greif zum Degen!

Aurora. Don Pacheco, ſieht mir bei!

Pacheco. Tollkopf, biſt auf falſcher Fährte!
Denn das iſt ja, ſieh, ein Fräulein,
Bruder ſind und Schweſter eins —

Eſteban. Eine virgo?

Pacheco. Und mein Schüler!
Meine liebe Schülerin —

Eſteban. Feminini generis?
Salutiert, commilitones!
Haſt amare ſie gelehrt?
Konjugiert nur fort!

Pacheco (eilt auf Aurora zu). Wie gern!

Guzmann (dem hinzu). Herr Profeſſor, nicht ſo raſch. Hab Auch ein Wörtchen drein zu reden.

Pacheco (zu Aurora). Euer Onkel?

Guzmann (immer wie barſch). Aufzuwarten.

Pacheco. Sehr erfreut —

Guzmann. Desgleichen. — Der hat Zweimal Dich geküßt?

Eſteban. Was weiter?
Oscula, die ſind nur Drangab'!

Guzmann. Doch Du wollteſt ja Dich rächen?

Aurora. Wie nur ſoll ich ihn beſtrafen?

Pacheco. Macht mich lebenslang zum Sklaven!

Eſteban. Angenommen! Et sub jugum!
Ego senior conjungo
Vos. Und prosit, Fratres!

Die Studenten. Proſit!

Pacheco. Laßt den Scherz zur Wahrheit werden!

Gil Blas. Mit dem Hahn im Korb iſt's aus —

Guzmann. Halt! Iſt das die Mädchenſache?

Aurora. Nein, das iſt die Mädchenrache!

Frühling.

Frühling bringt uns neues Hoffen,
Er belebt geſunknen Mut:
Was uns auch für Leid betroffen,
Wieder ſoll es werden gut.

Wann geſchwellte Knoſpen treiben
Überall vor unſerm Blick,
Kann das Herz zurück nicht bleiben
Und es ſucht verlornes Glück.

Martin Greif.

Verloren.

Ich lag ihm am Herzen die letzte Nacht —
O Mutter, hätt' ich an dich gedacht!

Die alten Gaſſen die ſind es noch,
Und ich bin eine andre doch.

Verſchließt euch, Augen, vor dieſem Tag,
Daß euch die Sonne nicht ſehen mag.

Nur ich ſoll eine andre ſein?
O hülle, du Nacht, vor Nacht mich ein!

Euch guten Schweſtern, dir und dir
Gehör' ich nimmer, und ihr nicht mir.

Und wenn ich die Höchſte im Lande wär',
Ich bin meiner Mutter Kind nicht mehr!

J. G. Fiſcher.

Digitized by Google

Eduard von Bauernfeld.

Von Josef Bayer.

Der alte Herr, dem wir heute mit freudiger Rührung in das Antlitz sehen, ist Jubilar durch alle Grade, wie jedermann weiß — aber er ist zugleich trotz seiner fünfundachtzig Jahre ein in unserer Epoche geistig gegenwärtiger, in ihr mitlebender Mensch und Autor, wie gleichfalls jedermann wissen kann. Er versteht es, sich mit seinem Alter auseinanderzusetzen; als der Klügere giebt er demselben nach, er reizt es nicht durch ungeberdigen Widerstand, und dieses fügsame, in gute Zucht genommene Alter läßt ihm dafür die innere Klarheit und die regsame, beschauliche Kraft, den Inhalt seiner reichen Existenz zusammenzufassen und neuen Inhalt sich herbeizuleben von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Die weise Mahnung des Horaz: carpe diem! befolgt unser verehrter Bauernfeld auf seine eigene Art als Maxime der späten Alterstage. Die Ruhe gebiert ihm neue Arbeit; es ist wohl die bequemere, lässigere Feierabends-Arbeit, aber dabei nicht minder als die frühere sein Wesen voll ausdrückend und bezeichnend. An den winterlich entblätterten und bereiften Zweigen hängt noch manche überreife Beere, die vordem unter dem dichten, grünenden Laub geborgen, wohl gar vergessen war; die langt sich jetzt der greise Dichter mit vorsichtiger Hand herunter und macht so die ergiebige Ernte seines Lebens voll.

Recht alte Herren — auch jene in der Litteratur — haben meistens nur eine Vergangenheit und ein zäh an ihr haftendes Erinnerungsvermögen. Bauernfeld erinnert sich auch viel und lebhaft, er ist sogar Gedenkmann von Beruf und hat bei Zeiten — auch vor der Herausgabe seiner gesammelten Schriften bei Braumüller in Wien (1871 bis 1873) — getreulich seine Memoirenpflicht erfüllt. Aber dabei lugt und horcht er noch weit eifriger in die Gegenwart hinaus in alten wie in jungen Jahren, mit all der sinnvollen Neugierde und kritischen Beobachtungsschärfe für den Wechsel der Erscheinung, für alles und jedes, was sich an Gesundem und Krankem, an Bedeutendem und Thörichtem in ihrem Schoße regt und entwickelt. Ihn beschäftigt jede politische Wendung und Zeitungsnachricht, zuvörderst jede vaterländische Dummheit, die in unserem lieben Österreich periodisch an die Zeit abgeliefert zu werden pflegt. Dann beflügelt er seine Xenien, läßt sie durch die Luft summen und gelegentlich ihren Stachel irgendwo einsenken. Ebenso hat der alte Fabulist seine Mappe noch nicht zugeklappt: in gleichem Schritt mit demjenigen, was draußen zu seiner Befriedigung oder seinem Ärger geschieht, muß er daheim weiter fabulieren und so das Gleichgewicht in Ironie oder Humor für sich herzustellen suchen.

Es ist ein außerordentliches Phänomen, daß ein Schriftsteller, der sich schon in die dritte Generation hineingelebt hat, sich mit der letzten ebenso zu verständigen weiß, wie es ihm mit der ersten gelang. Bauernfeld ist durch Alt- und Neu-Wien mit wachsender Popularität hindurchgeschritten, und das neueste Wien verehrt ihn nicht etwa bloß als litterarischen Patriarchen, sondern mit ungesuchter warmer Neigung, weil allen bei den Anregungen herzlich wohl wird, die er noch immer reichlich zu bieten vermag. „Jede Zeit hat ihre Jugend, jede Jugend hat ihre Zeit. Und so lebt auch jeder Mensch in einer doppelten Atmosphäre: in der seines Alters und seiner Zeit." Dies schreibt Bauernfeld im zweiten Kapitel seiner Memoiren. Welche war aber seine Zeit? Es waren Zeiten im Plural, von den zwanziger bis zu den achtziger Jahren — und dies beiläufig nach dem Fallgesetz mit progressiv beschleunigter Bewegung. Unser Dichter hatte, je älter er wurde, immer mehr Eindrücke und Ideen zu verarbeiten — und er that dies, geistig versjüngt, ohne Stillstand und Ermüdung, bis er trotz Alter und Ärger als ein ganzer moderner Lebensgenosse dieser Epoche in dem letzten Decennium anlangte. Wenn wir Bauernfelds Leben nach drei verschiedenen Beziehungen periodisch abteilen, dann erstaunen wir über die weiten Zeitstrecken, über die er volle Rechenschaft zu geben weiß. Einmal welthistorisch: von Napoleon, den der Knabe 1809 leibhaftig in Schönbrunn sah, als er Revue hielt und der Pflegevater den Burschen auf den Armen emporhob und flüsterte: „Der ist's!" — bis dann im Laufe der Zeiten auf Bismarck und Moltke, auf Sadowa und auf Sedan hin; ferner heimatlich-politisch: von seinen zwei Audienzen beim Kaiser Franz bis zu den Erschießungen nach der Oktoberrevolution, von da weiter am Konkordat und der Epjsode des Bürgerministeriums vorbei bis zu unserer gegenwärtigen Versöhnungsära. Nun wieder litterarisch: von seinem Zusammenleben mit Grillparzer, Raimund, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau bis zu seinen gelegentlichen Berührungen mit der jüngsten litterarischen Generation. Dann theatergeschichtlich: von seinem ersten, halbverunglückten Debüt auf dem Burgtheater (5. September 1828) unter Schreyvogel bis zu den Aufführungen seiner dramatischen Spätwerke auf dem Stadttheater von Laube; endlich den schauspielerischen Eindrücken nach: von der Therese Krones an bis auf Sonnenthal und Charlotte Wolter.

Was für eine lang sich entrollende Wandeldekoration von Lebensbildern! Aber das Steige in all diesem Wechsel, das auch den ganzen Lebensgang Bauernfelds in einen Kreis zusammenschließt, ist die Einheit des Ortes, um hier diesen dramaturgischen Ausdruck zu gebrauchen. Von Wien aus betrachtete er alle Dinge der Welt, und so umfassend sein Ausblick war, er bezog alles wieder auf sein Wien zurück. Das stärkste Heimatsgefühl und eine offene, liberale Weltgesinnung treffen in ganz individueller Mischung bei Bauernfeld zusammen und geraten zuweilen in einen gewissen Widerspruch, den er jedoch selbst nicht

Digitized by Google

beseitigen möchte. Eben dieser Widerspruch bildet das Salz und den Pfeffer seiner menschlichen und litterarischen Existenz; er bewirkt, daß der Kriticismus seiner Laune nicht dumpf wird und stets bei frischen Kräften bleibt.

Mit Bauernfelds Heimatsliebe hängt dessen Theatersinn untrennbar zusammen; beide sind nur Ausdruck derselben Grundempfindung. Nicht bloß darum, weil der letztere durchaus bei ihm durch lokale Eindrücke geweckt und genährt wurde — von der „Theatromanie" der Gymnasialjahre an, die an den Ritter- und Geisterstücken des Josefstädter Theaters ihr glückliches Genüge fand, bis zu den reiferen Bühnenstudien, zu denen später das Burgtheater reichlichen Stoff bot — sondern vornehmlich wegen der litterarischen Gesinnung, mit welcher er seine Aufgabe, ja seine Pflicht als Theaterdichter gegenüber der heimatlichen Bühne allen Ernstes erfaßte und getreulich auch durchführte. Bei der Feier seines 70. Geburtstages (13. Januar 1872), welche ihm der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" damals veranstaltete, legte er hierüber in bewegter Rede ein bezeichnendes Bekenntnis ab. Sein ganzes Leben lang habe ihn der Trieb bewegt, sein Scherflein beizutragen zur Schöpfung des deutschen Lustspiels. Allerdings seien seine Jugend- und besten Mannesjahre in Zeiten gefallen, die besonders in Österreich die freie geistige Bewegung und nun vollends auf dem Theater allerseits hinderten. Dennoch habe er nicht das Herz gefaßt, gleich so manchen litterarischen Berufsgenossen Deutsch-Österreich zu verlassen und in dem großen deutschen Gesamtvaterlande eine fernere Stätte der Wirksamkeit zu suchen. Gerade das Theater, für das er sich zunächst berufen fühlte, habe ihn in seinem Heimatsgefühl bestärkt. Und so sei er denn in Wien geblieben! „In gerade herausgesagt: er fühle sich als eingefleischter Wiener, wie unser alter Grillparzer, nur mit etwas mehr Hinneigung zu Deutschland!

Ja, dies ist Bauernfeld durchaus und darf sich dessen rühmen — ein echter Wiener, wie es eben auch der melancholische Komiker und geniale Volkspoet Raimund gewesen, dann seine Jugendfreunde, der Märchendichter mit der Palette Moriz Schwind und der unerschöpfliche Liedermund Franz Schubert. Auch Bauernfelds Lustspiele atmen und leben als echte Ortsspflanzen in der weichen Wiener Luft — aber sie leiden dabei keineswegs an lokaler Einschränkung. Das lebendige Lustspiel bedarf ja des Zusammenhanges mit realen gesellschaftlichen Verhältnissen — und dafür ist gerade Wien der richtige Ort. Es ist doch ein eminenter Vorzug, daß die Lustspiele Bauernfelds wirklich Stücke „aus der Gesellschaft" sind, daß sie auf dem konkreten Wiener Boden und nicht in dem abstrakten Philisterheim der durchschnittlichen deutschen Lustspielproduktion, in der wohlbekannten „kleinen Residenz" oder der irgendwo belegenen „deutschen Provinzialstadt" spielen. Auch der Schauspieler kann der Gesellschaftsstudien nach der Natur nicht entbehren, wenn der sogenannte „Konversationston" nicht zu einer leeren, unbezeichnenden Bühnenkonvenienz werden soll. „Der gute Ton kann sich überhaupt nur in einer Großstadt bilden und ausbilden. Es giebt keinen Gothaer, Coburger oder Schweriner „guten Ton". So äußert sich Bauernfeld in der Broschüre: „Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater" 1849. Braucht er sich also überhaupt zu entschuldigen, daß er durch die Reflexe aus dem Wiener Salon, aus dem Gesellschaftsleben, mit dem er vielfach mitlebte, seinen Stücken einen gewissen großstädtischen Zug verliehen habe? „Man hat mir vielfach den Vorwurf gemacht" — sagt unser Dichter in seinen Lebensmitteilungen — „daß meine Lustspiele vom „Liebesprotokoll", den „Bekenntnissen" und „Bürgerlich und Romantisch" bis auf die neueren: „Aus der Gesellschaft" und „Moderne Jugend" die Wiener Lokalfarbe mehr oder minder zur Schau tragen. Ich leugne es nicht Diese meine Art und Weise hat aber ihre Entschuldigung, vielmehr ihre Berechtigung. Die Lustspieldichter aller Zeiten, von Aristophanes, Plautus, Terenz bis auf den französischen Molière, den Dänen Holberg und den kleindeutschen Kotzebue haben dasselbe gethan wie ich: sie haben ihre nächste Umgebung und darin ihre Zeit abgeschildert . . . Ich bin und bleibe Wiener mit Haut und Haar und kann und will in meinen Lustspielen schlechterdings nichts bringen, als die Anschauungen eines Deutschösterreichers, der unsere Zustände, wie sie ihm erscheinen, in Ernst und Scherz wahrheitsgetreu darzustellen sich zur Aufgabe gemacht. Daß ich dabei das deutsche Gesamtvaterland, das gemeinsame Bildungselement immerdar im Auge behalte, versteht sich von selbst!"

Die Dramatik Bauernfelds jetzt noch näher zu charakterisieren, wäre wohl überflüssig; eine allgemeine Umzeichnung genügt völlig. Was sich längst in der lebendigen Wirkung erprobt hat, braucht nicht umständlich besprochen zu werden, weil es sich selbst aussprich.

Wie oft wurde schon die geistreich-anmutige Redefigkeit des Bauernfeldschen Dialogs gerühmt, der zugleich in seinen leichten Wendungen und Übergängen dem Schauspieler so redeglatt liegt! Die Wechselbeziehungen der auftretenden Personen entwickeln sich höchst anregend in Rede und Gegenrede — aber auch der Autor sorgt dabei für Anlaß und Gelegenheit, seine eigenen Bildungs- und Gesinnungsinteressen in die Strömung des Dialogs bedeutsam mit einfließen zu lassen. Die bequeme Ökonomie seines dramatischen Planes reflexiert ihm diese erwünschte Redefreiheit — und so enthält die Folge der Bauernfeldschen Lustspiele gleichsam in zwanglosen Fortsetzungen ein Repertorium der Ansichten des Dichters, der Phasen seiner Lebensphilosophie u. s. s. Es wird in seinen Stücken auch viel gelesen und über Gelesenes gesprochen; „Bücher auf dem Tisch" sind oft ein unentbehrliches Requisit. Entgegen der Epistel Goethes, welche die Leserei den Töchtern des Hauses fern halten will — „es sollte kein Buch im Laufe des Jahres über die Schwelle mir kommen vom Bücherverleiher gesendet" — wird hier umgekehrt die Lektüre bei dem schönen Geschlecht eifrigst begünstigt. In den älteren Stücken liest man Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften, und in dem späteren Lustspiel „Selbständig" kennt Bertha, das selbständige Mädchen, sogar den „alten und neuen Glauben" von David Strauß. Bauernfeld will ausdrücklich, daß die Mädchen seines Lustspiels in der Lektüre sich emancipieren und selbst bestrittene Bücher ohne Scheu lesen; der Weiblichkeit gescheche dadurch kein Abbruch. — Charakteristisch ist es stets für den Lustspieldichter, wie er in den entscheidenden Situationen den Herrn und die Dame zusammenführt, mit welcher Taktik des Dialogs er jenen werben läßt, diese der Werbung geneigt zeigt. Unser Autor gönnt die Erfolge der Neigung mit Vorliebe den angejahrten, aber geistig überlegenen Liebhabern, welche mit fein gelenktem Wort die Empfin-

Digitized by Google

dung im Frauenherzen zu fondieren verstehen: die Heirat ist dann gleichsam wieder eine Prämie für die Kunst des Dialogs. Eine der liberalen Haupttendenzen des Bauernfeldschen Lustspiels ist ferner dies, die Kluft der Stände zu überbrücken; und da in seinem Bühnensalon häufig der reiche Bankier Haushern ist, so giebt sich dies leicht, und der Baron, der Graf, zunächst der Diplomat, treten dann ohne Rückhalt in den gemeinsamen gesellschaftlichen Kreis. Aber dem Dichter ist es mit der Vereinigung der Stände auch im höheren Sinne ernst: dort auf halbhistorischem Boden, in der „deutschen“ Komödie „Der Landfrieden“ bekräftigt der Kaiser Max selbst in dem Schlußwort diese Tendenz: „Das Leben lehrt, es will sich nen gestalten — ich mein', in Zukunft sollt, sind erst die Kämpfe aus, Adel und Bügertum recht treu zusammenhalten.“

Eine eigene Gruppe in den dramatischen Produktionen Bauernfelds bilden diejenigen, die man so eigentlich als Gesinnungsdramen, als die Bekenntnisse seiner politischen Überzeugung bezeichnen könnte. „Lieber unvorsichtig als unwahr!“ schrieb der Dichter unter sein von Kriehuber lithographiertes Porträt aus den vierziger Jahren — und der Wahlspruch stimmte. In jener öden Zeit, da die Lüge, die Verstellung, die absolute Meinungslosigkeit offizielle Pflicht war, erbeizitete sich der Schriftsteller und Lottobeamte dazu, Namens Bauernfeld, unumwunden wahr zu sein, und „in Rede und Schrift zu frondieren“, wie er sich selbst ausdrückt. Eine parodistische Ausgeburt seines Oppositionsdrangs war sein Lustspiel „Großjährig“ (1846); aber die bloße komische Verneinung genügte ihm nicht, als sein Herz voll wurde von Sehnsucht nach Freiheit und nach Wiedererweckung deutschen Geistes. Vorher schon ließ er den Obrest v. Götze („Ein deutscher Krieger“, 1844) mit helltönender Beredsamkeit, so recht mit dem männlichen Brustton der Überzeugung für die deutsche Sache einstehen; dann holte er nach dem März, als die Reaktion Österreich wieder beschattete, Succurs und rief die mächtig erweckenden Namen eines Kaiser Maximilian, eines Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Martin Luther auf, damit sie ihm helfen, sei's auch auf der Scheinwelt der Bühne. Man ist überrascht, in jenen Tagen — und dies an der Hofbühne eines katholischen Kaisers, — wie auch der oberste Kämmerer Graf Lanckoronsky doch bemerken zu müssen glaubte, solch ketzerischen Freimut auftauchen zu sehen. Die Grundtonart des Goetheschen Götz von Berlichingen lautet in merklichem Nachhall, doch in eigenartigen Variationen in dem Franz von Sickingen von Bauernfeld nach. Merkwürdig ist übrigens der altliberale Schrecken, der durch die Ritterschaft geht, als der bewaffneten Bewegung der Ritter jene der Bauern aufgährend nachfolgt. Was sich der Dichter, der sich nur sinnreich andeutend ausspricht, selbst dabei gedacht haben mag?

Wir wenden uns wieder mit einem allerdings jähen Sprunge von dem Bauernfeld von 1848 zu jenem nach 1880 hinüber. Er politisiert noch immer, er „frondiert“ noch immer, er ist — wie es bei einer so tiefredlichen Natur nicht anders sein kann — noch immer wahr gegen sich und die Zeit. Aber seine Wahrheit ist in ihrer Äußerung nicht mehr enthusiastisch-warm, auch nicht satirisch-kampffreudig, wie früher in seinen politischen Tierfabeln — sie ist ingrimmig-kontemplativ, nach außen stechend, weil sie sich selbst wehe thut, die herbe Stimmung einer weit sich dehnenden Lebensverfahrung. Doch wie sie sich giebt, müssen wir sie ehren und anerkennen — und die Fülle von Sprachweisheit, die das Alter Bauernfelds reichlich abwirft, giebt Zeugnis von dem immer neu durchgesiebten und gesichteten Erfahrungsschatz seines Lebens. —

In den letzten fünfzehn Jahren hat der verehrte alte Herr die Bühne noch mit einer ansehnlichen Reihe von Novitäten überrascht. Jede wich von der nächsten so sehr ab, gehörte stets wieder in eine ganz andere Gattung, daß man hätte glauben sollen, Bauernfeld wolle die verschiedenen Staten seiner poetischen Entwicklung ganz rasch nochmals abspielen. Was er von früheren, für eine passende Zeit zurückgelegten Arbeiten wieder hervorholte, was ganz neu oder doch adaptiert war? wer kann das mit Sicherheit entscheiden? Lassen wir immerhin einem so wohl verwendeten Alter seine kleinen Rätsel. Vielleicht das sichlichste dieser Rätsel ist das heitere Stück Spanien, die Studentenkomödie aus dem Gil Blas, die eben in der „Deutschen Dichtung“ mitgeteilt wird. Welch voller südlicher Lustspiel-Sonnenschein, und zugleich welch feiner Goldglanz in der Trochäen-Diktion! Sollte Bauernfeld dieses zierlich-künstlerische Geschmeide aus einer lang verschlossenen Schubladen (und was hätte er dann für wohlgefüllte Schubladen!) nun hervorgezogen und mit einem guten Lederlappen neu geschmiert, oder gar in den letzten Jahren (und was für ein außerordentlicher Goldschmied wäre er dann!) vollständig angefertigt haben?... Genug, das seltene litterarische Schmuckstück ist da, und so mag sich der Leser daran erfreuen, wie sich das Publikum an der vorzüglichen Aufführung im Burgtheater schon früher erfreut hat.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Shakespeare-Litteratur von Eugen Reichel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1887.

Es giebt Bücher, die kaum Eine unrichtige Angabe enthalten, die den Leser nirgends zum Widerspruch reizen, und die er doch schließlich mehr gelangweilt als befriedigt aus der Hand legt, ohne im wesentlichen aus ihnen etwas Wertvolles gelernt zu haben; und es giebt andre Bücher, die von Irrtümern strotzen, deren Endergebnisse samt und sonderz zu verwerfen sind, deren einzelne Sätze überall Bedenken, ja Entrüstung hervorrufen, und die uns doch beim Lesen nicht nur von der ersten bis zur letzten Seite anziehen und fesseln, sondern auch auf Schritt und Tritt reichlich belehren und zu eignen Gedanken anregen. Reichels „Shakespeare-Litteratur“ gehört in diese zweite Kategorie. Ich halte die Behauptungen, die Reichel hier aufstellt, zum größern Teile für falsch; ich stimme namentlich den Schlußergebnissen, zu denen er gelangt, in der Hauptsache gar nicht bei: aber ich stehe nicht einen Augenblick an, sein Buch als eines der allerbedeutendsten zu bezeichnen, die in neuester Zeit über Shakespeare geschrieben worden sind, und es auf das wärmste allen zu empfehlen, denen Shakespeares Dramen ein wahres künstlerisches oder wissenschaftliches Interesse eingeflößt haben. Die Lektüre desselben wird sie im einzelnen oft ärgern, aber im ganzen gewiß nicht reuen und überall mächtig anregen, leidenschaftlich aufregen.

Die Frage nach der Autorschaft der unter Shakespeares Namen gehenden Werke ist in den letzten Jahren vielfach ventiliert worden, und es giebt eine ziemliche Anzahl von Halbgelehrten, die mit Aufgebot von viel Tüftelei, Unwissen und Unsinn den Lord Bacon von Verulam als den Verfasser jener Werke zu erweisen suchten. Wer auch nur einen Funken von wissenschaftlichem Sinne in sich trägt, wem

Digitized by Google

jemals auch nur ein blasser Schimmer geschichtlicher Forschung geleuchtet hat, lacht über solche Abgeschmacktheiten, nicht sowohl weil die Behauptung jener Baconianer verkehrt ist, als vielmehr, weil ihre Beweise für diese Behauptung durchaus hohl und nichtig sind, weil ihr ganzes Beweisverfahren von unglaublichen Absurditäten strotzt. Mit ihnen hat Reichel nichts gemein, wenn gleich auch er Bacons Persönlichkeit in seine Untersuchung hereinzieht. Aber wie viel breiter und fester basiert er dieselbe, wie viel wissenschaftlicher führt er sie! Prüfend betrachtet er das „Novum Organum“ und Stück für Stück die Shakespearischen Dramen und sucht dort die philosophischen, hier die künstlerischen Widersprüche möglichst grell zu beleuchten, um schließlich zu dem Resultate zu gelangen: das „Novum Organum“ sowohl wie Shakespeares Dramen rühren in der Maßgestalt, in der sie uns vorliegen, von Bacon her, sind aber nicht sein Werk. Der ursprüngliche Schöpfer des ersteren wie der letzteren war vielmehr ein in philosophischer und künstlerischer Hinsicht unvergleichlich herrlicher Genius, der William Shakespeare hieß und um 1586 einsam, von wenigen nur gekannt, von Spenser in den „Tears of the Muses“ beklagt, starb. Sein Nachlaß kam in Bacons Hand; dieser bearbeitete seine wundervollen Schöpfungen, das heißt, entstellte sie auf eine greuliche Weise und ließ die so zum Teil ganz unkenntlich gemachten Dramen durch den Strafforder Namensvetter jenes Genius am Theater in London aufführen und zuletzt unter dem Namen desselben drucken, während er nach mehreren Jahrzehnten das gleichfalls durch ungemodelte „Novum Organum“ unter seinem eigenen Namen herausgab. Also ein ungeheurer Betrug, bei dem nach Reichels Meinung besonders auch Ben Jonson die Hand im Spiele hatte, von dem Franz Meres und andre Zeitgenossen Bacons wahrscheinlich wußten! Ein Betrug freilich, von dem uns Reichels auf lauter Vermutungen aufgebauter Beweis nimmermehr überzeugt. Glücklicherweise liegt auch der Wert seines Buches wo anders, in der ästhetischen Untersuchung des Textes der einzelnen Shakespearischen Dramen. Auch hier schüttet Reichel das Kind mit dem Bade aus, indem er diese Dramen beständig nach den künstlerischen Forderungen des neunzehnten Jahrhunderts bemißt und nie daran denken will, daß selbst der größte Dichter der Elisabethanischen Periode ein Sohn seiner Zeit war, daß er zunächst nur für die Menschen seiner Zeit schrieb, daß das Drama damals überhaupt noch auf einer anderen Stufe stand als heutzutage, daß also vieles, was wir heute verwerfen, damals gefiel. Aber ist Reichels Kritik auch hierin einseitig und übertrieben streng, so weist sie doch auf manche kaum zu leugnende Verderbnisse im Shakespearischen Texte zum erstenmal mit vollster Bestimmtheit hin, so macht sie es doch wahrscheinlich, daß bei der Drucklegung dieser Dramen, die ja der Dichter nicht überwachte, Verstöße verschiedener Art, namentlich Versetzungen mehrerer Verse aus der einen Szene in eine andere, wohl auch dann und wann Einschaltungen ungehöriger Zutaten von seiten der Herausgeber vorgekommen sind, und deutet der Forschung einen neuen Weg zu lohnenden Zielen an. Wo Reichel selbst (wie bei „Coriolan“ und „Hamlet“) den Versuch macht, das Echte wiederherzustellen, zeigt er trotz mancher Schrullen, wozu beispielsweise die Beseitigung des Geistes im „Hamlet“ gehört, eine reife, sichere Kenntnis vom Wesen und von den Formen des modernen Dramas, wie es sein soll, und überhaupt ein wahres und bedeutendes Dichtertalent, leider aber nicht immer genügende Kenntnis der Shakespearischen Sprache und Metrik. Doch könnte diesem verhältnismäßig geringen Mangel das Studium einiger Schriften der von ihm bereits verachteten „Shakespeare-Gelehrten“ leicht abhelfen. Modernen Bühnenleitern aber, die etwa den „Coriolan“ aufführen wollten, könnten die Winke, die Reichel giebt, überaus schätzbar werden. An seinem Buche endlich, das sich überall als eine bedeutende, selbständige, durch Form und Inhalt anziehende Geistesleistung bekundet, möge sich ein lebhafter wissenschaftlicher Streit entzünden, aus dem die Wahrheit unbezweifelt sich zum Siege hindurchringe!

München. **Franz Muncker.**

Neue Romane und Novellen.

Von den uns heute vorliegenden Unterhaltungsschriften sei zunächst „Ein neues Novellenbuch“ von Hans Arnold (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886) genannt. Dasselbe bietet in leichtem, munterem Plauderton fünf Novellen, darunter eine ernstere unter dem Titel „Begaubert“, die das Unterhaltungstalent des Verfassers in ansprechendster Art bekunden. Die Geschichten sind freilich nur skizzenhaft gehalten und der Gegenstand ihrer Schilderungen ist nicht außerordentlich; aber auf das moderne Familienleben, in dem sie sich zumeist bewegen, läßt das Büchlein mit seinem Humor interessante Schlaglichter fallen. In „Pauls Geburtstag“ ist der Ton besonders anmutend. Auch die stilistische Gewandtheit ist lobenswert.

Die fleißige Feder Karl Weitbrechts hat unter dem Titel „Heimkehr“ (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886) zwei Novellen und eine Reiseerinnerung aus Italien geliefert, die im allgemeinen wieder die freundlichste Empfehlung auf ihren Weg verdienen. Das Talent des Verfassers entfaltet sich allerdings wesentlich in breiter Ausmalung des Hintergrundes, auf dem er seine Scenen spielen läßt, und des Beiwerks, ohne daß es der eigentlichen Hauptsache in der feineren Novelle, der Seelenmalerei und psychologischen Studie, volle Rechnung trägt. In der Novelle „Des Bildhauers Lebegeld“ ist Weitbrecht offenbar willens gewesen, eine solche innere Geschichte zu geben; doch verschwindet der Held nach der ersten umständlichen Einführung zu bald von der Bildfläche. Man wird das Büchlein mit Vergnügen lesen.

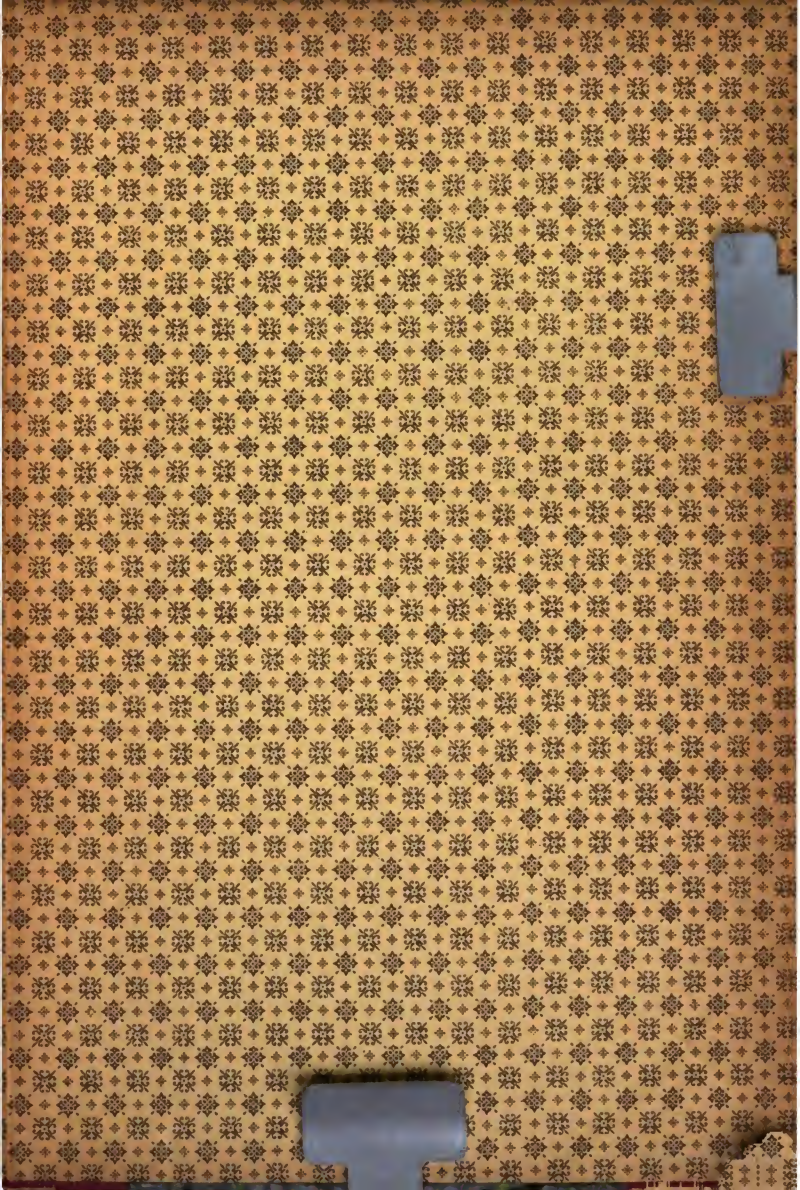
„Nawerslüb“ (Berlin, Wilh. Friedrich Nachf. 1886) ist ein Roman von Heinrich Burmester, ein plattdeutsch erzählter „Roman ut de Gegenwart“, der eine Schilderung des Bauernlebens in der Fritz Reuterschen Heimat mit allem Behagen eines gemütlichen Erzählers bietet. Die gemaltsam eingeführte Fabel erregt nicht eben großes Interesse, und wo es durch eine bedenkliche Scene aufgerufen werden soll, ist es ohne eigentliche Begründung in der vorher gebrachten Erzählung. Der Zweck derselben war nur, „drei Bruutpaar up einmal“ am Schluß vorzustellen, was ja genug sehr menschenfreundlich ist und ohne abscheulich zu wirken, wie der Verfasser beweist, sich in „so'n Baul“ machen läßt, zumal wenn das Plattdeutsche die Stimmigkeit der inneren Begründung dieses Vorgangs verdeckt. „Un wenn nu de Taufkinn, as ik se hier beschreben hev, echt un wahr fünd“, meint am Schluß der Verfasser, „un der Ein oder Anner gift sien Taustimmung dartau un seggt: Du hast Recht, so geiht dat in de Welt her“, so kann er sich aber auch nicht wundern, wenn man die Vorführung der Zustände durch ihn für zu unbedeutend hält, um sie als Charakteristik eines Romans aus der Gegenwart gelten zu lassen.

Dem Gebiet der deutschen Dichtung kann man das „Paandämonium“, Kriminal- und Sittengeschichten aus drei Jahrhunderten von Karl Braun-Wiesbaden (Hamburg, J. F. Richter 1887) nicht zurechnen und der Verfasser erhebt auch natürlich keinerwegs den Anspruch darauf. Was er dem Publikum in diesen zwei starken Bänden bietet, sind Erzählungen, zum Teil aktenmäßig, aus denen sich ein charakteristisches Gesamtbild der verschiedenen Rechts- und Sittenzustände während der letzten drei Jahrhunderte gestaltet. Bei der immer anregenden Unterhaltungsart, die dem Autor eigen, empfängt der Leser denn auch in der That des Interessanten in Hülle und Fülle und namentlich die älteren Kriminalhistorien werden ihn in hohem Maße fesseln, während die neueren Prozeßgeschichten wegen der Majestätsbeleidigungen in Deutschland u. s. w. den Wert quellenmäßiger Beiträge zur Zeitgeschichte in Anspruch nehmen. Es sind auch prächtige Stoffe für die Romandichtung in dem Buche, und indem man einzelne, wie „Die moderne Klytämnestra“ kennen lernt, findet man auch leicht, was der Dichter zusetzen müßte, um eine so wahre Geschichte äußerer Vorgänge in das Licht der künstlerischen Wahrheit zu setzen. Das war nicht des Autors Aufgabe, aber was Braun-Wiesbaden bieten wollte, ist ihm voll und ganz gelungen.

Stuttgart. **Eduard Schmidt-Weißenfels.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt.
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064479718